



DIE SCHWEIZ

Historisch
Naturhistorisch „materieel“

DARGESTELLT

2 JAHRGANG

1858



Herausg. von **WEHBELE-CONTESSE**

Menchaval

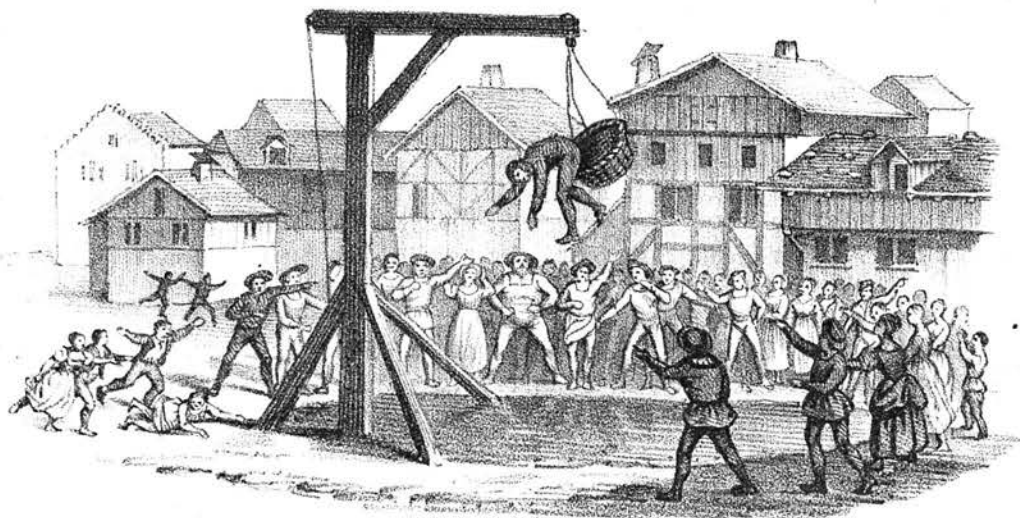
Alle drei oder vier Wochen erscheint eine Lieferung der Schweiz. Preis des Abonn.
L. 9 per Jahr oder für 10 Lieferungen, L. 4 cap. 50 für 9 Lief. Man bezahlt von 6 zu 6 Monaten

Rh 267/2



7578

Rache eines Bäckers.



Im Jahr 1280 erfuhr die Stadt Zürich ein großes Unglück, dessen erste Ursache der teuflische Haß eines Bäckers, Namens Wackerbold war. Seit langer Zeit beschuldigte man ihn, zu leichtes Gewicht zu führen, und das Gerücht erregte endlich die Aufmerksamkeit der Behörden, die den Bäcker warnten; dieser achtete aber nicht darauf; das Gericht veranfaltete eine Durchsuchung der Wohnung des Schuldigen, der, seines Betruges bald überwiesen, in Sicherheit gebracht wurde. Sein Prozeß war bald gemacht; denn damals verstand man in solchem Falle keinen Scherz, und die darauf gesetzte Strafe war der Galgen. Indessen wurde aus besonderer Gnade diese Strafe in eine Art Hängerei verwandelt, welche der Kleidung und der Ehre des Delinquenten nachtheiliger war als seinem Leben. Diese Strafe war für die Zuschauer sehr lustig, und ohne Zweifel würde in unsern Tagen ein solches Schauspiel noch zahlreiche Bewunderer finden. Ein Balken war in den Boden befestigt, ungefähr 20 Fuß vom Boden war ein Querholz darüber angebracht, an dessen einem Ende sich eine Rolle befand, an welcher an einem Seile ein Korb angemacht war. Am Fuße des Schnellgalgens war eine sumpfige Pfütze. Nun mußte der Delinquent, der der Held des Festes war, sich in den Korb setzen; dann zog man ihn an den Schnellgalgen hinauf, wo er zum Gespötte des Publikums aufgehängt bleiben mußte. Indessen war es ihm gestattet, aus dem Korbe zu springen und sich zu entfernen, was nothwendig geschehen mußte, wenn der Hunger ihn drang; aber wie sollte er beim Herabspringen nicht in den Sumpf

fallen, und wie dies anders als zur großen Belustigung des Publikums?

Am Tage der Vollziehung dieses Urtheils war die Menge noch größer als gewöhnlich, denn Niemand hatte Mitleiden mit dem Menschen, der sich auf Kosten der Armen bereichern wollte. Niemand schonte ihn, und Jedermann erwartete ungeduldig den Augenblick der Entwicklung, d. h., den Augenblick, wo Wackerbold in die Pfütze tauchen würde. — Indessen hockte dieser in seinem Korbe, ohne den Anschein zu haben, daß er herausgehen wollte, hoffend, er werde endlich die Geduld des Publikums ermüden. Aber während diesem langen Warten hatte der betrügerische Bäcker geschworen, sich schrecklich für die Beleidigung zu rächen, die man ihm anthue, und er hatte in seinem Kopfe einen seiner schwarzen Seele würdigen Plan gefaßt. Er betrog sich indes arg, wenn er dachte, die Geduld der zahlreichen Zeugen seiner Strafe zu ermüden; denn die Menge wuchs immer, während er seine Lage schon unhaltbar zu finden begann. Bald quälten ihn Hunger und Durst so arg, daß er sich entschloß, den gefährlichen Sprung zu thun er sprang, und während er in die Pfütze tauchte, ertönte das Geschrei des Publikums furchtbar, und dieß um so mehr, als der Bäcker den Augenblick des Vergnügens verzögert hatte. Unser Held beeilte sich, diesem stinkenden Orte zu entkommen, und nachdem er sich des Rotes, der ihn bedeckte und ihm die Augen blendete, so gut als möglich entledigt, nahm er den Weg nach Hause, begleitet, wie natürlich, von einer Menge Gassenjungen, die ihn mit ihrem Geschrei be-

räubten. Beim Eintritt in sein Haus wandte sich Wackerbold gegen seine verwünschte Begleitung; seine Augen funkelten vor Wuth, sein Gesicht athmete Rachedurst, er machte eine drohende Geberde, und sprach einige Worte aus, die erst dann verständlich wurden; als es zu spät war. Einige Tage vergingen, während welchen Wackerbold eine große Menge Holz kaufte, womit er sein Haus anfüllte; Niemand war darüber erstaunt, denn er backte sehr viel Brod, das sich diesmal durch sein richtiges Gewicht und seine Güte auszeichnete; und Jedermann freute sich, daß die Lektion dem Bäcker so gut angeschlagen habe.

Aber mitten in der Stille der Nacht wurden die ruhigen Bewohner Zürichs plötzlich durch Nothgeschrei und die Sturmglocken erweckt: Flammen wirbelten aus der Straße auf, wo Wackerbold wohnte; die Menge drängte sich nach dieser Richtung hin, während das Haus des Niederträchtigen nach allen Seiten Ströme von Rauch und Flammen ausspie, so daß es unmöglich war, sich demselben zu nähern. — Damals war Zürich beinahe ganz in Holz erbaut, seine Gassen waren eng und krumm, und in Brandfällen die Hülfsmittel so beschränkt, daß die Flammen alle Zeit hatten, heller sich auszubreiten. Diese ganze Straße und mehrere andere wurden die Beute des Feuers.

Während Schrecken und Verwüstung im Innern der Stadt herrschte, ging ein Mann bei dem rothen Schimmer der Brunnst über den Zürichberg, eine Anhöhe, welche die Stadt gegen Norden beherrscht. Ihm begegneten zwei Weiber, welche dem Orte der Zerstörung zuliefen, und, erstaunt, einen Mann sich eilig entfernen zu sehen, fragten sie ihn, wie es komme, daß, während Jedermann der Stadt zu Hülfe eile, er allein zu fliehen scheine. — „Sagt den Zürchern“, antwortete er, „daß Wackerbold der Urheber dieser Feuersbrunnst sei, und ich bin Wackerbold. Als ich von dem Korbe in den Roth fiel, mußte ich mich wohl waschen, und um mich zu trocknen, mußte ich Feuer anzünden: dieses Feuer habe ich in meinem Hause, mit meinem eigenen Holze angezündet; es ist ein wenig zu stark geworden, es ist wahr; aber als ich aus der sinkenden Pfütze kam, haben die Zürcher mich recht auslachen können; jetzt ist es an mir und ich lache sie aus, während sie jammern, so sind wir nett.“

Ein großer Theil der Stadt Zürich wurde in einen Aschenhaufen verwandelt, und Tausende ihrer Einwohner saßen sich plötzlich ohne Obdach. — Aller Nachforschungen nach dem Bösewicht, um ihn der wohlverdienten Strafe zu unterwerfen, ungeachtet, hörte man nicht mehr von ihm reden, und man weiß nicht, wohin er sich gewendet hat.

Der Schwabenkrieg.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war die Schweiz unter den andern Staaten Europa's eine furchtbare Macht geworden; zwar nicht wegen der Ausdehnung ihres Gebiets, auch nicht wegen des Reichthums und der Zahl ihrer Einwohner; wohl aber durch die Gewalt ihrer Waffen und den kriegerischen Geist ihrer Bürger. Damals war Jeder Soldat. Bis dahin hatten alle Potentaten, welche sich gegen sie versuchten, den unermesslichen Unterschied auf ihre Kosten kennen gelernt zwischen Männern, die für Ehre und Freiheit kämpfen, und Söldnern, die um Geld die Streitigkeiten der Fürsten ausfechten. — Italien war kurz vorher der Schauplatz der Tapferkeit der Schweizer gewesen, und dies, Dank sei es den reichlich gespendeten Thalern Karls VIII., die ihm allein solche Verbündete verschaffen konnten. — Der Kaiser Maximilian, ein weiser und kluger Fürst, verstand den ganzen Vortheil, den es für ihn hatte, die Schweizer in den Reihen seiner Truppen zu zählen. Nach dem Beispiel seiner Vorfahren hatte er es wohl versucht, sie zu überreden, daß, da sie Unterthanen des Reichs wären, sie ihm vollkommenen Gehorsam schuldig seien; die Schweizer waren aber immer taub gegen solche Gründe: das triftigste Argument fehlte dem Kaiser, das Geld! ... Er stellte sich an die Spitze eines bewaffneten Bundes von Fürsten, Ländern oder Städten Deutschlands, und besonders aus Schwaben, um die Dekrete des Reichstages in Achtung und Vollzug zu setzen, wonach während zehn Jahren jeder Privatkrieg untersagt war. — In kurzer Zeit waren 140 Schlupfwinkel jener adelichen Räuber durch die Armee des schwäbischen Bundes zerstört. Die Schweizer, zur Theilnahme hieran eingeladen, antworteten, sie hätten nichts dabei zu thun, sie hätten mit diesen strafseuräuberischen Baronen schon längst aufgeräumt. — Eine Reichsdeputation lud hierauf die Schweizer ein, ihr Kontingent zu der Expedition zu stellen, welche der Kaiser gegen Frankreich und die Türken zugleich vorhatte, aber sie schlugen es geradezu ab. Diese verschiedenen Weigerungen machten ihre schwäbischen Nachbarn unwirsch gegen sie, und sie suchten sich durch Spott und Schimpf zu rächen. Man schrieb viel, die Gemüther erhitzen sich; allein ehe man zum Aeußersten griff, machte man noch einen Versuch auf dem in Lindau sitzenden Reichstag, wohin die Schweizer eine Deputation geschickt hatten. Auf ihre neue Weigerung, sich dem Dekret der kaiserlichen Kammer zu unterwerfen, sagte ihnen der Bischof von Mainz, des Kaisers Kanzler: „Ihr müßt den Umständen nachgeben, denn man hat ein Mittel gefunden, Euch einen Herrn zu geben; es bedarf nur eines Federstrichs von mir, um euch zum Ge-

horsam zu zwingen.“ — Einer der Deputirten antwortete ihm: „Was Euer Gnaden uns droht, konnten andere nicht mit Hellebarden ausführen, welche doch mehr zu fürchten sind, als Gänsekiele.“

Eine an den Kirchthüren zu Lindau angeschlagene päpstliche Bulle bedrohte die Schweizer mit den Bannstrahlen, wenn sie ihren Bund mit Frankreich nicht aufgäben. Aber die Deputirten der Eidgenossenschaft ließen sich durch alle diese Drohungen nicht einschüchtern, und als Maximilian gewagt hatte, zu sagen, er werde einer der ersten ihr Land überziehen, antwortete Konrad Schwend, Bürgermeister von Zürich: „Ich bitte Eure Majestät, sich wohl zu hüten, sich an der Spitze des Bundes zu befinden, denn unsere Leute sind so wenig höflich, daß sie vielleicht Eure kaiserliche Krone nicht respektiren würden.“

Der daraus entsprungene Krieg währte zwar nicht lange, war aber mörderisch und grausam; die Ufer des Rheines, von Graubünden bis Basel, wurden gänzlich verwüstet, und das Volk dieser unglücklichen Gegenden in das schrecklichste Elend gestürzt. — Während dieses furchtbaren Kampfes gaben die Schweizer wiederholte Beweise ihrer Tapferkeit; sie trugen sechs wichtige Siege davon und hatten in einer Menge einzelner Kämpfe beinahe immer die Oberhand. Die Feinde betrieben diesen Krieg mit einer beispiellosen Wuth; es war ein wahrer Kreuzzug, den man ihnen predigte; denn sogar in den Kirchen und von der Kanzel herab schrie man auf alle mögliche Weise gegen sie: ihr Name allein war der immerwährende Gegenstand von Spott und Schimpf. — Die Schwabenbauern sagten damals, in den alten Zeiten hätten sie einen todten Schweizer mehr gefürchtet, als jetzt zehn Lebendige. Allein die Thaten der Eidgenossen hatten bald allen diesen Prahlereien ihr Recht angethan und den Verwegenen das Maul gestopft.

Trotz der beleidigendsten Herausforderungen hatten die Schweizer noch eine gütliche Beilegung versucht; da aber die Besatzung eines schwäbischen Schlosses eine Abtheilung eidgenössischer Truppen unvermuthet angegriffen, so verbanden sich die Schweizer, nachdem sie einige Verstärkung erhalten, mit den Graubündnern, fest entschlossen, die Unverschämtheit des Feindes zu züchtigen, der sich auf der andern Seite des Rheines, auf der Grenze des Sarganser- und Bündnerlandes befand. Es war am 12. Februar 1499. — Die Zürcher und Zuger, welche die Vorhut bildeten, gingen durch den Rhein, wo das halbgefrorene Wasser ihnen bis zu den Schultern reichte, ohne sich vor der Zahl oder dem Geschütz des Feindes zu fürchten; sie griffen ihn lebhaft an und trieben ihn auf eine andere Abtheilung von 1000 Schweizern zurück, die seit dem Tage zuvor auf der andern

Seite des Rheines stationirte. Es ist leicht zu begreifen, daß die Niederlage vollkommen wurde; und die Schweizer sich grausam über die Spöttereien rächten, denen sie ausgesetzt gewesen, und die sie mit so vieler Ungeduld ertragen hatten. Sie verbrannten Triesen und Vaduz im Tyrol und verwüsteten die Umgegend.

Prozess gegen die Engerlinge. (Maikäferlarven.)

Im Jahr 1482 und schon früher richteten die Engerlinge in gewissen Theilen der Schweiz so große Verwüstungen an, daß die Behörden für die Ernten ernste Besorgnisse faßten. Schon hatte man verschiedene Mittel versucht, sie aus der Gegend zu entfernen, aber ohne Erfolg, als endlich der Doktor Thüring Frickard, Stadtschreiber von Bern, auf den guten Gedanken verfiel, sich an den Bischof von Lausanne zu wenden, überzeugt, daß seine mächtige Vermittelung das Wirksamste sei, um diese verwünschte Art verderblicher Insekten zu vernichten. — Den bischöflichen Stuhl hatte damals Benedikt von Montferrant inne, der nicht zauderte, den Bernern seine geistlichen Waffen zu leihen, um ihre Feinde zu vernichten. Im Namen Benedikts von Montferrant wurde nun folgende Ermahnung an die Insekten erlassen:

„Eben so unvernünftige als unvollkommene Kreatur, weil von deiner Art in der Arche Noä bei der Sündfluth keine Erwähnung geschah, im Einverständniß mit deinen dummen Verbündeten hast du die Ernten, welche zur irdischen Nahrung der Menschen und Thiere dienen sollten, beschädigt und zum Theil zerstört; und damit eine solche Uebelthat von dir und deinen Mitschuldigen nicht mehr geschehe, so befiehlt euch unser gnädiger Herr, der Bischof von Lausanne, durch meinen Mund, euch zu entfernen und von euerm verbrecherischen Unternehmen abzustehen, also nach seinem Befehle, in seinem Namen und durch die Kraft der heiligen Dreieinigkeit, durch das Verdienst unsers Erlösers Jesu Christi und in Folge des Gehorsams, den man der heiligen Kirche schuldig ist, beschwöre und befehle ich euch, euch innerhalb sechs Tagen zu entfernen von allen Wiesen, Gärten, Aeckern und allen für die Nahrung von Menschen und Vieh angebauten Orten, und euch mit euern Mitschuldigen an Orte zurückzuziehen, wo ihr weder öffentlich noch geheim den Früchten schaden könnet, welche die Nahrung der Menschen und Thiere ausmachen. Indessen auf den Fall, daß ihr Ursache gehabt hättet, so zu handeln, so befehle ich euch im Namen der heiligen Kirche, der ihr Gehorsam und Unterwerfung schuldig seid, zu

erscheinen, ihr oder euer Advokat, am sechsten Tage nach gegenwärtiger Ordonnanz, vor dem Herrn Bischof von Lausanne oder seinem Vikar, gegenwärtig zu Willisburg, wenn es die erste Stunde Nachmittags schlägt, damit nach dem Recht verfahren, und eure Vertbeidigung gehört, auch ihr verurtheilt werdet, wie es sich im vorliegenden Falle geziemt, durch Verwünschungen und Beschwörungen, nach den in Rechten angenommenen Formen.“

Der Advokat der Engerlinge war ein gewisser Perrodet von Freiburg, der den Prozeß für seine Klienten nicht gewann; denn sobald die Prozedur geschlossen war, sprach der Bischof das Urtheil der Schuldigen aus, worin man folgende Stelle bemerkt:

„Nach reiflicher Prüfung der Akten bestätigen wir den gegen sie gefällten Spruch und beschwören sie in der Person des Johann Perrodet, ihres Stellvertreters, und belassen sie mit unserer Entheiligung, und versuchen sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes; und wir befehlen ihnen, auf der Stelle die Felder, Wiesen und Gärten zu verlassen; und in Folge des gegenwärtigen Spruches erklären wir euch verflucht und verbannt, und daß ihr durch die Gewalt des allmächtigen Gottes verflucht seid an allen Orten, wo ihr euch findet, und daß von euch und eurer Art nichts übrig bleibe, als was dem menschlichen Geschlecht nützlich sein mag.“

Trotz dieser furchtbaren Verdammung blieben die verwegenen Insekten ruhige Besitzer ihres geheimnißvollen Reiches, und fuhren ungeschert fort, auf Kosten der Zweiflüßler zu leben, deren Zorn und Beschwörungen sie trosteten. — Zehn Jahre später nahm die Geistlichkeit des Kantons Uri in der nämlichen Angelegenheit die Dienste des Herrn Bischofs von Konstanz in Anspruch. Der Generalvikar empfahl ihnen, sich an Sonn- und Festtagen des Tanzens zu enthalten, dagegen aber viele Prozessionen zu halten, fleißig zu fasten und zu beten, Messen zu lesen und Litaneien zu singen, ohne die vorgeschriebenen Beschwörungen zu vernachlässigen.

Der Kiltgang.

Unter den so vielen volkstümlichen Sitten und Gebräuchen in der Schweiz, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verliert, und die sich fortpflanzen, ohne daß man wüßte, warum, muß man den mit Ausnahme einiger Formänderungen in dem größten Theile der deutschen Schweiz eingeführten Kiltgang bezeichnen. Seit undenklichen Zeiten genießen die Mädchen des Kantons Bern das Vorrecht, bei Nacht den Besuch eines oder mehrerer Bewunderer ihrer Reize zu empfangen. Es ist der Brauch bei den jungen Leuten, diese Günst von Samstag Abend bis Sonntag früh zu

benutzen. Man muß diesen Gebrauch nicht vorschnell verdammen, dessen Ursprung sich in den Sitten der



alten Germanen findet, statt daß er das Ergebnis des Verderbnisses der letzten Jahrhunderte wäre. Er findet sich noch hin und wieder bei den Deutschen und mehreren nördlichen Völkern. Obschon diese Besuche nicht ganz gefahrlos sind, so herrscht doch mehr Anstand dabei, als man sich dächte. Während eines Theils des Jahres der Gesellschaft der Weiber gänzlich beraubt, suchen dann die schweizerischen Bergbewohner sich derselben so oft möglich zu nähern, und sicher kann man es einem jungen Manne nicht verübeln, welcher mit derjenigen eine innige Bekanntschaft zu knüpfen sucht, die er zu seiner Gefährtin nehmen will. Von den Sennhütten, wo sie den Sommer zubringen, scheuen sie sich nicht, bei Nacht einen Weg von 3 bis 4 Stunden in das Thal herab zu machen. Der junge Verliebte begiebt sich unter das Kammerfenster derjenigen, die ihn erwartet; er sagt eine, manchmal gereimte Formel her: das Mädchen antwortet, und nach dem Austausch einiger Phrasen schließt man eine Kapitulation; dann ersteigt der Liebhaber das Haus vermittelst der Holzbeuge, welche sich vor den bernischen Häusern befindet, und setzt sich an den Rand des Fensters. Es ist der Brauch, daß man ihm eine kleine wohlverdiente Erfrischung anbietet, und die in Kirschwasser und Lebkuchen besteht, die der junge Mensch mit seiner Schönen theilt. Nach dem Grade von Vertraulichkeit zwischen ihnen, und nach den mehr oder minder ernsthaften Absichten des Liebhabers bleibt dieser außen oder geht in die Kammer, nach den Bedingungen der Kapitulation. In beiden Fällen dauert die Unterhaltung bis die Morgenröthe das Zeichen zum Aufbruch giebt. Dieser Aufbruch aber ist für den begünstigten Liebhaber nicht ohne Gefahr, besonders wenn er nicht vom gleichen Dorfe ist; oft passen ihm Eifersüchtige auf, prügeln ihn durch und man schont ihn um so weniger als die Thäter unter dem Schleier der Nacht unbekannt bleiben können.

Oft wird bei derlei Gelegenheiten der unglückliche Seufzende übel behandelt, und er ist ganz beschämt, wenn er am andern Tage von den blauen und rothen Schattirungen in seinem Gesichte Rechenschaft geben soll.

Ein junger Mensch von Immensee am Zugersee, um unangenehme Begegnungen zu vermeiden und den Weg abzukürzen, durchschwamm gewöhnlich den See, um sich zu seiner Geliebten zu begeben; diese wohnte an dem entgegengesetzten Ufer, eine starke halbe Stunde in gerader Linie entfernt. Die Lampe, welche die Kammer seiner Geliebten erhellte, diente dem jungen Abenteuerer zur Leuchte, der oft mehreremal in der Woche, der Dunkelheit, den Strapazen und der Frische des Wassers trogte.

Wenn aller Hindernisse ungeachtet, die man ihm in den Weg legt, der Freier ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathet, so hat er noch eine Prüfung zu bestehen, die ihn jedoch keiner andern Gefahr aussetzt, als daß ihm das Trommelfell zerrissen werden könnte; da aber die neuen Eheleute diesen Sturm voraus wissen, so haben sie Zeit, die nöthige Vorkehr zu treffen. Am Abend nach der Hochzeit versehen sich die jungen Leute des Dorfes, wo die Braut wohnte, mit Kesseln, Rühglocken, Hirtenhörnern, kurz mit Allem, was einen rechten Lärm machen kann. Ihren Marsch mit den furchtbaren Tönen dieser verschiedenen Instrumente begleitend, begeben sie sich lärmend in das Dorf der Neuverheiratheten. Da aber derlei Lärmen Anlaß zu gerichtlichen Untersuchungen geben können, so verkleiden sie sich auf die bizarrste Weise, um nicht erkannt zu werden, und zu größerer Sicherheit bewaffnen sich mehrere von ihnen mit langen Stangen, woran sie Lumpen in Ruß umgewendet hängen; dann wehe den Neugierigen, die nicht mit Hören zufrieden, die Nase vor das Fenster strecken wollten. — Vor dem Hause der Eheleute angekommen, hält der lärmende Zug, die Instrumente hören auf, und ein Pöffenreißer aus der Bande macht eine Erzählung aus dem Stegreife aus der Klatschgeschichte der beiden Ehegatten; die beißendsten Spöttereien, die giftigsten Anspielungen werden nicht gespart. Nach einem mit dem Reste der Komödie übereinstimmenden Schlusse beendigt eine höllische Fanfare mit Geschrei eine Pöffe, die nicht nach Federmanns Geschmack ist.

Grandson.

Grandson ist eine kleine Stadt des Kantons Waadt, angenehm an dem Neuenburger See, 3 Viertelstunden von Yverdon gelegen. Man kennt den Ursprung dieser Stadt nicht, die nach dem Innern ihrer Kirche, deren Säulen mit sehr merkwürdigen Granitkapitälern bedeckt sind, sehr alt ist. Man sieht in dem Hafen dieser kleinen Stadt einen großen Felsblock, von welchem man glaubt, er sei dem Dienste Neptuns ge-

widmet gewesen. Außen an der Stadt gegen Yverdon war ein Barfüßerkloster, auf der andern Seite, auf einer Anhöhe, liegt das in der schweizerischen Geschichte so berühmte Schloß Grandson. Dieses ehemals feste Schloß beherrscht die Stadt und den See; es war die Wiege der Herren von Grandson, deren Geschlecht im Jahr 1398 erlosch, und in seinem Umfang wurden mehrere in der Geschichte des Landes berühmte Männer geboren: Lambert, Bischof von Lausanne im 11. Jahrhundert; Agno, Bischof von Genf 1219; Otto, Bischof von Basel 1305 und mehrere, durch ihre Waffenthaten berühmte Ritter. — Grandson kam an das Haus Chalons, wovon Ludwig von Chateauguon der letzte Eigenthümer war, als zur Zeit des burgundischen Krieges sich die Schweizer desselben bemächtigten, als einem der Unterthanen des Herzogs von Burgund angehörig.

Im Febr. 1476 belagerte Karl der Kühne Grandson mit einer Armee von 50.000 Mann. Wie wir schon gesagt, so übertraf dieser Fürst alle Potentaten Europa's an Kraft und Aufwand. Drei Jahre vorher hatte er eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Friedrich in Trier, bei welcher die Hofleute beider Fürsten sich an Prunk zu übertreffen suchten; aber die deutschen Herren wurden, aller ihrer Bemühungen ungeachtet, von den einfaches burgundischen Edelleuten verdunkelt.

Wenn die mächtigsten Fürsten und Herren Europa's von dem Glanze des burgundischen Hofes verblendet wurden, was sollten die Schweizer beim Anblick so vieler Reichtümer denken, sie, die meistens noch weder Gold noch Edelsteine gesehen hatten? Das Lager des Herzogs von Grandson glich einer reichen, von Fürsten und Herren bewohnten Stadt, die zu ihrem Vergnügen da zu sein schienen*); denn diese Schweizer, diese Bauern, diese Küher bekämpfen, schien eine für so schöne Herren wenig würdige Beschäftigung zu sein, die ihnen noch viele Ehre anzuthun glaubten, wenn sie sie eigenhändig tödteten. Dieses Lager, in Halbmondform, nahm eine beträchtliche Strecke ein, von dem Fuß des Jura, zwischen Champvent, Baumes und Concise bis zum See. — Kaum vor der Stadt angekommen, ließ sie Karl stürmen, und glaubte diesen kleinen Platz überrumpeln zu können; er wurde aber tüchtig zurückgeschlagen. Ganz wüthend über diese Niederlage befahl er einen neuen Sturm mit allen verfügbaren Streitkräften. Die 800 Mann starke,

*) Mit vielen Rössen, sagt Hugo von Pierre, Geschichtschreiber von Neuenburg, kam der Herzog Karl sammt einer Menge Leute zu Fuß und zu Pferd, durch sein unzählbares Heer überall Schrecken verbreitend. Da waren 50,000 Mann und mehr von allen Sprachen und Gegenden, eine Menge Kanonen und andere neue Maschinen, Pavillons und Aufzüge, alles von Gold glänzend, und eine Bande von Dienern, Kaufleuten und Freudenmädchen (3000) etc.

aus Bernern und Freiburgern bestehende Garnison, unter Georg von Stein von Bern, konnte mitten in einer schlechtbefestigten Stadt einer so furchtbaren Macht nicht länger widerstehen; sie bahnte sich einen Weg durch die Burgunder hindurch, und zog sich in das Schloß zurück. Das burgundische Geschütz donierte unaufhörlich von den Höhen; die am See errichteten Batterien verhinderten jeden Versuch, dem Schlosse zu Hülfe zu kommen. Die Berner hatten Dittlinger mit 300 Mann, Lebensmitteln und Munition über den See von Neuenburg aus der Garnison zu Hülfe gesandt; aber sie fanden alle Zugänge zu Wasser und zu Land so mit Mannschaft und Kanonen besetzt, daß es ihnen unmöglich war, sich zu nähern. Nachdem Dittlinger die eingestürzten Thürme, die durchschossenen Mauern betrachtet, mußte er sich zurückziehen, nicht ohne der Garnison ein Zeichen mit der Trommel gegeben zu haben, das sie mit einem Tanze auf den Bastionen beantwortete. Nicht aber die Freude machte sie tanzen, denn sie waren in der traurigsten Lage: — die Zinnen waren zerstört, der Kommandant Georg von Stein krank, die Lebensmittel fehlten, und die Zahl der Verteidiger war um viele vermindert. Zwei Soldaten durchschwammen den See mit Gefahr ihres Lebens, und statteten in Bern Bericht über den Zustand, worin sich die Garnison befand. Allein die Eidgenossen wollten nichts unternehmen, ehe sie alle beisammen waren. Die Belagerten fingen an, den Muth zu verlieren; Johann Weiler, welcher Georg von Stein im Kommando nachgefolgt war, erschütterte ihren Muth durch seine Reden: es sei Tollkühnheit, einer solchen Macht länger widerstehen zu wollen; die gegenwärtige Art Krieg zu führen, sei von der frühern weit verschieden, da sie keine Hoffnung haben, zeitig unterstützt zu werden, so sei es besser, ihre Arme für bessere Zeiten aufzusparen, als in diesen Mauern den Tod zu erwarten. Allein Johann Müller, einer der Hauptleute, und viele Andere waren einer ganz entgegengesetzten, mit ihrem Muth übereinstimmenden Meinung. — Indessen war der Herzog sehr zornig, daß er sich vor einem miserablen Schlosse zehn Tage lang mit seiner ganzen Armee aufgehalten sah; er befahl einen neuen Sturm, und ließ der Garnison sagen, daß wenn sie den Posten nicht sogleich übergebe, er die Lumpenkerle alle ohne Barmherzigkeit hängen lasse. Die Belagerer aber antworteten, daß weder Thor noch Thüre ohne den Willen der Bundesgenossen geöffnet würden. Dann verlangte ein burgundischer Edelmann, der Herr von Ronchant, welcher die Schweizer kannte, und ihre Sprache redete, mit der Garnison zu parlamentiren. Mit freundlichem und liebelichem Tone sagte er ihnen: die Antwort, welche ihr auf die Aufforderung des Herzogs gegeben, ist eurer Tapferkeit würdig; der Herr achtet euren Muth, aber treibt ihn nicht zum Aeußersten, denn er ist furchtbar und

störrisch in seinem Zorn, und wenn ihr den Augenblick vorüber ließt, wo er guter Laune ist, so wäre keine Gnade für euch! Uebrigens wozu euer Widerstand? Habt ihr nicht die letzte Nacht die Rörthe jenseits der Hügel gesehen? Es waren die Flammen, welche Freiburg verzehrten; ja, Freiburg steht nicht mehr, es wurde überfallen, Männer, Weiber und Kinder wurden nicht geschont. Von da marschirte die Armee auf Bern und Solothurn; die Priester und Weiber der ersten Stadt sind ihr demüthig entgegen gekommen, und haben um Barmherzigkeit geklagt; aber der Herr hat die Zerstörung Berns geschworen; die Eidgenossen haben sich zerstreut, und Niemand widersteht mehr der Macht des Herzogs von Burgund als ihr; eure Tapferkeit gefällt ihm; wir haben Gnade für euch begehrt und er schickt mich, euch freien Abzug aus dem Schlosse anzubieten, denkend, daß eine so gute Nachricht mir eine Belohnung von euch eintragen werde. — „Sehr gut,“ erwiderte Müller, „aber wie hat euer Herzog der Garnison von Brie in Lothringen Wort gehalten?“ — „Ach, das war ein ganz anderer Fall,“ versetzte Ronchant; „überdies bin ich Edelmann, und glaubet ihr, ich werde mein Wort zu einer Verrätherei hergeben? Uebrigens habt ihr nur einen Augenblick, um euch zu entschließen; denkt an das, was ihr thut.“ Von den Burgundern gewonnene licherliche Weiber hatten sich von der Stadt in das Schloß geschlichen, und nicht wenig dazu beigetragen, die Garnison zu demoralisiren. Wyler benutzte den Augenblick, seine feigen Einsüßerungen wieder zu beginnen und sagte, ein so edler und mächtiger Fürst, wie der Herzog von Burgund, werde sein Wort nicht brechen, und ihr Freund, der Herr von Ronchant, sei ein Ehrenmann, dem man trauen könne. Endlich gewann diese Meinung die Oberhand, man zahlte Ronchant 100 Thaler, unter seiner Auführung zog die Garnison aus dem Schlosse und stellte sich vor dem Herzog. — „Bei St. Georg,“ rief er, „was machen diese Leute hier, und welche Nachrichten bringt Ihr mir?“ — „Gnädiger Herr,“ erwiderte Ronchant, „es ist die Garnison von Grandson, die sich Eurer Gnade übergeben hat.“ — „Ich habe diesen Leuten da nichts versprochen,“ sagte der Herzog, und wandte ihnen den Rücken. Sogleich wurden die Schweizer zu 10, 15, 20 zusammengebunden, die Hände auf den Rücken, mitten unter dem Gespötte und den Beschimpfungen der Burgunder. Dann kamen die von Stäffis und von Zferten, welche die Schweizer einige Zeit vorher so mißhandelt hatten und schrien um Rache: der Graf von Romont, Chateauguayon und sogar Ronchant verbanden sich mit ihnen, um den Herzog vorzustellen, daß durch den Schrecken er sich die Thore der Städte öffnen werde. Der Herzog übergab die Schweizer dem Henker. Wyler und die meisten von ihnen wurden am gleichen Tage an den Bännen am See aufgehängt, und Müller mit den

andern wurden am andern Tage an lange Stricke geknüpft und im See herumgezogen, bis sie ertränkt waren. Die Garnison war bis auf 450 Mann vermindert. Die Ruhe und Ergebung, womit sie sich ihrem Schicksal unterwarfen, schien ihrem Henker eine erschreckende Vorbedeutung zu sein; keiner machte dem andern Vorwürfe, keiner zeigte die mindeste Verwirrung. Drei Tage nachher wurde die denkwürdige Schlacht von Grandson geliefert (s. Nr. 13 des 1. Jahrs), wo die Schweizer ihre erhängten und ertränkten Brüder rächten und Karl seinen Meineid theuer zahlte. Als die Schweizer nach der Niederlage der Burgunder die Vertheidiger des Schlosses von Grandson noch an den Bäumen hängen sahen, konnte nichts ihre Wuth mäßigen. Das Schloß war von Burgundern besetzt, die Alles von der Rache der Schweizer zu fürchten hatten, und sich auf Gnade und Ungnade ergaben; aber die Berner und Freiburger hörten nur ihr Nachgefühl, sie stürzten einen Theil von den Thürmen hinab und hängten die andern an die Bäume an die Stelle der Thüngen; kaum konnten die Anführer einen Edelmann retten, den sie versteckten, um ihn gegen Brandolf von Stein auszuwechseln; einige junge Edelleute fanden indeß Gnade. Die Eidgenossen traten Grandson, so wie zugleich Murten und Tschertli, den Ständen von Bern und Freiburg gegen 20,000 Fl. ab. Das Schloß Grandson hatten von da an bis zum Jahr 1798 abwechselungsweise Berner und Freiburger Amtleute inne.

Die Belagerung von Greifensee.

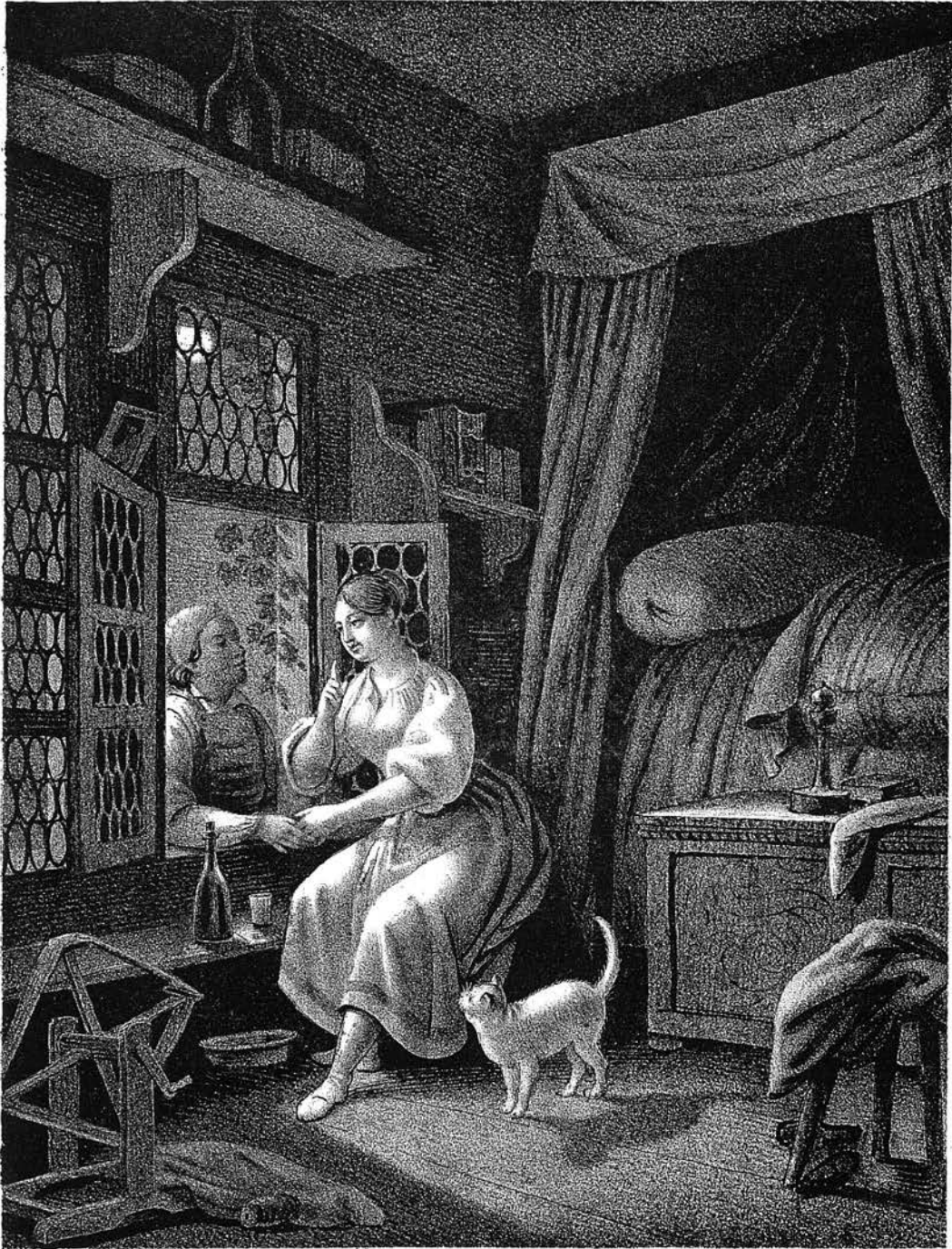
Greifensee ist eine kleine Stadt im Kanton Zürich, in einer angenehmen Lage an einem kleinen See gleiches Namens. Das Schloß Greifensee hat in der Schweizergeschichte eine traurige Verühmtheit erlangt.

Der bürgerliche Krieg, begonnen einerseits von dem Kanton Zürich, und anderseits von den Kantonen Schwyz und Glarus, im Jahr 1430, umfaßte bald die ganze Schweiz und verheerte sie 7 Jahre. Der Kanton Zürich wurde gänzlich verwüstet, mit Ausnahme der Stadt und einiger Plätze, die sich tapfer vertheidigten. Dieser Krieg wurde mit unerhörter Wuth und Grausamkeit geführt. Neben den Scenen empörender Gottlosigkeit und einer brutalen Wuth sah man auch Züge von Heldenmuth und Edelsinn glänzen. Im Frühjahr 1444 hatten sich beinahe alle schweizerischen Kantone und ihre Bundesgenossen gegen Zürich verbündet, das Oesterreich zum Bundesgenossen hatte. Die Eidgenossen belagerten Zürich, allein mit geringem Erfolg; sie hatten sein ganzes Gebiet verheert, die umliegenden Dörfer geplündert und verbrannt. Die Klöster und Kirchen wurden nicht mehr geschont; man nahm sogar die Glocken fort; man entheiligte die Gräber, um Schätze darin zu suchen, und die Gebeine der Todten dienten den zügellosen Soldaten zum Spielzeuge.

Am Ende Aprils dieses Jahres beriethen die Anführer der Eidgenossen, zu welchem noch die Banner von Bern und Solothurn gestoßen waren, über die Frage, wohin sie ihre Waffen wenden sollen, als die Hauptleute von Schwyz vorschlugen, Stadt und Schloß Greifensee zu belagern, um sich für den Schimpf zu rächen, den sie von demselben sogar während des Waffenstillstands erlitten haben wollten. Der Vorschlag wurde angenommen, und die Armee setzte sich in Bewegung. — Hans von Breitenlandenbergr, wegen seiner Tapferkeit Wildhanns genannt, befehligte die Besatzung des Schlosses, bloß aus 70 bis 80 Mann bestehend, aber jeder dieser Männer war ein Held, und alle ihrem Führer gänzlich ergeben. Als man in der Ferne den Brand der Häuser und der Dörfer den Himmel rötheln sah, zweifelte der Kommandant nicht, daß die eidgenössische Armee sich näherte, um Greifensee einzuschließen. Dann ließ er die Weiber und Kinder und unnützen Mäuler nach Zürich gehen, fest entschlossen, den Platz aufs Aeußerste zu vertheidigen. Er hoffte, daß die Armee der Armagnaken, unter den Befehlen des Dauphin, dessen Absichten auf die Schweiz man kannte, ihn bald befreien werde. — Am 1. Mai kamen die Eidgenossen mit beträchtlicher Macht vor Greifensee, das sie gleich einschlossen und die Stadt stürmten, die zu dieser Zeit ziemlich befestigt und größer war, als jetzt. Die Garnison verlor bei diesem Angriff sechs Mann. Wildhanns sah die Unmöglichkeit wohl ein, die Stadt mit den wenigen Leuten zu vertheidigen, die er unter seinen Befehlen hatte, und um nicht Gefahr zu laufen, Alles zu verlieren, indem er Alles erhalten wollte, beschloß er, die Stadt zu verlassen und sich auf die Vertheidigung des Schlosses zu beschränken. Die folgende Nacht zog er sich dahin zurück, nachdem er die Stadt an mehreren Orten in Brand gesteckt. Aber ohne sein Wissen und gegen seinen Befehl, waren viele Einwohner und besonders Weiber in ihren Häusern versteckt geblieben, statt nach Zürich zu gehen. Von den Flammen überrascht, erhob dieses vergessene Volk ein furchtbares Geschrei; die Weiber, mit ihren Kindern auf den Armen und halbnackt, sprangen aus den Fenstern ihrer brennenden Wohnungen, liefen hin und her und suchten einen Ausgang aus der Stadt, die nur ein Flammenmeer war. Die meisten, nachdem sie ihr Vermögen den Flammen überlassen, erreichten das Feld, wo sie von den Eidgenossen aufgenommen wurden. — Die Belagerer suchten mittelst ihrer Kriegsmaschinen und ihrer Artillerie, die aber zu dieser Zeit nicht sehr furchtbar war, und den Belagerten wenig Schaden that, die Mauern des Schlosses zu brechen. — Obschon das Schloß von allen Seiten so eingeschlossen war, daß nichts hinein und nichts heraus konnte, so entwickelte doch die Garnison den kräftigsten Widerstand: sie schadete den Belagerern mit ihrem Geschütze viel. Sie war mit Lebensmitteln, Munition und Geschöß aller Art hinreichend versehen. Die Belage-

rung dauerte mehrere Wochen ohne Erfolg von Seite der Belagerer, die derselben müde wurden. Alle Anhänger der Sache Zürichs hatten mit der lebhaftesten Theilnahme die Augen auf Greifensee und seine tapfere Besatzung geheftet. Freiwillige erboten sich, eine Diversion auf dem feindlichen Gebiete zu machen, in der Hoffnung, den Feind zu zwingen, die Belagerung aufzuheben. Andere wollten einen Angriff auf der See-
 seite machen, um die Aufmerksamkeit der Belagerer auf diese Seite zu ziehen, und diesen Umstand zu benutzen, der Garnison zu Hülfe zu kommen. Allein sei es aus Furcht einer Niederlage, oder aus irgend einem andern Grunde, Zürich widersehte sich diesem Unternehmen und überließ Greifensee seinem Schicksale. Dessenungeachtet vertheidigte sich Wildhanns fortwährend tapfer, ohne sich durch die immer wachsende Zahl seiner Feinde einschüchtern zu lassen; denn Alles, was in den Waldkantonen im Stande war, die Waffen zu tragen, hatte sich unter seinen Mauern versammelt; die Berner und Luzerner hatten ihre größten Kanonen herbeigeführt, jedoch ohne bessern Erfolg. Endlich der langen Dauer der Belagerung müde, und nachdem sie eine große Zahl ihrer besten Krieger verloren hatten, dachten die Eidgenossen auf den Rückzug, als ein Bauer aus der Umgegend, Namens Maler, sei es aus Rache oder Habsucht, oder Bosheit die Besatzung von Greifensee verrieth. Das Schloß war auf einen festen Felsen gebaut, und konnte nicht minirt werden, als auf einem einzigen Punkte, den ein Fremder aber unmöglich wissen konnte. Maler begab sich daher in das Lager der Belagerer, und entdeckte ihnen die schwache Seite der Mauern. Die Eidgenossen benutzten diese Nachricht; sie bauten eine feste Kasse, die sie während der Nacht bis an den Fuß der Mauer vorschoben. Da glaubten sie sich vor dem Geschosse des Feindes sicher, und arbeiteten thätig an einer Mine. — Indessen hatte Wildhanns die Möglichkeit dieses Falls vorgesehen, und den Altarstein der Kirche auf die Mauern stellen lassen, und während die Belagerer sich über ihren Fortgang freuten, ließ er ihn auf die Maschine und die darunter arbeitenden Minirer fallen: Alle wurden zerschmettert. Die Belagerer schäumten vor Wuth bei diesem Anblick und schwuren Rache. Zu diesem Ende bauten sie eine stärkere Kasse als die erste; viele Arbeiter wurden darunter gestellt, und unter ihnen 10 Schmiede beständig mit Ausbesserung der Werkzeuge der Minirer beschäftigt. Die Belagerten strengten Alles an, um diese neue Maschine zu vernichten; sie stürzten Fässer mit Steinen und siedendes Wasser auf sie, um die Arbeiter zu beunruhigen, aber alle ihre Versuche waren fruchtlos, und sie waren zu geringer Zahl, um andere Arbeiten zu unternehmen, oder einen Ausfall zu machen. Dann faßten sie Besorgnisse, denn ungeachtet der Dicke und der Festigkeit der Mauern machten die Minirer rasche Fortschritte und die Arbeiten nahen sich dem Ende. Im

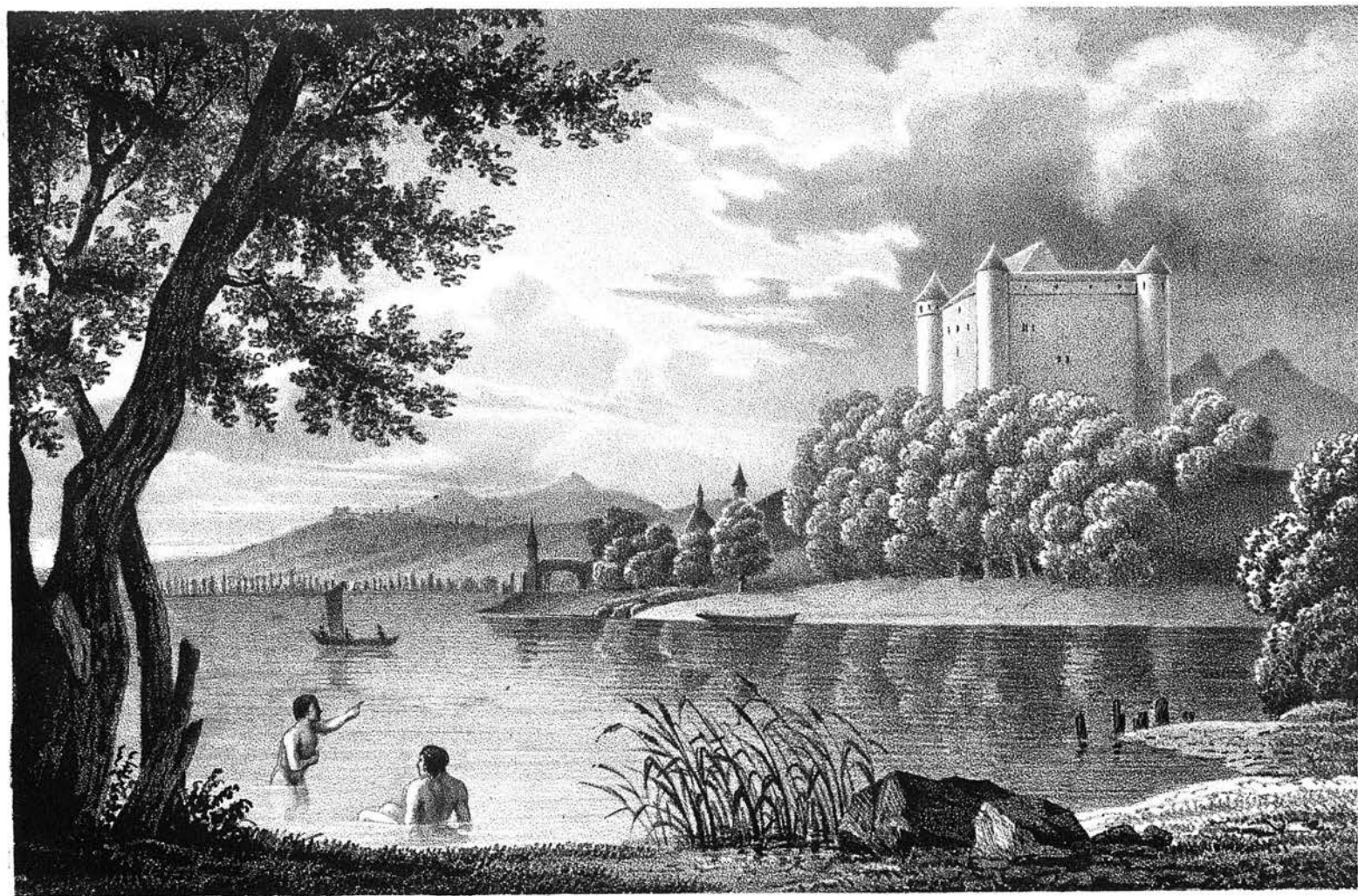
Verhältniß des Vorrückens verkleideten sie die Gallerie mit Holzstücken, damit kein Einsturz vor dem Ende der Arbeit Statt finde. Alles war bereit, man wollte das Holz anzünden, welches die Grundlagen der Mauern unterstützte; diese wäre unfehlbar eingestürzt und hätte den Belagerern einen weiten Eingang eröffnet. Der schwachen Besatzung war es unmöglich, den Anstoß dieses ganzen stürmenden Heeres einen Augenblick länger auszuhalten; sie machten also Vorschläge wegen Uebergabe des Places, und verlangten nichts als das Leben; das wenigste, was man solchen Tapfern bewilligen konnte. Allein man antwortete ihnen, daß sie in der That schon Gefangene seien und nicht entweichen könnten, daß sie also keine Bedingungen vorzuschreiben hätten. „In diesem Falle,“ antwortete Wildhanns, „werden wir unser Leben theuer verkaufen, und die Trümmer des Schloßes werden uns zum Grabe dienen!“ —
 Indessen kam man bald auf beiden Seiten auf bessere Gedanken. In der That fürchteten die muthigen, in dem Schlosse eingeschlossenen Krieger den Tod nicht; aber die rohen Menschen jener Zeit, die sich kein Gewissen daraus machten, die Kirche zu plündern und zu verbrennen, fürchteten sich ohne Beichte zu sterben, und im Schlosse war kein Priester. Auf der andern Seite wollten die Belagerer die reiche Beute nicht verlieren, die sie sich im Schlosse versprochen. Man kam also über eine Kapitulation überein, die, wenn schon in schwankenden Ausdrücken, doch die Garnison das Leben hoffen ließ. Aber Reding, der die Belagerung befehligte, hatte bei sich geschworen, daß keiner seiner Rache entgegen solle. Mit Hülfe der Garnison selbst stiegen die Belagerer auf Leitern in das Schloß, denn das Thor war so gut verrammelt, daß es unmöglich war, dasselbe zu öffnen. Während man die mit allen Arten von Provisionen wohl versehenen Magazine leerte, und die Rüstungen, Waffen, Munition und andere Gegenstände, welche die Bewohner der Umgegend hieher in Sicherheit gebracht hatten, vertheilte, ließ man die Tapfern hinabsteigen, gleich Missethätigen die Hände auf den Rücken gebunden. Es war am 26. Tage nach dem Anfang der Belagerung. Am andern Tage wurden alle Gefangene, 72 an der Zahl, auf eine Wiese geführt, wo bereits ein von Reding einberufener Kriegsrath versammelt war, um über ihr Schicksal zu entscheiden, denn er behauptete, daß das in der Kapitulation gebrauchte zweideutige Wort Gnade nichts bedeute. — Ein Mann von Schwyz nahm zuerst das Wort: seine Meinung war, daß Alle zum Tode gebracht werden sollten, mit Ausnahme eines Kriegers, der einer guten Familie von Schwyz angehöre, aber seinem Zürich geleisteten Eide treu, tapfer zur Vertheidigung des Places beitrug. Ein Anderer stimmte für den Tod aller dieser Tapfern, mit Ausnahme von 30 Bürgern von Greifensee, die, da sie nichts als ihre Pflicht als zürcherische Unterthanen gethan, verschont werden müssen. Die



LA VISITE NOCTURNE

der Kiltgang





CHATEAU DE GRANDSON

Schloß Grandson

Meinung der Menge war die desjenigen, der zuerst gesprochen. — „Eidgenossen,“ rief dann der Hauptmann Holzach von Menzingen bei Zug, „Eidgenossen! fürchtet Gott, und vergießet nicht unschuldiges Blut. Hanns von Landenberg hat den Posten edel vertheidigt, der ihm von seinen Mitbürgern anvertraut war; konnte er anders, ohne sich zu entehren? Der dessen Seele jedem Gefühl von Ehre fremd ist, muß wenigstens bedenken, daß er um Erhaltung seines Vermögens kämpft. Und die, welche von der Pflicht, von der Liebe geleitet sind, sollten sie im Augenblick der Gefahr ihre Ueberzeugung abschwören? Die, deren Felder und Häuser durch den Krieg verwüstet sind, jene Familienväter, deren letztes Hülfsmittel ist, ihr Leben in den Schlachten aufs Spiel zu setzen, um für ihre Kinder ein Stück Brod zu verdienen, wollt ihr sie tödten? Wollt ihr endlich die morden, die für ihr Vaterland und ihr Vermögen gekämpft haben? Eidgenossen, fürchtet Gott und denket an euer Heil!

Sollte man es glauben, daß die Rede dieses würdigen Mannes von der blutdürstigen Menge mit den unzweideutigen Zeichen der Unzufriedenheit aufgenommen wurde! Neding fürchtete bereits seine Beute entwische ihm, und er fuhr also Holzach an, nur ein Verräther, ein heimlicher Anhänger Oesterreichs könne eine solche Sprache führen. — „Niemand mehr als ich,“ erwiderte Holzach zornig, „hat Beweise von Ergebenheit für die Eidgenossen gegeben; nicht einmal du, Neding, konntest dich dessen rühmen. Ich habe gewissenhaft meine Pflichten gegen unser gemeinschaftliches Vaterland erfüllt; ich habe bei jeder Gelegenheit seine Ehre und seine Interessen mit einem so uneigennütigen Herzen gesucht, als du nicht kannst!“ Das Geschrei und die Aufregung wurden immer ärger, und die Partei der Rache trug in blinder Wuth über die der Ehre und der Menschlichkeit den Sieg davon. Neding wollte indessen nachgeben: „Wohlan, rief er, man schone die Bürger von Greifensee, aber alle andern müssen sterben.“ Dann riefen Stimmen: Heuchler vollende dein Werk, sauf dich voll im Blute, oder werde ganz Mensch. Andere schrien wüthend: „Kein Pardon, zum Tod, Alle zum Tod!“

Hanns von Landenberg, der wie die andern Gefangenen Zeuge dieses Auftritts war, rief mit starker Stimme: „Nehmt meinen Kopf, aber warum diejenigen als Verbrecher behandeln, welche im Kampfe für ihr Vaterland nur ihre Schuldigkeit thaten!“ Dann sah man eine Menge Greise, Weiber und Kinder kommen; die Väter, Gattinnen und Söhne der Gefangenen von Greifensee, seufzend und mit allen Zeichen der Verzweiflung. Vergebens warfen sie sich zu den Füßen dieser Henker nieder und versuchten sie zu erweichen; der Lärmen wurde immer stärker, und bald hörte man nichts als Rach- und Blutgeschrei, ohne daß eine Stimme für Milde und Ehre sich zu

erheben wagte. Um der Form willen stimmte man ab, und bald sah man Neding von einer schrecklichen blutigen Mehrheit umgeben, worunter die Schwurger in großer Zahl. Dann erhob sich ein neues Geschrei der Verzweiflung unter den Vätern, Müttern und



Weibern der Opfer, aber nichts konnte diese hart-herzigen Männer erschüttern. Die kleinere Zahl, die, welche für Gnade gestimmt hatten, entfernte sich mit zerrissenem Herzen, um nicht Zeuge des blutigen Werkes zu sein, das beginnen sollte. Nachdem die Gefangenen gebeitet hatten, näherte sich Hanns von Landenberg seinen Gefährten und sagte ihnen: „Wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen, meine Freunde; damit aber Niemand glaube, daß Wildhanns, der mit euch gelebt und gekämpft und der euch hieher geführt hat, den Gedanken oder Wunsch habe hegen können, sich im letzten Augenblicke von euch zu trennen, meine treuen Gefährten, so gehe ich der erste zum Tode; Gott helfe uns!“ Dann trat er ruhig und fest in die Mitte des Rings, wo der Scharfrichter von Bern mit dem Schwerte stand, und sagte zu ihm: „Meister Peter, thue deine Schuldigkeit!“ Sein Kopf fiel, zwei andere noch nach ihm. Dann hielt der Scharfrichter inne und betrachtete Neding mit bittendem Blicke, in der Hoffnung, in seinen Augen ein Zeichen von Gnade und Mitleiden zu lesen. Neding verstand ihn; aber weniger menschlich als der Henker, schrie er ihm zu: „Berrichte dein Amt, oder ein Anderer fängt mit dir an!“ In diesem Augenblicke flogen zwei weiße Tauben über die Richtstätte, was einen tiefen Eindruck auf viele Anwesenden machte, die dies als ein gewisses Zeichen der Unschuld der Opfer ansahen, welche Neding enthaupten ließ. Felig Ott, Johann Escher und Heinrich Keller, von den angesehensten Familien von Zürich, wurden dann zum Tod gebracht. — Als der Scharfrichter an den zehnten Gefangenen kam, wollte er ihn verschonen und bei Seite stellen, nach

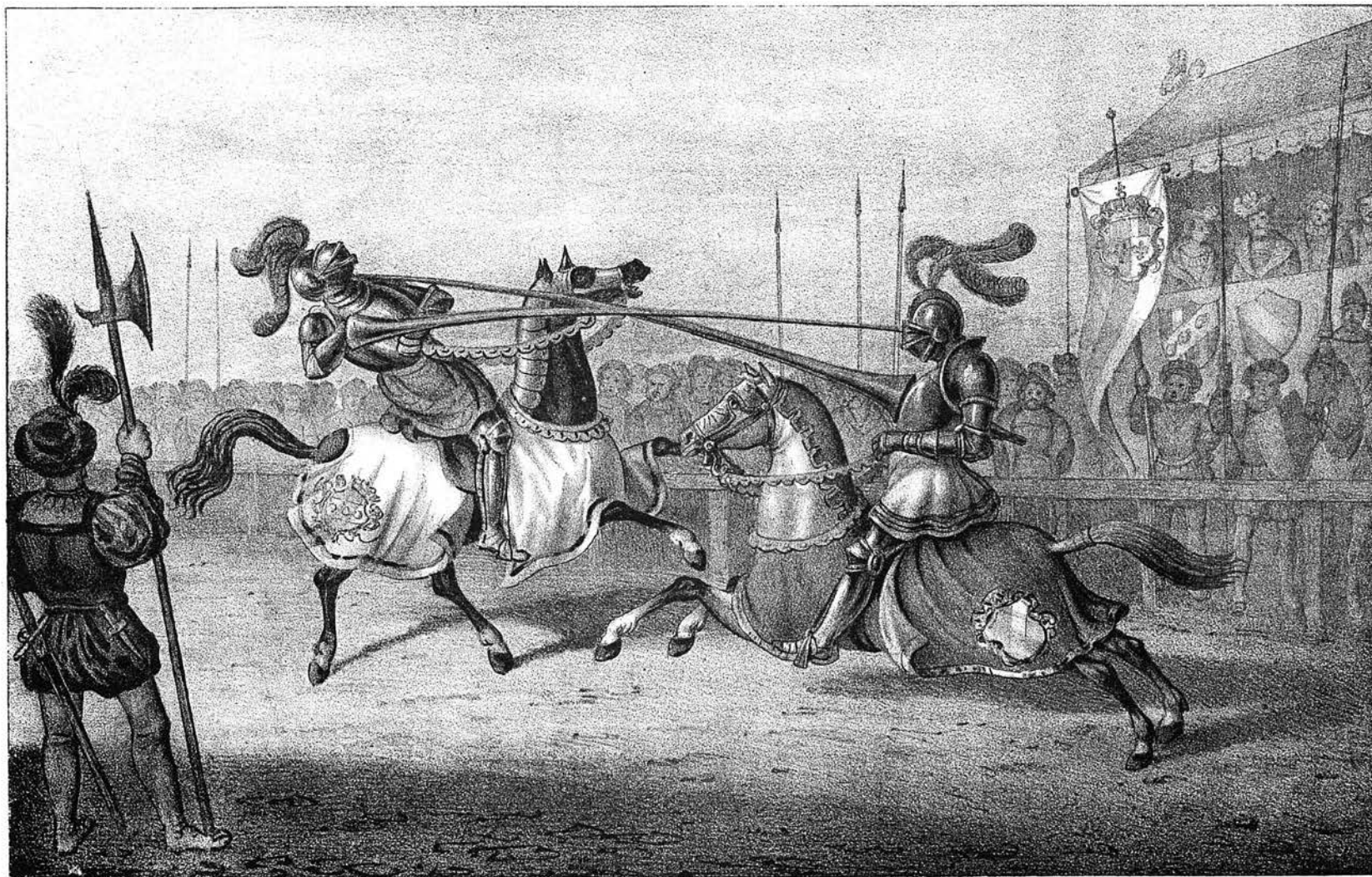
einem alten Rechte, das Kaiserrecht genannt, wonach der Richter bei großen Hinrichtungen über den zehnten Mann verfügen konnte. Aber Neding schrieb von Neuem: „Hier gilt nicht Kaiserrecht, sondern Landrecht!“ Zwanzig Köpfe lagen auf dem Boden; der Scharfrichter ließ sein Schwert fallen, und wagte es noch einmal um Gnade für die Ueberlebenden zu bitten. „Schweig, Kläffer, und fahre fort,“ sagte ihm Neding. Der dreißigste, der vierzigste Kopf fiel. Die Erde war mit Blut gesättigt, sie wollte keines mehr verschlucken, und es bildete eine große Lache. Meister Peter versuchte es noch einmal, das fühllose Herz Nedings zu bewegen; aber immer vergebens, und seufzend mußte er noch manchen jungen Leuten das Leben nehmen, die ihre Mütter oder ihre jungen Weiber verlassen hatten. — Der fünfzigste Kopf war auf die Erde gerollt und der Tag zu Ende. Meister Peter hoffte, daß mit der Nacht die schreckliche Mekelei aufhören werde; aber er täuschte sich; Neding ließ Fackeln bringen, um dieses schenflische Schauspiel zu beleuchten, das durch das röthliche Licht der Flamme noch scheußlicher wurde, und durch das Schweigen, das nur durch das Schwert des Henkers unterbrochen wurde, wenn er ein neues Opfer traf; denn eine große Zahl derer, die dieses Schauspiel gewünscht hatten, standen nun stumm und starr vor Abscheu. Schon bildeten 62 Leichname einen Wall um den Scharfrichter her; es waren noch zehn Gefangene übrig; dies waren Greise mit weißen langen Bärten oder Jünglinge kaum der Kindheit entwachsen. Die Einen hätten die wenigen Tage noch zu leben gewünscht, die ihnen übrig blieben, die Andern hatten die Welt kaum betreten, die sie nun zu ihrem Leid wieder verlassen sollten. Obgleich der wüthende Neding keinem von ihnen das Leben schenken wollte, so entfernte er sich in diesem Augenblicke von dieser Gräuelszene, sei es, daß ihn Ermüdung überwältigte, oder daß er seine Gegenwart nicht mehr nöthig glaubte. Dann erhob Niemand mehr die Stimme, den Tod der Unglücklichen zu begehren, die so gerettet wurden. Jeder beeilte sich, von Schrecken ergriffen, diese Verwüstungsszene zu verlassen, wo der Dampf des vergossenen Blutes das röthliche Licht der Fackeln verdunkelte. Dies geschah am 28. Mai 1444. — Ein frommer Edelmann aus der Nachbarschaft, Kaspar von Bonstetten, Verwandter des Landenberg und Bürger von Zürich, welcher vor der Wuth des Krieges geschützt war, weil ein Bubenberg von Bern der Vater der Frau seines Sohnes war, kam mit einer Truppe der Seinigen, diesen Leichnamen die letzte Pflicht zu erweisen. Der Körper des Wildhanns wurde mit zwei seiner getreuesten Diener in die Gruft der Landenberge zu Turbenthal gelegt; die andern wurden bei der Kirche von Uster begraben. Auf dem Schlachtfeld selbst ließen die Zürcher später eine kleine Kapelle errichten, wo in jeder Woche eine Seelmesse für die

Verstorbenen gelesen wurde. Aber dieser Ort wurde nur mit Schrecken von den Bewohnern der Gegend besucht; da, wo die Erde mit so vielem unschuldigen Blute getränkt wurde, war der Boden unfruchtbar geblieben und verweigerte den Pflanzen die Nahrung. Um Mitternacht, sagte man, sah man die Schatten an diesen Orten herumirren, und hörte klagende Töne und düsteres Seufzen. Wer während dieser stillen Stunde über die Wiese gehen mußte, bekrenzte sich, wandte die Augen und eilte sich zu entfernen. Lange nach der Reformation noch waren die durch die Zeit gebleichten und in dem Weinhause aufbewahrten Gebeine der Gegenstand einer abergläubischen Verehrung für die Bauern der Umgegend, bis die Behörden, um nicht abergläubische Erinnerungen fortzupflanzen, die Reste der heldenmüthigen Verteidiger von Greifensee auf dem Kirchhofe zerstreuen und mit Sand bedecken ließen — Das Schloß, nachdem es ausgeplündert, wurde angezündet und von Grund aus zerstört. — Verschiedenes Unglück, das seither die Eidgenossenschaft betraf, wurde dem Morde von Greifensee zugeschrieben. Die Schlacht von St. Jakob, die drei Monate später stattfand, war nicht das geringste derselben. Was Neding anbelangt, so starb er das Jahr darauf zur gleichen Zeit, als Meister Peter, der Scharfrichter von Bern, in Freiburg ermordet wurde.

Otto von Grandson.

Herr Otto von Grandson, aus einer alten und berühmten Familie, war für seine Zeit ein vollkommener Ritter. Jedermann bezugte seine Tapferkeit und seine seltenen Eigenschaften; in den Kriegen der Könige von Frankreich und England, in Burgund und Savoyen hatte er Erinnerungen an seine hohen Thaten gelassen. Allein Otto war nicht allein tapfer; wenn er kampfesmäde und ruhmbekränzt Helm und Schwert abgelegt hatte, dann sang er zu seiner Leier das Lob der Schönheit, aus deren Händen er auf dem Schlachtfeld den Siegerpreis erhalten.

An den Ufern des Neuenburger Sees liegt das Schloß Stäfs (Estavayer), die Wiege einer nicht minder alten als mächtigen Familie als die von Grandson. Gerhard von Estavayer hatte die schöne und reiche Erbin Katharina von Belp zur Gattin. Diese hatte häufige Gelegenheit, den höflichen Ritter von Grandson zu sehen und zu hören, der manchen vergnügten Tag in Stäfs zubrachte, und war so unglücklich, für die Annehmlichkeiten ihres Gastes zu gefühlvoll zu sein, und bald vergaß sie ihre ehelichen Pflichten. Gerhard faßte bald Verdacht über das geheime Einverständnis zwischen seiner Gattin und seinem alten Freunde, und endlich glaubte er die Gewißheit von der Untreue der edeln Dame zu haben; indessen verhehlte er noch seinen



OTTON de GRANDSON ET ESTAVAYER.

Otto von Grandson und Estavayer.

Grimm, indem er die Schande seines Hauses nicht Preis geben und eine Frau nicht verstoßen wollte, die ihm eine reiche Erbschaft zugebracht hatte. Nichts desto weniger nährte er in seinem Herzen Entwürfe der Rache, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sie auszuführen, die sich ihm bald zeigte. — Amadeus VII., Graf von Savoyen, der rothe Graf genannt, starb plötzlich auf der Jagd, kaum 31 Jahre alt. Das öffentliche Gerücht, wie dies bei solchen Anlässen der Fall ist, verbreitete sich, daß er vergiftet worden sei, und natürlich mußten die Thäter diejenigen sein, welche am meisten Hoffnung oder Begierde hatten, ihm nachzufolgen; daher fiel auch der Verdacht sogleich auf den Grafen Amadeus, Prinzen von Piemont. Dieser Fürst war aber zu mächtig, um von einer solchen Klage erreicht zu werden; man mußte also ein anderes Opfer finden. Otto von Grandson hatte Feinde und Feinde an dem Hofe des Verstorbenen, mit welchem er einige Zwistigkeiten gehabt, und in diese Klasse konnte man in erster Linie Gerhard von Estavayer bezeichnen, der eine so schöne Gelegenheit, seine Rache zu befriedigen, nicht versäumen wollte. Die Einen, von der Hoffnung beseelt, ihn vom Hofe entfernt zu sehen, Andere, gierig, einen Antheil an dem reichen Erbtheil der Herren von Grandson zu erhalten, gesellten sich zur Partei der Feinde Otto's, weil es bei dieser am meisten zu gewinnen gab. Otto wußte Alles, wessen seine Feinde fähig waren, entfernte sich aus den Staaten des Grafen von Savoyen und zog sich an den Hof des Herzogs von Burgund zurück, wo er sicher war, willkommen zu sein und Schutz zu finden. In der That bezeugte dieser Fürst laut die Unschuld Otto's, und in Verbindung mit dem Könige von Frankreich, den Herzogen von Orleans, von Bourbon und von Berry, lauter Verwandten des Verstorbenen, forschte er über die muthmaßliche Ursache des Todes des Grafen von Savoyen nach, und das Ergebniß aller dieser Forschungen war eine öffentliche Erklärung dieser Fürsten, daß sie nichts in dem Benehmen Otto's von Grandson gefunden, was seiner Ehre und der Loyalität eines getreuen Unterthanen zuwider wäre. Hierauf zog der Ritter, die Bemühungen seiner heimtückischen Feinde und ihre schwarzen Verläumdungen verachtend, vor, sich Ruhm und Ehre mit seinem Schwerte zu erwerben und von seinem Vaterlande fern zu bleiben, eher als sich beständig den Kränkungen seiner geheimen Gegner auszusetzen. Man sah ihn auf den verschiedenen Schlachtfeldern, wo die französischen oder englischen Fürsten, deren Staaten beständig von innern Zwistigkeiten zerrissen waren, ihre Streitigkeiten abmachten. — Es schien, daß nach langen Jahren die Feinde Otto's endlich ihren Haß vergessen haben sollten. Aber weit entfernt; Neid und Rache arbeiteten im Finstern, bis sich endlich eine Gelegenheit zeigte, ihn zu erdrücken. Man begreift leicht, daß Gerhard von Estavayer nicht der Letzte war, Otto's Feinde

zu erwecken, und er selbst warf die Maske in dem Augenblicke ab, den er für den günstigsten hielt, seine Rache zu befriedigen. Er wurde öffentlich sein Ankläger vor dem Vogte Ludwig von Joinville, Herrn von Divonne, und beschuldigte ihn, einer der Urheber des Todes des Grafen von Savoyen zu sein. Da es aber an hinreichenden Beweisen fehlte, so erbot er sich, seine Anklage durch einen Kampf im Banne von Milde zu behaupten. Nachdem Otto die Herausforderung angenommen hatte, so beschied der junge Graf von Savoyen, Amadeus VIII., die Parteien auf einen bestimmten Tag vor seinen Richterstuhl, um zu urtheilen, ob ein gerichtlicher Zweikampf Statt finden solle. Der Ruf der beiden Gegner und die Berühmtheit der Sache erregten die Theilnahme der benachbarten Völker lebhaft, daher war auch ein großer Zulauf an dem festgesetzten Tage.

Gerhard von Estavayer erneuerte seine Anklage gegen Otto von Grandson und begehrte, daß der Kampf Statt finde nach den Vorrechten des waadtländischen Adels. Dann nahm Otto, nachdem er sich bekreuzt, das Wort.

„Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, der heiligen Anna und ihres gesegneten Namens, nenne ich diesen Mann hier, Gerhard von Estavayer, einen Lügner. Edle Savoyens, ich hätte gute Ursachen, den gewöhnlichen Aufschub vor dem Kampfe zu begehren, wegen dessen ich hier bin; denn wir müssen vorerst unsere Seelen Gott empfehlen, dann unsere Glieder prüfen, ob sie im Stande sind, den Kampf auszuhalten; aber ich wünsche keinen Aufschub; unser Streit könnte Unruhen im Staate unsers Fürsten herbeiführen; er werde heute ausgefochten und kein Unglück entspringe daraus. Uebrigens wünsche ich, daß der Kampf nicht im Waadtlande, mitten unter meinen Feinden Statt finde. Ich wiederhole es noch einmal, er hat gelogen. Haben nicht der mächtige König von Frankreich, der Herzog von Burgund und die Prinzen des königlichen Hauses, nach einer von ihnen angeordneten feierlichen Untersuchung über die Umstände des Todes des Prinzen, meine Unschuld anerkannt? Ich bin 60 Jahre alt... Ihr, meine Jugendfreunde, ihr, meine Waffenbrüder, die ihr Zeugen meiner Handlungen waret, die ihr mich noch in den letzten Jahren zu Lyon, zu Chambery und zu Dijon gesehen, ich frage euch, habt ihr je Otto von Grandson eine seines Namens unwürdige Handlung begehen sehen, eine Handlung, die berechtigen könnte, ihn des ihm zugeschriebenen Verbrechens fähig zu glauben? Edle von Savoyen, fügte er bei, die ihr durch Verwandtschaft einen Theil der Vasallen des regierenden Hauses ausmacht, wie kommt es, wenn ich dieses Verbrechen begangen habe, daß ihr diesem Estavayer die Sorge überlast, euern Fürsten zu rächen? Aber ich kenne diejenigen, die ihn aufgereizt haben, diese Anklage ge-

gen mich vorzubringen: es sind Feige. Wenn ihre Sache gut ist, warum vertheidigen sie sie nicht selbst? Sie wußten, daß er geldgierig, daß sein Geist beschränkt ist; sie haben ihm eine Summe versprochen, und deshalb folgt er blindlings ihrem Willen; desto schlimmer für ihn, desto besser für mich!“

Amadeus von Savoyen hielt Rath mit seinen edeln Baronen und Räten; dann erhob er sich, neigte sich, indem er das Kreuz machte und sprach:

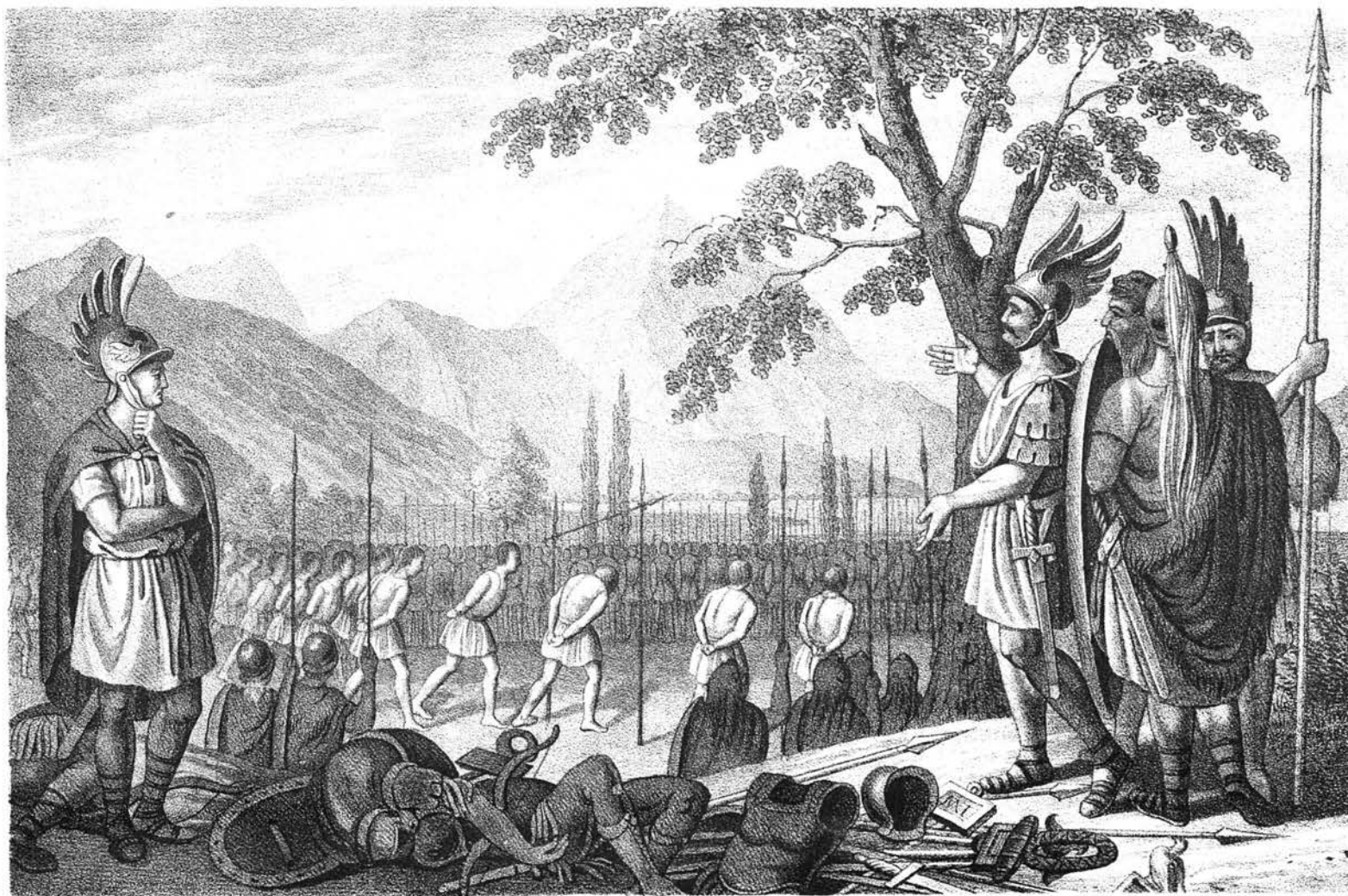
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen! Wir erkennen und thun kund durch gegenwärtiges Urtheil, indem wir Gott bitten, dem Rechte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß Kampfespfand sei und geschehe zwischen gegenwärtigem Kläger und Beklagten, daß jeder seine Schuldigkeit thue, und daß Gott die Wahrheit leuchten lasse!“

Der Tag des Gottesurtheils wurde nach Bourg en Bresse auf den 7. August 1397 angesetzt, und die beiden Kämpfer vorgeladen, an dem besagten Tage auf dem Kampfplatze vor Amadeus und seinem ganzen Hofe zu erscheinen, mit unverdächtigen Waffen, einem Schlachtpferde, der Lanze, zwei Schwertern und einem Dolche. Dann leisteten beide den gebräuchlichen Eid, und jeder nannte 22 Herren von seiner Partei, welche beiderseits mit 1000 Mark Silbers das Erscheinen der zwei Ritter auf den bezeichneten Tag verbürgten. Unter den Herren von der Partei Grandson bemerkte man Amé von Lasarraz, Heinrich von Colombier, den Herrn von Bufflens, Andreas von Darbonnay, Herr von Cossone, und mehrere burgundische und fränkische Herren. Anton von Thurn und der Herr von Blonay befanden sich unter der Zahl derer, die für Estavayer hielten. Die Herren von Savoyen, von Burgund und besonders vom Waadtland waren in zwei, lebhaft gegen einander aufgeregte Parteien getheilt. Unter der größten Ungeduld erwartete man den bestimmten Tag, der endlich anbrach.

An diesem Tage war ein großer Zulauf in Bourg en Bresse; von allen Seiten kamen eine Menge Herren und Ritter herbei, um Zeugen dieses Kampfes zu sein. Der Fürst und der Hof hatten sich auf ein hohes Gerüste begeben; so nahe als möglich an den Schranken bemerkte man die Herren der beiden Parteien, die sich durch ihre Farben unterschieden; die von der Partei Grandson trugen als Unterscheidungszeichen Nesseln an den Schuhen, die von der entgegengesetzten eine Art Reifeln auf den Schultern. — Endlich traten die beiden Kämpfer auf den Kampfplatz. Es wäre Otto leicht gewesen, sich von dem Kampfe zu befreien, denn er war in diesem Augenblick schwach und kränklich; aber seine erhabene Seele stößte ihm keinen Vorwand ein, den Zweikampf zu vermeiden. Estavayer war jünger und stärker; Alles war zu seinem Vortheile. Auf das gegebene Zeichen begann der Kampf; die beiderseitigen

Zuschauer nahmen den lebhaftesten Antheil daran, und besonders die Herren vom Waadtland. Aber ach! der Erfolg krönte die Gerechtigkeit nicht; Otto fühlte, daß seine Kräfte seinen Muth verriethen: er erlag und wurde auf der Stelle getödtet. Sein Leichnam wurde in der Hauptkirche zu Lausanne beigesetzt.

Wenn dieser Streit nicht durch den Tod des einen der Gegner beendet worden wäre, Estavayer wäre in eine schlimme Lage gerathen, denn die Freunde Otto's waren zahlreich und mächtig. Der einzige, welcher Nutzen aus dem Tode Otto's von Grandson zog, war Amadeus VIII. von Savoyen, welcher ungeachtet der Rechte Wilhelms von Grandson, Bruders und Nachfolgers Ottos, das Recht des Stärkern in Anwendung brachte, um sich der Herrschaft von Grandson, und außerdem von Montagny la Corbe, Belmont und St. Croix bemächtigte, welche einen Theil der Domänen Otto's ausmachten. So erlosch in der Schweiz das erlauchtere Haus Grandson. Allein 60 Jahre später findet man in Burgund einen letzten Sprößling dieser Familie, nicht weniger berühmt als irgend einer seiner Vorfahren. Der Ritter Johann von Grandson, Enkel Wilhelms, des Bruders Otto's, war Herr von Pesme, einer der größten Herrschaften Burgunds. Seine Verwandtschaft war mächtig, denn er zählte unter ihr die Fürsten von Dranien, die von Vienne, von Bergny etc.; kein Ritter Burgunds übertraf ihn an Tapferkeit auf dem Schlachtfelde oder im Turnier. Er lebte unter Philipp II. von Burgund, genannt der Gute. Dieser Fürst griff die Vorrechte des Adels an, indem er ihn den nämlichen gerichtlichen Formen unterwerfen wollte, wie die Bürger. Nun war Niemand eifersüchtiger auf die Vorrechte seiner Kaste als Johann von Grandson, und um sie aufrecht zu halten, benutzte er sein Uebergewicht, um sich eine ansehnliche Partei unter dem Adel zu bilden, in der Absicht, sich den Neuerungen des Herzogs Philipp kräftig zu widersetzen. Allein ehe das Komplott zur Reife kam, wurde es entdeckt, und Grandson nach Poligny ins Gefängniß geführt. Dann überredete der Kanzler Maulin, ein Mensch von dunkler Herkunft und Feind des hohen Adels, den Herzog Philipp zu einer Handlung, die eines Fürsten wenig würdig war, dem man den Beinamen des Guten gegeben hatte, und die ihm einen großen Theil der Herzen des Adels, den Erbprinzen nicht ausgenommen, der später unter dem Namen Karls des Kühnen bekannt wurde, entfremdet. Ohne irgend eine Prozeßform, ohne Rücksicht auf seinen hohen Ruf und die glänzenden Dienste, welche er seinem Fürsten geleistet, wurde Grandson zum Tode verurtheilt und im Gefängniß erdrosselt. Er hinterließ nur eine Tochter, welche Philipp von Vienne heirathete. Dies war das tragische Ende eines der ältesten und berühmtesten Häuser Helvetiens.



LES ROMAINS AU LAC LÉMAN.

Die Römer am Lemaner See.

Die Römer am Ufer des Lemanersees.

Während vielen Jahrhunderten führten die Helvetier, wie alle gallischen Völker, ein unstätes und herumschweifendes Leben, und lebten von der Jagd und ihren Heerden. Ihre politischen und religiösen Einrichtungen waren eben so barbarisch als ihre Sitten, und ihre Geräthe und Waffen nicht weniger plump; sie hatten steinerne Aexte, Keulen, im Feuer gehärtete Spieße, die sie Gais nannten, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit handhabten. Lange war ihnen die Kunst, das Eisen zu bearbeiten, unbekannt, und zu der Zeit, wovon wir sprechen wollen, waren ihre Schwerter von Kupfer oder von ungehärtetem Eisen. Die Boyen und die Insubrer, gallische Völker diesseits der Alpen, welche immer mehr bedroht wurden, von der Macht der Römer erdrückt zu werden, wollten einen hinreichend starken Bund schließen, um sie zu zerstören, oder ihr wenigstens siegreich zu widerstehen. Sie schickten also Gesandte an ihre Nachbarn, die Helvetier, welche den nördlichen Abhang der Alpen bewohnten, und von ihren Spießen, die ihre Hauptwaffe ausmachten, Gaisda genannt wurden, woraus die Römer Gae-satae machten. Diese Gesandten, welche den Anführern viele Geschenke brachten, erinnerten sie, daß 158 Jahre vorher ein Theil ihrer Krieger die Gebirge überstiegen, daß sie vereinigt nach Rom gezogen und mit einander der Plünderung und Zerstörung der stolzen Herrscherin beigewohnt hätten. Sie stellten ihnen die vorhabende Expedition als weit leichter und einträglicher vor, als die erste. Es bedurfte nicht so viel, um dieses kriegerische Volk zu überreden, und bald zog ein furchtbares Heer über die Alpen und vereinigte sich an den Ufern des Po mit den Lingonen, Boyen, Insubern und andern gallischen Völkern. Die Verbündeten theilten ihre Streitkräfte; ein Theil blieb zur Vertheidigung des Landes; ein Corps von 75,000 Mann Gesaten und Cisalpinern ging über die Apenninen und zog gegen Rom; es richtete auf seinem Marsche gräßliche Verwüstungen an. Drei Tagereisen von Rom standen die Verbündeten einem römischen Heere unter dem Befehle des Prätors gegenüber, das sie schlugen; allein in der folgenden Nacht lagerte sich der Consul Aemilius mit einem zweiten römischen Heere nahe bei dem Schlachtfelde. Die Gallier, welche an den Feuern des Feindes bemerkten, daß er sich verdoppelt hatte, wollten eine neue Schlacht nicht wagen, und dadurch ihre reiche Beute nicht verlieren. Sie beschloßen daher sich zurückzuziehen; allein die Menge

der schweren mit Gepäck beladenen Karren, die vielen Gefangenen und das Vieh, das sie mit sich führten, machten ihren Marsch so langsam, daß die zwei römischen Heere Zeit hatten, sie zu überflügeln und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Diese beiden Heere standen unter den Befehlen der Consuln Atilius Regulus und L. Aemilius. Die Gallier, welche weder vor- noch rückwärts konnten, waren gezwungen, den Kampf anzunehmen. Die Gesaten (Helvetier), sei es aus eitler Prahlerei, oder um beweglicher zu sein, entledigten sich ihrer Kleider gänzlich, und stellten sich in die ersten Reihen. Die römischen Bogenschützen schickten einen Hagel von Pfeilern auf diese nackten Körper, welche von ihren erbärmlichen, schmalen, von Brettern gemachten Schilden nicht geschützt wurden. Was die Römer besonders überraschte und ihre Habsucht erregte, waren die goldenen und silbernen Ketten, Armbänder und andere Zierrathen, welche alle Gesaten trugen. Der Anblick dieser nackten Männer von riesenmäßiger Gestalt, ihre Haltung, ihr furchtbares Geheul, setzte die römischen Legionen nicht wenig in Erstaunen, die im ersten Augenblick vom Schrecken ergriffen waren. Aber sie ermunterten sich, als sie die Unordnung unter den Gesaten einreissen sahen. In der That wurden diese, allen Pfeilen eines Feindes ausgesetzt, den sie nicht erreichen konnten, ganz wüthend; viele traten aus den Reihen, um mit den römischen Soldaten Mann für Mann zu kämpfen; aber auch hier noch erfuhren sie die Unzulänglichkeit ihrer Waffen. Ihre langen kupfernen oder eisernen, nicht gehärteten Schwerter führten vergebens furchtbare Streiche auf das Eisen und den Stahl, womit die Römer bedeckt waren; ihre Waffe bog sich bei jedem Streiche, und bei jedem Streiche mußten sie dieselbe mit dem Fuße wieder gerade machen, indessen wurden sie niedergemacht. Die Legionen machten einen allgemeinen Angriff auf das gallische Heer. Der Kampf war schrecklich; die Gesaten, obschon von Wunden durchbohrt, und trotz der Schlechtigkeit ihrer Waffen, kämpften wie die Löwen und wichen keinen Zoll breit. Allein die römische Reiterei, welche die gallische zurückgeschlagen hatte, griff unversehens einen ihrer Flügel an und brachte Verwirrung in das ganze Heer. Der Sieg blieb nicht lange unentschieden. 40,000 Gallier blieben auf dem Schlachtfelde, und 10,000 wurden in Gefangenschaft geführt. Alle cisalpinischen Völker bis zum Po wurden Rom unterworfen, aber kein Römer überstieg die Alpen. Diese Schlacht fand

225 Jahre vor Christi Geburt Statt. Drei Jahre später zog der König Viridomar mit 30,000 Gesaten, wovon die Hälfte zu Pferd, auf's neue über die Alpen und vereinigte sich mit den Insubern an den Ufern des Po, um die Römer zurückzuschlagen, die über diesen Strom gegangen waren. Beide Armeen standen einander gegenüber. Der Konsul Marcellus befehligte die Römer. Während er mit der Aufstellung seiner Schlachtordnung beschäftigt war, jagte sein Pferd, durch das Geschrei der Gallier erschreckt, seiner Bemühungen ungeachtet, gegen das feindliche Heer. Dieser Zufall konnte sein und seiner Armee Verderben nach sich ziehen, der Konsul aber wendete ihn durch seine Geistesgegenwart zu seinem Vortheil; wie wenn dies sein Wille gewesen, ließ er, um bei seinen abergläubischen Soldaten keine Besorgnisse zu erregen, sein Pferd machen, das einen großen Halbkreis durchlief und wieder zurückkam, was bei den Römern eine gottesdienstliche Ceremonie war. Marcellus rief die Götter in der That an, und gelobte, daß die schönsten, dem Feinde abgenommenen Waffen Jupiter geweiht sein sollten. In diesem Augenblick gewahrte ihn Viridomar, der vor der Fronte seines Heeres hielt, und nach seinem Scharlachmantel und den andern Anzeichnungen des Heerführers vermuthete er, daß es der Konsul sei; er warf sich ihm entgegen und schwang einen ungeheuern Speer, um ihn zum Zweikampf herauszufordern. Dieser König oder vielmehr gallische Heerführer war eine Art von Riese, denn er übertraf alle andern an Größe. Seine Waffen, sagt ein römischer Schriftsteller, waren so mit purem Gold und Silber und lebhaften Farben bedeckt, daß er blendete wie die Sonne. Marcellus vermuthete, daß dies Niemand anders sein könnte, als der feindliche Heerführer, und daß er keine schönere Beute finden könnte, um sein Gelübde zu erfüllen. Er fällt ihn mit verhängtem Zügel an, und ehe der Gallier sich zur Wehre setzen konnte, trifft er ihn mit seiner Lanze, stürzt ihn nieder und mit einem zweiten und dritten Stoß tödtet er ihn. Kaum hatte er sich seiner blutigen Beute bemächtigt, als die römische Reiterei, ermutigt durch den Sieg ihres Generals, den sie für ein glückliches Vorzeichen hielt, das gallische Heer anfiel. Wie gewöhnlich war der Kampf wüthend, aber die Römer blieben Sieger. Dieser Krieg hatte lebhaftes Besorgnisse in Rom erregt, deshalb wurde Marcellus auch mit Begeisterung vom Volk und Senat empfangen; man bewilligte ihm die höchste militärische Ehre, den Triumph. Unter den vielen von der Republik bewilligten Triumphen kam keiner diesem an Pracht gleich. Der Umstand, daß der Obergeneral der römischen Armee mit eigener Hand den feindlichen Obergeneral getödtet, erhöhte den Glanz der Feierlichkeit sehr. Seit der Gründung Roms war dieser

Fall nur zwei Mal vorgekommen. Alle Pracht römischer Feste wurde daher entwickelt, um den Triumph des Marcellus zu feiern. Die Straßen, durch welche der Triumphator zog, waren mit Blumen besäet; Banden von Musikern, die Opfertiere mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen um die Köpfe, lange Reihen von Wagen mit der gallischen Beute und endlich die Gefangenen gingen vor dem Wagen des Triumphators her. Die unglücklichen Gallier, die man zu demüthigen sich bemühte, waren in grobe Gewänder gekleidet, mit Ketten belastet, der Kopf geschoren; die Zuschauer waren erstaunt bei dem Anblick ihrer hohen Gestalt, ihres stolzen und männlichen Gesichtes. Dann kam der Triumphator in einer Wolke von Weihrauch, prächtig gekleidet und die Rüstung Viridomars auf einem hohlen Eichenstamm tragend. Er war auf einem reich geschmückten, mit vier Pferden neben einander bespannten Wagen. Seine Kohorten zu Fuß und zu Pferd folgten dem Wagen, das Lob des Siegers singend; jeder Soldat trug einen Lorbeerkranz. Der Zug begab sich so auf das Kapitolium, den Tempel Jupiters, wo Marcellus die Waffen Viridomars niederlegte, während der Scharfrichter den unglücklichen gefangenen Anführern die Köpfe abschlug. Die Gesaten konnte nichts in Italien zurückhalten; wenig gewohnt besiegt zu werden, entleidete es ihnen, Feinde zu bekämpfen, deren Mannszucht und Kriegskunst ihren Muth bändigten, und ihrer wilden Tapferkeit trohten. Sie gingen über die Alpen zurück und ihr Name verschwand aus der Geschichte, um erst 109 Jahre später wieder unter dem der Helvetier zu erscheinen. Während dieser ganzen Zeit hörte man nichts mehr von ihrer Nation sprechen; ohne Zweifel zogen sie es vor, sich mit gleichen Waffen mit den Germanen zu schlagen, statt sich vergebens jenseits der Alpen zu erschöpfen. Wahrscheinlich waren diese transalpinischen Völkerschaften nach solchen Verlusten sehr erschöpft. Wenn man bedenkt, daß sie die Gewohnheit hatten, ihre Familien und all ihr Besitzthum mit sich zu führen, in der Absicht, sich in dem eroberten Lande niederzulassen, so ist man erstaunt, daß sie nicht vernichtet wurden; denn in den Gegenden, welche sie öde verlassen, konnten sie sich nicht rekrutiren. Allein andere Völker von gleichem Ursprung und ähnlichen Sitten bevölkerten die verlassen Gegenden wieder, bis sie selbst, gutwillig oder gezwungen, an ihrer Reihe auswanderten und von andern Horden ersetzt wurden.

Seit einem Jahrhunderte waren die Gesaten in Rom vergessen; die Römer hatten ganz Italien bis zu den Alpen erobert; sie waren in das transalpinische Gallien eingedrungen und hatten die Allobrogen, die Avernier und andere gallische Völker im Westen und Norden Helvetiens ihrer Herrschaft unterworfen. An den Ufern des Nord- und des baltischen Meeres, in

unbekannten, von unermesslichen Wäldern und unzugänglichen Sümpfen vertheidigten Gegenden lebten zwei große Nationen, die Cimbern von gallischer, die Teutonen von germanischer Abkunft: Völker, die übrigens eben so unbekannt waren, als das Land, das sie bewohnten. Ein furchtbares Ereigniß, sagten sie, hatte ihre Wohnungen umgestürzt, eine Erderschütterung das Meer aufgewühlt, das sein Bett verließ und ihre Ufer und ihre Wohnungen verschlang. Erschrocken zogen sich diese Völker zurück, aber das gemeinschaftliche Unglück näherte sie unter einander, und sie beschloffen, ein dem Ocean Preis gegebenes Land zu verlassen. Dem Ocean, dem sie entflohen, ähnlich, überströmte diese zahllose Horde die vom baltischen Meere südlich gelegenen Länder. Sie zählte 300,000 Krieger; die Weiber, die Kinder, die Greise folgten auf einer Menge plumper Wagen. Sie führten all ihr Vieh und ihr Eigenthum mit sich. Diese Menschen waren von kolossaler Gestalt, ihre Haare blond, ihre Augen blau. Bojorig befehligte die Cimbern und Teutobochus die Teutonen. Die Größe dieses Heerführers übertraf noch alle andern; seine Stärke war außerordentlich; mit einem einzigen Sprunge setzte er über sechs neben einander stehende Pferde weg. Die Auswanderer rückten langsam gegen Süden vor; sie gingen über die Donau und zogen in Norien ein, dessen Hauptstadt Noreja sie belagerten. Der Schrecken in Rom bei der Nachricht von der Annäherung dieser Menge von Barbaren an der Grenze Italiens war groß. Der Consul Papyrius Carbo wurde mit einer Armee abgeschickt, um die Cimbern und Teutonen zu beobachten; er befahl ihnen stolz sich zurückzuziehen; diese gaben ihm aber die friedfertigsten Versicherungen hinsichtlich der römischen Besitzungen, die sie zu respektiren versprochen. Dennoch überfiel der düstelhafte Papyrius, durch diese Mäßigung kühn gemacht, das Lager der Verbündeten verrätherisch während der Nacht; diese aber vertheidigten sich tapfer und schlugen die Römer. Indessen wagten sie es nicht, die Bergschränken zu überschreiten, die sie von Italien trennten; sie wandten sich gegen Jülyrien und verwüsteten das ganze Land zwischen der Donau und dem adriatischen Meere. Nachdem sie drei Jahre lang diese ganze Gegend zerstört hatten, kehrten sie mit der Beute von hundert überwundenen Völkern beladen zurück, gingen über den Oberrhein und rückten in Helvetien ein.

Die Nation, welche damals das Land zwischen den Alpen, dem Jura und dem Rhein bewohnte, führte den Namen der Helvetier, d. h. der Bewohner des Heerdenlandes. Aber erst seit dem Einfall der Cimbern und Teutonen erwähnt die Geschichte ihrer unter diesem Namen. Gegen Mittag von einem Umfang von Gebirgen umschlossen, die man für unzugänglich hielt, und auf der andern Seite von brei-

ten Strömen und andern Gebirgen, war Helvetien vereinzelt und beinahe unbekannt geblieben, und hatte keinen Antheil an dem Zustand von Civilisation genommen, der sich bei den Galliern, ihren Nachbarn, zu verbreiten begann. Sie hatten ihre kriegerischen und herumschweifenden Sitten beibehalten; abwechselnd Angegriffene oder Angreifer waren sie selten im Frieden mit den Germanen, gegen welche sie mehrmals große Expeditionen unternahmen, von welchen sie mit reicher Beute zurückkamen; daher war auch Gold und Silber allgemein bei ihnen. Bei dem Anblick der reichen Beute, welche die Cimbern und Teutonen mit sich führten, wurde ihre Habsucht aufs neue gereizt. Helvetien war damals in vier Hauptkantone oder Gaue getheilt, die durchaus unabhängig von einander waren. Die Tiguriner bewohnten den Norden, zwischen dem Bodensee und der Reuß; die Eugener waren mehr im Mittelpunkte in der Gegend von Zug, Schwyz und Luzern bis zu den Alpen; die Urbigener besaßen die Gegend zwischen der Reuß, dem Jura, dem Neuenburger- und Murtensee; die Ambronen bewohnten den ganzen mittäglichen Theil bis an die Rhone, in der Gegend von Genf. Als daher die Auswanderer im Osten Helvetiens einzogen, so standen die Tiguriner, weit entfernt, sie als Feinde zu empfangen, in Masse auf und verbanden sich sogleich mit ihnen. Die Eugener und nachher die Ambronen folgten diesem Beispiel; dieser letzte Stamm zählte 80.000 Streiter; die Eugener waren die schwächsten, sie verbanden sich mit den Tigurinern. So erschienen plötzlich die Helvetier, vereinigt mit den Cimbern und Teutonen, auf eine furchtbare Weise in der Geschichte. Ihre vereinigten Fluthen wälzten sich verheerend über Gallien und die römischen Provinzen. Die Belgier waren die ersten, welche diesen furchtbaren Stoß aushielten; sie vertheidigten sich aber so muthig, daß die Verbündeten einen andern Weg einschlugen, um in den Mittelpunkt Galliens einzudringen. Sie schlossen sogar eine Art von Vertrag mit den Belgiern, die ihnen einen befestigten Ort abtraten, um ihre Beute niederzulegen, bei welcher sie eine Wache von 6000 Mann zurückließen. Mittel-Gallien wurde von diesen Barbaren schrecklich verwüstet, die Felder verheert und die offenen Städte verbrannt; das Volk floh in die befestigten Städte, wo der Hunger bald eindrang. In vielen Städten waren die Belagerten gezwungen, das Fleisch derjenigen unter ihnen zu essen, welche zur Vertheidigung nutzlos waren. Diese schreckliche Lage dauerte beinahe ein Jahr, und erst nachdem sie Alles gänzlich zerstört hatten, kehrten die Barbaren um, um sich den römischen Provinzen in Gallien zu nähern, welche M. Cisanus mit einem Heere befehligte. Indessen hatten die Cimbern und Teutonen eine solche Meinung von der Macht dieser

Römer, denen sie überall begegneten, daß sie ihr Gebiet nicht zu berühren wagten. Sie sandten eine Botschaft an Silanus, wodurch sie von den Römern Länder begehrten, wo sie sich mit ihren Familien niederlassen könnten, und boten ihnen dagegen den Dienst ihrer Armeen an. Allein Silanus antwortete ihnen stolz, Rom habe ihnen keine Länder zu geben, und bedürfe ihrer Dienste nicht; er ging plötzlich über die Rhone und fiel die Verbündeten in ihrem Lager an; aber seine Armee wurde in die Flucht geschlagen.

Diese Barbaren waren in den mechanischen und Kriegskünsten so unwissend, daß sie nur durch Hunger sich eines nur wenig befestigten Platzes bemächtigen konnten, und während eines ganzen Jahres machten sie vergebliche Versuche, über die Rhone zu gehen. Endlich beschloßen sie ihre Streitkräfte zu theilen und auf verschiedenen Punkten anzugreifen, um durch die Gewalt zu erhalten, was die Römer ihren Bitten verweigert hatten. Die Cimbern und Teutonen mit den Ambronern und Eugenern wandten sich gegen Mittag, während die Tiguriner an der Rhone hinaufgingen, um in das Land der Allobrogen einzudringen. Dieser Plan nöthigte die Römer, auch ihrerseits ihre Streitkräfte zu theilen. Aurelius Scaurus stellte sich den Cimbern und Teutonen gegenüber, während der Konsul L. Cassius über die penninischen Alpen ging, um den Plan der Tiguriner zu vereiteln. Ueber den St. Bernhard stieg er durch das Thal Entremont in das Land der Veragrer hinab, wo heute Martigny liegt, und näherte sich dem Lemansersee. Die Tiguriner standen unter den Befehlen Divico's, eines jungen, eben so tapfern als unerschrockenen Kriegers, und des ersten Helvetiers, dessen Namen uns die Geschichte aufbewahrt hat. Die beiden Heere stießen bei Villeneuve, am äußersten Ende des Lemansersee's aufeinander. Cassius zog in den Kampf für die Ehre und Größe Roms, Divico für sein Vaterland; er hatte jene berühmten Legionen vor sich, welche den Thron Alexanders gestürzt, Italien erobert, Karthago zerstört hatten, und welchen hundert Nationen gehorchten. Der Vortheil der Vortlichkeit war ganz für die Helvetier; man muß sich aber diese Gegend, wo sich die Helvetier und Römer begegneten, ganz anders vorstellen, als sie jetzt ist. Der Lemansersee dehnte sich eine Stunde weiter südöstlich aus, als jetzt, und endigte sich mit großen Sümpfen, worin die trüben und irrenden Gewässer der Rhone ihren Schlamm ablegten, und sich in eine Menge Kanäle theilten, ehe sie sich mit dem Leman vereinigten. Der Weg folgte nicht wie heut zu Tage den Ufern des See's, die damals wenig bevölkert waren, und keine der jetzt bekannten Städte bestand, sondern, wie noch seit der Herrschaft der Römer, zog er sich von Baugi über

die Anhöhen Chartelard und Weitaug, dem Abhange der Gebirge folgend, oberhalb Villeneuve bis nach Roche. Dieser Weg war ein schmaler Engpaß; auf einer Seite erhoben sich steile Gebirge, auf der andern war er durch die unzugänglichen Sümpfe begrenzt, worin sich der Lemman und die Rhone verloren. Nachdem die Legionen ihr Lager zwischen Nigle und Beg verlassen, rückten sie durch diesen Engpaß vor, als sie Divico und den Helvetiern begegneten, die mit ihrem furchtbaren Geschrei auf sie stürzten; vergebens versuchten die römischen Cohorten sich um ihre Adler zu formiren, Zeit und Raum fehlten ihnen, die umliegenden Wälder spiecen beständig neue Kämpfer aus, deren Geschrei in den tiefen Gebirgsgründen wiederhallte. Auf den beweglichen Boden der Rhonesümpfe getrieben, ohne vor- noch rückwärts zu können, kämpften die Römer mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit; hier aber war ihre Kriegskunst nutzlos; sie fielen zu Tausenden unter dem Eisen des Feindes; Cassius und sein Unterbefehlshaber L. Pison blieben auf dem Schlachtfelde, mit ihnen der Kern des Heeres. Vergebens wollten die dem Gemetzel entgangenen Trümmer der Legion sich in ihrem verschanzten Lager vertheidigen; der Rückzug war unmöglich, die Eingebornen hatte alle Ausgänge gesperrt, die Lebensmittel fehlten und Divico stand auf dem Punkt, sich der Verschanzungen zu bemächtigen; die Römer ergaben sich dann, um ihr Leben zu retten; aber Divico legte ihnen so harte Bedingungen auf, daß Rom zur Zeit seiner größten Unfälle sich ihnen nur ein einziges Mal zu unterwerfen hatte; sie wurden genöthigt, Geißel zu stellen, und den Siegern die Hälfte ihrer Ausrüstung zu überlassen; was aber das demüthigendste für diese stolzen Eroberer war, ist, daß sie genöthigt wurden, den Unterbefehlshaber C. Pullius an der Spitze unter dem Joche*) im Angesicht des Lemman und jener prächtigen Gebirge durchzukriechen, die sie zum ersten Male überschritten hatten. Die Helvetier feierten diesen denkwürdigen Sieg durch große Opfer. Die ganze reiche, dem Feinde abgenommene Beute wurde geweiht und geheiligt unter die Obhut der Druiden gestellt, die allein dazu gehen durften, und wahrscheinlich wurde Menschenblut bei diesem Anlasse nicht gespart.

Die Cimbern waren im Süden nicht weniger glücklich, als die Helvetier am Ufer des Lemman; Scaurus und seine Armee wurden geschlagen und

*) Hierzu pflanzten die Sieger zwei Lanzen in den Boden und befestigten eine quer oben über ungefähr vier Fuß von der Erde. Die Besiegten, ihrer Waffen und eines Theils ihrer Kleider beraubt, mußten einer nach dem andern unter diesen Lanzen mit gebeugtem Kopfe durchgehen.

er selbst gefangen. Die verbündeten Völker, durch diesen Erfolg ermutigt, zauderten nun nicht mehr, die Alpen zu übersteigen und Italien anzugreifen. Die im Rathe vereinigten Anführer berieten den Plan des Feldzugs, den sie unternehmen wollten; der gefangene Scaurus selbst mußte dieser Beratung beiwohnen. Ueber die Streitkräfte Italiens befragt, sprach er mutbig von der Macht Roms und seinen zahlreichen Legionen; er sagte ihnen, daß ihrem Uebergange über die Alpen ihre Niederlage folgen würde. Diese stolzen Worte beleidigten die wilden Anführer; Bojorig warf sich voller Wuth auf Scaurus und durchbohrte ihn. Alle diese Unfälle verbreiteten Schrecken in Rom, das große Anstrengungen machte, um den Barbaren neue Heere entgegen zu stellen. Beträchtliche Streitkräfte vereinigten sich an den Ufern der Rhone, der Befehl darüber war unter den zwei Konsuln Cn. Manlius und Cäpio getheilt. Die Eifersucht dieser beiden Generale war die Ursache ihres Untergangs. Cäpio, der sich seinem Kollegen überlegen glaubte, wollte den Ruhm nicht mit ihm theilen, und trennte sein Lager von dem seinigen. Dieses Mißverständniß blieb den Feinde kein Geheimniß; ein aus Cimbern und Ambronon bestehendes Korps näherte sich dem Lager des Manlius. Allein Cäpio wollte seinem Nebenbuhler den Ruhm eines wie er glaubte leichten Sieges nicht lassen, und stellte sich zwischen sein Lager und dem Feind. Die Cimbern und Teutonen schlossen aus dieser Bewegung, daß die beiden Konsuln sich aufs neue vereinigt hätten, zauderten sie anzugreifen, und schickten nach ihrer Gewohnheit eine Deputation mit Friedensvorschlägen an Manlius. Aus einer lächerlichen Eifersucht ließ Cäpio, erzürnt darüber, daß die Boten sich nicht an ihn wandten, sie verhaften und mißhandelte sie, als sie sich durch sein Lager in das des Manlius begeben wollten. Diese Beleidigung erfüllte die ambronischen und cimbrischen Krieger mit Zorn; sogleich versammelten sie sich, und nachdem sie die feindliche Beute feierlich ihrem Gotte geweiht hatten, zogen sie in den Kampf. Sie griffen zuerst das Lager Cäpio's mit unerhörter Wuth an; die Ambronon besonders kämpften mit furchtbarem Muthe, nichts konnte ihnen widerstehen; das Lager Cäpio's und nachher das des Manlius wurden überwältigt und die Legionen in Stücken gehauen; 80.000 römische Soldaten und 40.000 Sklaven oder Knechte der Armee blieben auf dem Schlachtfelde; die Uebrigen wurden gefangen; zehn Mann nur entkamen, unter ihnen Cäpio. Die Sieger erfüllten ihr barbarisches Gelübde: die Männer wurden erwürgt, die ganze Beute, Gold und Silber, in die Rhone geworfen, die Bagagen und die Waffen zertrümmert, und die Pferde in die Schlünde des Stromes gestürzt. Bei der Nachricht von dieser neuen

Niederlage erreichte die Bestürzung von Rom und ganz Italien den höchsten Grad; eine dumpfe Betäubung bemächtigte sich aller Gemüther. Wer wird nun diese Völker bekämpfen, die nun schon sechs römische Heere vernichtet hatten? Glücklicherweise für die Republik wußten die verbündeten Horden ihre Siege nicht zu benutzen; sie verloren mit Streifereien an dem Fuß der Pyrenäen eine Zeit, welche Rom besser anzuwenden wußte; er ernannte den berühmten Marius, einen Mann von ausgebreitetem Genie und einer großen Festigkeit zum Konsul. Er begab sich in das mittägliche Gallien, wo er große Zurüstungen zu seiner Vertheidigung traf. Er stellte die Mannszucht in der Armee und das Vertrauen unter den Soldaten wieder her; er sorgte für die Bewaffnung und Verproviantirung der Truppen; sein unermüdetes Genie vernachlässigte kein Mittel, sich des Erfolges zu versichern. Die Cimbern waren seit zwei Jahren in Spanien, als endlich der mutige Widerstand der Celtiberier sie bestimmte, zurückzukehren. Sie beschloßen dann die römischen Staaten von zwei Seiten zu überziehen; die Cimbern und die Tiguriner durchzogen Helvetien und Norien, um im Norden Italiens einzudringen, die Ambronon, die andern Helvetier und die Teutonen wandten sich gegen Mittag. Marius schlug sein Lager zu Arelate auf, um Italien zu decken, und bald sah er die Vorhut der Ambro-Teutonen anrücken. Sie lagerten sich den Römern gegenüber, die sie sogleich durch Prahlens und Schimpfen herausforderten. Aber Marius, klüger als seine Vorgänger, lachte über ihre Herausforderungen. Einst kam ein teutonischer Anführer bis an die Thore seines Lagers und forderte ihn zum Zweikampf. Marius ließ ihm antworten, wenn er des Lebens satt sei, so solle er sich hängen. Indessen waren die römischen Soldaten außer sich über so viele Kränkungen und kaum konnte Marius ihre Kampflust mäßigen; um sie an den schreckenden Anblick und das furchtbare Geschrei dieser Barbaren zu gewöhnen, ließ er sie abwechselungsweise auf die Wälle steigen, von wo man in ihr Lager sehen konnte. Endlich der Unthätigkeit der Römer müde, stürmten die Ambro-Teutonen ihr Lager; allein zurückgeschlagen setzten sie ihren Weg nach Italien fort. Sechs Tage hinter einander sah man sie vor dem römischen Lager vorbeiziehen, während sie tausend Beschimpfungen und Drohungen gegen ihre Feinde ausstießen. „Wir besuchen eure Weiber,“ riefen sie, „habt ihr nichts an sie zu bestellen?“ Allein Marius folgte ihnen auf dem Fuße, den günstigen Augenblick erspähend, ihnen eine entscheidende Schlacht zu liefern.

In den Sertinischen Gewässern (Niz in Provence) hielten die Ambro-Teutonen an und bildeten zwei abgesonderte Lager; das der Ambronon war an dem Flusse und am nächsten bei der Stadt. Marius

ließ nicht lange auf sich warten; er verlegte sein Lager auf einen Hügel zwischen dem der Ambronon und der Stadt. Beide, die Ambronon und Teutonen, hatten sich so an den Anblick der Römer gewöhnt, daß sie sich wenig um seine Ankunft zu bekümmern schienen; sie überließen sich allen Verführungen des Orts, die einen badeten sich in den Bächen des warmen Wassers oder dem Flusse; andere aßen oder schliefen; die meisten waren betrunken und in der Gegend zerstreut. Marius besetzte den Hügel, wo er seine Legionen postirt hatte; als aber die Soldaten bemerkten, daß es an Wasser fehlte, beklagten sie sich laut darüber. „Ihr seid Männer,“ sagte Marius zu ihnen, und zeigte auf den Fluß, der zu ihren Füßen hinfließt; dort ist Wasser, das ihr gegen Blut austauschen müßt.“ Die Soldaten stiegen den Hügel hinab mit den nöthigen Gefäßen zum Wassers schöpfen. Am Ufer begegneten sie einigen Feinden, die sich badeten und tödteten sie; andere Feinde liefen herbei und bald waren alle Ambronon unter den Waffen. Marius sah wohl, daß es nicht mehr möglich war, den Kampf zu vermeiden; ihres üppigen Lebens ungeachtet, schienen die Ambronon sehr aufgelegt dazu; sie marschirten beim Klange ihrer Waffen; indem sie die Schilde im Takte an einanderschlügen, und ihr Kriegsgeschrei: Ambra! Ambra! ausstießen. Unter den Hülfstruppen der Römer waren die Ligurier, gleichen Stammes wie die Ambronon, welche wie sie ehemals aus Gallien ausgewandert waren. Als das Geschrei: Ambra! zu ihren Ohren drang, waren sie erstaunt, und vermutheten nicht, daß die, welche sie bekämpfen wollten, ihre Brüder und Stammgenossen seien; sie antworteten ihnen nach Herzenslust mit dem Geschrei: Ambra! Ambra! Die Römer und die Ambronon begegneten sich in dem Bette des Flusses selbst, der bald vom Blute geröthet und beinahe mit Leichen ausgefüllt war. Die Ambronon konnten den ungestümen Anstoß der Legionen nicht lange aushalten, die von dem Hügel herab kamen; sie wurden auf das andere Ufer zurückgetrieben, und waren bald in voller Flucht nach dem Lager der Teutonen, Wagen und Gepäck zurücklassend. Die Römer glaubten, da eine reiche Beute zu finden, aber sie stießen auf einen Feind, auf den sie nicht gerechnet hatten. Die Weiber der Ambronon leisteten auf den Wagen, welche ihre Kinder und Reichthümer enthielten, mit Schwertern, Lanzen und Aegten bewaffnet, einen Widerstand, der den Sieg des Feindes aufhielt; mit unaussprechlicher Wuth schlugen sie sowohl auf die siegenden Römer, als auf ihre fliehenden Männer; ihre zerrissenen Kleider, ihre langen fliegenden Haare, ihre vor Wuth blizzenden Augen machten sie dem Feinde schrecklich, dessen Schwert oder Schild sie faßten, und sich lieber in Stücke hauen ließen, als losließen. Der Heldenthum der Weiber gab den

durch dieses Beispiel beschämten Flüchtlingen Zeit umzukehren. Marius ließ zum Rückzug blasen und zog sich in sein Lager, während die Ambronon mit ihren Wagen und ihren Weibern sich mit den Teutonen vereinigten. Die Römer hatten keinen vollständigen Sieg davon getragen, aber der Verlust der Ambronon war sehr groß; die ganze Nacht hörte man ihre Klagen und Drohungen, welche, gleich dem Geheul der wilden Thiere, das Herz der Römer mit geheimem Schrecken erfüllte. Die zweite Nacht nach dieser Schlacht sandte Marius Marcellus und 3000 Mann Kerntruppen zur Besetzung einer Schlucht im Rücken der Lager der Helvetier und Teutonen, wo ihn ein dichter Wald versteckte. Von Sonnenaufgang an schickte er seine Reiterei, den Raum zwischen beiden Lagern zu durchstreifen, und den Feind herauszufordern, während er seine Legionen an dem Abhange des Hügel bis an den Fluß ordnete. Alles geschah, wie Marius es vorausgesehen: die Ambro-Teutonen hörten nur auf ihren unregelmäßigen Muth und ließen sich nicht herausfordern; vergebens verfolgten sie hiezig diese Reiterei, die Schritt vor Schritt zurückweichend, sie bis an den Fluß lockte, über den sie plötzlich setzte, um sich an den Flügeln der römischen Armee aufzustellen. Der Anblick dieser furchtbaren Legionen, die den ganzen Abhang des Hügel bedeckten, erschreckte die Ambro-Teutonen keineswegs; sie setzten über den Fluß und griffen den Feind wüthend an. Sie hatten es aber mit Marius zu thun, dessen Genie Alles berechnet und vorhergesehen hatte. Indessen war der Sieg nicht leicht, der Kampf zog sich mit gleichem Erfolg bis in die Mitte des Tages.

Dann rückte Marcellus aus seinem Hinterhalte, und fiel auf die feindliche Nachhut, die sich in Unordnung auf das Centrum zurückzog und die Verwirrung in alle Reihen der ermatteten Ambro-Teutonen brachte. Marius benutzte diesen Umstand auf geschickte Weise, um durch einen kräftigen Angriff die Unordnung vollständig zu machen, die sich in dem feindlichen Heere zeigte. Von da an war es nur ein Schlachten: die Zahl der Teutonen und Ambronon, welche das andere Flußufer wieder erreichten, war sehr vermindert; auf der Ebene aber wurde die Niederlage vollkommen; beinahe alle wurden niedergemacht oder gefangen genommen, und die, welche anfänglich entkamen, fielen in die Hände der Bewohner des Landes, die sie nicht entwichen ließen. Der König Teutobochus und einige andere Anführer kamen bis in die Gebirge der Sequaner, von wo sie gebunden zu den Römern zurückgeführt wurden. Nach der gänzlichen Niederlage der Ambro-Teutonen näherten sich die Sieger ihrem von Tausenden von Wagen umgebenen Lager, wo ihre äußersten Vertheidigung entschlossenen Weiber waren.

Indessen schlugen sie Marius eine Kapitulation vor, und verlangten nur Rettung ihrer Ehre und ihres Lebens. Marius schlug es ab; dann erwürgten sie nach einem furchtbaren Widerstande alle ihre Kinder und tödteten sich unter einander. Mehr als 100,000 Leichname der Ambro-Teutonen bedeckten die Ebene; 50,000 wurden in die Gefangenschaft geführt und sahen ihr Vaterland nie wieder. So gingen zwei Nationen unter, von denen man nicht mehr reden hörte: die Teutonen, welche kein Vaterland mehr hatten, und die Ambro-Teutonen, welche die Hälfte Helvetiens öde gelassen hatten. Marius, der zum fünften Mal zum Consul erwählt worden, behielt den größten Theil der ungeheuern Beute, um seinen Triumph glänzend zu machen; das Uebrige wurde in einem prächtigen Opfer zu Ehren der Götter verbrannt. Alle Leichname blieben unbegraben auf dem Schlachtfelde, wo sie verwesten; die Gegend erhielt den Namen: „Feld der Verwesung“; sie wurde in der Folge durch ihre Fruchtbarkeit berühmt und die Bewohner bedienten sich der Menge der Gebeine, um ihre Weinberge einzuzäunen. Diese von dem Blute eines ganzen Stammes Helvetiens gedüngte Ebene trägt jetzt noch den Namen Pourrières (Verwesungs-ort).

Indessen waren die Cimbern und Tiguriner über die östlichen Alpen an die Grenzen Italiens gekommen. Die Tiguriner blieben als Reservekorps zurück, um die Pässe zu decken; die Cimbern zogen den mit täglichen Abhang hinab und drangen während des Winters in das Etschthal ein, welches der Prokonsul Catulus verteidigte, der sich bei der Annäherung der Cimbern hinter die Etsch zurückzog. Da die Cimbern diesen Fluß nicht durchwateten konnten, so wälzten sie große Felsenstücke hinein, auf welchen sie eine solche Menge Bäume aufhäuften, daß sie einen Uebergang zu Stande brachten. Die Römer aber erwarteten ihre Ankunft nicht, und flohen hinter den Po.

Die Cimbern waren sehr überrascht, die Ambro-Teutonen nicht beim Zusammenkunftsort zu finden, denen sie in Oberitalien begegnen sollten; sie wollten dem Gerüchte von der Vernichtung dieser zwei Nationen durch Marius keinen Glauben beimessen. Da sie sich in einem fruchtbaren Lande befanden, wo Alles im Ueberfluß war, und dessen Besitz ihnen Niemand streitig machte, so beschloßen sie, ihre Verbündeten zu erwarten. So verloren sie mehrere Monate, die sie in Schwelgerei und Ausschweifungen aller Art zubrachten, denen eine große Sterblichkeit folgte. Dies rettete Italien. Die Römer benutzten diese Zeit, um ihre Vorbereitungen zu treffen, und die Armee des Marius zu verstärken, welche vereinigt mit der des Catulus im Monat Juli des Jahres 101 vor Christi Geburt den Cimbern gegenüber an-

kam. Allein diese, um Zeit zu gewinnen, und die Schlacht zu vermeiden, sandten Abgeordnete an Marius, um von ihm für sich und ihre Verbündeten Land zu begehren. „Wer sind die Verbündeten?“ fragte Marius. — „Die Teutonen.“ antworteten die Abgeordneten. Alle Anwesenden brachen in ein Gelächter aus. Erzürnt über diese Spöterei drohten die Abgeordneten den Römern mit ihrer Rache, sobald die Teutonen angekommen wären. „Sie sind da,“ erwiderte Marius, „ihr sollt sie sehen.“ Er ließ Teutobochus und die andern Anführer der Ambro-Teutonen mit Ketten belastet herbeiführen. Dann konnten die Cimbern an dem Vorgefallenen nicht mehr zweifeln und bereiteten sich zum Kampfe. Vorigen begab sich mit einer Bedeckung auf die römischen Vorposten und ließ Marius um den Tag und Ort fragen, den er erwählen wolle, um durch die Waffen zu entscheiden, wem Italien gehöre. Marius antwortete, es sei nicht der Brauch der Römer, von dem Feinde Rath einzuholen, wenn man kämpfen müsse, er wolle sich aber zu Gunsten der Cimbern hierüber wegsetzen; und sie kamen überein, daß die Schlacht am dritten Tage, den 30. Juli, in den Feldern von Baudius bei Verzellä geliefert werden solle. Am bestimmten Tage zogen die Römer mit Tagesanbruch aus ihrem Lager und Marius stellte sie in Schlachtordnung. Ein heftiger Ostwind wehte und erhob den Staub dergestalt, daß öfters der Himmel verdunkelt wurde. Marius benutzte diesen Umstand schnell, und nahm eine Stellung, daß er Wind und Sonne im Rücken hatte. Die Cimbern bildeten mit ihrem Fußvolk eine dichte Masse, und damit ihre Reihen nicht durchbrochen würden, gebrauchten sie die sonderbare Vorsicht, sich mit ihren Wehrgehängen an lange eiserne Ketten an einander anzuschließen. Ihre 15.000 Mann starke Reiterei machte sich durch ihre auffallende Ausrüstung bemerklich. Auf ihren Helmen figurirten seltsame und schreckliche Thierköpfe; oder sie waren mit metallenen Büschen in der Form von ungeheuern Flügeln versehen. Ihre Panzer und Schilde waren von polirtem Eisen. Die Armee mit ihrer Wagenburg nahm den Raum von einer Quadratmeile ein. Die Reiterei der Cimbern begann das Gefecht dadurch, daß sie den linken Flügel der Römer zu umgehen suchte, welche, durch dieses Manövre getäuscht, glaubten, der Feind ergreife die Flucht; sogleich rückten die Legionen des Centrums vor, aber in diesem Augenblick formirte das ganze feindliche Fußvolk einen Halbkreis und marschirte auf die Römer. Marius ermaß mit einem Blicke die ganze Größe der Gefahr. Er setzte alle Hülfsmittel seines Genies in Bewegung: die Sonne, die drückende Hitze und die Staubwolken, welche der Wind gegen die Cimbern jagte und die sie hinderten, die Manöuvres der

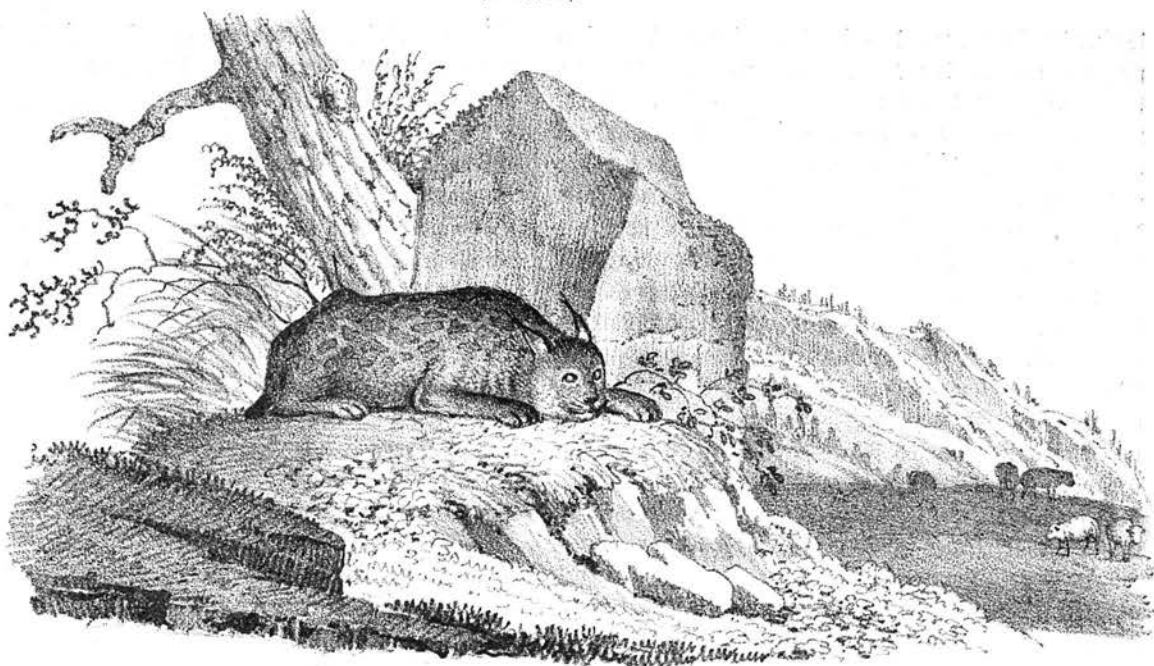
Römer zu sehen, trugen mächtig zur Wiederherstellung des Kriegsglücks bei. Die Schlacht war lang und blutig und endigte zu Gunsten der Römer. Vorig und 100.000 der Seinigen blieben auf dem Schlachtfelde; eine große Zahl wurde in Gefangenschaft geführt. Als die Weiber der Cimbern den Ausgang des Kampfes sahen, legten sie schwarze Kleider an und schickten eine Gesandtschaft an den Konsul, die als einzige Bedingung ihrer Unterwerfung seinen Schutz gegen die Brutalität der Soldaten verlangte. Aber ihr Gesuch wurde abgewiesen, und sie fasten, wie die Weiber der Ambronnen, einen kräftigen und verzweifelten Entschluß. Auf ihren hohen Wagen vertheidigten sie sich lange und mit Erfolg gegen die Angreifenden; da sie aber bemerkten, daß die römischen Soldaten den Gefangenen die Köpfe abschlugen und auf ihre Spieße pflanzten, so konnten sie ohne Schauder dieses Schauspiel und diese Todesart nicht ertragen, die ihnen erniedrigend schien. Lieber als ihren Feinden lebendig in die Hände fallen, wollten sie von ihrer eigenen Hand sterben; sie warfen ihre Kinder den Römern in's Gesicht, und tödteten sich unter einander selbst; viele erwürgten oder erhängten sich an den Wagendeichseln; andere banden sich mit einem Riemen an den Schweif ihrer Pferde, den sie sich um den Hals schlangen. Man fand eine Mutter an einer aufgerichteten Deichsel erhängt mit ihren zwei kleinen Kindern an ihren Füßen hängend. Als die Römer in die Mitte dieser Schreckensscenen drangen, wurden sie von ungeheuern Hunden angefallen, welche noch die Leichname ihrer Herren vertheidigen wollten. So endigte die zweite dieser Horden, welche während zwölf Jahren den Westen Europa's verwüstet und siebenmal die römischen Heere geschlagen hatten. Die Liguriner, welche auf den Höhen der Alpen geblieben waren, nahmen die der Schlacht entgangenen Cimbern auf, und kehrten mit ihrer ganzen Beute durch Norien in das beinahe öde Helvetien zurück, wohin Marius sie nicht zu verfolgen und die Niederlage des Cassius an den Ufern des Leman zu rächen versuchte *).

Der Luchs.

Dieses Thier gehört in das Raubgeschlecht, so wie in das der fleischfressenden Thiere. Es ist kleiner als der Wolf, gewöhnlich von der Größe eines

*) Die Eugener, welche den Boden Helvetiens nicht wieder erblickten, kamen nach einigen Geschichtschreibern mit den Ambronnen, nach andern mit den Cimbern um.

Fuchses, seine Füße aber sind kürzer, seine Augen sind groß, hervorstehend und weiß. Es hat gerade Ohren mit einem Büschel schwarzer Haare an der Spitze; der Schwanz ist kürzer als der des Fuchses und am Ende schwarz. Seine Farbe ist bunt, wie die Haut eines Hirschkalbes; sein Haar lang und weich, im Winter dichter als im Sommer, sein Gang hüpfend wie der der Kaze, und wie diese liebt es die Reinlichkeit sehr. Auf den ersten Anblick hat es einige Aehnlichkeit mit der Unze und dem Panther, allein sein Blick ist sanfter und seine Physiognomie angenehmer; im Ganzen ist es ein sehr hübsches Thier, dem man lieblosen möchte; aber trauet dem sanften Wesen dieses Heuchlers nicht; er ist der falscheste und grausamste seiner Art, er ist nicht viel besser, als sein Vetter, der Tiger. Der Luchs ist ein Bewohner des Nordens der alten Welt; glücklicherweise ist er gegenwärtig selten in der Schweiz; er bewohnt nur noch die hochgelegenen Wälder und die wildesten Gegenden der Kantone Graubünden und Wallis, so wie Savoyens, und er verläßt diese Orte nicht, so lang er genug Murmeltiere, Gemsen, Hasen und anderes kleines Gewild findet, um seine Gefräßigkeit zu befriedigen; wenn ihn aber der Hunger treibt, was ihm Winterszeit öfters begegnet, so verläßt er seine Höhle, um einen Ausflug in die bewohnten Länder zu machen. Bei diesen Anlässen, wo er gezwungen ist, seine Sicherheit dem Hunger aufzuopfern, fällt er oft unter den Streichen der Jäger, die, indem sie das Land von einem so gefährlichen Feinde befreien, den Preis verdienen, welchen die Regierungen auf den Kopf dieses schlimmen Thiers gesetzt haben. Manchmal im Sommer sogar kann der Luchs, mit seinem scharfen Blicke die entfernten Weiden von seinem wilden Aufenthalt aus durchstreifend, der Versuchung nicht widerstehen, einer schönen Heerde von Schafen, Ziegen oder jungem Rindvieh einen Besuch zu machen, die er ohne Mißtrauen auf fetten Tristen weiden sieht. Hüpfend lenkt er seine Schritte nach dieser Seite; leicht von Felsen zu Felsen, oder von Baum zu Baum hüpfend, weiß er, wie eine Kaze, sich überall in diesen dem Menschen unzugänglichen Wäldern eine Bahn zu brechen, wo ungeheure Bäume, beinahe so alt als die Erde, welche sie trägt, sich erheben und fallen, und sich mit den Felsen aufhäufen, welche die Hand der Zeit unter sie gewälzt hat. Am Rande des Waldes hält der Luchs, um seinen Angriffsplan zu machen; denn er greift nicht offen an wie der Wolf, der das Land bald feck, bald furchtsam durchstreift, oder wie der Bär, der plump und brummend auf seine Beute losgeht, sich auf die Hinterfüße stellt und die Pfoten zu einer Umarmung ausstreckt. Der Luchs greift auf eine ganz andere, äußerst listige Art an. Sobald er im freien Felde manövriert



muß, legt er sich auf den Bauch und schleppt sich so fort, macht Umwege, um jede Unebenheit des Bodens, jeden Busch zu benutzen, welche ihn den Blicken seiner Beute entziehen können, von der er die Augen nicht wegwendet; sobald er bemerkt, daß sie nach ihm sieht, bleibt er unbeweglich. Bei ihr angekommen, springt er ihr plötzlich auf den Rücken, öffnet ihr mit einem Biß die große Pulsader und das Opfer fällt, ohne seinen heimtückischen Feind gesehen zu haben. Gewöhnlich begnügt er sich damit, das Blut auszusaugen, um nach einer andern Beute auszugehen; höchstens frisst er das Hirn und einige andere zarte Theile. Man begreift, daß es auf diese Weise eine große Zahl Opfer bedarf, um dieses blutdürstige Thier zu sättigen, deshalb setzt auch sein Erscheinen auf den Alpenweiden alle Hirten der Gegend in Bewegung, die sogleich auf dasselbe Jagd machen. Wenn es ihm gelingt, sich in seine Höhle zu flüchten, so treibt man es mit Feuer und Rauch heraus; aber wehe dem Hunde, der sich hineinwagen würde; er käme nur äußerst mißhandelt heraus.

Der Luchs klettert auf die höchsten Bäume mit der Geschicklichkeit einer wilden Katze; er bekriegt da die Marder, die Eichhörnchen, die Hermeline und sogar die Vögel. Er zieht aber das große Wild vor: er wirft sich auf das Reh und den Hirsch. Wenn er im Winter vom Hunger gezwungen wird, sich den bewohnten Dertern zu nähern, so schleicht er Nachts um die Ställe und Schäfereien; findet er keine Oeffnung, so bahnt er sich einen Weg, indem er die Erde unter der Thüre wegräht, was ihm manchmal gelingt. Die Alten, welche aus dem Luchs ein fabelhaftes Wesen machten, schrieben ihm ein so scharfes Gesicht zu, daß es undurchsichtige Körper durchdringe, und seinem Urin die wunderbare Eigenschaft, sich in einen festen Körper, einen Edelstein, Pfeilstein genannt (*Capis lynxarius*, *Bélemnite*), zu verwandeln. Hieran ist gewiß, daß der Luchs sein Wild, so klein es auch sein mag, in großer Entfernung entdeckt und es mit wunderbarer Geschicklichkeit faßt. Sein Fleisch, wie das der andern fleischfressenden Thiere, ist nicht gut zu essen; sein Fett ist geschätzt.

Reise in den Kantonen Graubünden und Uri.

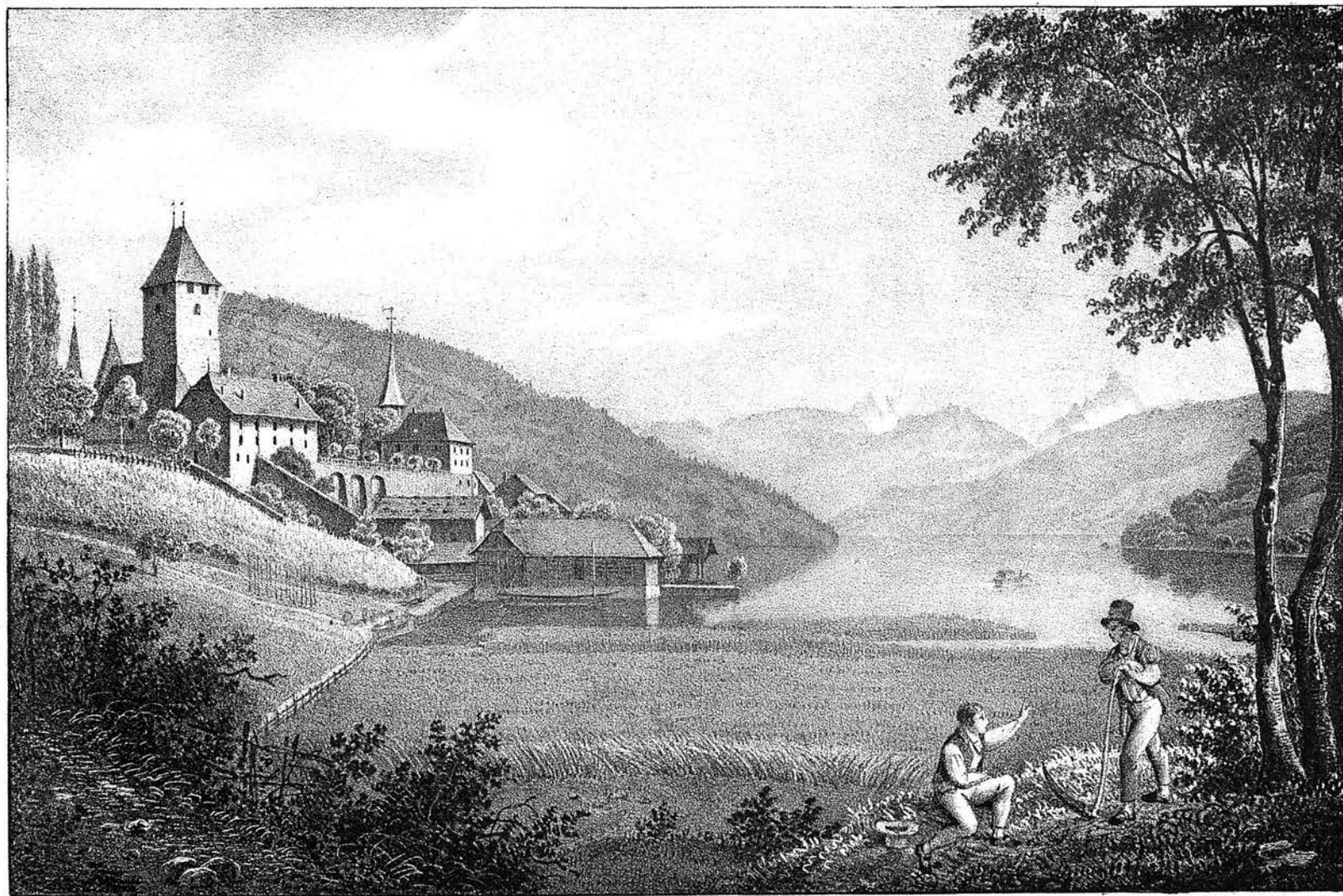
Beinahe unaufhörlicher Regen hatte uns mehrere Tage lang in Chur aufgehalten. Die Menge des seit einigen Wochen gefallenen Wassers hatte die Flüsse aus ihren Betten getrieben; der Rhein und Landquart strömten bei Malans über die Felder;

die Plessur, aus dem Schafsthal kommend, wälzte in Chur auf eine furchtbare Weise ihre trüben und verheerenden Gewässer. Aber endlich wurde der Himmel blau und die Sonne glänzte von neuem; bald waren wir auf dem Wege nach Reichenau.

Unsere Absicht war, das Vorderrheinthal hinaufzu-
steigen, um in den Kanton Uri und von da über
den Susen in das Berner Oberland zu gelangen.
Bei'm Austritt aus der Hauptstadt Graubündens
hatten wir den Rhein rechts; eine Kette von hohen
Gebirgen erhob sich jenseits, beherrscht von dem
drohenden Gipfel des Galanda, 8250 Fuß über das
Meer erhaben. Die Landschaft um Chur ist rauher
Art; von allen Seiten ist das Thal von hohen Ge-
birgen eingeschlossen, deren Fuß mit düstern Wäldern
bedeckt ist. Der Thalgrund trägt die Spuren der
Wassererwüstungen; der Rhein selbst fließt rasch
zwischen niedern und zerrissenen Ufern, die er oft
mit seinen ungestümen Fluthen bedeckt. Eine kleine
Stunde von Chur, auf der andern Seite des Rheines,
sieht man das Dorf Felsberg, wo etwas Wein wächst,
und die malerischen Reste eines Schlosses auf einem
Hügel, dessen Grund der Rhein untergraben und den
größten Theil in die Fluthen gestürzt hat; ich kann
nicht behaupten, ob die edeln Einwohner dabei waren.
Eine hölzerne Brücke von 24 Pfeilern führt in das
Dorf, dessen Bewohner in der befremdendsten Lage
sind: vor sich sind sie in beständigem Kampfe mit
dem Rhein, der auf jeden Zoll Erde, den sie besitzen,
eifersüchtig scheint. Unmittelbar hinter ihnen und
beinahe über ihren Köpfen drohen die steilen Wände
des Runkelsberges sie über kurz oder lang unter ihren
Trümmern zu begraben. Von Zeit zu Zeit kommt
ein Felsen mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel,
und scheint ihnen sagen zu wollen: Achtung! Aber
erst kürzlich noch erhielten sie eine ernstere Warnung;
ein Theil der Felsenwand oberhalb des Dorfes riß
sich plötzlich los, und stürzte mit furchtbarem Kra-
chen nahe bei diesem nieder. Noch beträchtlichere
Massen sind bereit der gleichen Bahn zu folgen, und
wenn die Einwohner des Ortes ihre Wohnungen nicht
verlassen, so könnten sie wohl ihr Grab da finden.
Felsberg ist protestantisch und man spricht deutsch;
eine Viertelstunde weiter auf der Straße ist das schöne
und große Dorf Ems, dessen Bewohner katholisch sind
und romanisch sprechen. Von ferne nimmt sich dieses
Dorf mit seinen zwei hübschen Kirchen sehr vortheil-
haft aus. Bei'm Eintritt fragten wir einen Bauer
auf deutsch um den Namen des Ortes; durch ein
Kopfschütteln gab er uns zu verstehen, daß er uns
nicht verstehe; ohne bessern Erfolg richteten wir diese
Frage in allen uns bekannten Sprachen an ihn. So-
bald er aber das Wort: romansch, romansch, ausge-
sprochen hatte, erinnerte ich mich, daß man im Vorder-
Rheinthal romanisch spreche. Diese Sprache findet
sich nur in einigen Thälern Graubündens, wo sie sich
seit 24 Jahrhunderten ohne viele Veränderungen erhal-
ten hat; es war die Sprache der alten Rhätier, welche
als Flüchtlinge aus dem Norden Italiens diese Gegen-
den bevölkerten. Nahe bei dem Dorfe auf einem Hügel

sieht man einige Spuren von dem Schlosse der Grafen
von Hohenems, deren Geschlecht sich in Schwaben er-
halten hat. Wilhelm, Sohn des Tancreds, Königs
von Sicilien, soll in diesem Schlosse gestorben sein.
Ungeachtet der Thronrechte Constanzens, Tochter Wil-
helms II. und Gemahlin Heinrich IV., Kaisers von
Deutschland, erwählten die Sicilianer Tancred, En-
kel Rogers des Normannen, ersten Königs von Sici-
lien, zu ihrem König. Tancred starb und ließ die Krone
seinem jungen Sohn Wilhelm, unter der Vormund-
schaft seiner Mutter, der Königin Sibylle. Allein Hein-
rich VI. kam an der Spitze einer mächtigen Armee nach
Sicilien, um Constanzens Rechte an die Krone zu-
rückzufordern. Alle Pläze, einer nach dem andern,
fielen in seine Gewalt. Nachdem er die größten Grau-
samkeiten begangen, gelang es ihm durch eine Hin-
terlist, sich der Wittve Tancreds und ihres Sohnes
zu bemächtigen, der die Krone Siciliens zu den Fü-
ßen des Siegers niederlegte. Unter dem Vorwande
einer entdeckten Verschwörung bemächtigte sich der
Kaiser der angesehensten Familien von der Partei
Wilhelms, worunter mehrere Bischöfe; die einen ließ
er lebendig verbrennen, die andern hängen oder ver-
stümmeln. Man stach dem unglücklichen Wilhelm die
Augen aus und setzte ihn außer Stand, Nachkommen
zu haben; dann führte man ihn mit andern Opfern
der Grausamkeit Heinrichs nach Ems.

Immer in der Ebene fortwandernd bemerkten wir
zwischen Ems und Reichenau ein Duzend abgerun-
dete und zum Theil beholzte Hügel aus Sand und
Grien. Ohne Zweifel ist der Rhein ihrer Bildung
nicht fremd. Nach zwei Wegstunden zwischen zwei
Mauern von Gebirgen und in einer drückenden Hitze,
kamen wir in Reichenau an, das nur ein kleines
Dorf ist, mit einem schönen, ganz neuen Schlosse,
einem schönen und guten Wirthshause, einem Zoll-
hause, weil man hier auf einer bedeckten hölzernen
Brücke von einem Bogen über den Rhein kommt,
die 220 Fuß lang und 80 Fuß hoch ist. Das Merk-
würdigste ist, daß Reichenau der Schlüssel des ganzen
Vorder-Rheinthals ist, und hier sich der Hinter- mit
dem Vorderrhein verbindet; der erstere liefert eine
geringere, dunkle und trübe Wassermasse, während
die letztere immer klar ist. Ehemals war in Reichenau
eine Erziehungsanstalt, deren Lehrer einer Ludwig
Philipp, nun König der Franzosen, war. Bis hieher
waren wir immer der großen Straße gefolgt, der
einzigen im Bündnerlande, die mit Deutschland und
Italien in Verbindung steht. Vor Reichenau draußen
entfernt man sich gänzlich vom Rheine, um dem nörd-
lichen Abhang der Gebirge zu folgen; denn der Strom
fließt in einer so tiefen Schlucht, daß es unmöglich
wäre, einem seiner Ufer nachzugehen. Wir verfolg-
ten nun bloß noch einen schlängelnden und oft stei-
len Gebirgsweg. Das erste Dorf, das man antrifft,



SPENZ.

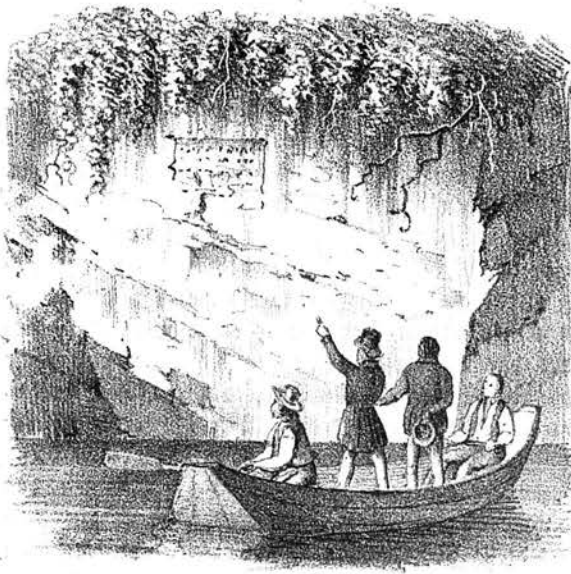
ist Tamins, von wo man eine schöne Aussicht in das interessante Domletschertal hat. Das Land, das wir durchzogen, war malerisch und wild, aber ziemlich gut angebaut. In Trins bemerkten wir die Ruinen des sehr alten Schlosses Hohentrins; Flims ein wenig rechts lassend, kamen wir nach Waldbäusern, wo sich ein Wirthshaus in einer sehr wilden Lage befindet. Wir vergaßen nicht hineinzugehen, und es war gewiß Zeit; seit einer Stunde herrschte Schweigen unter uns; man hörte nur: ach, wie heiß! ach, wie durstig! Wir ließen unsere Stöcke schleppen; von Zeit zu Zeit streckte einer seine Zunge in ihrer ganzen Länge heraus, um sie von dem vertrockneten Gaumen abzulösen; lauter unzwedentliche Zeichen einer außerordentlichen Müdigkeit. Das gleiche Bedürfnis brachte eine solche Uebereinstimmung unter uns, daß wir ungefragt einer um den andern in das kleine hölzerne Wirthshaus traten, um uns an den ersten besten Tisch zu setzen; eine linke Frau näherte sich uns, ohne Zweifel in der Absicht nach unserm Begehren zu fragen; allein sie hatte nicht Zeit dazu, derjenige unter uns, dessen Kehle am wenigsten trocken war, hatte schon Wasser und Wein begehrt. Unser erstes Bedürfnis befriedigt, lösten sich unsere Zungen, und wir konnten uns mit unserer Wirthin in einer bekannten Sprache unterhalten, die aus einem deutschen Kanton war. Wir hatten um so mehr Vergnügen an dieser Unterhaltung, als wir seit unserm Auszug aus Chur noch keine Gelegenheit hatten, ein verständliches Wort mit den Leuten zu wechseln, denen wir begegneten. Die Mattigkeit hatte uns in eine solche Gleichgültigkeit versenkt, daß wir nicht einmal bemerkten, wie die Gegend von Flims eine der romantischsten ist. Obgleich das Dorf in einer Höhe von 3360 Fuß über dem Meere liegt, so ist die Vegetation da sehr kräftig; Obstbäume und klare Bäche durchschneiden die Landschaft angenehm. Es war mehr als 6 Uhr Abends, und wir hatten noch zwei starke Stunden bis nach Flanz. Wir machten uns nun wohlgestärkt fröhlich auf den Weg. Von Waldbäusern an begannen wir dem Thale nach bergab zu gehen. Jenseits des Dorfes Lay stiegen wir am Rande einer furchtbaren Schlucht steil hinab, in deren Tiefe ein Waldbach floß, der sich mit dem Rhein vereinigte. Nach einer Stunde Bergabgehens befanden wir uns aufs neue im Vorder-Rheinthal. Die Menge von Nussbäumen und Maisfeldern belehrte uns, daß wir in einem mildern Klima seien. Beim Einbruch der Nacht erreichten wir Flanz, wo wir in das erste Wirthshaus giengen, das man diesseits der Brücke antrifft, die in die Stadt führt, und das, wie wir erst später erfuhren, das beste des Ortes war. Bald hörten wir mit Vergnügen das Knistern des Feuers in der Küche, wo eine große Bewegung herrschte, was uns hoffen ließ, daß wir nicht lange auf unser Nachtessen warten müßten.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Spiez.

Zwischen zwei waldigen Hügeln, welche von dem südwestlichen Ufer in den Thunersee sich vorschieben, ist eine kleine Bucht, deren ruhiges und klares Wasser das lachende Grün der umgebenden Ufer abspiegelt. Links werden einige Fischer- und Schifferhütten, welche aus den Wellen aufzutauhen scheinen, von einem terrassenförmigen Hügel beherrscht, worauf sich das alte Schloß Spiez, eine Kirche, das Pfarrhaus und einige andere Gebäude erheben. Weiterhin entfaltet der Thunersee seine blaue Fläche und seine grünen, mit ländlichen Dörfern, Gebüsch, Baumgärten und Matten bedeckten Ufer. Die Felsen der Wandfluh und des Beatenbergs auf der einen, und des Abendbergs auf der andern Seite schließen das Gemälde. Einige Gipfel der beschneiten Alpen, von den letzten Strahlen der Sonne erglühend, erheben sich über den Kamm der ersten Gebirge, gleich Geistererscheinungen einer andern Welt. Die gänzliche Abgeschlossenheit des Ortes und die feierliche und tiefe Stille, die über dieser Landschaft ruht, geben dem Anblicke dieser reizenden Lage einen besondern Zauber.

Spiez ist sehr alt; sein Ursprung verliert sich in der Nacht der Zeit. Sagen schreiben seine Gründung Rudolf I. von Strättlingen zu; allein Dokumente vom 7. Jahrhundert erwähnen dieses Ortes schon. Ueberbleibsel von Befestigungen und der alte vier-eckige Thurm des Schlosses müssen das Werk der Römer seyn, welche häufige Spuren ihres Aufenthalts in dieser Gegend gelassen haben. Die Strättlinger besaßen den goldenen Hof zu Spiez bis 1338, wo der letzte dieses Geschlechts das Schloß mit dem Dorfe, die dazu gehörigen Güter und fünf andere Dörfer um 3800 Bernpfund an Johann von Rubenberg, Schultheiß von Bern, verkaufte, dessen Nachkommen einer, der berühmte Verteidiger von Murten, der letzte Besitzer dieses Namens war. Die Familie von Erlach kaufte diese Herrschaft für 23,800 Fr. und seither hatte sie keinen andern Besitzer. Von der geräumigen Terrasse des Schlosses genießt man eine sehr schöne Aussicht auf einen großen Theil des Thunersee's und seine mit Dörfern und Wohnungen besetzten Ufer. Hügel mit Weinbergen oder Bäumen bedeckt schließen die Aussicht gegen Norden. Beim Anblicke des Duzends Hütten am Fuße des Schlosses, würde man nicht glauben, daß sie den Namen „Stadt“ führten; dieß ist aber auch leider alles, was sie von ihrem alten Glanze geerbt hat, denn bis zum 16. Jahrhundert war Spiez wirklich eine Stadt, welche ihre Behörden ihren Schultheißen, ihre Freiheiten, ihren Markt und ihr Panner hatte. Auf der Stelle des Rathhauses ist jetzt ein kleines Wirthshaus; man führt noch die Namen ihrer Gassen an, die der adelichen Familien, welche sie bewohnten: die von Rinkenbergs,



von Blantenburg, von Rümligen, von Bennenwyl etc. etc. Oft stößt noch die Schaufel des Landbauers in den umliegenden Matten auf Grundmauern alter Gebäude.

Eine leichte Barke durchstreift den Spiegel des See's; sie zieht sich um das Felsenvorgebirge, das im Norden des Schlosses Spiez in den See vorspringt und hält vor einem in den Felsen gehauenen Denkmal, das durch die seit 400 Jahren anstürmenden Wellen beinahe verflöscht ist. Der Reisende kann indessen noch das Wappen der Bubenbergs erkennen, einige Personen erinnern sich sogar noch, das der Strättlingen daneben gesehen zu haben. Die Sage gibt diesem Denkmal einen sehr traurigen Ursprung.

Einst war große Bewegung im Schlosse Spiez; von Tagesanbruch an trieb sich eine Menge Dienerschaft zur Bereitung eines großen Festes herum. Die Bauern kamen belastet mit Wild, Fischen und andern Schwaaren. Die schöngeputzten Mädchen brachten die schönsten Blumen und die ausserlesenen Früchte ihrer Gärten. Es war aber diesmal keine Vassallenpflicht, die sie herbeiführte; denn auch für sie war es ein Festtag. Zwei Abkömmlinge des erlauchten Stammes der Bubenbergs verheiratheten sich mit den zwei letzten Sprösslingen der Strättlingen, die einst Burgund Könige gegeben hatten. Kuno von Bubenberg und Peter von Strättlingen hatten Ruhm und Tapferkeit von ihren Voreltern geerbt; Turniere zu Ehren ihrer Damen und Zweikämpfe waren ihre Belustigungen. Die Nähe der Schlösser beider Familien, die Gleichheit des Alters und der Neigungen hatten sie von Kindheit an vereinigt, und nun verband nach dem Wunsche der

Eltern die Liebe den Bruder und die Schwester der einen Familie mit der Schwester und dem Bruder der andern. An diesem Tage, wo neue Bande beide Familien verknüpften, kamen eine Menge der edelsten Herren Helvetiens, reich ausgerüstet und mit glänzendem Gefolge an; die Frauen, mit Edelsteinen, Seide und Sammt geschmückt, vermehrten noch durch ihre Schönheit den Glanz ihrer Kleidung.

Die jungen Gatten, am Ziele ihrer und ihrer Eltern Wünsche, hatten am Fuße des Altars die priesterliche Einsegnung erhalten, aber in dem Buche des Schicksals war es geschrieben, daß ihr Glück nur von kurzer Dauer sein sollte. Bei'm Austritte aus dem Tempel strahlten die jungen Ehegatten von Glück und wurden von Trompetengeschmetter und dem Freudenruf der Vasallen begrüßt, die sich um den Zug drängten. Hierauf folgten die der ritterlichen Galanterie jener Zeit entsprechenden Ergötzungen und die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen. Indessen fanden die jungen Gatten, ermüdet durch diese geräuschvollen Belustigungen, eine Gelegenheit, sich ihnen zu entziehen; sie setzten sich in ein Schiff und entfernten sich schnell von dem Ufer, das von einer für ihre Herzen übertönenden Freude wiederhallte. Der See war spiegelglatt und unbewegt, das Laub der Bäume schlief, einige brennende und düstere Dünste zeigten sich auf den Spitzen der entfernten Gebirge. Die in ihr Glück versenkten Gatten genossen diese trügerische Ruhe der Natur; bald aber verdunkelte sich der Horizont, die Sonne erbleichte, schwarze Wolken schlossen den Himmel von allen Seiten ein und Blitze durchkreuzten sein finsternes Gewölbe; der Donner begann dumpf zu rollen; die Winde entfesselten sich in den Gebirgen, um die schäumenden Wellen aufzuwühlen. Die jungen Gatten bemerkten die Gefahr, aber es war schon zu spät! Dicke Wolken wogten in den Lüften, und der Blitz zerriß mit furchtbarem Krachen die Finsterniß, weit in die Thäler hin wiederhallend. Das schwache Fahrzeug wogte ein Spiel der Winde und Wellen, denn die Ruderer hatten ihre vergeblichen Bemühungen aufgegeben, das Ufer zu erreichen, das ihnen die Dunkelheit entzog. — Im Schlosse folgte die lebhafteste Besorgniß der rauschenden Freude, die bis in die Nacht gedauert hatte. Bei der Nachricht, daß die Neuvermählten auf dem See seien, stürzte man nach dem Ufer mit brennenden Fackeln, aber man sah nur von den Wellen einige Trümmer eines Schiffes werfen, an welche sich ein halbtodter Mensch angeklammert hielt, der einzige, der dem Schiffbruch entgangen war, um dem alten Bubenberg anzuzeigen, daß er zwei Kinder verloren habe, und das Geschlecht der Strättlingen erloschen sei.

R e i s e

in den Kantonen Graubünden und Uri.

(Fortsetzung.)

Unser Wirth, zugleich Arzt, hatte wahrscheinlich in letzter Beziehung nicht genug Kundschaft, die ihn verhindert hätte, auch für die Bedürfnisse des Magens der Reisenden zu sorgen; wenigstens hatten wir Ursache, mit dieser Hälfte seines doppelten Berufes zufrieden zu sein. Den andern Morgen war ich früh auf; nicht so meine Reisegefährten, welche, von den Strapazen des gestrigen Tages steif, ihre Ruhe in's Unendliche ziehen wollten; ich mußte mich entschließen, sie zu erwarten. Indessen besuchte ich die Umgebungen. Obschon umgeben von hohen Gebirgen, bilden sie ein ziemlich geräumiges Thal, genannt Grube. Glanz, eine ärmliche kleine Stadt, enthält mit allen ihren Vorstädten nur 450 Einwohner. Indessen verdienen einige ihr eigenen Merkwürdigkeiten Erwähnung. Zuerst ist dieß die erste Stadt, die man an dem Rhein findet, weshalb sie eine Krone in ihrem Wappen führt. Dann findet man hier die erste steinerne Brücke über diesen Strom, die von merkwürdiger Bauart ist. Endlich ist Glanz die einzige Stadt in der Welt, wo man die rhätische Sprache (Glion in dieser Mundart) spricht. So viele glorreiche Titel schlugen meine Geringschätzung für diese winzige Stadt nieder, und ließen sie mich sogar mit einer Art von Respekt betrachten, um so mehr, als sie die Hauptstadt des beträchtlichsten der drei grauen Bünde ist, ein Vorzug, den sie indeß in gewisser Art mit Truns und Disentis theilt. Glanz ist, wie Chur und Reichenau, sehr alt, und wahrscheinlich von den ersten Bewohnern dieser Einöden gegründet.

Bei der Rückkehr glaubte ich meine Gefährten reisefertig zu finden; da ich sie aber nach Herzenslust schnarchen hörte, so hielt ich es für das Beste, sie ihrer Trägheit zu überlassen, und sie in Truns zu erwarten, wo ich mich aufzuhalten wünschte; die Entfernung ist $4\frac{1}{2}$ Stunden. In einigen Minuten war ich, meinen großen Stock schwingend, unterwegs; es war ungefähr 6 Uhr Morgens, der Himmel rein; weiße und durchsichtige Wolken wirbelten um einige mit düstern Wäldern bedeckte Gipfel. — Ich hatte 2 bis 300 Schritte auf der Straße an dem linken Rheinufer gemacht, als ich mir durch

eine weibliche Stimme rufen hörte; ich kehrte um, weil ich glaubte, etwas verloren zu haben, und sah in einiger Entfernung ein junges, mit einer großen Hütte beladenes Mädchen, das mich zu erreichen suchte. Sie sagte mir, wie sie Tags zuvor mit einigen Personen nach Glanz gekommen sei, um einige Einkäufe zu machen, und nun allein zurückkehren müsse, was ihr viele Unruhe mache, weil der Weg so einsam und unsicher sei; dann bat sie um Erlaubniß, mit mir zu gehen, wenn ich nach Truns gieng. Ob ich schon ihre Furcht für eingebildet hielt, so konnte ich ihre Bitte doch nicht abschlagen und wir folgten immer dem Rhein, der nach Verlauf einer Stunde den Namen Strom nicht mehr verdiente; bisher war er ohne Hinderniß stürmisch daher geflossen; nun war er nur noch ein reisender Waldbach, dessen schäumende Wellen sich durch die sein Bett versperrenden Felsen brachen. Zugleich wurde das Thal immer einsamer und wilder, was mich an die Besorgniß meiner Reisegefährtin erinnerte. Ich fragte sie, ob etwas vorgefallen sey, daß sie den Weg unsicher glaube. „Ohne Zweifel,“ erwiderte sie; „erst kurz reiste ein achtbarer Mann von Truns eines Morgens zu Pferd nach Glanz; Abends kam er nicht zurück; man wurde besorgt, und am andern Morgen fanden ihn Reisende ermordet und geplündert nicht weit von hier bei der Brücke, über die wir gehen werden; ich will euch das Kreuz zeigen, das man an dem Orte gesetzt hat, wo man seinen Leichnam fand.“ Hm! dachte ich, es kostet nichts, auf seiner Hut zu sein; Allem nach ist Klugheit nicht Feigheit. Ich hatte einen starken Alpenstock von 8 Fuß lang, für welchen ich eine 5 Zoll lange gehärtete eiserne Spitze hatte machen lassen, die ich mit einer Schraube anbringen konnte. Dieß war zugleich ein Verteidigungsmittel und eine Stütze auf beschwerlichen Fußsteigen. Der Reisende, welcher allein diese einsamen Thäler besucht, thut immer wohl, Vorsicht anzuwenden. Die Nähe der italienischen Grenze, eine Polizei, die auf keine Weise die Fremden beaufsichtigt, rechtfertigen dieses Mißtrauen satfam. Hierzu kommen noch in dem Vorderrheinthale Eisen- und andere Werke mit

meistens lauter fremden Arbeitern, welche die Aufsicht der Landjäger nicht zu fürchten haben, denn seit meinem Eintritt in Bünden war ich noch keinem einzigen begegnet. Ich brachte also mein Eisen an meinen Stock an, was ein Lächeln der Zufriedenheit bei meiner Begleiterin erregte, die vielleicht bis jetzt meine Tapferkeit bezweifelt hatte. Bald erreichten wir die Brücke, welche auf die andere Seite des Stromes führt. Hier stürzt sich der Rhein brausend über Felsen; die ganze Gegend wird wilder und trauriger. Der Weg auf dem rechten Ufer vertieft sich in einen Wald, wo die Bäume mit aufeinander liegenden und mit Moos bewachsenen Felsen vermischt sind. Mitten in diesem düstern Gemälde sah ich bald das hölzerne Kreuz, wovon mir das Mädchen gesprochen, neben dem Wege, einige Schritte von der Brücke. Dieses ungefähr 12 Fuß hohe Kreuz trug eine deutsche Inschrift, die Umstände des Mordes bezeichnend. Während ich im Lesen derselben vertieft war, warf das junge Mädchen unruhige Blicke rings umher, wie wenn jeder Busch einen Mörder versteckt hielte. Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und drängte sich ganz bestürzt an mich. Durch eine instinktmäßige Bewegung wandte ich mich rasch und füllte das Bayonnett, und sah einen Kerl vor mir, dessen Anblick im gleichen Fall sicherlich noch manche andere Plaudertasche zum Schreien gebracht hätte, als die, welche sich jetzt an den Flügel meines Rockes hängte, wie wenn sie ihn wegreißen wollte. Ich wußte nicht, wo diese Erscheinung hergekommen, vor dem Geräusch des Wassers hatte ich nichts gehört. Nie werde ich dieses Gesicht vergessen. Stellt euch einen Schnapphahn von ungefähr 45 Jahren vor, eine wahre Banditenfigur mit breiten Schultern, scharfen Zügen, tiefen Augen unter dicken Augenbraunen, schwarz wie die krausen Haare, welche die Hälfte seiner Stirne bedeckten. Gewiß hatte kein Rasirmesser seit mehreren Wochen sein Gesicht berührt, dessen unterer Theil mit einem kohlschwarzen Bart und Backenbart bedeckt war; er trug blau und weiß gestreifte Weste und Beinkleider; ein wahrscheinlich ehemals schwarzer Hut beschattete drei Viertel seines Kopfes. Ich hatte nicht Zeit, sein Weiszeug zu sehen; denn dieses ganze Examen geschah in weniger als einer halben Minute, während der Kerl in einem Umkreis auf vier Schritte an mir vorbeiging. Er trug einen kurzen, aber dicken Knotenstock, mit dem er einen Bären hätte niederschlagen können. Ich glaube, daß er von nieiner feindlichen und entschlossenen Haltung eben so überrascht war, als ich von seiner Erscheinung; wir wechselten auch keine Worte; er setzte seinen Weg fort, indem er

mir unter seinen furchtbaren Augenbraunen hervor einen drohenden Blick zuwarf. Da ich die Absichten dieses Menschen nicht kannte, so hätte ich, wenn er einen Schritt gegen mich gethan, nicht gezaudert, ihm meine Pike in den Leib zu stoßen; denn einmal im Bereiche seiner Keule konnte ich mit einem Schlage niedergestreckt werden, und ich trachtete keineswegs nach der Ehre, daß ein hölzernes Kreuz das Andenken an meine Erscheinung und an meinen Tod an dieser Stelle verewige. Vergewissert, daß unser Bursche sich nach der entgegengesetzten Seite wende, setzten wir unsern Weg nach Truns fort; aber der Schrecken hatte die Kräfte meiner Reisegefährtin so gelähmt, daß ihre Zähne klapperten und ihre Kniee einbrachen. Glücklicherweise fanden wir einige Schritte von da eine frische und klare Quelle; meine Feldflasche hatte ich in Flanz mit vortrefflichem Kirschenwasser gefüllt; ich mischte beides in meinem ledernen Becher und gab es der Furchtsamen zu trinken, was sie schnell wieder belebte. Sie versicherte mir dann, daß sie diesen Menschen habe hinter einem Baum hervorkommen sehen, und daß es gewiß ein Fremder sei, der gute Ursachen habe, sich zu verbergen; dieß dachte ich auch. Bis her war das Mädchen aus Bescheidenheit oder Schüchternheit immer schweigend hinter mir drein gegangen, nun trabte sie an meiner Seite, blickte aber alle 20 Schritte rückwärts und rief! oh, Diavolo! Wenn der Schrecken sie vertraulicher gemacht, so hatte auf der andern Seite das Kirschenwasser ihr die Zunge so gut gelöst, daß ich bald nicht allein ihre Geschichte, sondern auch die des ganzen Dorfes wußte. Einem Aufenthalte bei einem Bruder in Deutschland hatte sie es zu verdanken, daß sie ein Gemisch von deutsch und romanisch sprach, das nicht immer leicht zu verstehen war. Bei Waltersburg zeigte sie mir die Ruinen eines Schlosses, die ich für einen unzugänglichen Felsen gehalten hatte und die an die Felsenwand angeklebt schienen. Eine Sage erzählt, daß der kleine Tyrann, der es bewohnte, so gute Ursachen hatte, die Rache seiner geliebten Unterthanen zu fürchten, daß er beinahe nicht mehr sich aus seinem Schlosse heraus getraute. Um gegen jeden Ueberfall gesichert zu sein, ließ er sich eine lederne Brücke bauen, die auf einen Felsen gegenüber auslief und die er Abends zurückzog, und so jede Gemeinschaft nach außen abbrach. Wie diese Brücke gemacht war, wäre schwer zu erklären; allein mit Hülfe dieser sinnreichen Erfindung schlief er so ruhig, als nur ein Tyrann schlafen kann. Er glaubte dann, seine Neckereien um so ungestrafter ausüben zu können; aber er betrog sich. Seine treuen Unterthanen verstanden es nicht so, und nahmen an

einem schönen Morgen ihre Stellung auf dem Felsen, der vermittelt der ledernen Brücke in das Schloß führte. Der so blokirte Herr spottete der ohnmächtigen Wuth dieser Bauern, und führte sein gewohntes Leben fort, einzig die Brücke wurde nicht mehr niedergelassen. Die lieben Vasallen hielten jedoch Stand, sowohl Tags als Nachts, und der edle Herr, der nie gedacht hätte, daß sie so unehrerbietig sein könnten ihn zu belagern, wurde nachdenkend, denn die Lebensmittel fiengen an in der Festung zu mangeln. „Diese Kanaille,“ sagte er, „ist im Stande, mich hier auszuhungern.“ In der That, bald spazierten alle Hunde, Katzen und Ratten, welche den Felsen bewohnten, eins ums andere von dem Bratspieße in den Magen der Garnison; dann blieb nichts übrig, als Hungers zu sterben oder sich zu ergeben; dieß letztere wurde vorgeschlagen, aber die Vasallen, dießmal Meister, wollten nichts von Bedingungen hören. „So laßt wenigstens meine Frau frei hinaus, mit Allem, was sie tragen kann,“ rief der Schloßherr. Dieß schien billig und wurde gewährt. Die Frau des Herrn von Waltersburg zog ohne Hinderniß ab mit einem großen Korbe auf dem Kopfe. Sogleich bemächtigten sich die Bauern der Festung, suchten aber vergebens ihren Mann; seine Frau hatte ihn mit allen Titeln auf seine Herrschaft fortgetragen, Titel, welche der entfesselte Tyrann geltend machte, ob er schon in einem fremden Lande wohnte. Die Vasallen, einfältige Leute, achteten, obschon sie den Despoten bekriegten, dennoch die Rechte des Herrn, und zahlten ihm und seiner Nachkommenschaft die Abgaben, die sie in ihrer Einfalt rechtmäßig schuldig zu sein glaubten.

Das Thal war immer einsam, nur da, wo zwischen dem Rhein und den Gebirgen Raum genug war, bemerkte man zuweilen eine einzelne Hütte, welche die Landschaft belebte; aber auf den Anhöhen, wenn das Auge die beholzten Abhänge durchdringen konnte, sah man hie und da Häuser oder ein Dorf, umgeben von Bäumen und bebauten Feldern; einige waren an einem so steilen Abhange, daß man glaubte, sie müßten jeden Augenblick in das Thal glitschen. Was man aber am häufigsten sah, waren die Ueberbleibsel der alten, in Graubünden so zahlreichen Feudalschlösser; Schlösser in Ruinen, umgeben von schwarzen Tannen, an einen steilen Felsen gelehnt oder auf seinem Gipfel schwebend und umgeben von Abgründen, die den Weg nicht einmal errathen lassen, der dahin führt. Seit Langem hörte ich das dumpfe Gebrause eines beträchtlichen Wasserfalls, den ein aus dem Thal Gronda kommender Waldstrom bildet, der Zugang aber war so schwierig, daß ich seinen Anblick entbehren mußte.

Bald kamen wir wieder auf das linke Ufer des Rheins, wo wir einer Truppe Männer und Weiber in Sonntagskleidern begegneten, was mir Gelegenheit gab, die Tracht der Gegend zu beaugenscheinigen. Die Männer waren in grobes blaues Tuch gekleidet. Die Weiber trugen einen Stoff von schwarzer Wolle mit tausend Falten, der um ihre Gestalt die Form eines Unterrocks annahm, respektabel durch seinen Umfang und sein Gewicht. Wollene dicke Strümpfe schlossen den untern Theil dieser Ausstattung, womit man kühn einer strengen Kälte trohnen konnte; aber an diesem Tage war eine Hitze von 25 Graden, und durch ein sonderbares Widerspiel waren diese so gut versorgten Weiber in bloßem Kopfe, während die Männer schwere Filzhüte trugen. Bald kamen wir nach Truns; Durst und Hitze drückten mich nieder und deßhalb war auch meine erste Frage, welches das beste Wirthshaus sei, denn ich zweifelte nicht, daß man in Truns, einem in der Landesgeschichte berühmten und dazu noch einem der Hauptorte des grauen Bundes, eine Auswahl haben müsse. Meine Hoffnung wurde aber unbeschreiblich getäuscht, als man mir sagte, es gebe keines; zu meinem Troste fügte man bei, daß einige Privatpersonen die Reisenden aufnahmen, unter andern der Herr Landammann von Casanova, zu welchem ich mich sogleich begab. Sein Haus war von Holz, wie die andern, vielleicht nur ein wenig geräumiger. Alles im Innern, sogar die Bewohner, trug das Gepräge alterthümlicher Einfachheit, mit welcher Hr. von Casanova ein freundliches Benehmen verband, das man nicht leicht bei den rauhen Rhätiern findet. Daß mir von einer Matrone, welche noch nicht Zeit gehabt hatte eine andere Sprache zu lernen, als das Romanisch, angewiesene Zimmer zog zuerst meine Aufmerksamkeit an durch die Möbeln, welche schon vielen Generationen gedient hatten; die Armstühle, unter andern, schienen mir aus einem der benachbarten, vor 3 oder 4 Jahrhunderten zerstörten Schlösser zu kommen. Nach einiger Ruhe besah ich mir die Merkwürdigkeiten des Orts. Die erste ist der berühmte Rhorn nahe bei dem Dorfe neben einer Kapelle. Vor vierhundert Jahren, während die Schweizerkantone die Freiheit genossen, die sie ihrem Heldenmuth verdankten, seufzten die Bündner noch unter dem Feudaljoch des Bischofs von Chur, des Abtes von Pfäfers und einer Menge anderer geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren. Im Jahr 1424 versammelten sich der Abt von Disentis, der Graf von Sag, die Herren von Rätüns, von Werdenberg und die angesehensten Männer aus den Thälern des Hinter- und Vorderrheins um diesen Rhorn nach dem

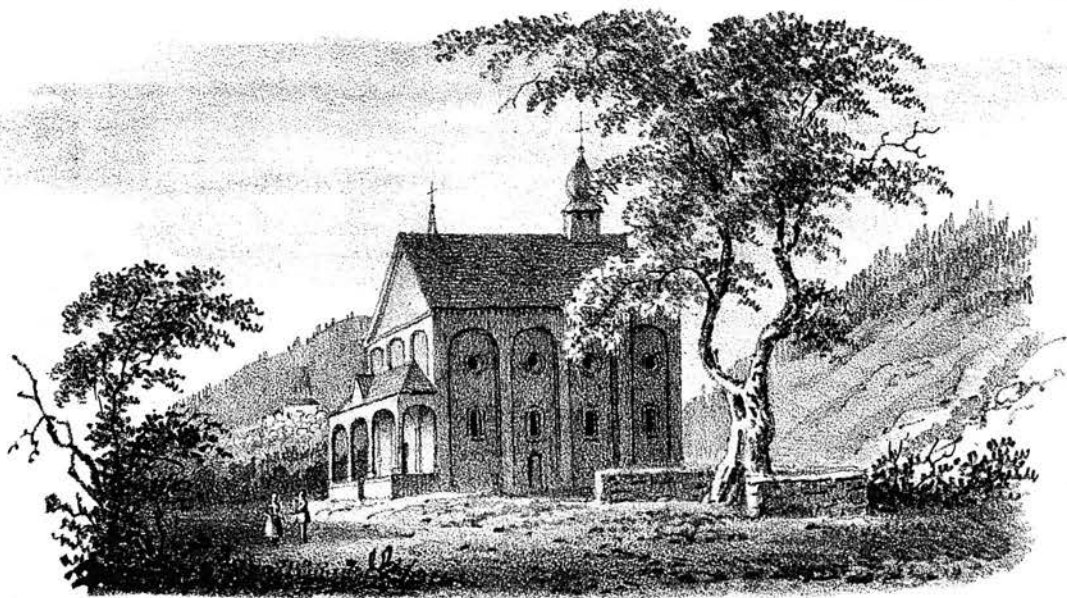


Beispiel der Männer vom Nütli, schwuren sich der Tyrannei ihrer Unterdrücker zu entziehen und ihre Freiheit mit Gefahr ihres Lebens aufrecht zu halten. Dieser Bund der Bewohner Hochrätens nannte sich der obere oder graue Bund, und als die andern rhätischen Thäler seinem Beispiel gefolgt waren, so erhielt das ganze Land diesen Namen. Einige Herren, welche sich dieser neuen Verbindung feindlich gezeigt hatten, empfanden die Kraft dieser freien Männer; ihre Schlösser wurden zerstört, und sie selbst gezwungen sich zu unterwerfen. Andere, besser belehrt, machten gemeinschaftliche Sache mit dem Volk.

Eine Mauer umgiebt den alten Ahorn, der wahrscheinlich zu dieser Zeit schon ein großer Baum war und nun alle Zeichen der Hinfälligkeit darbietet; sein Stamm ist ganz hohl, die Krone ist verschwunden, nur einige belaubte Zweige zeigen noch einen Rest von Leben. Die bei dem Baume errichtete Kapelle, als Andenken des patriotischen Eifers dieser muthigen Männer, zeigt von Seite der Straße eine von hübschen Säulen gestützte Halle, worunter diese rühmliche Handlung in deutschen Versen verzeichnet ist. Auf beiden Seiten des Thores bemerkt man Gemälde, die, wenn schon schlecht ausgeführt, anziehend sind, weil sie mit vieler Wahrheit die Hauptpersonen vorstellen, welche den Eid leisteten. Der alte Graf von Sag, auf seinen Knotenstock gestützt; der Abt von Disentis, Peter von Pantannin, und Johann von Nüzins sind, sagt man, sehr gut getroffen.

Truns, ein großes Dorf mit 800 katholischen Einwohnern, liegt am Fuße des hohen und rauhen Pumpio, in der malerischsten Lage und dem fruchtbarsten Orte dieses Thales; es ist Schade, daß der ganze Raum zwischen dem Dorf und dem Rhein, ungefähr von einer halben Stunde, sumpfig und buschig ist, indessen leicht angebaut werden könnte; aber dieß wäre eine Neuerung, und diese lieben die Eingebornen nicht, und behalten daher ihre Sümpfe und Gebüsche. In der Nachbarschaft giebt es auch Eisen- und Kupferbergwerke, Hütten- und ein Hammerwerk.

Ich hatte in Truns alles Merkwürdige gesehen, sogar den Saal, wo sich der graue Bund versammelt und wo man viele Gemälde sieht, worunter



sich die Bildnisse aller Landrichter seit 1424 befinden. Es war drei Uhr Nachmittags, meine Gefährten kamen nicht, und ich reiste nach Disentis ab, drei Stunden von Truns. Das Thal scheint auf dieser Seite bevölkert; es ist malerischer und man genießt beständig eine schöne Ansicht der Gebirge. Sumvir, ein großes Dorf eine Stunde von Truns, ist in einer schönen Lage, umgeben von wohlgebauten Feldern und Fruchtbäumen. Sein Geläute gilt für das schönste im Kanton. Gegenüber öffnet sich das Sumvirerthal, zwar wenig bekannt, aber würdig es zu werden. Von Truns nach Sumvir ging ich mit einem Manne, dem ich beim Austritt aus dem ersten Dorfe begegnete; es war einer jener fröhlichen Alpenjöhne, denen man nicht in den Städten begegnet, mit einer Größe von sechs Fuß und einigen Zollen, kräftiger Gestalt, stolzem und kriegerischem Gesicht, rauhen aber freimüthigen und herzlichen Manieren. Er sprach gut deutsch. Dem schönen Stutzer auf seiner Schulter und seiner Kleidung nach war es einer der Vornehmern des Dorfes; er ging zu einem Schießen nach Sumvir und gab mir sehr interessante Aufschlüsse über die Gegend und die Institutionen seines Landes. Je mehr ich mich Disentis näherte, desto mehr gewährte Alles einen grandiosen und wildern Anblick; die Wohnungen wurden seltener, und endlich, nachdem ich über eine Schlucht gegangen, in deren Tiefe der Rhein brauste, kam ich immer bergauf in einen offenern und weidereichern Theil des Thales; aber die Obstbäume, einige Kirschbäume ausgenommen, waren verschwunden: ein sicheres Zeichen, daß ich in eine höhere Region gelangte. Das halbzerfallene Schloß Kastelberg links lassend, war ich nach einigen Minuten in Disentis, und diesmal in einem Wirthshause mit einem Schilde, dem Stadthause. Dieser sehr alte Flecken, Hauptort des volkreichsten Bezirkes des grauen Bundes, zählt 6000 Einwohner; seine hohe Lage (3600 Fuß über dem Meer) an einem grünenden Abhange und die schönen Gebirge, die ihn umgeben, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Plätze Graubündens. Dieser Flecken verdankt sein Dasein dem Kloster Disentis, vom siebenten Jahrhundert her. Ungefähr um das Jahr 620 kam Siegbert, einer der Gefährten Galls und Columbans, aus der Lombardei durch das Urserenthal in diese Gegend, wo er den wilden Lepontinern, welche diesen abgelegenen Theil Rhätians bewohnten, den man Desertina oder die Wildniß nannte, das Christenthum predigte. Dieser heilige Mann wohnte in einer Höhle, wo er sein Leben mit Gebet oder dem Predigen des Evangeliums zubachte. Seine strengen Sitten und die Macht seines Wortes führten ihm eine große

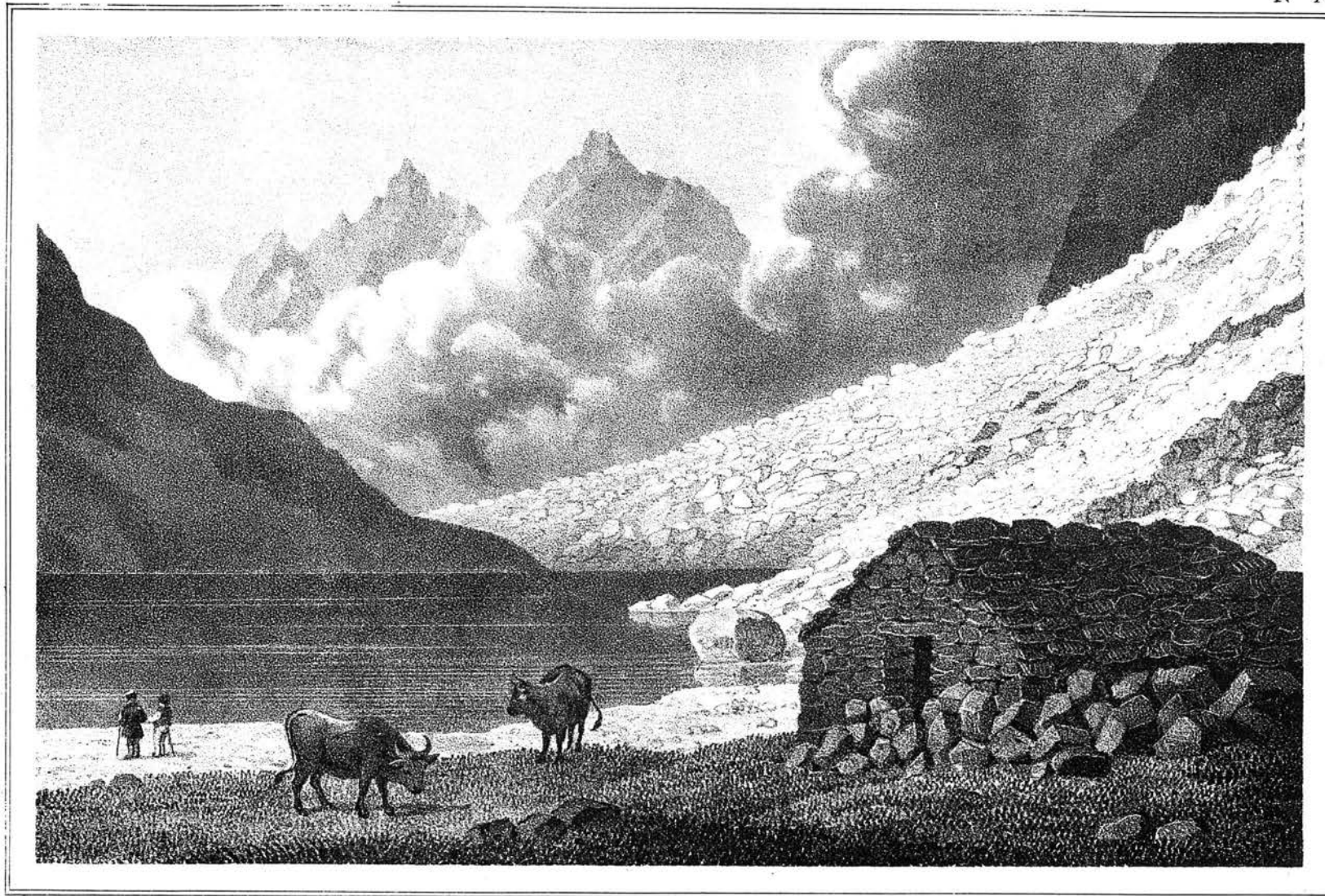
Anzahl Zuhörer zu, worunter auch ein reicher und angesehener Eingeborner, Namens Placidus, war, der ihm einen großen Theil seiner Güter gab, um ein Kloster zu stiften. Placidus, der einer der eifrigsten Jünger des heiligen Mannes geworden war, sprach ohne Furcht vor den Reichen, wie vor den Armen, was ihm mächtige Feinde zuzog. Unter diesen faßte Viktor, Landvogt von Rhätien, ein lafterhafter und ungerechter Mann, der seine Gewalt mißbrauchte, um den Schwachen zu unterdrücken, den Voratz, sich die Güter des Placidus anzueignen, die er zur obigen frommen Stiftung bestimmt hatte, was diesem Anlaß gab, ihm seine Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit heftig vorzuwerfen, und ihn mit dem Zorne Gottes und den ewigen Strafen zu bedrohen. Diese Sprache gefiel Viktor nicht, der nur darauf dachte, sich dieses ungelegenen Predigers zu entledigen. Indessen verließ Placidus, der von den verbrecherischen Absichten des Landvogtes Kenntniß erhalten, heimlich Disentis, um sich zu seinem Lehrer Siegbert zu flüchten; die Spießgesellen Viktors überfielen den gerechten Mann und schlugen ihm den Kopf ab. Dann ereignete sich ein großes Wunder. Placidus, wie St. Dionis, hob seinen Kopf auf, der auf dem Grase hüpfte, nahm ihn unter den Arm und setzte ruhig seinen Weg fort. Siegbert war natürlich sehr erschreckt und bekümmert, seinen Freund auf so ungewohnte Weise ankommen zu sehen. Nachdem er ihn auf's Beste empfangen, bereitete er ihm ein Grab, das später auch das seinige wurde. Viktor genoß sein Verbrechen nicht lange; eines Tages fiel er in den Rhein und ertrank. Seine Kinder und Nachfolger zweifelten nicht daran, daß dies eine Wirkung der göttlichen Rache sei, und beeilten sich so sehr als möglich, die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, indem sie aus aller ihrer Macht zum Gedeihen des neuen Klosters beitrugen, dem sie beträchtliche Ländereien schenkten und große Vorrechte bewilligten. Diesem Beispiele folgten später andere mächtige christliche Herren, und Disentis wurde eines der mächtigsten und reichsten Klöster Helvetiens. Die Abte errangen später ein solches Uebergewicht in den politischen Angelegenheiten des grauen Bundes, daß ihre Macht der eines souveränen Fürsten glich. Im Jahre 1579 gab ihnen Maximilian das Recht, Geld zu schlagen, und den Reichsfürstentitel. Die demüthige Hütte St. Siegberts wurde durch ein für jene Zeit kostbares Gebäude ersetzt, worin aber die Demuth und die christliche Liebe des heiligen Mannes nicht mehr wohnten. Das zuerst in Holz erbaute und mehrere Male vom Feuer zerstörte Kloster wurde endlich mit fürstlicher Pracht wieder aufgebaut. Aber ach! der gefürstete Abt

musste auch die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge erfahren; seine Unterthanen verminderten seine Macht und seine Einkünfte so, daß kaum ein Schatten davon übrig bleibt. Von 1798 bis 1799 besuchten die Soldaten der französischen Republik auch dieses Thal; die Bewohner überfielen und mordeten eine ihrer Colonnen; die Franzosen kamen mit Macht zurück und trotz eines heldenmüthigen Widerstandes bemächtigten sie sich des Fleckens und steckten ihn in Brand, ohne selbst den Pallast des gefürsteten Abtes zu schonen. Den Franzosen folgten die hungrigen Oesterreicher und diesen die noch hungrigeren Russen. Die Abtei ist ein großes viereckiges Gebäude an dem Abhange eines Berges, und beherrscht den Flecken; sie sticht durch ihre Pracht sonderbar gegen die ländlichen Häuser und die sie umgebende wilde Natur ab. Die sehenswerthe Kirche besitzt mehrere Gemälde. Eines derselben, die letzte Brunst des Klosters vorstellend, hat ein kräftiges Colorit. Der Benedictiner, welcher mich begleitete, schien von einer heiligen Wuth durchdrungen, als er mir dieses traurige Ereigniß erzählte. Diese Abtei, die älteste in der Schweiz, besaß eine schöne Bibliothek und kostbare Handschriften. Gegenüber von Disentis eröffnet sich das interessante Medelsertal, dem der Mittelhhein entströmt; es ist von hohen Gebirgen und furchtbaren Gletschern umschlossen. Im Süden sieht man den Luckmanier, ein hohes Gebirge, worüber ein Weg in den Kanton Tessin führt, der im Mittelalter sehr besucht war, weil er leichter als der über den St. Gotthard, der damals wenig gangbar war. Die Hunnen, Karl Martel und Pipin sollen über ihn nach Italien eingedrungen sein.

Meine Reisegefährten trafen Abends bei mir ein. Kurz nachher kamen andere Reisende, die Herren B. und S., eidgenössische Offiziere, welche aus dem Tessin kamen, und eine Rekognoszirung der verschiedenen Pässe der Lepontinischen Alpen machten. Unser Wirth war abermals Landammann und hieß von Planta, ein berühmter Name in Graubünden. Es war ein kleiner, magerer und sehr lebhafter Mann; seiner unruhigen Thätigkeit verdankten wir bald ein zweckmäßiges Abendessen. Den andern Morgen 6 Uhr durchzogen wir den Flecken Disentis in Gesellschaft der Herren B. und S., welche Pferde genommen hatten und sich mit uns in das Urserenthäl begaben. Bald kamen wir in das interessante Tavetschertal, dessen Hauptort Sedrun, ein Dorf zwei Stunden von Disentis und 4450 Fuß über dem Meere ist. Dieser hohen Lage ungeachtet sind die Umgebungen sehr fruchtbar und zeigen ein glänzendes, das Auge erfreuendes Grün. Die Natur hat die Bevölkerung nicht weniger begünstigt, als den

Boden, der sie trägt, denn die Menschen sind von merkwürdig schöner Gestalt. Sie haben einen alten Gebrauch, der wohl von den Hunnen abstammen könnte. Um ihr Fleisch zu erhalten, schneiden sie es in Stücke oder machen Würste davon, und hängen es vor die Fenster, um es an der Sonnenhitze trocknen zu lassen. Man sagt, daß die bergamaskischen Schäfer so ganze Schafe trocknen lassen, die sie zum Verkauf nach Italien bringen. Beim Anblick dieses wie Mumien schwarzen Fleisches glaubte man sich wahrhaftig in einem Kalmucken- und Kirgisendorf. In Ruera (2½ Stunden von Disentis) theilt sich der Weg nach der Oberalp. Der wenig besuchte Weg rechts ist kürzer, aber auch beschwerlicher. Der andere über Selva und Chiamut, den man gewöhnlich geht, ist weniger interessant als jener. Ein zerstörendes Ereigniß, das sich im Dorfe Selva im Jahre 1808 zutrug, verdient Erwähnung. Alle Jahre ist dieser Ort regelmäßig zwei Lawinen ausgelegt: eine bedroht den obern, die andere den untern Theil des Dorfes; die letzte ist gewöhnlich wenig zu fürchten. In der Nacht vom 18. Dezember 1808 erschütterte ein heftiger Südost die ungeheuern Schneemassen, welche die Gebirge bedeckten. Es war eine schreckliche Nacht für alle Alpenbewohner. Mit furchtbarem Pfeifen erhob der Sturm Schneewirbel; Lawinen donnerten in allen Thälern, und die Berge schienen mit ihnen einzustürzen. Die Bewohner des obern Theils von Selva suchten ihr Heil in dem untern. Während der Nacht stürzte sich aber eine Lawine von Rouenatsch krachend auf diesen Theil des Dorfes. 43 Personen und 238 Stück Vieh kamen um; 13 Personen wurden gerettet. In der nämlichen Nacht entgingen die Bewohner eines Hauses im Dorfe Tamins dem Tode auf eine wunderbare Weise. Eine Lawine von Calanda, nachdem sie mehrere Sennhütten weggerissen, alle Bäume eines Waldes entwurzelt oder gebrochen hatte, nahm die Hälfte eines Hauses oben in diesem Dorfe weg, und versetzte die andere. In einer Stube dieses Hauses war eine Familie von sieben Personen, die bei einer Lampe beteten, während außen der Sturm wüthete. Diese Personen sangen den 76. Psalm, als die Lawine durch drei Fenster in ihre Stube drang, ohne Jemand zu verletzen und ohne einmal die Lampe zu löschen; aber erst nach einer Arbeit von drei Stunden, mitten in Nacht und Sturm, konnten sie ihr Schneegrab verlassen.

Da wir die beiden Wege zu kennen wünschten, welche von Ruera nach der Oberalp führen, so entschloß ich mich leicht, allein dem kürzern zu folgen, den ich reich an natürlichen Schönheiten wußte, während die andere Gesellschaft den über Selva



LE LAC D'OVERALP.

Der Oberalp-See.

einschlug. Ich begann daher mein Steigen auf einem steilen Fußpfade, der über die Weiden der Crispanserberge führt. Nach einer Stunde gelangte ich auf den Grath des Berges, von wo ich zu meinen Füßen den See und das Thal von Oberalp im Kanton Uri zu erblicken rechnete; wie wurde ich aber überrascht, statt eines See's ein hohes, mit dem reichsten Grün geschmücktes Thal zu entdecken, wo eine zahlreiche Heerde weidete. Ein klarer Bach floß von der Crispalp herab, umgeben von Eis, und schlängelte sich in der Tiefe des Thales. Ich glaubte zuerst, mich verirrt zu haben, um so mehr, als ich seit den unbewohnten Sennhütten von Tiarns, die ich hinter mir gelassen, keine Spur von einem Fußwege mehr gehabt und auch keine vor mir hatte. Da keine Auswahl übrig war, so stieg ich nach dem Bache hinab und suchte ungeduldig eine Brücke; da ich aber keine Spur davon fand, so ging ich am Ufer des Baches aufwärts, in der Hoffnung, ein Mittel zum Uebergang zu finden und daß ein Hirte mir zu Hülfe kommen werde. Bald erblickte ich auf der andern Seite einen Burschen unter einigen Kühen; ich rief ihm aus Leibeskräften und machte die ausdrucksvollsten Zeichen, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich eine Brücke suche; aber nachdem er mich einen Augenblick tölpelhaft begafft, entfloß der Schlingel was er nur konnte, wie wenn er den Teufel in Person gesehen hätte; wenn ich den Schuft hätte erreichen können, ich glaube, ich hätte ihm meinen Stock auf den Schultern zerschlagen. Nachdem ich noch eine Viertelstunde gesucht, sah ich einen großen, platten Felsblock trocken mitten im Wasser, so wie die Möglichkeit, in zwei Sprüngen auf das andere Ufer zu gelangen, was mir auf drei Fälle einen des Gelingens und zwei eines gezwungenen Bades darbot. Da es wohl des Nachdenkens werth war, um nicht genöthigt zu sein, zurückzukehren und den gefährlichen Sprung noch einmal zu machen, so zog ich eine Landkarte zu Rathe, die ich glücklicherweise bei mir hatte; das Thal, worin ich war, hieß das Kämerthal, und der Bach, den ich seit einer Stunde verwünschte, war ein Arm des Oberrheins, der ein wenig weiter unten sich mit einem andern, von dem Badus kommenden Arme des Rheins verbindet. Ich betrachtete dann mit mehr Respekt und Aufmerksamkeit diesen aufkeimend schon so lärmenden Strom, wie wenn er auf seine künftige Wichtigkeit stolz wäre. Dieser Strom, der weiterhin so viele Völker trennt, der durch so viele Schlachten berühmt ist, zeigt das Bild eines unschuldigen Kindes, das seine ersten Kräfte versucht. Die Gallier ehrten den Rhein als eine Gottheit; sie glaubten, dieser Strom belebe sie zum Kampfe

und gebe ihnen Kraft zum Siege; daher riefen sie ihn auch im Augenblicke der Gefahr an. Ohne hierin den Galliern nachzuahmen, nahm ich meinen Ansprung, und Dank sei es meinem beschlagenen Stocke, ich gelangte an das andere Ufer des kleinen Flusses. Nach einer halben Stunde war ich auf dem Auschnitte, den ich von der entgegengesetzten Seite des Thales bemerkt hatte; und diesmal war der Oberalpsee zu meinen Füßen, nicht wie ihn einige Reisende geschildert haben, d. h. umgeben von prächtigen Gebirgen mit grünendem Fuße und eisbedeckten Gipfeln, sondern mehr den Anblick eines wahrhaften Chaos darbietend; man möchte sagen, der Schöpfer habe diese Gegend vergessen, als er die Elemente trennte, um die Welt zu schaffen, und da ungebrauchte Materialien aufgehäuft. Außer der ersten Ebene, worauf ich mich befand, sah ich keine Spur von Vegetation, auf welcher das Auge hätte ruhen können; große Felsenstürze, hie und da mit Schnee vermischt, erstreckten sich von dem Fuße des Gebirges zu meiner Rechten bis zu dem See, dessen Wasser, düster wie das des Styr, sich mit den schwarzen und zerrissenen Seiten des Badus zu vermischen schien. Eine Insel von unfruchtbaren Felsen nahm ungefähr die Mitte ein. Kein lebendiges Wesen störte das Schweigen, das in dieser furchtbaren Einsamkeit herrschte; indessen befand sich in kleiner Entfernung vom See eine Hütte von unförmlichen, auf einander aufgehäuften Steinen; diese Sennhütte, welche während sechs Wochen des Jahres bewohnt wird, war noch öde zu dieser Zeit. Dieses Gemälde war ohne Zweifel in diesem Augenblicke noch düsterer als gewöhnlich, durch die dichten weißen und schwarzen Wolken, welche sich an der Seite der Gebirge des Urserenthales hinzogen, und sich wie drohende Riesen über den Horizont erhoben, den sie verdunkelten. Dieß war schön anzusehen, aber nicht sehr beruhigend, denn es war das untrügliche Zeichen eines Gewitters.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)



Der Kanton Uri.

Dieser Kanton, so wie er jetzt ist, ist im Norden durch den Kanton Schwyz begrenzt; im Osten durch die hohen Gebirge, die ihn von Graubünden und Glarus trennen; im Süden von Tessin und im Westen von den Kantonen Wallis, Bern und Unterwalden. Er hat 12 Stunden in seiner größten Länge und 8—9 Stunden in seiner größten Breite. Sein Flächengehalt ist ungefähr 56 Quadrastunden; demnach wäre er der eilfte in der Ausdehnung unter den 22 Kantonen; indessen zählt man nur 13,600 Einwohner, also ungefähr 242 auf eine Quadrastunde. Er ist also der am wenigsten bevölkerte Kanton der Eidgenossenschaft, und seine Bevölkerung ist die schwächste in Beziehung auf die Oberfläche; der Kanton Zürich zählt ungefähr 2200 Einwohner auf die Quadrastunde, und Appenzell 2650, welcher Unterschied! Durch die Bonapartistische Mediationsakte von 1803 hat der Kanton Uri alle seine Unterthanen jenseits des St. Gotthard verloren, welche beinahe die Hälfte seiner Bevölkerung ausmachten, und Bürger des Kantons Tessin wurden. Der Kanton Uri zeigt nur ein Chaos von Schluchten, tiefen Thälern und ungeheuern, grobentheils mit Schnee und Eis bedeckten Gebirgen. Der St. Gotthard mit seinen verschiedenen Verzweigungen besetzt so zu sagen die ganze Oberfläche des Kantons, auch ist er ein Matt- und Weidland. Ein großes Thal erhebt sich stufenweise von dem Waldstättersee bis zum Gipfel des St. Gotthard. Es ist in seiner ganzen Länge (11 Stunden) von der Reuss durchströmt, woher es den Namen Reussthal hat. Von diesem Hauptthale laufen andere aus, die wieder Unterabtheilungen haben; jedes hat seinen Namen, seinen Bach oder seinen Waldstrom. Die beträchtlichsten sind das Schächenthal, das Mayenthal, das Urserenthal, das Oberalpenthal etc. Kaum ist der achte Theil des Landes angebaut und fruchtbar; alles übrige ist Weide oder unfruchtbar. Ein furchtbarer Wind durchstreicht und verwüftet manchmal diese Thäler; es ist der Mittagswind, Föhn in den Waldstätten genannt. Wenn er weht, so erhebt sich die Temperatur manchmal so schnell, daß der Schnee an nicht hochgelegenen Orten oft in 24 Stunden verschwindet; dann entwickelt sich die Vegetation vorzeitig und leidet durch spätere Kälte. Dieser Wind ist oft so ungestüm, daß er dicke Bäume entwurzelt und die Häuser abdeckt; in diesem Falle löscht man alle Feuer, denn wehe, wenn während des Sturmes irgendwo

Feuer ausbräche! Die kleinste Schlucht hat ihr Bächlein; der einzige Fluß aber ist die Reuss, welche in dem See Lucendro auf dem St. Gotthard entspringt und selbst bis Amstäg nur ein tobender Waldstrom ist; von da wälzt sie ihre durch so viele Gewässer vermehrten Wellen ruhig in den Vierwaldstättersee, dessen schönster Theil Uri angehört und auch der Urnersee genannt wird, berühmte Orte durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Mehrere andere, aber kleine und wenig merkwürdige See'n befinden sich auf den Gebirgen dieser Gegend, wovon der Flecken Altdorf der Hauptort ist. Dieser Flecken zählt 1660 Einwohner, ist eine halbe Stunde von dem Waldstättersee, in dem niedrigsten und fruchtbarsten Theile des Landes.

Man weiß sehr wenig von den ursprünglichen Einwohnern Uri's. Sie hießen Taurisci; ein Stierkopf, der in dem Wappen des Kantons beibehalten ist, war in den Schlachten ihr Sammelzeichen. Die obern Thäler haben ihre Bevölkerung wahrscheinlich von Rhätien oder dem Wallis erhalten. Die Taurisken hatten im Süden und Osten die Rhätier, die Lepontiner und die Viberier zu Nachbarn; im Norden und Westen die Helvetier. Später vermischte sich die Geschichte des Kantons Uri mit der der andern Waldstätte. Im 15. Jahrhundert erwarb er das Leventiner- und Urserenthal. Während den Jahren 1799 und 1800 hatte er von dem Kriege der Franzosen gegen die Russen und Oesterreicher furchtbar zu leiden; nur in ein einziges kleines Thal drangen die fremden Soldaten, Dank seiner Lage und dem Muth seiner Einwohner, nicht; alle andern Theile des Kantons wurden durch die furchtbaren Schlachten, die Plünderung und Brandstiftung in das schrecklichste Elend versenkt. In dem einzigen Bezirk Altdorf zählte man mehr als 1000 an den Bettelstab gebrachte Familien. Das Land erholte sich nur langsam von so vielen Drangsalen.

Die einzige Industrie des Landes besteht in der Viehzucht und Käsebereitung; indessen scheinen die vielen Gewässer und die prächtige St. Gotthardsstraße mehrere andere Arten von Industrie zu begünstigen; die Einwohner fabriziren, aber bloß für ihren Gebrauch, ein grobes, dauerhaftes Tuch. Der Transithandel über den St. Gotthard beschäftigt noch viele Personen, ob er schon seit der Erbauung der Splügenstraße bedeutend abgenommen hat. Der Kanton Uri ist an kostbaren Mineralien außerordentlich reich, welche die Einwohner oft mit Lebensgefahr aufsuchen, wie schwarze, braune oder gelbe Erystalle, braune oder weiße Granaten, Hyacinthen,



CANTON D'URI.

Canton Uri.

Tremoliten, Amethysten, Granatiten, Cyaniten und viele andere, von denen man Sammlungen macht, die ziemlich gut verkauft werden. Die untern Thäler erzeugen herrliches Obst; die Kartoffeln werden da gebaut, aber wenig Getreide.

Der Einwohner von Uri ist im Allgemeinen von mittlerer, aber starker Statur; sein Gesicht ist rund und seine Züge ziemlich regelmäßig. Die Bergbewohner zeichnen sich durchaus vorthailhaft vor den Waldbewohnern aus. Wie ihre Nachbarn, die Schwytzer und Unterwaldner, sind die Urner an die Religion ihrer Väter anhänglich, Feinde aller Neuerung und eifersüchtig auf ihre Freiheit; sie sind von einem ernsthaften, aber freundschaftlichen, gastfreien und friedlichen Charakter. Die Künste und Wissenschaften werden in dieser kleinen Republik nicht gepflegt, wo überdies der Unterricht sehr wenig verbreitet ist; indessen vermehren sich die Schulen seit einigen Jahren auf eine merkwürdige Weise.

Die katholische Religion ist die einzige geduldete. Bis zum Jahr 1426 wurden alle Diener der Religion von der Frauen-Münsterkirche von Zürich gewählt. Vor der Einführung der christlichen Religion opferten die Heiden auf dem St. Gotthard. Wahrscheinlich streuten St. Beat, Felix und Regulus den ersten Samen des Christenthums in den untern Thälern; und ohne Zweifel hat St. Sigisbert zu Ende des sechsten Jahrhunderts von Disentis aus die obern Thäler bekehrt. Die Verfassung des Kantons Uri, wie die der andern Waldkantone, ist rein demokratisch; die höchste Gewalt beruht auf der Versammlung aller Bürger, Landsgemeinde genannt; jeder Mann, der das Alter von 20 Jahren erreicht hat, ist Wähler, wählbar und zugleich Soldat. Der Kanton nimmt den vierten Rang in der Eidgenossenschaft ein; sein Kontingent besteht in 1184 Franken und 236 Mann. Man kennt da keine direkte Auflage; die Staatseinkünfte fließen beinahe einzig aus den Abgaben auf das Salz, den Transithandel, die geistigen Getränke und aus dem Ertrag einiger Staatsgüter. Der Staat war genöthigt, zu Erbauung der St. Gotthardsstraße eine beträchtliche Schuld aufzunehmen, die durch einen, aus den Zöllen erhobenen Amortisationsfond getilgt wird.

Die Wohnungen sind von Holz und denen von Schwyz und Unterwalden ziemlich gleich, bloß bemerkt man im Innern dieser letztern mehr Reinlichkeit, und äußerlich mehr Sorgfalt in der Bauart; beinahe alle Häuser, mit Ausnahme der zu Altdorf, sind mit Schindeln gedeckt, die mit großen Steinen belastet werden; eine Oeffnung im Dache

dient als Rauchfang, und daher sind die Wohnungen räucherig. Außer Altdorf und einigen Dörfern ist die innere Eintheilung überall gleich. Ein Versammlungszimmer, eine Kammer daneben und die Küche, welche bis zum Dach reicht, nehmen das ganze Erdgeschoß ein; darüber sind zwei kleine Schlafzimmer, wohin man durch eine enge und finstere Gallerie gelangt. Das Hauptzimmer ist mit Bänken versehen und hat einen Ofen von respektabler Größe, um welchen sich an den langen Winterabenden die ganze Familie versammelt. Die Tracht der Einwohner hat nichts besonderes, mit Ausnahme der Fußbekleidung, welche in einer Sandale von hohlem Holz mit Nägeln beschlagen besteht, und mit Riemen an den Fuß befestigt wird. Diese einfache und alte Fußbekleidung, welche die Weiber beinahe allgemein durch Schuhe ersetzt haben, ist seit undenklichen Zeiten allen Bewohnern der Thäler um den St. Gotthard gemein. Die Männer tragen gewöhnlich den Hirtenkittel und wollene Hosen oder Pantalons. Die meisten Weiber haben die Nationaltracht aufgegeben; der Kopfschmuck ist noch am meisten respektirt worden.



Die Nonnen von Königsfelden.

In der reichen Abtei Königsfelden, bei Brugg, welche im Jahr 1315 von Elisabeth, Wittwe des Kaisers Albrecht, und ihrer Tochter Agnes, Königin von Ungarn, gestiftet wurde, lebten die Klarisfernnonnen ruhig; unter ihnen waren Töchter der angesehensten Familien des Landes. Im Jahr 1523 waren die ersten Keime der von Luther gepredigten neuen Lehre in die Schweiz gedrungen, und brachten selbst Unordnung unter die heiligen Mädchen der Abtei Königsfelden. Durch eine, man weiß nicht wie, in ihre Hände gefallene Schrift, erfuhren sie, daß die neue Lehre die Unterdrückung der Klöster und die Verehelichung der Priester gestatte. Diese neuen Ideen beschäftigten die Mehrzahl der Nonnen lebhaft, welche sie nach einiger Ueberlegung sehr vernünftig und beachtenswerth fanden; sie begannen nach ihrer Freiheit zu seufzen und glaubten ohne Zweifel, außer dem Umfang ihres Klosters gebe es ein Glück, das sie auch schmecken wollten. Endlich wurde diese Lehre so nach ihrem Geschmack, daß die ganze Gemeinschaft sich versammelte, um die für sie wichtigsten Punkte derselben zu berathen. Es wurde mit großer Mehrheit beschlossen, eine Bittschrift an ihre Souveräne, die gnädigen Herren von Bern, zu schicken, um sie zu bitten, ihnen zu erlauben, frei gehen zu dürfen, wohin es ihnen beliebe. Die Bittschrift gieng ab, trotz des Widerstandes der Abtissin und einiger alten Nonnen, welche nicht das gleiche Interesse hatten, in die Welt zurückzukehren. Die armen Nonnen waren sehr niedergeschlagen, als sie einen förmlichen Abschlag ihrer Bitte erhielten. Die Berner Regierung, welche damals weit entfernt war, die Reformation zu begünstigen, sandte ihnen Georg Hoffmann, den Provinzial der Barfüßer von Straßburg, um ihnen solche Forderungen auszureden. Aber alle Argumente und die ganze Beredsamkeit des Provinzials scheiterten an dem Eigensinn der Nonnen, die auf der Auflösung ihrer Gelübde beharrten. Dann schickte man eine Deputation nach Königsfelden, welche, in der Hoffnung die Nonnen zu beruhigen, sie von einem Theil ihrer Regeln befreite, aber sie blieben verpflichtet, in der Abtei zu wohnen, das Ordenskleid zu tragen und sich der alten Obedienz zu unterwerfen. Um sie besser zu beaufsichtigen und die neuen Anordnungen zu vollziehen, gab man ihnen

Heinrich Sinner von Bern zum Aufseher und Benedikt Mattstetter zum Intendanten.

Allein die Nonnen von Königsfelden waren mit dieser Einrichtung so wenig zufrieden, daß sie aufs Neue die lebhaftesten Vorstellungen bei dem Rathe in Bern machten. „Wir hängen weder von dem Papst noch von dem Provinzial ab,“ sagten sie, „sondern wir sind geborne Unterthanen Eurer Gnaden, deren arme unschuldige Gefangene wir sind; wir bitten Euch um Gottes und des Heils unserer Seelen willen, uns die Freiheit wieder zu schenken, damit wir sie wie Eure andern Unterthanen genießen können.“ Diese Bittschrift war vom 20. November 1523 datirt. Die Berner Regierung war nochmals taub gegen sie; sie ließ ihnen kräftige Vorstellungen über das feierliche Gelübde machen, das sie am Fuße des Altars abgelegt; über die Regeln ihres Ordens und über den förmlichen Willen der Stifter der Abtei, dem sie sich unterwerfen müßten. Es blieb diesen Frauen nichts übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben, und geduldig eine günstigere Zeit zu erwarten, um ihre Schritte zu erneuern, denn sie waren fest entschlossen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um sich ganz frei zu machen. Aber dieser Augenblick war noch nicht gekommen, denn die Berner Regierung erließ im Anfang des Jahres 1524 strenge Befehle über die Erhaltung des römischen Gottesdienstes, indem sie zugleich die verdorbenen Sitten eines Theils der damaligen Geistlichkeit und den Gebrauch des Ablasses um Geld von dem leichtgläubigen Volke zu erpressen, tadelte; sie verbot die Ehe der Priester strenge; mehrere hatten sich trotz dieses Verbotes verheirathet, daher ihnen ihre Pfründen entzogen wurden, unter andern der Abt von Trub, der, um sein Brod zu verdienen, Dachdecker werden mußte. Man befahl noch den Priestern, welche Weiskläferinnen hatten, sie fortzujagen, sowohl aus ihrem Hause, als aus ihrer Pfarrei, bei Strafe der Absetzung. Dieß schien mehreren an dieses Leben Gewöhnten hart. Die Brüder des Kapitels zu Bären, aufgebracht über diesen Angriff auf ihr wohl-erworbenes Recht, reichten dem Rathe eine Bittschrift ein, und verlangten die Erlaubniß sich verheirathen, oder ihre Gesellschafterinnen unverheirathet beibehalten zu dürfen. Endlich erschienen im Monat Juni desselben Jahres die Nonnen von Königsfelden, unerschütterlich in ihrem Entschlusse und den Augenblick für günstig erachtend, mit einer dritten Bittschrift vor dem Rathe zu Bern, der endlich von so viel Beständigkeit gerührt, unter'm 8. Juni 1524 folgendes Dekret erließ: „Die Nonnen von Königsfelden haben die Freiheit, aus dem



BIVOUAC DE BOHEMIENS.

Zigauener Lager.

Kloster zu treten oder darin zu bleiben, unter der Bedingung, daß diejenigen, welche austreten, es mit Einwilligung ihrer Eltern und Verwandten thun. Die Austretenden verzichteten auf alle Ansprüche an die Güter des Klosters, sie können aber mitnehmen, was sie eingebracht haben... Künftig dürfen keine Nonnen unter 17 Jahren mehr aufgenommen werden; sie bleiben drei Jahre Novizen, hernach ist es ihnen nicht mehr gestattet auszutreten.“ Vergebens widersetzten sich der Bischof von Konstanz, die beiden Schultheißen von Bern, Jakob von Wattenwyl und Johann von Erlach, mit einigen Andern der Vollziehung dieses Dekrets: die größte Zahl der Nonnen trat aus der Abtei, mehrere verheiratheten sich. Agnes von Mülinen verheirathete sich mit dem Aufseher Sinner, einem von denen, der die Nonnen zu bewachen hatte; Catharina von Bonstetten heirathete Wilhelm von Diesbach, und ihre Ehe wurde in dem Münster zu Bern feierlich eingesegnet, worüber die zahlreich anwesende Bürgerschaft sehr erstaunt war. Die Reformation wurde jedoch erst vier Jahre später in Bern eingeführt, und im folgenden Jahr 1529 wurde die Abtei Königsefelden ganz aufgehoben.



Die Zigeuner in der Schweiz.

Im Jahr 1418 erschien dieses Wandervolk zum erstenmal in der Schweiz. Man nannte damals diese Leute einfach Heiden. Es waren, sagen die Chroniken jener Zeit, sehr sonderbare Menschen. Sie kamen in die Schweiz, ungefähr 1400, unter einem Anführer, den sie den Herzog Michel aus Aegypten nannten. Sie thaten Niemand etwas zu leid und bezahlten anfänglich Alles gut, was sie bedurften, ob sie schon auffallende und zersumpfte Kleider trugen. Sie nannten sich Christen, mit dem Beifügen, daß sie von den Saracenen zum Abfall gezwungen worden, als aber endlich die gute Sache triumphirt, seien sie zum Christenthum zurückgekehrt; indessen nöthigte man sie nach Rom zu gehen, um da ihre Sünden zu beichten. Der Papst legte ihnen die Buße auf, sieben Jahre hinter einander die Welt zu durchwandern, ohne in einem Bette zu schlafen. Diese sieben Jahre dauerten lange, denn

man zählt, daß ungefähr 500,000 dieser Waghunden Europa noch durchstreichen, indessen sind sie nur in Spanien, Siebenbürgen, Ungarn, in der Türkei und der Moldau sehr zahlreich; es giebt ihrer auch viele in England; sie sind aber aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz beinahe ganz verschwunden, wo man sie nur noch als Pferdehändler, Taschenspieler, Kesselflicker und Thierführer findet. Ihre Weiber hatten unter den Leichtgläubigen den Ruf, aus der Hand wahrzusagen, bezaubern und Krankheiten durch Worte heilen zu können.

Man glaubt, dieses merkwürdige Volk stamme aus Hindostan ab, und die Ähnlichkeit seiner Sprache mit mehreren hinduschischen Dialekten scheint es zu beweisen. Seine Religion ist die des Landes, in dem es sich befindet. Uebrigens nehmen diese Leute es in diesem Punkte nicht genau; ihre Sitten sind so entartet als möglich; Alles, was sie haben, ist gemeinschaftlich, sogar ihre Weiber und Kinder. Der Diebstahl und alle Arten von Betrügereien sind ihnen zur andern Natur, und nur zu oft haben sie ihre Truppe mit jungen Mädchen ergänzt, die sie auf ihrer Durchreise gestohlen und dann in alle ihre Laster eingeweiht haben. Daher hat man diese Landstreicher auch manchmal mit außerordentlicher Strenge behandelt, Jagd auf sie gemacht, wie auf wilde Thiere, und sie getödtet, wo man sie fand. Man ist indessen auf menschlichere Gesinnungen in ihrer Beziehung gekommen, und eine große Zahl derselben hat, gutwillig oder gezwungen, das herumstreichende Leben mit einem festen Sitze vertauscht. Diese Leute haben nach den verschiedenen Ländern verschiedene Namen erhalten. In Deutschland und der Schweiz nennt man sie Zigeuner; in England Gypsies; in Italien Zingari; in Spanien Gitanos; und im Norden Tartaren. In Frankreich nannte man sie Bohémiens, weil man sie aus Böhmen abstammend glaubte.



Kleinjogg.

Jakob Gujer, mit dem Beinamen Kleinjogg, geboren in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Wermetschwyl, Kantons Zürich, war ein einfacher Bauer, der kaum lesen und schrei-



ben konnte. Seine erste Jugend, während welcher er sich an die beschwerlichen Arbeiten des Ackerbaues gewöhnte, bietet nichts Merkwürdiges dar. Mit Hilfe seines Bruders bebaute er ein ziemlich beträchtliches, aber wenig einträgliches und mit Schulden belastetes Gut. Allein Kleinjogg, unerschöpflich in Hilfsquellen und unermüdlicher Arbeiter, war doch ein wahrer Oekonom, dessen ganzes Wissen auf Beobachtung und Erfahrung gegründet war. Es gelang ihm, so viel Nutzen als möglich aus dem Lande zu ziehen, das er wie ein wahrer Patriarch baute, umgeben von einer zahlreichen Familie, die eine tiefe Verehrung für das Haupt hatte. Während seines ganzen arbeitsamen Lebens bekämpfte er mit Beharrlichkeit die Laster und die Vorurtheile seiner Mitbürger. Er hielt eine Schenke, die einzige in seinem Orte, die ihm beträchtlichen Gewinn einbrachte; indessen wollte er sie lieber aufopfern, als auf irgend eine Weise den Hang seiner Landsleute zur Trunkenheit dulden oder begünstigen. Er weigerte sich, den Müßiggängern Wein oder andere Getränke abzugeben, und selbst den Reisenden und Arbeitern verkaufte er nie über eine gewisse Quantität. Bald verließen auch die Trinker das Haus; da warf ihm seine Familie vor, wie er sich so seines Haupterwerbes beraube und sich am Ende ruinire. „Ohne Zweifel,“ sagte der menschenfreundliche Bauer, „vermindere ich mein Einkommen; aber

glaubet Ihr, Gott werde einen Gewinn segnen, den man auf Kosten der Sittlichkeit hat; glaubet Ihr, daß ich mit gutem Gewissen das Geld eines Hausvaters nehmen kann, während sein Weib und seine Kinder sich mit Thränen und Kummer nähren? denket Ihr nicht, daß der Zorn Gottes auf denjenigen falle, der für Geld das Vergerniß ermuntert und zum Untergang eines Hauses beigetragen hat? Der philosophische Bauer erwarb sich die Achtung aller seiner Mitbürger und die Zürcher Regierung in der Absicht die uneigennützigen Dienste dieses braven Mannes zu erkennen, vertraute ihm die Leitung eines beträchtlichen Pachtgutes an, wo er in Großen seine Thätigkeit, seine Einsicht und sein Menschenliebe entwickeln konnte.

Verordnung

Des Stadtraths von Zürich vom Jahr 1332
die Begräbnisse betreffend.

„Wenn ein Bürger einem Manne oder einer Frau einen Grabstein setzen läßt, der länger als sieben Fuß und breiter als drei Fuß ist, so zahlt er zu Händen des Rathes eine Buße von 1 Pfund.“ — Eine andere Verordnung vom gleichen Jahre enthält das Verbot „der Errichtung von Gräbern an den Wegen in der Umgegend des Münsters, ohn Ausnahme, weder für Große noch für Kleine, weder für Reiche noch für Arme, weil man die Todten in den Garten oberhalb Pfusis-Hus bringen soll. Wer dieser Verordnung zuwiderhandelt, muß die Todten wieder ausgraben und noch eine Mark Buße zahlen, wenn er gegen dieses von der Bürgerschaft aufgestellte Gesetz seinen Freund, seinen Gefellen oder sein Kind so beerdigt hat.“

Zu gleicher Zeit wurde die Arbeit der Todtengräber folgendermaßen taxirt:

Für ein Kind von einem Jahr u. darunter	4 Häller
Für eines unter 8 Jahren.....	6 „
Für eine Person unter 15 Jahren	8 „
Für eine Person v. 20 Jahren u. darunter	10 „
Für eine ältere Person.....	1 Schill

Von Martini bis Valentini wird das Doppelt dieser Tage bezahlt, weil die Arbeit zu dieser Zeit beschwerlicher ist.

Reise

in den Kantonen Graubünden und Uri.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich wurde allmählig um meine Gefährten besorgt, die ich nirgends gewahrte, und die doch, in Rücksicht meiner Verspätungen, die Ersten auf dem Stelldichein sein sollten. Das Wetter wurde immer drohender; der Donner rollte dumpf in der Tiefe des Thales; hie und da durchfurchte ein Blitz die schwarzen Wolken, welche an die Gebirge stießen. Es war ein schöner Anblick; ich hatte aber dennoch keine Lust, dem Kampf der Elemente in dieser furchtbaren Einsamkeit zuzuschauen. Ich schlug einen Fußweg am rechten Ufer des See's ein, als ich die übrige Gesellschaft über den Gipfel der Oberalp ankommen sah; in einer Viertelstunde waren wir beisammen. Einer der Herren bot mir sein Pferd an, um mich von meinen Strapazen zu erholen; ich nahm es an und saß auf. Anfänglich war der Weg nicht gar zu schlecht, und hatte einen unmerklichen Fall. Bald aber ging es rasch bergab, die Straße wurde abscheulich, oder war vielmehr nur eine zerstörte Treppe; dicke Tropfen fielen und der Donner frachte. Diese Herren verdoppelten ihre Schritte; der zweite Reiter hatte sein Pferd dem Führer übergeben, der zurückgeblieben war. Ich wollte mein Thier antreiben, allein kluger Weise und da es vielleicht nicht die nämlichen Gründe hatte zu eilen, wie ich, änderte es seinen Gang in nichts, und ich mußte mich unterziehen. Von Zeit zu Zeit glitschte das arme Thier lange auf den großen nassen Steinen fort, welche die Treppe bilden sollten, dann stand es plötzlich still und schüttelte zum Zeichen seiner Unzufriedenheit den Kopf. Ich tröstete mich so gut ich konnte, indem ich über das Pferd, den Weg und die Noth von Disentis dachte, die, statt Paläste zu bauen, besser gethan hätten, ihre Einkünfte auf einen Weg zu verwenden, der für sie und ihre Vasallen so wichtig war. Ehemals hatten sie, Dank der Freigebigkeit der Kaiser, wichtige Rechte in dem Urserenthale, am Fuße der Oberalp. Während des Krieges zwischen Oesterreich und der Stadt Luzern und den neuen Kantonen im Jahre 1332, befehligte der Abt von Disentis, der Partei der Unterdrücker getreu, den Einwohnern von Urseren, den

Schweizerkantonen ihr Thal zu verschließen; sie antworteten aber, daß sie nach ihren Freiheiten den Durchpaß Niemand verweigern dürfen, als denen, welche in der Reichsacht wären, und anders würden sie nicht handeln. Der wüthende Abt, entschlossen eine solche Unverschämtheit zu züchtigen, versammelte seine waffenfähigen Vasallen und sandte sie über die Oberalp gegen das Urserenthal. Die von der feindlichen Absicht benachrichtigten Einwohner verlangten Hülfe von ihren Nachbarn von Uri und marschirten gegen den Feind, dem sie oben auf der Oberalp begegneten. Der Kampf war nicht von langer Dauer: die üblichen Truppen wurden geschlagen, sie ließen 2 — 300 der Ihrigen auf dem Plaze und ihr Hauptmann wurde gefangen. Von 1799 bis 1800 zogen die Russen, die Oesterreicher und die Franzosen mehreremal über dieses Gebirg; der General Loison sogar mitten im Winter mit mehreren Compagnien Franzosen. Diese lieferten zu gleicher Zeit den Oesterreichern, welche den Gipfel besetzt hatten, ein hitziges Treffen, und wollten sie verhindern, über den St. Gotthard nach Graubünden einzudringen; die Letztern wurden umgangen und zum Rückzug gezwungen.

Der Regen fiel in Strömen, und kein Schirmort zeigte sich; plötzlich glitschte mein Pferd ungefähr 12 Fuß lang am Rande eines Abgrundes; dann hielt ich es nicht mehr aus, stieg ab und überließ dem Thiere, den Weg ohne mich zu finden, um was ich mich übrigens wenig bekümmerte; ich begann nach meinem Belieben den Weg fortzusetzen, d. h. zu springen, wenigstens so sehr, als es mir der verwünschte Weg gestattete. Es ist nicht pures Vergnügen, in den Gebirgen zu Pferde zu reisen; denn nicht der Mensch führt das Thier, sondern im Gegentheil das Thier den Menschen; der Reisende muß daher seinen ganzen Willen dem Eigensinn oder den Gewohnheiten seines Rosses unterordnen; wenn er sich z. B. von einem Abgrunde entfernen will, so ist es gewiß, daß das Pferd das Gegentheil thut, und es wäre gefährlich, es zwingen zu wollen. Endlich hörte der Regen auf, die Wolken

theilten sich, und ließen von Zeit zu Zeit, wie durch ein Fenster, einen Theil des lachenden Urferenthals erblicken. Nach zwei langen Stunden Bergabsteigens kam ich hungrig in Andermatt an, wo ich meine Reisegefährten im Wirthshause und mit ihren gastronomischen Bedürfnissen sehr beschäftigt fand; ich war fest entschlossen, meinen Theil an dem Essen, das ich zubereiten sah, nicht im Stiche zu lassen. Wir versöhnten uns in etwas mit dem Oberalpthal, indem wir vortreffliche Forellen aus seinem See, und das würdige Produkt seiner Berge, den Käse, aßen. Hier trennte sich die Gesellschaft: die H. H. und S. stiegen den Gotthard wieder hinauf und wir hinab.

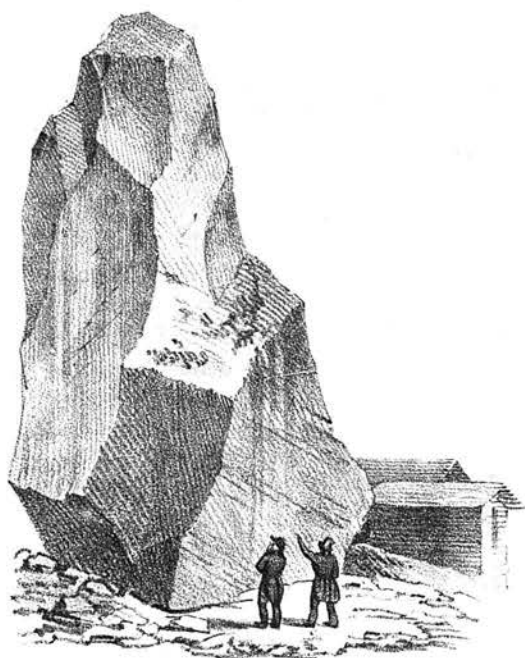
Die erste Merkwürdigkeit, die wir vor Andermatt antrafen, war das Urnerloch, eine Viertelstunde vom Dorfe *). Nachdem wir 80 Schritte in diesem feuchten und finstern unterirdischen Gewölbe gemacht hatten, befanden wir uns in dem Schöllenthale, wo die Natur mit allem Schauerhaften verschwenderisch war. Ein wenig weiter sahen wir die berühmte Teufelsbrücke und hörten die Reuß donnern und durch ihr Brausen das Gebirge erschüttern. Nun ist es aber nicht mehr jene Teufelsbrücke, über die man nur zitternd ging; eine neue Brücke erhebt sich darüber: eine Frucht des Genies des Menschen, scheint sie des dem Fürsten der Finsterniß zugeschriebenen Werkes zu spotten.

Andermatt, Hauptort des Urferenthales, zählt 600 Einwohner; es liegt am Eingange des Thales, 4446 Fuß über dem Meere. Es ist wohl gebaut, und einer der Orte des Kantons, wo am meisten Wohlstand und Thätigkeit herrscht, was man der Waarendurchfuhr zuschreiben muß, die über den St. Gotthard geht. Ehemals lag dieses Dorf am Fuße des Ritherbergs, unter einem kleinen Walde; dieser schirmende Wald wurde aber durch eine Lawine zerstört, und die Einwohner wurden genöthigt, ihre Wohnungen dahin zu verlegen, wo sie jetzt stehen; ihre Existenz hängt hier ebenfalls von einem kleinen Walde ab, den man sorgfältig unterhält, und worin es strenge verboten ist einen Baum zu hauen.

Wir folgten ungefähr eine halbe Stunde dem linken Ufer der Reuß, dann gingen wir mittelst einer andern merkwürdigen Brücke, der Lanzeneinbrücke, auf das rechte Ufer über; und endlich einen Augenblick später befanden wir uns wie-

der auf dem linken Ufer. Bald kamen wir aus der wilden Schlucht, der Schöllenen, ehemals so furchtbar den Reisenden, die sie im Frühjahr nur mit Besorgniß durchzogen. Die neue Gotthardsstraße vermindert diese Gefahren sehr; an den den Lawinen am meisten ausgesetzten Orten findet man festgebaute Nischen, in die man sich nöthigenfalls flüchten kann. Dieser Paß ist unstreitig einer der interessantesten des St. Gotthards. Man findet sich zwischen zwei ungeheuern Granitwänden eingeschlossen, die einzig durch das Flussbett und die Straße getrennt sind; alles ist öde; keine einzige Hütte; keine Tanne wiegt ihr Haupt über dem Abgrunde; kein Busch erquickt das von dem graulichen und dürrer Anblick des Granits ermüdete Auge, kein lebendiges Wesen läßt seine Stimme erschallen. Die Reuß allein brüllt in der Tiefe des Abgrundes, den sie zürnend über die Hindernisse, denen sie begegnet, durchströmt; sie donnert, schäumt und stürzt sich mit unbegreiflicher Heftigkeit von Felsen zu Felsen. Endlich traten wir aus diesem furchtbaren Engpasse heraus, indem wir auf das linke Ufer des Flusses übergingen; dann einige hundert Schritte weiter gingen wir über den Waldbach Göschenen auf einer gut gebauten Brücke, und ließen das Dorf gleichen Namens links. In einiger Entfernung von da und nahe an der Straße sahen wir den berühmten Teufelsstein, einen Granitblock von außerordentlicher Form und Größe, der sich in einer noch außerordentlicheren Stellung befindet. Nachdem er sich ohne Zweifel von einem benachbarten Gebirge abgelöst, blieb er auf dieser Waide stecken, von welcher ihn noch niemand wegzunehmen versucht hat, außer der Teufel, wie man erzählt, und zwar bei folgendem Anlaß: die Bewohner der Gegend wünschten schon längst zur Erleichterung ihrer Verbindungen mit den obern Thälern des Gebirges eine Brücke; aber der Platz, wo sie erbaut werden sollte, war so schrecklich und so unzugänglich, daß sich kein Baumeister finden wollte, um sie zu unternehmen, noch Arbeiter, sie auszuführen. Man hatte lange vergebens darüber berathen, als ein Mitglied des Rathes, rathschlagfertiger als die andern, vorschlug, sich an den Teufel zu wenden, einen, wie jeder weiß, sehr geschickten Baumeister. Der Antrag wurde einstimmig angenommen, und sogleich Unterhandlungen gepflogen. Um sich wichtig zu machen, sprach Satan zuerst von den Schwierigkeiten des Unternehmens, das er indessen annahm, und sich hinsichtlich der Belohnung sehr bescheiden bezeugte, denn er begnügte sich mit der Forderung, daß das erste lebende Wesen, das über die Brücke gehe, sein Eigenthum sein solle, eine Kleinigkeit, die man ihm leichtlich zugestand.

*) Siehe Nr. 5 des ersten Jahrgangs.



Der Unternehmer mit gespaltenen Füßen machte sich an's Werk und blieb nicht hinter seinem Rufe zurück. Zum großen Erstaunen Aller fand sich die Brücke in einer Nacht fertig; ein einziger Bogen, leicht und kühn, schwang sich von einem Ufer zum andern, da, wo die Reuß sich brüllend in einen Schlund stürzt, dem Wirbel von Schaum und Dampf entsteigen. Satan wartete auf den Preis seiner Arbeit, da aber der erste Darübergehende unvermeidlich in seine Klauen fallen sollte, so kümmerte sich Niemand, das Abenteuer zu bestehen. Ein Schadenfroh des Ortes, verschlagener als der Teufel selbst, versiel auf ein Mittel, die letzte Clausel des Kontraktes zu umgehen. Er stellte sich am Eingang der Brücke in Begleitung eines Hundes, dem er ein Stück Brod zeigte, das er dann auf die andere Seite des Flusses warf, und welches nun der Hund eilig über die Brücke weg holte. Der gehörnte Baumeister, der auf ein vernünftiges Wesen und auf fein Vieh gerechnet hatte, gerieth in einen furchtbaren Zorn, als er sich so betrogen sah; er schwur, sich zu rächen und holte einen ungeheuern Stein, den er auf die Brücke werfen wollte, um sie zu zerschmettern. Glücklicherweise begegnete ihm ein altes Weib, die, erschreckt von dem Anblick des Fährten der Finsterniß und der ungeheuern Last, die er trug, flüchtig sich bekreuzte. Bei diesem ihm so

furchtbaren Zeichen ließ Satan den Stein bei Göschenen fallen und entfloß aus Leibeskräften, seinem Werke seinen Namen und den Abdruck seiner Krallen unten an dem Steine lassend, wovon wir uns durch den Augenschein überzeugen konnten.

Wir kehrten auf das rechte Ufer der Reuß zurück, dem wir bis Wattigen folgten, wo eine prächtige Brücke uns wieder auf das linke Ufer führte. In Wasen, einem Dorfe von 550 Einwohnern, das eine hübsche auf einem Hügel liegende Kirche hat, brachten wir die Nacht in einem guten Wirthshause zu. Auf dem öffentlichen Plage ist ein steinerner Brunnen mit dem Bildnisse des St. Gallus. Am andern Morgen waren wir frühzeitig auf den Beinen, und verließen die St. Gotthardsstraße, um die Sustenstraße in dem Mayenthal einzuschlagen, das sich von Wasen bis an die Grenze des Kantons Bern erstreckt. Wir gingen auf einem schlechten Fußwege aufwärts bis zur Mayenschanze, einer alten in den innern Kriegen der Schweiz in Stein erbauten Redoute: sie schließt den Durchgang durch diesen Engpaß gänzlich. Im Jahre 1712 wieder hergestellt, wurde sie im Jahre 1799 von den Oesterreichern besetzt, als die vom Susten kommenden Franzosen diese Stellung umgingen, sich der Redoute bemächtigten und sie zerstörten. Eine Stunde von Wasen gingen wir über den Mayenbach, wo erst die neue Sustenstraße anfängt, die aber meiner Erwartung nicht entsprach. Diese Straße wurde im Jahre 1811 unternommen und kostete dem Kanton Bern ungeheure Summen. Als das Wallis französisch wurde, so lag es Bern daran, daß die nach Italien bestimmten Erzeugnisse des Kantons soviel möglich auf schweizerischem Boden transportirt würden. Zu diesem Ende wurde diese Straße in Gemeinschaft mit dem Kanton Uri begonnen und auf eine Strecke von 9 — 10 Stunden innerhalb 7 Jahren beendigt; allein sowohl auf der Seite von Meyringen als auf der von Wasen blieb sie auf einer Strecke von zwei Stunden ungefähr unvollendet, gerade da, wo die wenigsten Schwierigkeiten waren. Jetzt ist sie verlassen und an manchen Stellen ruiniert. Das Dorf Mayen, dessen Häuser zerstreut herumliegen, ist 4130 Fuß über dem Meere. Die Einwohner sind arm und gelten für gleichgültig und leichtsinnig; indessen scheint es, daß die wilde und furchtbare Natur, die sie umgibt, einen ganz andern Eindruck auf ihren Charakter machen sollte, um so mehr, als sie den Lawinen und den Felsenstürzen außerordentlich ausgesetzt sind, die in jedem Augenblicke ihr Dasein bedrohen. Die meisten Häuser und Ställe sind auf Seite der steilen Abhänge bis auf

einen gewissen Punkt durch Dämme geschützt, welche die Lawinen theilen, oder man stellt das Dach des Gebäudes in das Niveau mit dem Boden, so daß sie darüber wegleiten, ohne besondern Schaden zu verursachen. Wann in Wintertagen der Sturm tobt, und die entfesselten Winde den Schnee in raschen Wirbeln erheben, so versammeln sich alle Einwohner in einem Hause. Da beten, singen, schwagen und tanzen sie abwechselungsweise beim Schalle eines ländlichen Instruments. So wird die Nacht fröhlich zugebracht; kaum geben sie auf die Lawinen acht, die dumpf im Thale donnern und sie jeden Augenblick erreichen können.

In Mayen sind die Reisenden dem Zoll unterworfen. Von Fernigen an, dem letzten Weiler, dem man begegnet, wird das Thal immer einsamer und äsplicher; die Mayen-Neuß bildet mehrere merkwürdige Fälle in der Gegend. Die Berge auf beiden Seiten des Thales schienen höher zu werden, je höher wir stiegen, der Pflanzenwuchs wurde immer ärmlicher, indessen bemerkten wir noch einige Kartoffelpflanzungen, die aber am 31. Juli noch nicht am Blühen waren. Von der Hundsälpe weg wird das Thal geräumiger ohne von seiner Charakterhärte zu verlieren. Wir begannen den Sustengipfel zu ersteigen, der Weg war sehr gut, in sanfter Steigung, obschon der Berg sehr steil war. Nachdem wir eine Stunde lang den zahlreichen Krümmungen des Weges gefolgt waren, befanden wir uns auf dem Gipfel, 6980 Fuß über dem Meere und 4 Wegstunden von Wasen. Hier angekommen, vergaßen wir alle unsere Mühe und Strapazen, den Hunger und Durst, diese unveröhnlichen Feinde des Fußreisenden. So weit das Auge reichen konnte, nichts als kahle Spitzen, mit blendendem Schnee bedeckte Gipfel, durch weiße und azurne Eismeere von einander getrennt. Der dunkelblaue Himmel war vollkommen rein, kein Gegenstand konnte unsern Blicken entgehen. Im Osten hatten wir das tiefe Mayenthal zu unsern Füßen; links erhoben sich über unsern Häuptern der Titlis (10,700 Fuß) und das Arazhorn (10,240 Fuß); rechts das Susthorn (10,760 Fuß). Gegen Westen war die Aussicht ausgedehnter, wir hatten noch das Gadmmenthal und den prächtigen Steingletscher vor uns, die unsere Aufmerksamkeit bereits anzogen. Von dieser Seite war der Gipfel ganz mit Schnee bedeckt, so daß man keine Spur von einem Wege sah. Nachdem wir herauf viel von der Hitze gelitten, fühlten wir hier die Anfälle einer kalten, eisigen Luft; wir mußten uns auf den Weg machen nach dem Gadmmenthale. Der Weg machte eine Menge

beschwerlicher Umschweife, und an einigen Orten war er durch Einstürze völlig zerstört, so daß wir Mühe hatten darüber wegzukommen. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden mühseligen Hinabsteigens kamen wir endlich in das Thal und unten an den Steingletscher, der uns eines der imposantesten und traurigsten Schauspielere darbot. Dieser ehemals weiter zurückstehende Gletscher erreicht nun die entgegengesetzte Seite des Thales und überdeckt es in seiner ganzen Breite; die Straße, welche so viel Geld und Arbeit gekostet, ist unter Eisbergen verloren, denn zwischen dem Gletscher und dem senkrechten Gebirge gegenüber, bleibt nicht Raum für den kleinsten Fußweg. Wir gingen bald im Wasser, bald auf Steinen, bald auf dem Eise darüber weg, und gelangten zu den Sennhütten der Steinbergalp. Wir hatten ungefähr sechs Stunden gemacht, ohne etwas zu genießen, deshalb fanden wir auch die Milch herrlich, die man uns aufstellte; sogar Brod fanden wir zu unserm größten Vergnügen, obschon es sechs Wochen alt sein mochte. Da wir noch sechs Stunden bis Meyringen zu machen hatten, so mußten wir den Weg bald wieder unter die Füße nehmen. Wir kamen durch außerordentlich wilde und oft sehr schwierige Stellen, denn die Straße war an einigen Orten so verdorben, daß es beinahe unmöglich war, zu passiren. Eine Stunde von Steinen stiegen wir einen sehr steilen Abhang hinab, wo die Straße, krümmenreicher als der Styg, fünf- und zwanzigmal sich wendet, ehe man hinabkommt. Von Zeit zu Zeit war sie gänzlich zerstört. Nach zwei Marschstunden erreichten wir das Dorf Gaden; jeder von uns hatte eine gewisse Beschwerde empfunden, den Käse und die Milch zu verdauen, welche wir in den Sennhütten von Steinen etwas zu hastig verschlungen hatten, und wir hielten ein Glas Wein für gut, um diese Nahrungsmittel niederzuschlagen, die uns wie Blei in dem Magen lagen. Wir sahen mehrere Personen vor einem Hause in Hemdärmeln und fragten sie, ob es ein Wirthshaus gäbe; dann wandte sich ein Mann, den wir auf den ersten Anblick von den Bauern unterscheiden konnten, nach uns und antwortete verbindlich, es sei kein Wirthshaus im Orte, wir würden aber in seinem Hause alles finden, was die Dertlichkeit den Fremden anzubieten gestatte. Wir traten in ein hölzernes Gebäude, das sich äußerlich von den andern nicht viel unterschied, dessen Inneres aber uns nicht zweifeln ließ, daß wir uns bei einem Geistlichen befänden, und bald erhielten wir die Ueberzeugung, daß unser Wirth, der uns mit vieler Höflichkeit bediente, der geistliche Hirt der Pfarrei sei. Ehemals nahmen die Pfarrer der entlegenen Dörfer des Berner Oberlandes

die Reisenden auf; da sich nun aber die Wirthshäuser überall vermehren, so zerfällt dieser Brauch. Die Umgebungen von Gadmen schienen uns sehr interessant; ungeachtet seiner hohen Lage (4154 Fuß über dem Meere) ist dieses Dorf von einem schönen Grün umgeben; prächtige Ahorne beschatten die Straße und etwas weiter unten finden sich Kirschbäume und Buchengehölz. Hohe Berge umgürten das Thal, die Spizen des Steinberg und des Urag, von furchtbaren Gletschern bedeckt, erheben sich über alle andere. Wir gingen in das Nesselthal und von da in das Mühlthal hinab, immer umgeben von einer wilden und malerischen Natur. Der Gadmenbach, an dem wir nahe hingingen, war uns beinahe immer unsichtbar; er floß in einem so tiefen, engen und finstern Bette, daß man nur das dumpfe Brausen seiner schäumenden Wellen hörte, welche die Eingeweide der Erde zu bewegen schienen. Die Thalbewohner sprechen von traurigen Ereignissen, die sich in der Nähe zugetragen. Bei dem Zusammenflusse des Gentel- und des Gadmenbachs, die sich in eine dem Auge unergründliche Tiefe stürzen, bestanden ehemals Werke, wo das aus dem drei Stunden entfernten Hasliberg gezogene Eisen verarbeitet wurde. Jetzt sind die Hochöfen verlassen, und die Gebäude zeigen nur Ruinen, übereinstimmend mit der sie umgebenden wilden Natur. Mit Moos bedeckte Felsentrümmer und alte, vom Sturm gestürzte Tannen bedecken den Boden; mit finstern Wäldern bekränzte Berge schließen diese Einsamkeit ein, deren Schweigen nur durch das Toben des Waldstromes unterbrochen wird, und wo man hie und da einigen ärmlichen Hütten begegnet. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sagt man, bei einem finstern und stürmischen Wetter, wurde ein italienischer Kaufmann von der Nacht überfallen und verirrt an diesen traurigen Orten; er ging auf eine der erwähnten Hütten zu, worin er Licht sah, klopfte an das Fenster und begehrte Herberge für die Nacht, weil es ihm unmöglich wäre seinen Weg fortzusetzen. Man entsprach ihm ohne Zaudern und mit allem Anschein von Herzlichkeit. Nach dem Nachtessen führte ihn der Hausherr in die ihm bestimmte Kammer, und der müde Kaufmann entschlief ohne Mißtrauen. Aber der Wirth, vom Teufel der Habsucht verleitet, konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich der beträchtlichen Summe zu bemächtigen, welche jener bei sich trug. Er stand auf, bemächtigte sich eines Messers, schlich in die Kammer des Unglücklichen, den er unbarmherzig erwürgte; dann lud er den Körper des Opfers auf seine Schultern und warf ihn in die Schlucht des Gadmenbachs. Der

Mörder hielt sich für sicher, daß sein Verbrechen nicht entdeckt werde, denn Niemand hatte den Kaufmann bei ihm eintreten sehen. Zum Erstaunen kaufte der arme Holzhacker viele Matten, viel Vieh. Allein er genos dieses übelermorbene Gut nicht lange; er wurde sehr krank, und als sich ihm der Tod, von furchtbaren Gewissensbissen begleitet, nahete, so eröffnete er das schreckliche Geheimniß, das ihn bedrückte. Er starb in großer Angst, und die unsichtbare Hand, welche ihn geschlagen hatte, fiel schwer auf seinen ganzen Stamm. Bald wurde sein Haus ein Raub der Flammen. Einige Jahre später fiel einer seiner Söhne in den Schlund, der den Körper des unglücklichen Kaufmanns verschloß. Einer seiner Enkel, der mit Holzflößen beschäftigt war, kam auf gleiche Weise um, ebenso ein anderer der Nachkommen des Mörders. Ein Mädchen der nämlichen Familie hat, wie man sagt, heimlich ein uneheliches Kind umgebracht. Die traurigen Sprößlinge dieser elenden Familie sind beständig in der Erwartung, ihre Tage in dem Gadmenbach zu beschließen. Es scheint, sagen sie, als ziehe sie eine unsichtbare Macht wider ihren Willen gegen den Strom.

Wir durchzogen das Thal abwärts durch mehrere Weiler, beschattet von Fruchtbäumen, ebenso wie der schöne Weg, den wir verfolgten. Bald im Thal im Grund angekommen, passirten wir die Nar über eine hölzerne Brücke. Hier beginnt die Sustenstraße von der Meyringer Seite, und gerade an dem Orte, wo sie am nützlichsten wäre, hat man mit den Arbeiten aufgehört. Sie verbindet sich hier mit dem Wege nach der Grimsel, der bis bei Meyringen nur ein steiler und beschwerlicher Fußweg ist. Dann durchzogen wir das hübsche Thälchen Im Boden ohne uns aufzuhalten, denn wir sehnten uns, das Ziel der langen zwölfstündigen Etappe zu sehen. Bedenkliche Zeichen der Ermattung machten sich unter uns bemerklich, so wie die Sehnsucht nach einem guten Abendessen, eine in der That begründete Sehnsucht, denn wenn unsere heutige Reise uns manche Genüsse gewährt hatte, so war es doch nicht in gastronomischer Hinsicht. Bis jetzt war das Letzte beinahe gänzlich vergessen. Am Ende des Thales im Grund mußten wir noch den steilen Kirchthügel ersteigen, eine harte Aufgabe für einen leeren Magen und müde Beine. Endlich im Stadthause in Meyringen angekommen, tröstete uns ein gutes Abendessen für unser gezwungenes Fasten, und nachdem dies vorüber war, hatten wir nichts eiligeres zu thun, als unsere Betten zu suchen. Aber kaum begannen wir

eine angenehme Ruhe zu genießen, als wir durch einen furchtbaren Lärm erweckt wurden. Man schoß, man schrie, man heulte zum Kopfserspringen, und dieser Teufelslärm dauerte beinahe die ganze Nacht. Da wir Freudenbezeugungen darin zu bemerken glaubten, so blieben wir ruhig in unsern Betten, ohne jedoch ein Auge schließen zu können. Am andern Morgen erfuhren wir, daß man das Fest der Annahme der neuen Berner Verfassung auf eine würdige Weise gefeiert habe. Bald führte uns ein Wagen nach Brienz. Da schifften wir uns nach Interlaken ein, dem Ziel unserer Reise, wo wir gesund und wohlbehalten ankamen.

Heinrich IV. und die Schweizer.

Heinrich IV., König von Frankreich, gab bei allen Gelegenheiten der Schweizernation Beweise seiner Achtung und Freundschaft. Uebrigens konnte dieser Monarch, ohne undankbar zu sein, ihr das nicht verweigern, was sie so wohl um ihn verdient hatte, denn die Schweizer hatten einen großen Theil an allen glänzenden Thaten genommen, welche während den Kriegen, die er gegen die Ligue zu führen hatte, die Regierung dieses Fürsten berühmt machten.

In der Schlacht von Arques (den 22. September 1589) deckte ein Corps der Schweizertruppen die Artillerie des Königs gegen die Liguisten, die an Zahl sehr überlegen waren, und welche die größten Anstrengungen machten, sie zu nehmen. Da Heinrich IV. sah, daß der Feind den größten Theil seiner Macht auf diese Seite wendete, so eilte er an der Spitze des Kerns seiner Cavallerie herbei. „Ich komme selbst, Gvattermann,“ rief er von weitem dem Obersten Galati von Glarus zu, welcher die Schweizer kommandirte: „ich will sterben, oder die Ehre dieses Tages mit euch theilen.“ Die Gegenwart des Königs und seine Worte belebten die schon entmuthigten Republikaner so, daß sie ihrer Seits auf den Feind stürzten und ihn gänzlich in die Flucht schlugen. Bei der Schlacht

von Jory, wo Heinrich IV. mit bloß 1200 Mann 12,000 Liguisten schlug, thaten die Schweizer Wunder der Tapferkeit. Ein einziges feindliches Bataillon hielt noch Stand und war noch nicht in Unordnung; es waren Schweizer aus den kleinen Kantonen, welche die Anführer der Ligue heimlich angeworben hatten. Als der König erfuhr, aus welchen Leuten dieses Bataillon bestand, so gestattete er nicht, daß es aufs äußerste gebracht würde, ließ es sich zurückziehen und gab ihm später seine Fahnen zurück. Dieses großmüthige Benehmen trug mächtig dazu bei, die Bande enger zu knüpfen, welche schon zwischen beiden Nationen bestanden. In der Absicht, den Bund mit den helvetischen Kantonen zu erneuern, sandte der König den Marschall von Biron mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, worunter sich mehrere Herren von hohem Range befanden, in die Schweiz. Der Vertrag wurde den 31. Jänner feierlich zu Solothurn geschlossen. Um seinem Volke und den Schweizern den ganzen Werth zu erkennen zu geben, den er auf diesen Bund setzte, und die ganze Zufriedenheit, die er darüber empfand, wollte er mitten in seiner Hauptstadt eine außerordentliche Feierlichkeit beifügen. Deshalb willigte die helvetische Tagsatzung ein, ihm Gesandte zu schicken, die sich, vierzig an der Zahl, im Monat Oktober auf den Weg machten, und überall prächtig empfangen wurden. Halbwegs von Charenton kam ihnen der Herzog von Montbazou an der Spitze von 120 ausgewählten Edelknechten entgegen. Der Vorsteher der Handelsleute von Paris und die Schöffen hielten an dem St. Antonsthore Reden an sie, und schlossen sich dann an ihr Gefolge an. So hielten sie am 15. Oktober ihren Einzug in Paris mitten unter ungeheuerem Volkszulauf. Den folgenden Tag war ein Essen bei dem Kanzler; von da gingen sie in's Louvre, in Begleitung des Herzogs von Eguillon und fünfzig der vornehmsten Herren. Bei dem Eintritt in den Hof wurden sie von dem Herzog von Montpensier und den Rittersn der königlichen Orden empfangen und unten an der Treppe von dem Grafen von Coiffons und den Kronoffizieren. In dem Audienzsale fanden sie den König, umgeben von den Prinzen vom Geblüt und einem glänzenden und zahlreichen Hof. Johann Rudolph Sager, Altschultheiß von Bern, das Haupt der Gesandtschaft, hielt eine Rede voll Kraft und patriotischer Gefühle, worauf der König auf die huldreichste Weise antwortete und dem Redner die Hand reichte. Von da wurden sie zur Audienz der Königin und dann des Dauphin geführt.



WEGGIS

Am 20. Oktober wurde der Bund in der Kirche zu Unserer lieben Frau feierlich ratifizirt, in Gegenwart des ganzen Hofes und aller ausgezeichneten Personen von Paris. Dieser prachtvollen Ceremonie folgte ein kostbares Mahl in dem bischöflichen Palaste; die Gesandten saßen auf der einen Seite der Tafel, und auf der andern die Prinzen von Conti und von Conde; die Herzoge von Nemours, von Montpensier und von Eguillon, die Grafen von Auvergne, von Commerive und viele andere Hofleute. Am Ende kam der König, um mit vieler Höflichkeit auf die Gesundheit seiner Gvatterleute und treuen Verbündeten zu trinken. Nach der Abschiedsaudienz, die ebenfalls sehr glänzend war, kehrten die Gesandten in die Schweiz zurück und hinterließen bei dem französischen Hofe eine sehr vortheilhafte Meinung von der Schweizernation.

Weggis.

Zwei und eine halbe Stunde von Luzern, am Fuße des Rigi und am Vierwaldstättersee, liegt das schöne Dorf Weggis, das 1950 Einwohner enthält und zum Kanton Luzern gehört. Es ist schwer, eine malerischere und zugleich fruchtbarere Gegend zu finden. Vom Mittag aus offen und durch die Gebirge vor den Norwinden geschützt, findet sich dieser Winkel in der geeignetsten Lage für die Entwicklung einer kräftigen und verschiedenartigen Vegetation. Man sieht da häufig Pflanzen eines südlichen Breitengrades. Ehemals zog man einen ziemlich guten Wein. Ein sehr malerischer Fußweg führt von Weggis auf den Gipfel des Rigi; er ist angenehm beschattet, zuerst von Nuß- und Kastanienbäumen, und weiter oben von einem Buchenwalde. Dieser ganze Abhang ist mit Felsentrümmern bedeckt, Ueberbleibsel eines alten Einsturzes. Ueber Weiden und an dem Kaltenbad vorbei kommt man auf die Rigi staffel. Weggis war vor tausend Jahren ein Eigenthum der Abtei Pfeffers, die die Barone von Ramstein damit belehnte, welche ihre Rechte im Jahre 1380 an Luzern verkauften. Von da an gehörte dieses Dorf immer zu dieser Republik.

Zu allen Zeiten waren diese Ufer Bergstürzen ausgesetzt, man findet überall Spuren davon. Eine halbe Stunde von Weggis waren die Bäder von Lützelau in einer reizenden Lage nahe an dem See;

eine von dem Rigi herabgestürzte Felsenmasse begrub die Quelle, die Bäder, das Wirthshaus und die Kapelle. Diese Stürze werden augenscheinlich von dem Einsinken des Wassers verursacht; von allen Seiten sieht man kleine Bäche das Gebirge herabfließen, alle aber kommen nicht hinab, viele verlieren sich in den Klüften, sickern zwischen den Pudingsteinlagen hinein, aus denen der Rigi besteht, lösen die erdigen Schichten zwischen zwei Felsenbetten auf, die entweder dem Drucke der obern Massen oder ihrem eigenen Gewichte nachgebend stürzen und Alles zermalmen, worauf sie stoßen.

Im Frühjahr 1795 sah man nach langem Regen Spalten im dritten Theile der Höhe des Rigi sich bilden. In der Nacht vor dem 16. Juli hörte man ein auffallendes Geräusch, das aus dem Berge zu kommen schien. Bald waren es heftige Knälle, bald ein dumpfes Geräusch oder ähnlich demjenigen, das ein auf dem Pflaster fahrender Wagen macht. Die Einwohner, obschon ihnen die Ursache dieses Geräusches unbekannt war, bekümmerten sich nicht viel darum, es war nicht das erste Mal, daß sie es hörten. Indessen bemerkten sie bei Tagesanbruch eine schlammige, rost- oder ziegelfarbige Masse, von einer Viertelsunde Breite und zwanzig bis sechzig Fuß Höhe, welche sich von dem Berge losgemacht hatte und ganz langsam gegen Oberweggis hin bewegte, einen beträchtlichen leeren Raum hinter sich lassend. Niemand erblickte darin eine dringende Gefahr, denn es war mehr als eine Stunde Entfernung von dem eingestürzten Boden bis zum Dorfe. Als man aber diesen halbflüssigen Koth seinen Weg unaufhaltsam fortsetzen, als man ihn der Lava gleich sich über die Hindernisse erheben und darüber weggehen oder sie vor sich hintreiben sah, so begann man ernste Besorgnisse zu fassen. Mehrere Sennhütten und viele Bäume waren bereits verschwunden. Der Pfarrer des Orts und einige seiner Pfarrkinder begaben sich auf einen benachbarten Hügel, um besser zu beurtheilen, was sie von dieser außerordentlichen Erscheinung zu erwarten hätten. Bald konnten sie sich überzeugen, daß die Gefahr drohend sei. Sogleich begann man, die Mühle und die dem Berge nächsten Häuser zu leeren. Der Alarm verbreitete sich in ganz Oberweggis und Jeder suchte sein Kostbarstes in Sicherheit zu bringen. Einige Personen hofften noch, daß die Verwüstung den untern Theil des Dorfes nicht erreichen werde, aber um neun Uhr Abends schwand alle Hoffnung. Der Strom, in seinem langsamen aber unwiderstehlichen Gange, hatte sich allmählig durch alles das vergrößert, was er auf seinem Wege fand. Die Behörden schickten den Sigris von Haus zu Haus, um Jeden zum Aufstehen zu ermahnen.

Man schickte einen Eilboten nach Luzern, um dieses unglückliche Ereigniß zu berichten. Bald läuteten die Sturmglocken, die letzte Nacht des Dorfes war gekommen; die Bestürzung wurde allgemein, man suchte zu retten, was sich in den Häusern befand; man brachte Greise, Kinder und Kranke außer den Bereich der Gefahr; überall hörte man Schluchzen und Stöhnen. Es war eine schreckliche Nacht für die armen Dorfbewohner. Die tiefste Finsterniß vermehrte noch die Schrecken dieser Zerstörungsscene, und in der in einem solchen Moment unvermeidlichen Verwirrung geschah es, daß viele werthvolle Gegenstände vergessen oder verloren wurden. Glücklicherweise befand sich beinahe alles Vieh auf den Bergen. Es kamen viele Leute von den benachbarten Dörfern, um diesen Unglücklichen Hülfe zu leisten, aber keine menschliche Macht war im Stande, den Fortschritten des Uebels Einhalt zu thun; alles, was man thun konnte, war, einen Theil des Holzwerkes von den Häusern wegzunehmen, welche am entferntesten von der Gefahr waren.

Endlich beleuchtete der Tag dieses traurige Schauspiel. Die Gärten, die schönen Baumgüter, welche den Reichthum der Bewohner ausmachten, waren schon verschwunden. Man sah die mit den schönsten Früchten beladenen Bäume einen nach dem andern verschwinden, abgebrochen, entwurzelt, von dem Bergsturze fortgerissen. Die Seufzer verdoppelten sich, als diese Unglücklichen den Roth sich hinter ihren Häusern anhäufen, sie aufheben, umsäugen und bedecken sahen. Unter den Trümmern aller Art, die der Schlamm mit sich führte, sah man einen haushohen Fels sich in den See stürzen. Den ganzen Tag ließ sich das unterirdische Geräusch hören, und der Ausbruch dauerte noch mehrere Tage fort. Vierzig Familien in 31 Häusern verloren in dieser Zeit ihr Erbtheil und mußten anderwärts eine Zufluchtsstätte suchen; 120 Fucharten des besten Landes zeigten in wenigen Stunden keine Spur von Cultur und Vegetation mehr. Seither hat sich dieser Schlamm verhärtet; er wurde fruchtbar und der Fleiß der Bewohner hat die Spuren der Katastrophe größtentheils verwischt. Da, wo die Erde sich von dem Gebirge getrennt, entdeckte man 14 reichliche Quellen, von welchen jedoch einige nach etlichen Tagen versiegten.

Stäfsis.

Eine kleine Stadt im Kanton Freiburg, an dem mittäglichen Ufer des Neuenburger Sees, ist sehr alt, denn sie bestand schon im achten Jahrhundert; ihr lateinischer Name ist Staviaum, daher Stäfsis. Sie liegt auf einer Anhöhe, welche den größten Theil des Sees beherrscht, was ihre Lage sehr angenehm macht. Sie enthält 1390 Einwohner. Das Merkwürdigste in ihr ist das Schloß, nahe am See, das mehrere Jahrhunderte älter sein muß, als die Stadt. Die Herren von Stäfsis (Estavayer), schon berühmt und mächtig unter den letzten Königen von Burgund, wurden noch berühmter unter den Herzogen von Savoyen, welche sich die Stadt Stäfsis zu eigneten, als sie das Waadtiland eroberten. Man bemerkt außerdem noch in dieser Stadt ein Frauenkloster vom Dominikanerorden und ein Jesuiten-seminar. Stäfsis ist häufig das Ziel einer Spazierfahrt der Bewohner des gegenüberliegenden Ufers des Sees. Diese Stadt erlangte zu Anfang des burgundischen Krieges eine traurige Berühmtheit.

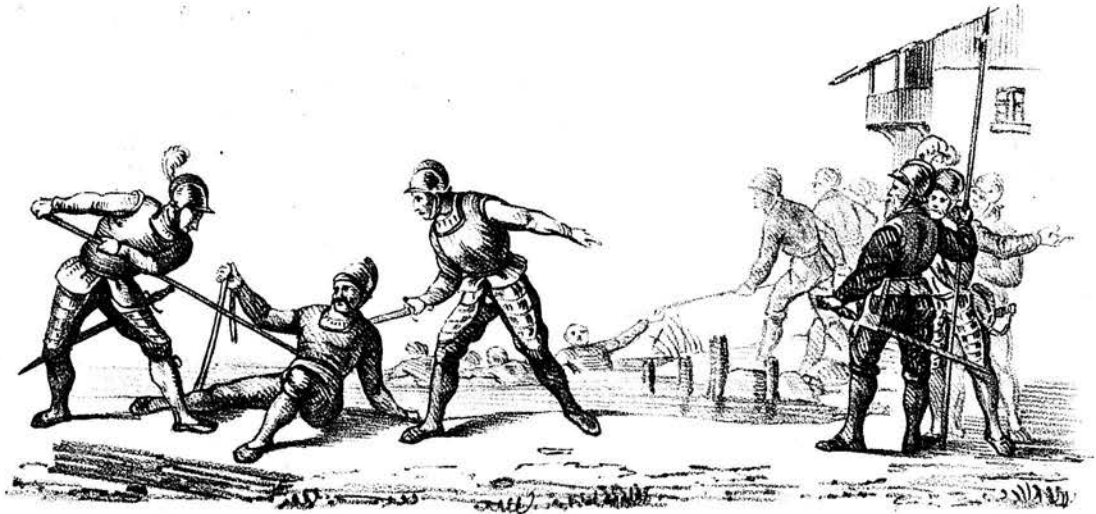
Im Jahre 1475 warf der Graf von Romont, auf die furchtbare Macht seines Verbündeten, Karls des Kühnen, zählend, die Maske weg, und führte offenen Krieg gegen die Schweizer, einen Krieg, den seine Vasallen schon längst faktisch begonnen hatten, den er aber bisher zu mißbilligen schien. Die Berner zogen im Oktober zu Felde, nachdem sie ihren Fehdebrief dem Grafen von Romont zugesandt hatten. Die Freiburger vereinigten sich bei Murten mit ihnen; die Solothurner sollten später mit den Neuenburgern und Baslern zu ihnen stoßen. Die Armee stand unter den Befehlen Petermanns von Wabern, Ritters und Altschultheissen von Bern. Die Eidgenossen bemächtigten sich von Murten, Endresin, Wilsisburg, Peterlingen und Grandcour, und näherten sich Stäfsis, einem der wichtigsten Plätze in den Staaten des Grafen von Romont, der auch damals eines großen Wohlstandes genoss. Seine Einwohner waren Handelsleute und galten für geschickte Tuchfabrikanten. Drei Schlösser hatten den höchsten Theil der Stadt inne; das Schloß des berühmten Hauses von Estavayer war das älteste derselben, es besteht noch; das Schloß Chenay und der Thurm von Savoyen gehörten dem Herzog von Savoyen. Bei der Annäherung der Schweizer hatten sich die Anhänger des Grafen mit ihren Reichthümern hinter die Mauern von Stäfsis zurückgezogen, denn die Stadt wurde von einer wackern Besatzung ver-



ESTAVAYER.

theidigt, bestehend aus den Männern des Ortes und denen von Cüdresin; sie wurde durch 300 Mann von Neus verstärkt, was die Zahl ihrer Vertheidiger auf 1400 brachte. Claudius von Estavayer befehligte sie; dieß war ein seiner Tapferkeit und schönen Gestalt wegen berühmter Ritter. Als er den Feind kommen sah, ergriff er die Fahne der Stadt, durchzog die Straßen an der Spitze seiner Hauptleute, und bedrohte Jeden mit dem Tode, der von Uebergabe spräche. Die Berner ließen den Platz zur Uebergabe auffordern und versprachen den Einwohnern ihre Freiheiten zu achten. „Die von Stäffis“, sagt die Neuenburger Chronik, „antworteten, sie hätten einen guten Herrn an dem Grafen von Romont, der ihnen in kurzer Zeit mit großer Macht zu Hülfe kommen würde, und ihnen schon 300 Mann mit der Fahne von Neus und viele Artillerie und Munition geschickt hätte. Deshalb würden sie nichts thun, was man auch sagen möchte, sondern sich tapfer vertheidigen. Worüber die Herren der Verbündeten böse waren; nichts desto weniger erneuerten sie ihre Aufforderung am 26. wie vorher, und wenn sie nicht wollten, so erklärten sie ihnen, sie würden sie alle umbringen. Die von Estavayer antworteten mit großem Stolz, daß sie es nicht thun, sondern entschlossen seien, sich zu vertheidigen, wie vorgesagt.“ Die Garnison begleitete diese Weigerung mit Büchenschüssen und Spötereien, welche die Berner und Freiburger Krieger so erzürnten, daß sie schwuren, ein furchtbares Beispiel zu liefern. Am 27. rüsteten sich die Belagerer, befehl von Rache, von Ruhmsucht und Plünderungsdurst, zum Sturm, und ließen ihre Artillerie vorrücken, um die Mauern zu säubern und Bresche zu schießen. Die Besatzung vertheidigte sich aber so gut, daß die Angreifenden Verlust erlitten, ohne ihren Zweck zu erreichen. Dann stellte sich eine Truppe dieser riesenmäßigen Krieger im Bewußtsein ihrer Stärke und ihres Muthes auf eine Anhöhe bei einem Thore, bildete einen Winkel mit ihren vereinigten Hellebarden, und rannten gegen das Thor, das einem so furchtbaren Stoße nicht widerstand. Diese Oeffnung war groß genug, um einen Mann durchzulassen, bald hörte man das Geschrei: „Stadt gewonnen! Stadt gewonnen!“ Die Schweizer hatten auf der andern Seite einen gleichen Erfolg. Die Peterlinger, eifersüchtig auf den Wohlstand der Stäffiser, hatten ihnen die schwächste Seite, die Seeseite, angezeigt, die schlecht bewacht wurde, weil man hier keinen erfolgreichen Angriff erwartete. Man fand einige Stricke von den Mauern herabhängen, woran sich wahrscheinlich Soldaten geflüchtet hatten. Mit dieser Hülfe erstiegen die Stürmenden die Mauer und drangen in die Stadt,

und von dieser Seite ertönte auch das Geschrei: „Stadt gewonnen!“ Claudius von Estavayer wüthete bei diesem Geschrei, die ganze Stadt war im Schrecken. Diejenigen Schweizer, welche schon in der Stadt waren, wollten nun auch den größern Theil derer, welche sich draußen befanden, hereinlassen; da sie die Riegel nicht brechen konnten, so rissen sie die Thore selbst aus den Angeln. Dann drangen die Eidgenossen stromweise und von allen Seiten in den Platz. Die Mezelei und der Tumult wurden schrecklich; die Sieger machten Alle, die sie erreichen konnten, ohne Barmherzigkeit nieder; die Besiegten ließen Alles im Stiche und suchten sich in die Schlösser zu flüchten, wo es Claudius gelang, sich mit 300 Mann einzuschließen, nachdem sie sich mit wundervoller Tapferkeit einen Weg durch die Feinde gebahnt hatten. Die Straßen waren mit den Leichen der Belagerten besäet, kaum zwanzig entkamen der Mezelei. Eine Menge Greise, Weiber und Kinder wollten versuchen, nach dem See zu fliehen, theils aber wurden sie erwürgt, ehe sie dahin kamen; theils aber ertranken sie freiwillig oder in überladenen Schiffen, die mit ihnen untergingen. Claudius und Diejenigen, welche sich mit ihm in das Schloß und den Thurm von Savoyen zurückgezogen, hatten keinen Augenblick Rast und wurden sogleich mit Wuth angegriffen. Vergebens bot der Ritter eine reiche Lösung, um sein Leben zu retten, vergebens vertheidigten er und die Seinigen sich mit dem Muth der Verzweiflung: die Schlösser wurden mit Sturm genommen, und Alle darin mußten über die Klinge springen. Die schweizerischen Hauptleute hätten dieser schrecklichen Mezelei gern ein Ende gemacht, es war ihnen aber unmöglich, der Wuth der Soldaten Einhalt zu thun; weder der Reiz des Goldes, noch der Anblick der Altäre, noch die Wande der Mannszucht konnten diesen Rachedurst stillen. Der Tumult war unaussprechlich, man kämpfte in Blutlachen; die Frauen der Edeln und der Bürger suchten in den Straßen die blutigen und entstellten Körper ihrer Gatten und Söhne; mit ihrem Klagegeschrei vermischte sich das Waffengeklirr, das Stöhnen der Sterbenden, das raue Geschrei der wilden Sieger. Man hörte mit Töden nur aus Mangel an Opfern auf, denn Alle von Cüdresin und Neus waren bis auf den letzten Mann niedergemacht; kaum überlebten 20 Bürger die Schlächtere. Dann begann die Plünderung. Die von den Flüchtlingen aufgebäufte, oder durch Handel und Gewerbsfleiß der Einwohner erworbenen Schätze wurden auf Wagen geladen. Jeder bemächtigte sich dessen, was er fand; Hausgeräthe sogar und Vorräthe wurden aus den Häusern gerissen; die Kapellen und Kirchen



wurden nicht verschont; man fand beträchtliche Wein- und Tuchvorräthe, welche den Kaufleuten der Stadt angehört hatten, alles wurde weggenommen. Die Freiburger sandten 100 Wagen, welche Tag und Nacht Beute führten, besonders Tücher. Beim Durchsuchen der Keller fand man ein Duzend feindliche Soldaten darin versteckt; in der Meinung, es wäre Schade, diese entwischen zu lassen, übergab man sie dem Scharfrichter von Bern, um sie in den See zu werfen. „Indessen“, sagt die Chronik von Neuenburg, „hatten die Patienten eine gute Andacht zu unserer Frau von Lausanne, die sie anriefen, wie einige sagen wollen, und fanden sich die Hände losgebunden und zerrissen die Stricke, worüber die Hauptleute sehr erstaunt waren. Diese jungen Leute baten mit Thränen in den Augen um Gnade; sie wurde denen bewilligt, welche nicht sogleich von einem Lanzenstoße getroffen waren. Was den Scharfrichter betrifft, so wurde er wegen seiner Ungeschicklichkeit von den Umstehenden getödtet und in den See geworfen.“

Von der Stadt Stäffis war nichts mehr übrig, als gänzlich leere Häuser, seufzende Wittwen und vor Hunger weinende Kinder; alle in der größten Entblößung. Endlich wurden die Sieger von diesen Thränen gerührt; sie theilten Lebensmittel und Geld unter die Ueberbleibsel dieser unglücklichen Bevölkerung aus. Dann warteten sie mehrere Tage, ob der Graf von Romont kommen und die Stadt befreien oder rächen werde, aber er kam nicht. Während dieser Zeit arbeitete man an der Zerstörung des Schlosses Chenaug und des Thurmes von Savoyen,

aber diese Bauten waren so fest, daß es nicht gelang; man begnügte sich, alles Holzwerk darin zu verbrennen, aber die Stadt wurde geschont. Indessen kamen die Solothurner an und noch zeitlich genug, um thätigen Antheil an der Plünderung zu nehmen. Die ganze Armee verließ Stäffis, mit Ausnahme einer Besatzung von 300 Mann unter den Befehlen Wipens von Freiburg. Das barbarische Betragen der Soldaten bei dieser Gelegenheit wurde zwar von den eidgenössischen Behörden getadelt, der Erfolg aber machte sie nachsichtig. Es ist gewiß, daß das Beispiel der Stadt Stäffis alle Städte des Waadtlandes erschreckte; denn keine wagte es, den Schweizern zu widerstehen.

Nach dem Frieden im Jahre 1477 wurde Stäffis dem Hause Savoyen zurückgegeben. Einzig Freiburg behielt das Schloß Chenaug, wohin es einen Amtmann setzte, der im Jahre 1536 den Titel Schultheiß von Stäffis annahm, das Freiburg diese Stadt in dem Kriege erworben hatte, der im gleichen Jahre gegen Savoyen geführt wurde.

Bonnet.

Karl Bonnet wurde im Jahre 1721 in Genf geboren. Während er die Akademie dieser Stadt besuchte, wo er frühzeitig Geschmack an der Literatur zeigte, befand er sich einst bei einem seiner Professoren,



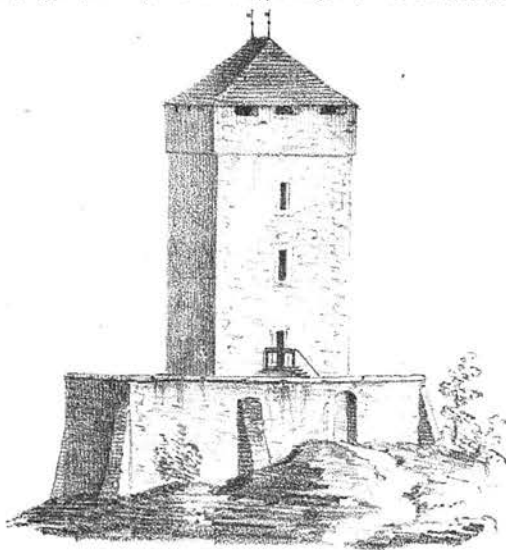
in dessen Zimmer er einen Augenblick allein war. Er öffnete ein Buch, das auf dem Kamin lag (es war die Geschichte der Insekten von Reaumur), las begierig einige Seiten davon, und während der ganzen darauf folgenden Vorlesung war er so in das Gelesene vertieft, daß er dem Vortrage des Professors keine Aufmerksamkeit schenkte. Er bat diesen letztern, ihm das Buch zu leihen, das ihn so sehr interessirt hatte, was ihm aber unter dem Vorwande abgeschlagen wurde, daß dieß seinen andern Studien schaden könnte. Das nämliche Werk wurde ihm auf der Stadtbibliothek verweigert. Bonnet ließ sich nicht abschrecken; auf inständiges Bitten erhielt er endlich das so sehnlich gewünschte Buch, das er gleichsam verschlang, und von da an war er ganz in das Studium der Naturgeschichte vertieft. Tag und Nacht hatte er das Mikroskop in der Hand und studirte die Natur der kleinsten Insekten. Bonnet, mit einem außerordentlichen Gedächtnisse, einer glühenden Einbildungskraft und einem außerordentlichen Fassungsvermögen begabt, mußte in diesen neuen Studien reißende Fortschritte machen. Im 18ten Jahre trat er in eine lebhaftes Correspondenz mit seinem Lehrer Reaumur. Bald wurde er correspondirendes Mitglied der französischen Akademie und Mitglied der Londoner Gesellschaft. Im Alter von 24 Jahren gab er seine Abhandlung über die Insektenlehre und andere Werke heraus, die ihn berühmt machten, u. a. seine philosophische Palingenesie, und später seine Betrachtung der Natur. Ein so anhaltender Fleiß untergrub seine Gesundheit fühlbar; sein Gesicht und sein Gehör wurden so schwach, daß er weder lesen

noch schreiben konnte; indessen und obschon ein Anderer das Diktirte niederschrieb, sind alle von ihm seit dieser Zeit herausgegebenen Werke nicht weniger als die vorigen mit bewundernswürdiger philosophischer Klarheit und Erhabenheit des Styls verfaßt.

Die Lehensherren der Schweiz

vom 7. bis 12. Jahrhundert.

Nach dem Zerfall des römischen Reiches sank Helvetien, gänzlich von den Alemanen verwüstet, in tiefe Finsterniß. Die ursprüngliche Bevölkerung war



vernichtet oder in die unzugänglichen Alpenthäler zurückgedrängt; der Name der Helvetier bestand sogar nicht mehr. Einige deutsche Horden hatten den östlichen Theil des Landes inne, und die Burgunder den westlichen, als die Franken in ihrer Reihe dieses Land unterjochten. Ihre Könige vertheilten die Ländereien der Besiegten unter ihre Generale nach ihrem Rang oder Verdienst. Diese vertheilten solche wieder an ihre Soldaten, welche sie auch nicht selbst bauen wollten, und sie nochmals an ihre Schützlinge und Freunde vertheilten, die sie dagegen zu gewissen Abgaben an die Schenker verpflichteten. Beide wurden Vasallen. Jeder erkannte einen Lehensherren, der selbst von einem andern Oberherrn oder unmittelbar vom Kaiser abhing; diese letztern, Kronvasallen genannt, rechneten es sich zur großen Ehre, unmittelbar von dem Reiche abzuhängen. Die Benefizien, welche die fränkischen Könige erteilten, waren anfänglich nur auf eine bestimmte Zeit; sie fielen dann wieder der Krone anheim; später wurden sie auf

Lebenszeit gegeben. Während der durch so viele Verbrechen berühmten Regierung der Nachfolger Clovis wußten die Kronvasallen ihre Lehen erblich und bald unveräußerlich zu machen. Bis zum 12ten Jahrhundert theilte man die Ackerbauer in 3 Klassen: 1) Leibeigene, die man durch die Waffen erworben. Ihre Arbeit gehörte dem Herrn, der sie mit dem Gute verkaufen und unumschränkte Gewalt über sie üben konnte. Die Sklaven konnten kein Eigenthum besitzen. 2) die Bauern, welche auch wie die Leibeigenen zum Grund und Boden gehörten, die aber, indem sie eine Abgabe an den Lehenherrscher zahlten, über den Ertrag ihrer Arbeit verfügen konnten. 3) die Eigentümer eines kleinen Erbzinsgutes, das sie mit Pachtgütern gleichzeitig bauten, wofür sie gewissen Leistungen unterworfen waren. Sie bildeten die letzte Klasse der freien Männer und die größte Masse des Kriegsvolkes. Jeder Kronvasall war verpflichtet, auf die erste Aufforderung des Kaisers mit seinem Kontingent bewaffnet in's Feld zu rücken. Es gab in der Schweiz eine große Zahl solcher kleinen Herrscher, wie es die Menge der verfallenen Schlösser bezeugt; sie waren die Vasallen mächtiger Herren; aber diese Unterwerfung war nicht ohne Vortheil, denn jeder Oberlehenherr war verpflichtet, seine Vasallen gegen jeden Angriff zu schützen; daher stellten sich häufig freie Männer, bürgerliche oder adeliche, freiwillig unter den Schirm eines großen Herrn. Dieser schlug seinen Wohnsitz an einer leicht zu vertheidigenden Stelle auf. Was von diesen Bauten heut zu Tage noch übrig ist, kann zur Erläuterung der Sitten jener Zeit dienen. Ein ungeheurer viereckiger Thurm machte gewöhnlich das ganze Gebäude aus. Die Grundmauern waren oft 15 Fuß dick; sie waren fest aus unförmlichen Steinen ohne irgend einen Eingang gemacht. Eine hölzerne Treppe außen an dem Gebäude, und die man im Falle der Gefahr wegnehmen konnte, kommunizirte allein mit dem ersten Stockwerke, von wo man in das Innere des Thurmes hinabstieg. Da waren die Vorrathskeller, ein Wasserbehälter, und gewöhnlich ein furchtbarer Kerker, der keine andere Oeffnung hatte, als ein Loch oben, wodurch man die unglücklichen Gefangenen an Stricken hinabließ, die verurtheilt waren, das Tageslicht nicht mehr zu sehen, und wodurch man ihnen auch ihre Nahrung reichte, falls man sie nicht sogleich Hungers sterben lassen wollte. Das ganze erste Stockwerk nahm eine große Küche ein, wo die weiblichen Diensthboten wohnten, und die zugleich als Vorzimmer

für die übrigen Gemächer diente. Von da führte eine sehr enge Wendeltreppe in den zweiten Stock, aus einem einzigen Zimmer bestehend, und ganz von dem Herrn des Thurmes und seiner Familie bewohnt. Zwei Möbeln von riesiger Größe sah man in diesem Zimmer, nämlich: ein ungeheurer Ofen, einer Festung ähnlich, von Sandstein und mit einer Treppe versehen, füllte einen Winkel, und ein nicht geringeres Bett, worin die ganze Familie lag, den entgegengesetzten. Einige Schränke enthielten die Kleider und Kostbarkeiten der Schlossherren. Eine andere Wendeltreppe führte in das dritte Zimmer oder den Rittersaal, der den ganzen dritten Stock einnahm. Da fand man ein Kamin von ungeheurer Größe; Waffen und Siegeszeichen waren an den Wänden aufgehängt; dieß war das Besuch- und Gastzimmer. Gewöhnlich hatte es noch einen vierten Stock, wo eine Wache war. Die Bauart und die Ausstattung dieser Thürme vom 6ten bis 11ten Jahrhundert sind außerordentlich plump und tragen das Gepräge dieser barbarischen Zeiten. Die Schlösser des 13ten und 14ten Jahrhunderts sind schon besser gebaut, größer, mit Thürmen versehen und oft mit Ringmauern und Gräben umgeben, die noch andere Gebäude für die Wohnung der Besatzung und Stallungen enthielten. Die Schlösser der Grafen und mächtigen Barone waren schon geräumiger, besser besetzt und möblirt; und es war sicher keine Kleinigkeit, sich einer dieser Festungen mit so beschränkten Belagerungsmitteln, wie man sie damals kannte, zu bemächtigen. Wie viele Seufzer, wie viele Flüche, wenn es einem dieser adelichen Räuber einfiel, einen Zufluchtsthurm auf die Spitze eines Felsen zu bauen, wohin seine armen Leibeigenen die Materialien schafften und sich in den Kosten zu einem Gebäude zu Grunde richten mußten, das ihnen später zum Gefängniß, vielleicht zum Grabe diente! Während der Regierung Karls des Großen hatte die Bevölkerung in Helvetien sich bedeutend vermehrt, wo der Ackerbau zu einer ehrenhaften und gewinnreichen Beschäftigung geworden war; Dank sei es der Weisheit und dem Genie dieses großen Monarchen, der dem Stolze seiner Kronvasallen ein Ziel zu setzen wußte. Zu dieser Zeit wurden die ersten Reben am Lemauer- und Zürchersee gepflanzt.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

UN SEIGNEUR DU 11^{ME} SIÈCLEEin Adelicher aus dem 11^{ten} Jahrhundert.

Die B ö c k e .

Während des unglücklichen Bürgerkrieges, welcher die Schweiz von 1436 bis 1448 verheerte, hatte Zürich ein Bündniß mit Oesterreich geschlossen. Die sieben andern Schweizerkantone, über diese Verrätherie empört, verbanden sich gegen diese Stadt und belagerten sie zum zweitenmal. Diese mit mehr Muth als Geschicklichkeit geführte Belagerung *) dauerte 60 Tage ohne großen Erfolg, ungeachtet von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit geschahen. Unter den Vertheidigern Zürichs bemerkte man an der Spitze aller gefährlichen Unternehmungen eine gewisse Anzahl junger Leute von einer Unererschrockenheit, welche für die Belagerer mehrere Male schlimme Folgen hatte. Diese tapfern Krieger, welche im Anfange des Krieges nur 16 waren, hatten sich mit einander durch einen Eid zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes verbunden. Ihre Zahl wuchs später bis auf 60 und sogar auf 100. Diese von der Regierung bestätigte Gesellschaft nahm in ihren Schooß nur solche auf, die sich bereits durch eine glänzende Waffenthat ausgezeichnet hatten; sie hatte ihre Statuten, ihre Chieffs, und versammelte sich in einem Hause auf dem Fischmarke, das sie gekauft hatte. Jedes Mitglied war verpflichtet in dem Versammlungssaal ein Wappenschild aufzuhängen, wovon sie den Beinamen Schildner erhielten, später aber wurde der Name Böcke üblicher, von ihrem unüberstehlichen Stöße im Angriffe. Die Plebejer wurden unter ihnen eben so gut aufgenommen, als die Patrizier; Ehre und Tapferkeit waren die einzigen ausschließlich nothwendigen Bedingungen. Die Böcke leisteten ihrem Vaterlande außerordentliche Dienste, nicht allein durch ihre persönliche Tapferkeit, sondern auch durch den Einfluß ihres Beispiels. In einem Augenblicke, wo Zürich seinem Untergange nahe war, regte ihre heroische Ergebenheit die übrige Bevölkerung mächtig auf, welche durch häufige Niederlagen entmuthigt, sich bei dem Anblick von so

viel Tapferkeit und Vaterlandsliebe wieder ermunterte. Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren nicht nur immer bereit, bei jeder Gelegenheit ihre Personen aufs Spiel zu setzen, sondern sie verwendeten auch ihr Vermögen zur Deckung der Kriegskosten. Die Böcke nahmen an allen gefährlichen Expeditionen Theil; manchmal beschloßen sie solche selbst und führten sie aus, meistens aber stellten sie sich an die Spitze der andern Vertheidiger der Stadt. Die Zürcher faßten endlich so viel Vertrauen in ihre eigene Tapferkeit, daß die Thore Tag und Nacht offen blieben. Häufig sah man sie auf den Bastionen tanzen und von da den Belagerern Spottreden zuwerfen, welche diese wüthend machten.

Die Eidgenossen hatten beschloßen, am 25. Juli 1444 die Stadt auf verschiedenen Punkten zugleich anzugreifen; ein Corps von 1000 Mann warf sich auf die Werdmühle in der kleinen Stadt bei dem Nonnenkloster Dettenbach, während eine andere Colonne eine der Bastionen zu ersteigen versuchte und das Hauptcorps der Kantone die große Stadt angriff. Das Haus Otto Werdmüllers, eines der tapfersten Böcke, das an die Mühle stieß, wurde zuerst besüßmt. Werdmüller, von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt, nahm sein Kind aus der Wiege und vertraute es den Nonnen von Dettenbach, die es an einem Seile in das Kloster zogen; dann vertheidigte der Tapfere zuerst mit 15 und später mit 27 seiner Freunde sein Haus mit so viel Muth, daß er alle Stürme abschlug. Diejenigen, welche die Bastion ersteigen wollten, waren nicht glücklicher. Von einem Hagel von Pfeilen und Steinen empfangen und mit siedendem Kalk und Wasser überschwemmt, mußten sie sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen. Einmal nahmen die Böcke aus der Mitte der Reihen der Berner 3 Wagen des besten Weins von la Vaug, und führten sie im Triumph nach Zürich, wo sie ihn auf einem Thurme im Angesichte der Belagerer versteigerten, welche bald den Verdruß hatten, ihr köstliches Getränk auf der Brücke der Stadt verzehren zu sehen. Ein andermal nahmen die Böcke einen Transport von 40 Ochsen weg. Noch ein andermal machten sie einen Ausfall

*) Die Berner sollen mehr als 700 Kanonenschüsse in die Stadt gethan haben, welche einen Priester in seinem Hause, einen Nachtwächter auf einem Thurm, ein altes Weib und eine Henne mit ihren Küchlein tödteten.

in der Absicht, die Berner Artillerie zu vernageln; sie kämpften während zweier Stunden wie Löwen, ohne daß jedoch ihr Vorhaben gelang. In dem Kampfe von Bollraun verloren sie drei ihrer tapfersten Kameraden, und sechs oder sieben in dem an der Suhl; sie rächten sich aber einige Zeit nachher zu Erlendbach, wo die Feinde, welche die Weinlese halten wollten, von ihnen gezwungen wurden, sich schnell wieder einzuschiffen. Die Bööcke, lustige Brüder, im Glücke wie im Unglücke, auf dem Schlachtfelde wie bei den Festmahlen immer fröhlich, nahmen gewöhnlich die Feinde zum Ziel ihrer Spötereien und ihrer Lieder, was man ihnen nie verzieh. Die Feindseligkeiten zwischen Zürich und den Kantonen wurden bald gänzlich eingestellt; man arbeitete thätig und mit Erfolg an einem dauerhaften Friedensschlusse. Während der Fastnacht war es unter den jungen Leuten der Schweiz der Brauch, sich zum Besuche einer verbündeten Stadt zu vereinigen, wo man zum Voraus zahlreiche Anstalten zur Belustigung unter Aufsicht der Behörden getroffen hatte. Diesmal luden die Zürcher, in der guten Absicht, die Eintracht zurückzuführen, die Eidgenossen zu ihrem Carneval ein. 1500 von ihnen erschienen aus den Kantonen Glarus, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern. Die Regierung hatte die weisesten Maßregeln getroffen, um jedem Streite vorzubeugen; die Gäste wurden wie Brüder empfangen, und nichts wurde vernachlässigt, um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen und die Vergessenheit einer betrübenden Vergangenheit herbeizuführen. Indessen war von einigen Individuen, welche die Streiche nicht vergessen konnten, die sie während der Belagerung von Zürich von ihren tapfern Gegnern erhalten hatten, noch die Lieder und Spötereien, deren Gegenstand sie gewesen waren, ein niederträchtiges Complot angezettelt. Jene Erinnerungen, einige unvorsichtige Aeußerungen und die Erhitzung vom Weine bereiteten einen Ausbruch, der ohne die äußerste Mäßigung der Zürcher einen kaum gelöschten Bürgerkrieg hätte wieder entzünden können. Mitten unter den Ergötzlichkeiten und der allgemeinen Fröhlichkeit entstand plötzlich ein großer Tumult. Eine Menge Wüthender bemühte sich, Johann Asper, einen der Anführer der Bööcke und der unerschrockensten Vertheidiger der Stadt, aus einem Hause herabzuwerfen, der von einigen ehrwürdigen Rathsherren mit großer Mühe den Händen seiner Feinde entrißen werden konnte. Zu gleicher Zeit ging eine andere Bande nach der Wohnung des Meisters Hemmerlin, Chorherr am Münster. Dies war einer der gelehrtesten und geachteten Männer jener Zeit; sein Verbrechen bestand darin, daß er

ein Freund der Bööcke war, denen er mit seiner Feder gedient und eine beißende Satyre gegen die Kantone gemacht hatte. Ferner hatte er sich stets nachdrücklich gegen die Laster der Geistlichkeit ausgesprochen. Seine Feinde verhafteten ihn in seinem Studirzimmer im Namen des Generalvikars des Bischofs von Constanz, und führten ihn, auf ein Pferd gebunden, nach dem Schlosse Gottlieben, wo er 14 Tage in tiefem Kerker blieb, ehe er verhört wurde. Nach dem Verhöre wurde er noch $3\frac{1}{2}$ Monate mit Ketten belastet neben einem ausfägigen Mörder darin zurückgehalten. Obgleich von dem Bischof als unschuldig erklärt, wurde er doch auf Befehl des Generalvikars nach Luzern transportirt, und dort in die Hände der Barfüßer, seiner größten Feinde, geliefert, mit dem Auftrage, Mißhandlungen nicht zu sparen. Weder die Reklamationen seines Capitels, noch die Intervention des Papstes konnten ihm die Freiheit wieder verschaffen. Seinem Bewußtsein treu, wollte er nie widerrufen und starb im Gefängnisse.

Dank sei es den Magistraten von Zürich, dieses geräuschvolle Carneval endigte sich ohne Blutvergießen; die Kantone mißbilligten laut das Benehmen der unklugen und stürmischen Jugend. Indessen wurden alle Schwierigkeiten beseitigt, eine einzige ausgenommen, die die Bööcke betreffend. Schwyz und Glarus bestanden hartnäckig darauf, daß sie von dem allgemeinen Frieden ausgeschlossen würden, und Zürich, das seine edelsten Krieger nicht im Striche lassen wollte, war in großer Verlegenheit. Diese Wackern erklärten aber vor dem Rathe, daß sie kein Hinderniß am Friedensschlusse sein wollten; sie begehrt für den Augenblick ihr Vaterland zu verlassen; sie würden später oder früher sich den Frieden zu verschaffen wissen, den man ihnen jetzt verweigere, und vielleicht noch von ihnen begehre. Dann zog er sie auf das Schloß Hohenkrähen in Schwaben, dessen Herrschaft sie gekauft hatten. Nichts desto weniger besuchten sie manchmal ihre Freunde in Zürich aber immer bewaffnet und zahlreich, so daß sie Niemand zu beunruhigen wagte. Sie machten von Zeit zu Zeit fruchtlose Versuche bei der Tagsatzung, um ihrem Exil eine Ende zu machen; allein Schwyz und Glarus blieben unversöhnlich. Indessen verursacht diese ungerechte Nachsicht eine allgemeine Unzufriedenheit beinahe in der ganzen Schweiz unter den edel denkenden Männern, und bald hatten die Bööcke überall Verfechter, die lebhaft an ihrem Schicksal Theil nahmen. „Man könnte es ihnen nicht verargen,“ sagte der Landammann Fries von Uri, „wenn sie Feindseligkeiten gegen uns begingen; wenn sie z. B. sich eines einflußreichen Mannes unter



den Eidgenossen als Geißel bemächtigen.“ Einige Geschichtschreiber behaupten sogar, daß Fries selbst ihnen diesen Rath gab. Eines Tages fuhr dieser nämliche Landammann Fries in einem Marktschiffe nach Zürich, und sah plötzlich hinter einer bewaldeten Landzunge zwei Schiffe voll vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffneter Männer hervorkommen, welche die Reisenden zu halten zwangen. „Landammann Fries von Uri,“ rief einer, „Ihr seid unser Gefangener; fürchtet nichts.“ Der erstaunte Beamte bestieg furchtlos ihr Schiff, wo er bald die Bööcke erkannte, und sagte: „Es ist gut, meine Freunde, euch einen Rath zu geben, aber ich dachte gewiß nicht, daß dieser Rath auf mich zurückfallen würde.“ Die Bööcke führten ihren Gefangenen nach Hohenfrähen und behandelten ihn mit aller Achtung, um ihm seine Gefangenschaft erträglicher zu machen. Es gelang ihnen, und der Landammann versicherte oft, daß er seine Zeit nie so angenehm zugebracht habe, als unter den Bööcken. Diese jungen Krieger, meistens aus vermöglichen Familien, hatten eine für diese Zeit gute Erziehung erhalten. Ihre wissenschaftlichen Kenntnisse, ihre Liebe für die schönen Künste, ihre Bildung mußten ihre Gesellschaft sicherlich sehr angenehm machen. Der Landammann Fries, nun ihr Freund, schrieb zu ihren Gunsten an die zu Luzern versammelte Tagsatzung, und vergaß nicht, ihr gutes Benehmen zu loben. Die Kantone fühlten, daß dieß der Augenblick sei nachzugeben; sie

machten Frieden mit den Bööcken, welche frei in die Schweiz zurückkehren konnten, und 300 rheinländische Gulden als Lösegeld des Landammanns Fries erhielten. Ital Reding, Sohn desjenigen, der den Mord der Besatzung von Greifensee leitete, und einer der Hauptanstifter des Bürgerkriegs, der bezeichnet wurde, die bestimmte Summe den Bööcken in das Wirthshaus zum Stern nach Zürich zu bringen, sagte, als er die Quittung erhielt: „Es ist unerhört, daß die Eidgenossen je so viel Geld gegeben für eine Handvoll Leute, wie Ihr!“ — „Wenn Dich Dein Geld reut, nimm es wieder,“ erwiderte einer der Bööcke, „wir behalten lieber unsere Ansprüche.“ — „Nein, nein, meine Freunde!“ rief Reding aus, „behaltet diese Summe, wir wollen künftig nur Freundschaft und gute Nachbarschaft mit Euch halten.“ — „In diesem Falle,“ antworteten die Bööcke, „laßt uns in Frieden; wir werden halten, was wir versprochen haben.“

Die Gesellschaft der Bööcke bestand noch lange als ein Militärverein, und ihr Beispiel wurde häufig der Gegenstand edeln Wettseifers der Zürcher Jugend. In der Folge änderte diese Gesellschaft ihren glorreichen Namen und wahrscheinlich auch ihren Zweck gegen den wenig poetischen Namen der Schnecken-Gesellschaft.

Das Oberhaslithal.

Dieses Thal, das östlichste des Kantons Bern, hieß ehemals Hasli im Weißlande, wegen der mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge. Es ist 10 bis 12 Stunden lang, von dem Brienzger See bis zu dem letzten Kamme, der es von dem Wallis trennt. Es wird von einem Ende zum andern von der Aar bewässert, und kann in zwei Theile abgetheilt werden. Der eine begreift einen Raum von drei Stunden zwischen dem Kirchet und dem Brienzger See; der andere den oberen Theil, von dem Kirchet bis an die Gränzen von Wallis. Dieser letzte Theil ist überall zwischen hohen Gebirgen eingeschlossen. Gräßliche Eismüsten schließen das Thal im Süden; unermessliche Schneemassen decken die düstern Gipfel des Finsteraarhorns, des Schreckhorns, der Wiescherhörner &c. Kein belebtes Wesen besucht diese Einsamkeiten; nur bisweilen sucht ein Geier da eine Zuflucht, oder eine verfolgte Gemse durchkriecht sie. Außer dem Pfeifen des Windes hört man keinen Ton, oder nur das furchtbare Geräusch einiger Eissprünge, welche mit dem Krachen des Donners sich von Felsen zu Felsen stürzen, in Staub auflösen und in der Tiefe eines Abgrundes verschwinden. Die junge Aar tritt hier aus einem Gewölbe vom schönsten Himmelblau, und stürzt sich von Fall zu Fall bis in den Grund des Thales von Meyringen. Ein von diesem furchtbaren Thale ausgehender Fußweg erhebt sich bis in die verlassensten Regionen der Grimsel und führt in das Oberwallis; dieß ist einer der abwechslungsreichsten und der interessantesten Wege der Alpenkette. Eine Stunde südlich von Meyringen münden zwei andere Thäler in das Haslithal aus: westlich das Urbachthal, bedeckt mit schönen Weiden und mit unzugänglichen Gletschern endigend, und östlich das Mühlthal, das mehrere Dörfer enthält und mit dem Kantone Unterwalden durch den Fochberg, und mit dem Kantone Uri durch den Susten in Verbindung steht. Der untere Theil des Oberhaslithals, der im engeren Sinn auch das Meyringenthal heißt, ist unwidersprechlich einer der malerischsten und sehenswürdigsten Orte der Schweiz. Er ist überall von hohen Gebirgen umgeben, deren Abhänge mit schönen Buchen- und Tannenwäldern bekleidet sind. Eine Menge von Wasserfällen ergießen ihre schäumenden Wellen in die Tiefe des Thales, unter welchen man besonders den Reichenbachfall bemerkt. Meyringen ist aus Holz gebaut, eben so eine Menge hübscher, zerstreuter, von schönen Nußbäumen beschatteter Wohnungen, welche den Thalgrund zieren, der von Meyringen bis zum Brienzger See flach ist; diese wagrechte

Lage setzt die Gegend häufig den Verwüstungen der Aar aus, welche bisher noch durch keinen Damm in ihrem regelmäßigen Bette zurückgehalten werden konnte. Eine ziemlich gute, für Fuhrwerke gangbare Straße führt von Meyringen nach Brienz (drei Stunden).

Das an reizenden Gemälden so reiche und so romantische Oberhaslithal mit seinen schönen Weiden, seinen herrlichen Wasserfällen, seinem prächtigen Pflanzenwuchs, seinen malerischen Wohnungen verdient auch aus andern Rücksichten die Aufmerksamkeit des Beobachters. Die Bevölkerung ist eine der merkwürdigsten und vielleicht die schönste der Schweiz. Ihr hoher Wuchs, ihre Sprache, ihre Kleidung, ihre Gewohnheiten unterstützen eine alte Sage, die ihren Ursprung, gleich dem der Schwyz, einer von den Ufern des baltischen Meeres gekommenen Colonie zuschreibt (siehe Nr. 16 des ersten Jahrgangs des Album), die sich in Schwyz niederließ; da aber die Zahl der Colonisten sich beträchtlich vermehrte, so hatte eine zweite Auswanderung nach dem Westen statt. Restius war der Anführer der neuen Auswanderer, welche über den schwarzen Berg (Brünig) zogen, und da sie das weiße Land fruchtbar und angenehm fanden, sich mit ihren Heerden darin niederließen. Das Thal soll seinen Namen von den vielen Haselstäuden erhalten haben, die sich damals darin befanden. Restius, sagt man, baute den Thurm, den man noch oberhalb Meyringen sieht, und der den Namen Resti führt. Später bevölkerte ein Theil der Bewohner des Haslithales das Frutigenenthal im Kanton Bern und einen Theil von Greierz im Kanton Freiburg. Indessen trotz dieser Gemeinschaft des Ursprungs gleichen doch die Bewohner des Oberhasli den Bewohnern von Schwyz und denen der vorgenannten Thäler wenig; ihr Wuchs ist im Allgemeinen schlank aber muskulös, daher sind sie auch im Ringen furchtbar, wo sie viele Gewandtheit und Gelenkigkeit entwickeln. Ihre Sprache ist unendlich angenehmer, als in der ganzen übrigen Schweiz. Die Tracht der Weiber, die etwas ganz Besonderes hat, ermangelt der Anmuth nicht, obgleich die zahlreichen Falten ihrer weiß wollenen Röcke nicht sehr geeignet sind, ihrer Gestalt Eleganz zu verleihen. Im Allgemeinen zeichnet sich das schöne Geschlecht des Haslithales durch angenehme Formen, eine besonders schöne Gesichtsfarbe, einen hohen Wuchs, Würde in der Haltung und viele Zurückhaltung im Wesen und Gang aus. Die Züge dieser Weiber sind nicht so fein, als die der Weiber von Brienz und Unterseen, ihr Gesicht ist runder, ihre Physiognomie weniger beweglich, aber nicht weniger ausdrucksvoll.







LA FONTAINE DE S^t MEINARD .
sur l'Etzel.

S^t Meinrads - Brunnen.
auf dem Etzel.

Das Oberhaslithal bildet ein Oberamt, welches die Pfarreien Meyringen, Guttannen und Gadmen umfaßt. Es enthält ungefähr sieben tausend Seelen, eine in Beziehung auf die Ausdehnung des Landes sehr schwache Zahl, allein beträchtlich, wenn man bedenkt, daß drei Vierteltheile von unbewohnbaren Gebirgen bedeckt, und die Bewohner, Dank sei es ihrer Trägheit und ihrem Widerwillen gegen alle Industrie, im Allgemeinen arm sind. Der Ackerbau wird auch sehr vernachlässigt, was mit einem ziemlich schnellen Wachsthum der Bevölkerung dieses interessante Thal immer mehr in Armuth bringen muß.



Die Lehensherren der Schweiz

vom 7. bis 12. Jahrhundert.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Bewohner Helvetiens hatten endlich das herumziehende Leben verlassen; daher erhoben sich überall die Hütten der friedlichen Einwohner im Schutze der lehensherrlichen Thürme. Hier und da sah man ein Stück Land, das ein freier Bauer als Pächter bebaute. Wüste Ländereien und Sümpfe hatten Baumgärten oder Weiden Platz gemacht, bedeckt mit zahlreichen Heerden. Indessen lag der größte Theil Helvetiens noch wüst; beinahe alle seine schönen Seen waren von undurchdringlichen Wäldern oder unzugänglichen Sümpfen umgeben.

Da indessen die Söhne Karls des Großen keine der großen Eigenschaften ihres Vaters besaßen, so wurde das zertheilte Reich die Beute der gräßlichsten Anarchie, welche die großen Kronvasallen benutzten, um sich der Gewalt zu bemächtigen, was ihnen leicht wurde, nachdem sie die monarchische Gewalt vernichtet hatten. Im Einverständnisse mit den kleinen Vasallen, die ihnen nachzuahmen strebten, erdrückten sie das Volk und brachten es in die vollkommenste Knechtschaft. Bald gab es nur Adel, unbeschränkte Herren, und Bauern, ihre Sklaven. Vom 11. bis 15. Jahrhundert war der Adel beständig unter den Waffen; man kannte kein anderes Recht als das des Stärkern, keine andere Gerechtigkeit, als die des Schwertes. Viele Schlösser der Edeln waren Raubnester geworden; von ihnen herab spotteten sie der göttlichen Gesetze und der Macht des Kaisers.

Was mußte nun das Leben der Frauen dieser wilden Barone sein? Einsam unter dem unaufhör-

lichen Waffengeräusche in jenen traurigen Wohnsitzen der Tyrannei, wo sie nichts hörten als Kriegsgeschrei, oder die Seufzer der in den Kerkern begrabenen Unglücklichen! Der Schall der Trompeten verkündigt die Rückkehr der kriegerischen Schaar, beladen mit der Beute einiger harmlosen Reisenden, oder den mit Staub und Blut bedeckten Rüstungen verhafter Nebenbuhler. Der Tag endigte sich mit einem lärmenden Saufgelage, wo die Frau des Schlosses dem Herkommen gemäß verpflichtet ist, den Gästen den Trank einzuschenken, und von der Räuberei des heutigen Tages und von den Thaten, die man sich für den folgenden vornimmt, sprechen zu hören. Kaum bricht der nächste Tag an, so hört man schon das Wiehern der Pferde; die Krieger versammeln sich in dem Schlosshofe; der edle Herr gibt das Zeichen zum Abmarsche; kaum können seine Gattin und Kinder ihn einen Augenblick zurückhalten, um ihn anzusehen, nicht eine Wittve und Waisen zurückzulassen; der ungeduldige Ritter runzelt die Stirne, schwingt sich auf seinen Renner und verschwindet mit seinem Gefolge von Plünderern.



St. Meinrad

oder

der Ursprung des Klosters Einsiedeln.

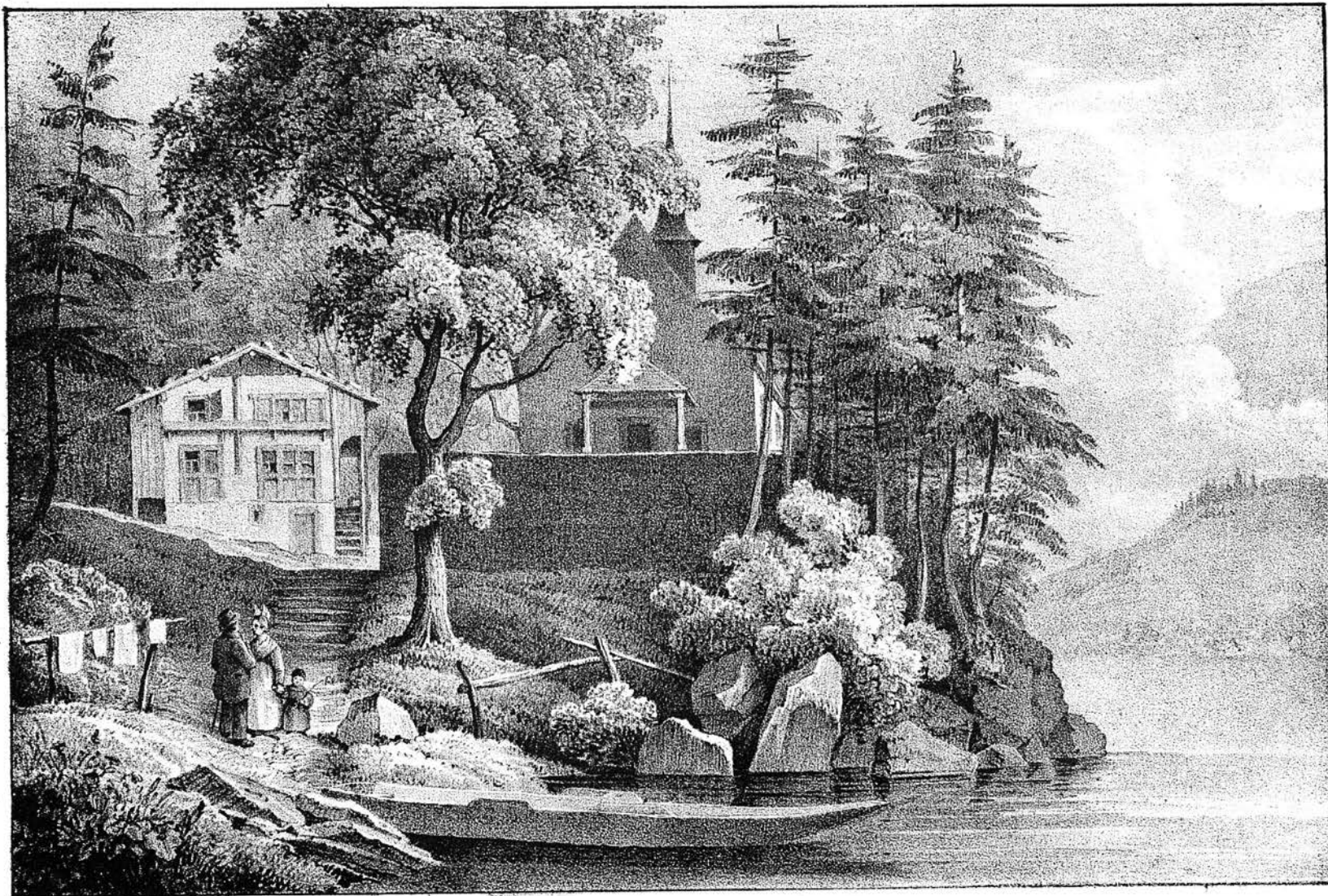
Unter der Regierung Karls des Großen lebte auf seinem Schlosse an den Ufern der Donau der Graf Berthold von Hohenzollern, der in seinem Sohne Meinrad viele Anlagen für die Wissenschaften entdeckte, und ihn in seinem fünfzehnten Jahre in die Abtei Reichenau am Bodensee sandte, um da ganz den Studien unter den Augen und der Leitung des gelehrten Abtes Hatto, und Erbbaldo, seines Oheims, Mönchs in demselben Kloster, obzuliegen. Zu jener Zeit konnte man nur den Mönchen die Erziehung der Kinder anvertrauen, welche einen etwas ausgedehnten Unterricht erhalten sollten. Meinrad machte schnelle Fortschritte. Das Studium der heiligen Schriften hatte einen besondern Reiz für ihn. Seine Liebe für das Klosterleben bestimmte ihn endlich, in den Orden zu treten. Bald nachher wurde er nach Oberbollingen, nahe am Züricher See geschickt, wo sich ein kleines Kloster befand, welches er mehrere Jahre bewohnte, und wo er sich viel mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigte, so wie mit Werken der Frömmigkeit. Sein Hang zur Einsamkeit

ließ ihn aber einen andern Aufenthalt wünschen, und er bezog mit der Erlaubniß seiner Obern eine Einsiedelei am Zuger See, wo er einige Zeit in Enthaltsamkeit und Gebet zubrachte. Da befand er sich gegen seinen Willen noch zu oft in Berührung mit den Menschen, und zog sich auf den Berg Egel am Züricher See zurück. Diese Gegend, von den Seen von Zürich und Aegeri weg bis Schwyz und jenseits des Sihlthales, und wo man jetzt den Flecken und das Kloster Einsiedeln sieht, war damals nur ein ungeheurer, beinahe undurchdringlicher und bloß von wilden Thieren bewohnter Wald. Hier baute sich Meinrad eine Zelle, um welche er ein wenig Land urbar machte, um einiges Gemüse zu pflanzen. Eine fromme Wittwe, welche unten am Berge wohnte, brachte ihm seine Nahrung. Mehrere Jahre verfloßen, während welcher dieser Mann, getrennt von der Welt, in der Betrachtung heiliger Dinge lebte. Endlich aber wurde die Einsiedelei entdeckt, und von da an wurde er von einer Menge Andächtiger besucht, welche der Ruf des Heiligen herbeizog. Meinrad predigte ihnen das Wort Gottes, und unterrichtete sie in Dingen, welche zu ihrem Glück beitragen konnten. Dieser Zufluß von Menschen stimmte, aber wenig mit seinem Wunsche, allein zu leben, überein; der Eremit verließ daher nochmals seinen Aufenthaltsort, um einen andern unzugänglichen zu suchen. Zu diesem Ende wählte er eine kleine Anhöhe, umgeben von düstern Wäldern und Sümpfen bei einer Quelle zwischen der Sihl und der Alp, an dem nämlichen Orte, wo heutzutage die Kapelle der heiligen Jungfrau in der Kirche von Einsiedeln steht.

Hildegard, die Hebtissin zu Unser lieben Frau in Zürich, erbaut von dem Leben Meinrad's ließ ihm eine Hütte und eine kleine hölzerne Kapelle bauen. Der fromme Einsiedler lebte da, seine Zeit in Gebet, in Betrachtungen und das Studium der heil. Bücher theilend. Er hatte zwei Raben gezähmt, welche seine getreuen Gefährten wurden; sie nahmen ihre Nahrung aus seiner Hand und schienen sich nur bei ihm zu gefallen. Meinrad starb in hohem Alter den Tod der Märtyrer. Zwei Banditen, neidisch über das Wenige, was der Einsiedler besaß, und in der Meinung, er verberge Reichthümer, faßten den Anschlag, sich derselben zu bemächtigen; sie klopften Nachts an die Thüre der Zelle, um Gastfreundschaft zu begehren. Der betende Greis öffnete und bot ihnen Käs und Brod an; allein kaum eingetreten, bedrohten sie ihn mit dem Tode, wenn er ihnen seine Kostbarkeiten nicht ausliefere. „Ihr sehet was ich habe,“ antwortete er ihnen mit Sanftmuth, „ihr

könnet es nehmen.“ Wenig zufrieden mit dieser Antwort, schlugen ihn die Räuber heftig, um zu erhalten, was er ihnen nicht geben konnte. Er behauptete von Neuem, daß er nichts besäße, was ihre Begierde reizen könnte; da verdoppelten die Räuber, die sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen, die Streiche, unter welchen der Greis verschied. Während dieser Zeit flogen die beiden Raben unaufhörlich krächzend um sie her, wie wenn sie ihren Wohlthäter hätten vertheidigen wollen. Die beiden Mörder, über das begangene nutzlose Verbrechen erschrocken, flohen eiligst; allein die Raben, so sagt die Legende, verfolgten sie unaufhörlich mit solcher Wuth, daß alle die, welchen sie begegneten, darüber erstaunt waren. Ein Mann, Zeuge dieser Scene, schöpfte Verdacht, und da er Meinrad und den Ort, wo er wohnte, kannte, so begab er sich schnell dahin. Da er den blutigen Körper des Einsiedlers fand, so verfolgte er mit einigen andern die beiden Verdächtigen. Geleitet durch die unerschrockenen Raben gingen sie bis nach Zürich, wo die zwei verrätherischen Vögel sich an den Fenstern eines Wirthshauses an dem Ufer niederließen, wo jetzt der Gasthof zum Raben ist. Sie fanden da in der That die zwei Mörder. Die benachrichtigten Behörden ließen sie ergreifen, und sie gestanden bald ihr Verbrechen, das sie auf dem Rade büßten. Der am 21. Jänner 863 getödtete Meinrad wurde im Jahre 1093 durch den Papst Benedikt IX. heilig gesprochen, und sein im Kloster Reichenau beerdigter Körper in das Kloster Einsiedeln gebracht, das auf dem Platze der Einsiedelei erbaut wurde.

Diese ganze hochgelegene Gegend ist noch heute sehr wild und großen Theils mit Holz und Sumpf bedeckt. Um von Einsiedeln nach Zürich zu gehen, kommt man eine Stunde vom Flecken über eine bedeckte hölzerne Brücke über die Sihl, welche Brücke, wie die im Reußthale, die Teufelsbrücke heißt. Von da kommt man auf den Berg Egel. Auf dem Wendepunkte findet man ein Wirthshaus und eine St. Meinrad geweihte Kapelle, wohin zahlreiche Prozessionen statt finden. Von diesem Punkte und dem eine halbe Stunde entfernten Gipfel des Gebirges genießt man eine prächtige Aussicht auf den Züricher See, auf die Berge, welche den Wallenstadter See umgeben, und die von Toggenburg und Appenzell, so wie über die ganze nördliche Schweiz. In Verfolgung des Weges kommt man bald an einen Brunnen an der Straße, auf welchem sich das Bild St. Meinrads befindet. Diese einsame und wilde Lage in einem großen Walde, dieses Bild des Heiligen, der durch einen aus düstern



LA CHAPELLE DE L'INFANTICIDE. • Die Kapelle zum Kindesmord.



Lannen brechenden Sonnenstrahl beleuchtete Brunnen bilden ein sehr romantisches Gemälde. (Siehe die Lithographie Nr. 14.)

Die Berner im Siebenthal.

Einige Jahre nach der Schlacht bei Laupen machte Freiburg Frieden mit Bern; der bedrängte Adel wurde genöthigt, das Gleiche zu thun, denn erschöpft durch diesen langen Kampf, mußte er seine Herrschaftsrechte verkaufen. So sah man den Grafen von Greyerz seinen Vasallen das Zollrecht auf den Bergen abtreten, und denen von Saanen um 300 Pfd. das Recht verkaufen, die Butter zu wägen. Trotz dieses Uebelstandes unterhielten diese Grafen den Krieg gegen Bern noch lange. Es ist wahr, sie waren damals so mächtig, daß sie glaubten, einer Bürgerschaft Trotz bieten zu können, die sie verachteten. Der Graf Peter von Greyerz, der Herr von Naron und Peter von la Tour-Chatillon hatten in dem Siebenthal die Besitzungen des Herrn von Weissenburg, eines Bürgers von Bern, weggenommen; diese Stadt sandte sogleich den Bannerherrscher Peter Wendschach mit einem Truppencorps ihrem Verbündeten zu Hülfe. In einem Orte, der Laubeggstalden genannt, wo sich das Siebenthal in einen ganz schmalen Paß verengert, glaubten die Berner nichts von dem Feinde zu befürchten zu haben, und zerstreuten sich auf Plünderung. Wendschach war beinahe allein bei dem Banner geblieben, als er plötzlich vom Feinde umzingelt wurde; er verteidigte sich wie ein Held, allein bald von tödtlichen Wunden getroffen, dachte er nur daran, das ihm anvertraute Banner zu retten. Er raffte alle seine Kräfte zusammen und schleuderte es über die Köpfe der Angreifenden weg mitten unter seine Soldaten, die von allen Seiten herbeieilten. Nachdem er dieses kostbare Gut in Sicherheit gebracht hatte, starb er zufrieden.

Eine durch furchtbare Katastrophen ausgezeichnete Zeit folgte diesen Streitigkeiten. Eine schreckliche Pest raffte den dritten Theil der Bewohner der Schweiz dahin und verheerte ganz Europa. Die Felder blieben ungebaut, die Dörfer ohne Bewohner. Es fehlte an Priestern, um die Kranken zu versehen, und die Kirchhöfe reichten nicht mehr zur Aufnahme der Todten hin. Die Natur schien der Zerstörung verfallen; furchtbare Erdbeben folgten rasch auf

einander; eine Menge Städte wurden niedergeworfen und Gebirge stürzten ein. Damals bildete sich die herumziehende Gesellschaft jener Geißler, die, um den göttlichen Zorn zu besänftigen, es auf sich nahen, die Sünden der ganzen Welt durch Zerkleischung ihres Körpers abzubüßen. Bei Andern erregte die Erwartung eines nahen Todes andere Ausschweifungen; sie glaubten, sie könnten nichts Besseres thun, als die kurze Zeit, die sie noch zu leben hätten, recht zu genießen, und überließen sich den schändlichsten Ausschweifungen. Wieder Andere dachten ein verdienstliches Werk zu begeben, wenn sie die Juden verbrannten. Die Berner hielten dafür, daß der Krieg ein gutes Mittel sei, die Gemüther zu zerstreuen, und sandten Truppen in das Siebenthal, um den Tod von Wendschach zu rächen. Die Schönen dieses Thales bewunderten das gute Aussehen dieser kriegerischen Jugend, sie ließen sich daher auch nicht lange bitten, als die Berner Hauptleute sie zum Tanze unter den Mauern von Laubegg einluden. Freudig wirbelten die Reigen; die Berge wiederhallten von dem Waffengeklirr und den fröhlichen Gesängen der tanzenden Krieger, welche der büßenden Geißler spotteten. Aber plötzlich ertönen die Trompeten, die stürmische Menge schwingt ihre Waffen, verwandelt ihr Freuden- in Kriegsgeschrei, formirt sich in geschlossene Colonne und stürzt sich unter den Augen der schönen Siebenthalerinnen auf die Wälle von Laubegg. Nichts konnte diesem furchtbaren Stöße widerstehen; die Burg wurde im Sturme genommen und von Grund aus zerstört. Ohne sich aufzuhalten, flogen die Berner an das Ende des Thales, griffen Mannenberg an, das dem Grafen von Greyerz gehört, und bereiten ihm das gleiche Loos.

Gersau

und

die Kapelle zum Kindlismord.

Vier Stunden von Luzern verengert sich der Vierwaldstättersee plötzlich und scheint auf dieser Seite von zwei sehr hohen Vorgebirgen, die Nasen genannt, beinahe gänzlich geschlossen. Nachdem man indessen das steile Ende der Nase von Bürglen umschiffet, tritt das Schiff in eine düstere und wilde See-Enge, wo drohende Felsen das gebrechliche Fahrzeug zu zerschmettern drohen; bald entdeckt das

Auge des ungeduldigen Reisenden ein neues, nicht weniger reizendes Becken, als das, was er verlassen hat, und das nun den mittlern Theil des Sees bildet. Ein Kreis von hohen und grünen Bergen umgibt beinahe von allen Seiten dieses zweite Becken, dessen tiefe Gewässer die Färbungen der Umgebungen widerstrahlen. Rechts zeigt sich die Bucht von Buochs, welche das fruchtbare Stanzertal begrenzt, zwischen dem Bürgen- und dem Buochserhorn. Weiterhin entdeckt man die grünen Hügel von Schwyz und den Selisberg, welcher den Augen den Urnersee verbirgt, das dritte Becken des Vierwaldstättersees. Links zeigt der Rigi seine steilen Abhänge; an seinem Fuße erhebt sich ein hübscher Flecken in einer kaum einige Klafter breiten Ebene zwischen dem See und dem Berge, die ihr Dasein den Trümmern verdankt, welche von den vom Rigi kommenden Bergströmen herbeigeführt wurden. Dieser Flecken und der Boden, der sich von der Höhe des Berges bis an den See, d. h. zwei Stunden lang und eine Stunde breit erstreckt, bilden das Gebiet der vormaligen Republik Gersau, der kleinsten Europa's. Man braucht, sagen die Schiffer, 550 Ruderschläge, um von einem Ende ihrer Besitzungen an das andere zu gelangen. Durch seinen Fleiß ist dieses kleine Land zu einer erstaunlichen Fruchtbarkeit gelangt; Weiden, Waldungen, von tiefen Schluchten durchschnitten, nehmen den obern Theil ein. Die Wiesen und die Baumgärten, die man an dem Ufer des Sees sieht, zeichnen sich durch ein glänzenderes Grün aus; prächtige Nuß- und andere Obstbäume bilden einen beinahe ununterbrochenen Lustwald. Im Jahre 1798 enthielt diese Republik mit Einrechnung ihres Landammanns, ihrer Regierung, ihres doppelten und dreifachen Rathes, ihres Säckelmeisters, ihrer Bannerherren, ihres Großweibels, ihrer Richter, ihrer Geistlichen, ihrer Land- und Seemacht, mit einem Worte aller ihrer Regenten und Regierten jeden Alters und Geschlechts ungefähr tausend Personen. Die Geschichte von Gersau ist nicht lang. Vor ganz alten Zeiten hüteten die Bewohner im Sommer das Vieh auf den Weiden der Abtei Muri am Rigi. Im Winter bewohnten sie ungefähr 20 Hütten an dem Ufer des Sees. Ihr kleines Gebiet gehörte zum Zürich- und Thurgau, das zuerst von den Grafen von Lenzburg und später von dem Hause Oesterreich abhing. Gersau und Weggis wurden von letzterem Hause an die Familie Moos von Luzern verpfändet. Die Bewohner von Gersau, durch das Beispiel derer von Weggis aufgeklärt, welche die Stadt Luzern losgekauft und für immer unterjocht hatte, machten Ersparnisse und benutzten die erste Gelegenheit, sich frei zu machen. 1390 verkauften ihnen die Familie Moos alle ihre

Rechte auf das Land um die Summe von 690 Pfd., und von da an genoß Gersau während 400 Jahren einer unbedingten und wohlervordenen Unabhängigkeit. In den letzten Zeiten stieg die Landmacht der Republik auf 100 Mann, den Stab und die im Kriegsbureau Angestellten nicht gerechnet. Die ersten Kriegsthaten der Gersauer datiren sich aus dem 15. und 16. Jahrhundert, und waren gegen die Luzerner gerichtet, denen sie, den Helden Homers nachahmend, Vieh wegnahmen. Dieser ungerechte und verwegene Angriff wurde bald von den Kantonen geächtet. Als Verbündete der Waldkantone nahmen die Gersauer an den Kriegen der Schweizer Theil; ihre Truppen zeichneten sich bei verschiedenen Gelegenheiten, und namentlich in der Schlacht bei Sempach aus, von wo einer der Ihrigen das Banner von Hohenzollern zurückbrachte. Die Revolution von 1798 stürzte diese Miniatur-Republik, welche zuerst dem Kantone der Waldstätte und später durch die Mediationsakte dem Kantone Schwyz einverleibt wurde. 1815 machte Gersau vergebliche Versuche, seine alte Verfassung wieder zu erlangen; der Wiener Congreß vergaß oder wollte diesen unabhängigen Erdwinkel vergessen, der endlich seit 1833 auf dem Fuße der Gleichheit einen Bezirk des Kantons Schwyz ausmacht. Er umfaßt heutzutage ungefähr 1400 Einwohner, die gewerbsleißigsten und reichsten des Kantons. Ihre Haupteinkunftsquelle besteht in Seidenarbeit; ihr Handel erstreckt sich weit über die Grenzen des Kantons und sogar der Schweiz. Die Fischerei verschafft ihnen auch ein ziemlich beträchtliches Einkommen.

Der obere Theil des Gersauer Gebietes ist den Ueberschwemmungen und Lawinen sehr ausgesetzt. In der Nacht vom 12. Dezember 1808 riß eine vom Gebirge herabstürzende Lawine ein Haus mit sieben Personen und die Stallungen weg. Die Gebäude wurden in eine Schlucht, worin der Waldbach braust, gestürzt. Alle Bewohner kamen um, ausgenommen ein zweijähriges Mädchen, das an dem Ofen stand, als das Haus weggerissen wurde. Mit Mühe schaffte es sich aus dem Schnee und den Trümmern heraus und flüchtete sich in ein nahegelegenes Haus. Seither hat dieses Mädchen einen Zimmermann geheirathet, mit dem es gegenwärtig in Mexiko lebt.

Die häufig geneckten Gersauer zeigten sich immer zur Antwort bereit. Während mehreren Jahrhunderten gab es keinen Criminalprozeß und keine Hinrichtung bei ihnen; indessen hatten sie einen wohlconditionirten Galgen, als ein Zeichen, daß ein

unabhängiger Staat nicht entbehren konnte. Luzerner Schiffer, wahrscheinlich eifersüchtig, den Gersauer Galgen immer leer zu sehen, hängten einst in der Nacht einen Strohmann daran. Die Gersauer entdeckten die Urheber dieses schlechten Spases; sie kleideten den Strohmann in die Farben der Stadt Luzern und ließen ihn so aufgehängt. Die erzürnten Luzerner drohten, die Gersauer antworteten herzhafte; es entstand ein, glücklicherweise nur diplomatischer Krieg, der sich ohne Blutvergießen endigte; man kam überein, daß jeder Theil wegnehme, was er aufgehängt hatte.

Die merkwürdigsten Gebäude zu Gersau sind das Rathhaus, welches, ohne besonders geräumig zu sein, für die Aufnahme der Landsgemeinde der alten Republik genügte. Die Kirche, 1812 neu aufgebaut, ist sehr schön und man bemerkt den Altar und die Kanzel von ausgezeichneter Arbeit, und einige Gemälde, wovon eines von Würsch; zwei Orgeln. In der Umgebung sieht man noch zwei Kapellen, deren eine, eine halbe Stunde von da gegen Brunnen in einer sehr malerischen Lage, den Namen der Kapelle zum Kindlismord führt; sie verdankt ihren Namen und ihr Dasein, der Sage nach, einem schauerhaften Ereignisse.

Vor Alters waren die wilden Ufer des Vierwaldstättersees weit weniger bevölkert, als jetzt; nur hier und da erblickte man einige Fischerhütten an der Mündung eines Baches oder Flusses, wo die Anschwemmungen einen natürlichen Hafen gebildet hatten. Die Anhöhen und das Innere des Landes waren weniger öde; unwissende und unbekannte Hirten weideten ruhig ihre Heerden. Hier und da sah man auf einer Anhöhe eine kleine Kapelle, die Kirchen waren damals selten; die ersten in dieser Gegend, nämlich die von Stanz und Buochs, sind erst aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Es war großer Festtag auf dem Unterwaldner Ufer; man feierte eine Hochzeit. Die jungen Hirten und die jungen Mädchen der benachbarten Gebirge und Dörfer waren in Menge erschienen, um an den Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen. Die Hirten übten sich im Schatten im Bogenschießen und im Ringen; eifrig den Beifall der Schönen zu erwerben, zeigten sie wunderbare Geschicklichkeit und Kraft. Indessen mußten diese Spiele der Alpenjöhne bald dem Tanze Platz machen. Man erwartete sehnlichst einen herumziehenden Musikanten, den man für diese Gelegenheit bestellt hatte, und um die allgemeine Ungeduld zu beschwichtigen, floss Most und Bier in Strömen.

Die Sonne neigte sich, als man endlich ein kleines Schiff das Vorgebirg des Selisbergs, das Uri von Unterwalden scheidet, umsegeln sah. Vorne auf dem Schiffe war ein junges Mädchen von neun bis zehn Jahren, mit blauen Augen und blonden Haaren. Ihr, wenn schon von der Sonne gebräuntes Gesicht hatte einen sanften, aber auch leidenden Ausdruck; ihre Kleider zeigten Armuth. Die Hirten hatten in dem Führer der Barke den so ersuchten Künstler erkannt; sie empfingen ihn jubelnd, und bald hüpfen hundert glückliche Paare auf dem Rasen.

Mitten in dieser Fröhlichkeit saß das kleine Mädchen mit gesenktem Kopfe an des Vaters Seite und schien keinen Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen. Der Musikant und die Tänzer machten eine Pause, um Athem zu schöpfen; schüchtern erhob das Kind sein Haupt und sagte: „Vater, es hungert mich sehr!“ Ein zorniger Blick war die Antwort des Vaters, und dicke Thrämentropfen floßen aus den Augen des Mädchens. Endlich verschwand die Sonne hinter den düstern Gipfeln des Rigi, der seinen unermesslichen Schatten auf den See und auf die Ufer Unterwaldens warf, während der hohe Pilatus von Gold und Purpur strahlte. Der Tanz hörte auf und die Hirten und Hirtinnen schlugen singend den Weg nach ihrer Heimath ein.

Der Musikant, nachdem er seinen Sold erhalten, ging nach seinem kleinen Schiffe; da rief das junge Mädchen: „O, mein Vater, um Gottes willen, gebt mir ein wenig Brod!“ „Du sollst haben,“ antwortete er spottend und mit einer schrecklichen Geberde, „aber hernach wirst du keines mehr von mir verlangen.“ Das zitternde Kind setzte sich in das Schiff, und wagte es nicht mehr, die Augen zu seinem hartherzigen Vater aufzuschlagen. Seine Furcht aber verdoppelte sich, als es ihn zu dieser späten Stunde, wo die Nacht finster wurde, seinen Nachen gegen das entgegengesetzte Ufer lenken sah. Dieser einsame Ort, am Fuße des Rigi, war von jeder menschlichen Wohnung entfernt; schwarze Tannen, über den tiefen Gewässern des Sees hängend, auf einander gethürmte Felsen, rankende Dornen schienen den Zutritt zu versagen. Indessen hielt der Nachen vor einem großen Felsenblock. „Komm jetzt, ich will dir Brod geben,“ sagte der Vater zu seinem Kinde, halb todt vor Furcht und Hunger. Zugleich nimmt das Ungeheuer das unglückliche Mädchen, das ihm die Arme flehend entgegenstreckt, bei den Füßen, schlägt es mit dem Kopfe gegen den Felsen



bis ihm das Hirn aus dem Kopfe fließt, dann wirft er sein Opfer in den See.

Einige Tage nachher sah man den Spielmann allein in seinem Schiffe längs den Ufern des Sees hinfahren; sein Blick war wilder als gewöhnlich; man fragte sich, was er mit seiner Tochter gemacht, und warum er die Orte fliehe, die er sonst besuchte. Indessen hatten die erschreckten Fluthen den verstümmelten Körper des armen Kindes ausgeworfen. Fischer, welche den Felsen blutig und blonde Haarlocken an demselben klebend gesehen hatten, fanden den Leichnam. Das Verbrechen war augenscheinlich. Der Spielmann, auf den man überall wie auf ein wildes Thier Treibjagden anstellte, wurde ergriffen und starb unter furchtbaren Martern. Einige Schritte von der Stelle, wo das Verbrechen begangen worden war, findet man eine kleine Kapelle auf einem von Tannen und andern Bäumen umgebenen Felsen. Auf der Stelle des Mordes selbst, ganz am See, steht ein roth angestriches, hölzernes Kreuz am Felsen angelehnt. Einige Wohnungen beleben diese wilde malerische Einsamkeit. Der von Gersau dahin führende Fußweg ist außerordentlich romantisch. Ungefähr halb Wegs begegnet man unter Nußbäumen dem Denkmal eines Familienvaters, der sein Leben durch einen Fall von einem hoch auf

den Felsen an dem Ufer des Sees stehenden Baum verlor.

Von Brunnen kann man sich in einer Stunde zur Kindlismordkapelle auf einem wenig besuchten Fußwege am Fuß des Rigi begeben. Dieser Weg aber ist manchmal gefährlich, weil Steine, die sich von dem Gebirge losmachen, oder auch Holzstücke, die in den obern Wäldern gehauen worden, bis zum See herabgleiten.

Es scheint, daß dieser Ort ehemals bestimmt gewesen, Zeuge der schändlichsten Verbrechen zu sein. Im Jahre 1642 unterhielt eine, an einen achtbaren Bürger von Gersau verheirathete Frau mit einem dortigen jungen Menschen geheime Verbindungen. Die Gegenwart ihres Gatten hinderte sie in ihrer verbrecherischen Leidenschaft, und sie faßte den gräßlichen Entschluß, sich denselben vom Halse zu schaffen. Eines Tages schlug sie ihm vor, eine Spazierfahrt zu Wasser gegen die Steinwand bei der Kindlismordkapelle zu machen. Es war Sonntag, der Mann willigte gerne ein, und nahm seine Angelruthe mit sich, um sich mit Fischen zu belustigen. Sie kamen bald dem bezeichneten Orte gegenüber an, wo steile Felsen den See überragen. Der Mann war vorne auf dem Schiffe mit der Angelruthe in der Hand, den Rücken der Frau zugewandt, welche diese Stellung benutzte und ihm einen so starken Stoß versetzte, daß er das Gleichgewicht verlor und in das Wasser fiel. Schnell entfernte sich die Frau rudend. Indessen erschien der unglückliche Mann wieder auf dem Wasser, und strengte sich an, das Schiff durch Schwimmen zu erreichen; allein so oft er sich näherte, schlug ihn die Frau mit dem Ruder. Der Unglückliche flehte sie in den rührendsten Ausdrücken um Erbarmen an, und versprach ihr, alles Vergangene und Gegenwärtige zu vergessen. Da er aber Alles fruchtlos sah, so empfahl er seine Seele Gott und verschwand in den Fluthen; sein Körper wurde nie gefunden. — Die Frau kehrte mit dem Hute ihres Mannes nach dem Dorfe zurück; sie heuchelte große Betrübniß und erzählte unter einem Strome von Thränen, ihr Mann sei ins Wasser gefallen und ertrunken. Da aber das vorherige Betragen dieser Elenden bekannt war, so ließ man sich durch ihre anscheinende Verzweiflung nicht täuschen; die Folter brachte sie zum Geständnisse ihres Vergehens; sie erhielt auf dem Blutgerüste die wohlverdiente Strafe.



Johann Golder.

Zur Zeit, wo die Reformation schnelle Fortschritte in der Schweiz machte, wo die Anhänger der beiden Glaubensbekenntnisse sich öffentlich bedrohten, wo vielleicht ein Bürgerkrieg den helvetischen Bund hätte auflösen können, war Johann Golder Schultheiß zu Luzern. Es war einer jener, in schwierigen Zeiten leider zu seltenen Männer, dessen Kaltblütigkeit, Weisheit und Beredsamkeit ohne Unterlaß strebten, die Wuth der Leidenschaften zu mäßigen und die Flammen der Zwietracht zu erstickern, welche die Schweiz verzehrten. Die gemäßigten katholische Partei, welche an einer Versöhnung arbeitete, schickte Golder an der Spitze einer Gesandtschaft nach Bern. „Liebe Eidgenossen,“ sagte der Gesandte zu dem Rathe dieser Republik, „wir legen unsere Zukunft und unsere Rechte in Euere Hände; wir glauben, daß diese Rechte durch das Benehmen Zürichs schwer verletzt sind. Wenn das Unrecht auf unserer Seite ist, so sagt es uns; wenn aber die Männer von Zürich übel gehandelt haben, so habt ihr Einfluß genug über sie, damit sie von ihren Forderungen abstehen. Uebrigens höret die von Zürich, aber glaubet ihnen nicht ohne uns gehört zu haben.“ Diese einfache Rede des Luzerner Patrioten machte einen tiefen Eindruck auf den Rath von Bern, der bisher eine Art von Neutralität beobachtet hatte.

Als auf dem Schlachtfelde von Kappel eine Menge Fanatiker sich anschickten, den Körper Zwingli's zu zerreißen, so bemühten sich Golder und der Ammann Thos von Zug, diese Wüthenden zu beruhigen: „Lasset die Todten,“ sagten sie, „Gott wird sie richten;“ aber diese Worte verloren sich in dem Geschrei der Menge. Golder, während dieses unglücklichen Krieges Hauptmann der Luzerner, empfahl seinen Soldaten beständig Menschlichkeit, und diese Empfehlung war nicht immer nutzlos. Er arbeitete eifrig an dem Frieden, und seine zugleich rührende und kräftige Beredsamkeit trug mächtig dazu bei, eine Menge Schwierigkeiten zu beseitigen. Kaum hatte man die Waffen niedergelegt, so verursachte ein Ereigniß beinahe neue Unruhen. Das Dorf Lunkhofen, am rechten Ufer der Reuss im Kanton Zürich, hatte zuerst unter dem Einflusse dieser Stadt die Reformation angenommen, allein die meisten waren wieder zu ihrem alten Gottesdienste zurückgekehrt. Ein in das Dorf gekommener Priester eiferte gegen den neuen Glauben und beschimpfte die, welche ihm treu blieben. Eine Anzahl junger Leute beschloßen, diesen Eindringlingen fortzujagen. Zweihundert an der Zahl fielen während der Nacht seine Wohnung an, schlugen die Thüren und die Fenster ein, tranken den Wein im Keller und plünderten das Haus. Der Priester, welcher von diesen Wüthenden Alles zu fürchten und sich in dem abgelegensten Theile des Hauses verschanzt hatte, nahm eine Kapitulation an, die ihm das Leben sicherte. Dann führte man ihn zu dem protestantischen Geistlichen von Ottenbach, um mit ihm über die streitigen Gegenstände zu disputiren. Allein dieser hatte diesen nächtlichen Besuch nicht angenommen, und man machte sich mit dem unglücklichen Priester wieder auf den Weg. Bald hielt die Bande, bildete einen Kreis um ihn und berieth, was man mit dem Gefangenen machen sollte; mehrere wollten ihn den Manen Zwingli's opfern, allein die Vernünftigeren hinderten diesen Mord; indessen wurde der Unglückliche auf alle Weise schrecklich mißhandelt. Endlich ließ man ihn schwören, daß er keine priesterlichen Funktionen mehr verrichten wolle, und unter dieser Bedingung ließ man ihn ziehen. Seinen Verfolgern entgangen, begab er sich nach Muri und beklagte sich bei dem Kapitel, dieses schickte ihn aber zu dem Schultheißen Golder, der damals auf seinem Landgute Merischwand war. Nachdem er den Kläger angehört und ihm seinen unbedachtsamen Eifer verwiesen hatte, schrieb er an den Bürgermeister von Zürich einen Brief, nicht mit Drohungen oder Vorwürfen angefüllt, sondern mit der einfachen Erzählung dessen, was vorgefallen war, indem er beifügte, er hege die

Hoffnung, daß die Urheber dieses schändlichen Auftritts nicht ungestraft bleiben würden. Durch diese Mäßigung erreichte er das Ziel, das er, wenn er sich auf eine herbere Weise benommen, verfehlt hätte.

Tagebuch eines Graubündners von 1576 bis 1635.

1588 war ich Altpmeister auf der Alp D....
Den 2. April d. J. bin ich in das Haus gezogen, das meinem Vater gehörte.

1580 war ich Altpmeister zu G.... Meine Mutter hat mir gesagt, daß ich den 22. Aug. 1561 geboren sei.

1590 war ich Schützenmeister. Bei Menschengedenken war der Wein nicht besser.

1591. Den 27. Mai ist die Landquart ausgetreten; die Wiesen, das Korn, der Hauf wurden überschwemmt und waren verloren.

Wachen und Beten erhält die Ernten.

1592 den 3. Sept. war ich Schützenmeister.

Dieses Jahr, den 10. Sept., habe ich eine große Dummheit gemacht!! Gott gebe mir und allen die Gnade uns zu bessern! Amen.

Dieses Jahr, den 17. Okt., habe ich einen schönen Regenbogen gesehen.

Den 20. Okt. habe ich Schwalben gesehen; in Ragaz hat man 20 Störche beisammen gesehen.

1594. Den 12. Sept. hat mir der Herr die Pest geschickt, woran ich drei Wochen krank war. Am rechten Schenkel hatte ich 12 offene Geschwüre. Aber durch die göttliche Gnade und Barmherzigkeit und das Verdienst unsers Erlösers wurde ich wieder gesund.

1594 bis 1595 habe ich mit meinen Schultern 140 Personen in die Kirche tragen helfen; aber eine weit größere Zahl wurde durch Hülfe meiner Arme in die Erde gelegt. (Die Pest herrschte damals).

1595. Den 26. Nov., Mittwoch, zwischen 10 und 11 Uhr, hat meine braune Kuh gekalbt, und während ich im Stalle war, hat sie das Kalb gegen die Thüre gesehen; sie hat es im Namen Jesu auferzogen. Gott verleihe ihr seine Gnade! Amen.

NB. Es ist nichts daraus erfolgt.

1596 den 3. März habe ich mich mit E... ehe-lich versprochen.

Den 14. Sept. ist sie zu mir gekommen, und wir haben die Haushaltung angefangen. Gott segne uns! Amen.

Am Matthäustage haben wir uns verheirathet.

Den 24. Okt. um Mitternacht hat mir die U. B....

(die man nicht mit der E... verwechseln muß) ein Mädchen geboren; das ist ein Neujahrsgeßent, das sie mir gemacht hat. Der barmherzige Gott gebe mir die Gnade, daß dieses Kind ein frommes Mädchen und besser werde, als seine Mutter! — Gott gebe uns die Gnade uns zu bessern! Amen.

1597 den 30. Dez. hat uns eine unserer Gemein-den auf die Wolfsjagd aufgeboten.

1598 war ich Schulmeister einer Gemeinde.

1599. Am Diertage haben unsere Herren E. A. und mich geschickt, den Steig (Luziensteig) zu bewachen, weil man sagt, der Graf von Vaduz habe die Absicht, uns mit Krieg zu überziehen; wir haben aber keinen einzigen Landsknecht bemerkt; sie haben es nicht gewagt zu kommen; Gott hat ihnen hiezu nicht Herz genug gegeben.

1599 hat man die Ober-Selwi getheilt; ich habe zu meinem Theil die Hut eines Baumgartens gehabt. Gott gebe mir seinen Segen! Amen. Der König-Propheet hat gesagt in dem 16. Psalmen: Herr, der Theil, der mir gehört, hätte mir an keinem schöneren Orte zufallen können. — Und mir ebenso!

In der Mitte Mai's geht die Sonne hinter Wal-lenstadt unter; ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.

Den 12. Juli hat man bei uns reife Trauben gesehen, das war ein edler Sommer. Gott sei gelobt! Amen.

Ja edler, als der Adel der Menschen.

Nimm bei dem Apotheker Ammoniaksalz, löse es in frischem Wasser auf und thue einen Tropfen in dein Ohr; wenn ein Wurm oder Insekt darin ist, so stirbt es auf der Stelle.

1604 habe ich in der Nacht ein großes und schreckliches Zeichen am Himmel gesehen, es waren blutige und feuerige Figuren. Gott habe Erbarmen mit uns! Amen.

1605, den 28. Juli, starb Abraham K..., der Bliß hat ihn zu Ober-Zollbruck, an einem Fenster des Zimmers getroffen. Gott tröste alle Seelen! Amen. Ach, mein armer Abraham!

1606, den 2. März, sind meine Nachbarn auf die Fastnacht nach M. gegangen, wo sie von der Bürgerschaft gut empfangen wurden.

Den 9. März, während der Fastnacht, empfingen wir auch den Besuch einer Bürgerschaft, welche wir bestens traktirten. Gott sei gelobt!

Den ersten Sonntag im Mai mußte ich vor Gericht erscheinen. Gott helfe uns!

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Die Wasserkirche in Zürich.



Karl der Große hatte die Stadt Zürich, wo er manchmal wohnte, verschönert; als sehr frommer Mann wollte er das Andenken der Märtyrer Felix und Regula verewigen, welche in dieser Stadt enthauptet worden waren, und ließ an der Stelle, wo ihre Asche ruhte, eine Kirche erbauen, und an ihrer Todesstätte eine Säule mit einer Glocke errichten; dann ließ er bekannt machen, daß Jeder, der Gerechtigkeit suche, an dieser Glocke läuten solle, und er den Kläger, wäre er auch bei Tische, auf der Stelle hören wolle. Eines Tages, während dem Essen, hörte der Kaiser die Glocke, denn er wohnte nahe dabei; sogleich sandte er einen Edelknaben, um sich zu erkundigen, von was es sich handle; dieser kehrte aber zurück ohne Jemand gesehen zu haben, und dreimal hintereinander geschah dasselbe. Der erstaunte Kaiser befahl Jemandem, sich in der Nachbarschaft zu verstecken, um zu beobachten, was da vorgehe. Einen Augenblick nachher kam eine große Schlange, die sich aufrichtete und den Glockenstrang zog. Karl, davon benachrichtigt, stand sogleich von der Tafel auf und sagte: „Menschen oder Thiere, gleichviel, ich muß allen meinen Unterthanen ohne Unterschied Gerechtigkeit erzeigen.“ Bei der Säule bemerkt er wirklich die Schlange, die bei seiner Annäherung sich tief verneigt, und dann den Weg nach dem Ufer der Limmath einschlägt. Der Kaiser folgte ihr mit seinem ganzen Hofe; bald hält sie bei einem Loche, das eine ungeheure Kröte besetzt hielt. Der Monarch verstand, daß die Kröte, in Abwesenheit der Schlange, sich der Wohnung dieser Letztern, worin sie ihre Eier hatte, unrechtmäßiger Weise bemächtigt hatte. Auf der Stelle wurde Gerechtigkeit geübt; die Kröte aus dem Loche herausgerissen und verurtheilt, lebendig verbrannt

zu werden, was sogleich vollzogen wurde. Einige Tage nach diesem denkwürdigen Urtheile kam die nämliche Schlange in den Saal, wo der Kaiser speiste, neigte sich tief, sprang auf die Tafel, ließ einen Edelstein in ein goldenes Gefäß fallen, das vor ihr stand und zog sich mit vielen Verbeugungen zurück. Karl der Große, über ein solches Wunder erstaunt, ließ auf demselben Plage eine den Märtyrern geweihte Kapelle erbauen, weil er nicht zweifelte, daß die mit dem Blute dieser Heiligen getränkte Erde die Ursache dieser Wunder sei, um so mehr, als eine an demselben Orte entspringende Quelle eine übernatürliche Heilkraft hatte. Den kostbaren Stein schenkte er der Kaiserin. Dieser Stein hatte die besondere Eigenschaft, dem Kaiser eine heftige Neigung für die Person einzulösen, die ihn trug, und sobald die Kaiserin in seinem Besitz war, fühlte er eine so lebhaftige Neigung zu ihr, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte. Die Kaiserin, welche das Geheimniß entdeckt hatte, legte, als sie sich von einer tödtlichen Krankheit befallen fühlte, den Stein unter ihre Zunge, damit der Talisman nicht einer andern Frau in die Hände falle, die dadurch den Kaiser an sich ziehe und ihn seine erste Gemahlin vergessen mache. Nach dem Tode der Fürstin aber konnte sich der Mann eben so wenig von ihr trennen, als bei ihren Lebzeiten, und achtzehn Jahre lang führte er ihren einbalsamirten Körper mit sich herum. Ein Edelmann von dem Hofe hatte die Ursache dieser sonderbaren Neigung vermuthet, suchte und fand endlich das Kleinod, dessen er sich bemächtigte; sogleich wurde der Hofmann der Gegenstand der Zärtlichkeit des Kaisers. Allein eines Tages warf der Edelmann, der unter dieser lästigen Freundschaft erlag, den Stein in eine der warmen

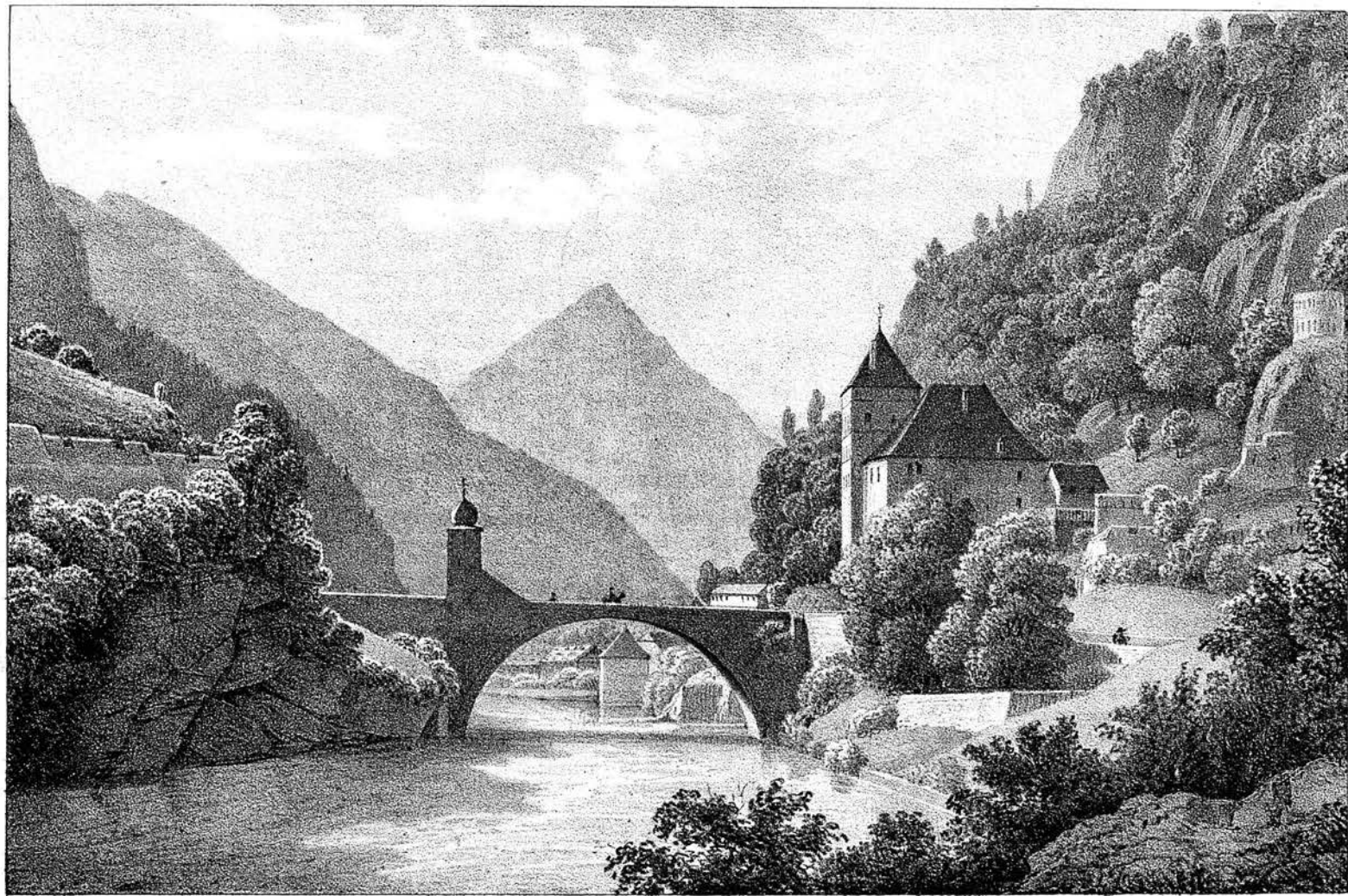
Quellen bei Aachen, aus der es unmöglich war, ihn herauszuholen. Dann faßte der große Monarch eine solche Vorliebe für diesen Ort, daß er seine beständige Residenz daraus machte; er verschönerte und vergrößerte die Stadt, ließ eine prächtige Kirche, damals die schönste in der Christenheit, daselbst bauen, welche der Papst Leo III. einweihte, und verlangte sogar, daß man ihn nach seinem Tode nicht von seinem Lieblingsorte trennen sollte; seine sterblichen Reste wurden in dem Dom dieser Kirche beigesetzt, wo man auf seinem Grabe die einfache Inschrift liest: Carolo magno. — Dieß erzählt die Legende von Zürich, und während 8 Jahrhunderten hat man es für eine unwiderstehliche Thatsache gehalten.

Gewisser aber ist, daß auf der gegenwärtigen Stelle der Wasserkirche schon im 13. Jahrhundert eine Kapelle stand, welche im Jahr 1255 von dem Grafen Hartmann von Kyburg dem Abteiskapitel Unserer Lieben Frau zu Zürich abgetreten wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Kapelle den Märtyrern Felix und Regula geweiht war, denn die Zahl der daselbst nach und nach errichteten Altäre wurde so beträchtlich, daß es endlich an Platz fehlte; den Stiftungen gemäß mußten täglich mehrere Messen darin gelesen werden. Wegen ihres Alters und des Mangels an Raum, um so viele Altäre zu fassen, wurde diese Kapelle 1472 abgebrochen und an ihre Stelle die gegenwärtige Wasserkirche gebaut, welche 1486 von dem Bischof von Konstanz geweiht und das Jahr darauf mit einem Glockenthurm versehen wurde. Außer den Altären der alten Kapelle errichtete man noch drei andere, und der Papst beschenkte sie mit einem beträchtlichen Ablass; man hieng auch darin die in dem burgundischen Kriege eroberten Fahnen auf. Als aber die Reformation in Zürich Wurzel faßte, wurde die neue Kirche ihrer Altäre, Zierathen und ihres kleinen Glockenthurms beraubt und ihr eine weltlichere Bestimmung angewiesen: man machte eine Waarenniederlage daraus. Im Jahr 1633 aber verlegte man die öffentliche Bibliothek dahin, welche 1628 von einigen Züricher Gelehrten gestiftet wurde und die nun mehr als 40,000 Bände und eine große Zahl Handschriften enthält. Unter vielen merkwürdigen Gegenständen sieht man ein Relief eines großen Theiles der Schweizer Gebirge und Seen, eine vorzügliche Arbeit des Hrn. Müller von Engelberg.



St. Moritz.

Fünf Stunden von der Mündung der Rhone in den Genfer See nähern sich die Gebirge, welche das Becken der Rhone bilden, allmählig, und bald sind die letzten Stufen der Dent de Morcles und du Midi sich so nahe gerückt, daß auf dem linken Ufer nur ein enger Raum bleibt, durch welchen der Strom seine zerstörenden Fluthen wälzt. Vergebens sucht das Auge einen Ausweg aus diesen Felsenmauern, die das Thal gänzlich zu verschließen scheinen; aber endlich sieht man am Ende einer Krümmung der Straße plötzlich die Brücke von St. Moritz vor sich und das alte Schloß, welches diesen Engpaß beherrscht. Ehemals ging die Straße unter einem an das Schloß angebauten Gewölbe durch, allein man hat es abgebrochen, um den Weg zu erweitern; ein Thor verschloß alle Abend den Eingang in das Wallis von dieser Seite. Sobald man über das Schloß hinaus ist, entdeckt man ein anderes, von hohen Gebirgen umgebenes Thal, das sich bis Martinach erstreckt; zu gleicher Zeit erblickt man die Stadt St. Moritz, deren erste Straße zwischen die Rhone und eine gerade abgeschnittene Felsenwand gedrängt ist, dann kommt man in eine andere sehr lange, ziemlich gerade, parallel mit dem Strome hinlaufende Straße, wo man einige Häuser von einem ziemlich guten Meusern erblickt. St. Moritz ist der Hauptort eines Zehntens des Wallis gleichen Namens; seine Bevölkerung von ungefähr 1300 Seelen zeichnet sich im Allgemeinen durch höhere Geistesbildung vor dem übrigen Kanton aus. Diese Stadt, worin man noch einige alte adeliche Familien findet, ist der Geburtsort mehrerer berühmter Männer, z. B. des Astronomen Nicollet und der Brüder Brodi. Die Einwohner sind thätig, und haben ihre Ländereien beträchtlich verbessert, die an mehreren Stellen sumpfig waren und das Land sehr ungesund machten, daher auch die Kretinen, ehemals ziemlich zahlreich, beinahe ganz verschwunden sind. Außer dem Schlosse, wo gegenwärtig eine Stahlfabrik ist, sind die merkwürdigsten Gebäude: das Rathhaus, die Pfarrkirche und die Abtei; das merkwürdigste Denkmal aber ist ohne Zweifel die Brücke, welche den Fuß der Dent du Midi (9800 F. über dem Meere) mit dem der Dent de Morcles (8900 F.) verbindet; sie besteht aus einem einzigen, 70 F. über die Rhone erhabenen Bogen. Sie steht an der Stelle einer römischen Brücke, welche 1475 im Krieg der Schweizer mit Savoyen zerstört wurde. Sie gehört dem Wallis, und ein Thurm am einen ihrer Ende dient als Zollhaus; gegenüber steht ein Wachthaus vonzierlicher Bauart, wo ein Waadtländer Land-



S^t. MAURICE.

St. Moriz.

jägerposten ist. Dieser, durch zwei ungeheure natürliche Bastionen, die Dent du Midi und de Morcles, beinahe unnehmbare Engpaß, ist vor einigen Jahren durch die Kunst noch mehr befestigt worden: Batterien, Pallisaden und eine große Redoute auf einem hohen Plateau über dem rechten Ufer der Rhone, die den Strom und die Stadt beherrschen, machen einer Handvoll entschlossener Männer ihre Verteidigung leicht.

Der Ursprung von St. Moriz ist unbekannt; vor der Herrschaft der Römer hieß es Tarnaias oder Tarnada. Indessen glauben mehrere Schriftsteller, daß der Ort dieses Namens eine halbe Stunde weiter unten gelegen sei, wo jetzt Massongy ist und wo man bei niedrigem Wasserstande in dem Bette der Rhone die Spuren einer seit vielen Jahrhunderten zerstörten Brücke entdeckt, die wahrscheinlich älter war, als die von St. Moriz. Tarnaia war eine Stadt der Nantunten, ehemalige Bewohner dieser Gegend. Es waren Kelten, und ihr Namen bedeutete: Volk, das an Waldströmen wohnt. Vor dem Kaiser Augustus waren die Nantunten, die Verager und andere Völkerschaften des Rhonethales noch nicht von den Römern unterjocht; da sie aber durch ihre Räubereien die Straßen über die penninischen Alpen unsicher machten, so bändigte sie Augustus durch Waffengewalt, und Tarnaia, welches den Durchpaß des Landes der Allobrogen nach den penninischen Alpen schloß, wurde für die Römer ein sehr wichtiger Platz und blühte sogar unter ihrer Herrschaft. Mehrere Grabchriften bestätigten die Meinung der Römer von der Stärke dieses Platzes, dem sie noch mehrere Festungswerke beigelegt hatten, da sie, die Entheiligung der Gräber durch die Barbaren fürchtend, aus St. Moriz einen Todtenacker gemacht hatten, wohin sie die Asche der ihnen theuern Personen, oder derjenigen, die eine wichtige Stelle bekleidet hatten, sandten. Indessen achteten die Vandalen, die Burgunder und andere Völker des Nordens, welche auf diesem Wege nach Italien zogen, diese Grabmäler keineswegs und die Stadt wurde im fünften Jahrhundert mehreremal geplündert; gänzlich zerstört wurde sie aber erst im zehnten Jahrhundert von den Sarazenen, welche diese Gegend überzogen. Die Abtei St. Moriz gilt für das älteste Denkmal dieser Art dießseits der Alpen; wenn man indeß der Inschrift: Christiana sum ab anno LVIII (ich bin Christin seit 58), welche sich an dem Rathhaus befindet, glauben darf, so gab es hier seit 58 Christen. Sie soll von St. Theodor, dem ersten Bischof von Wallis, gegründet worden sein, welcher die Gebeine der Märtyrer der thebaischen Legion, die auf Befehl des Kaisers Maximian im Jahr 302

ermordet wurde, ausgraben ließ. Diese Legion hatte lange im Morgenlande zugebracht, wo das Christenthum schon sehr verbreitet war, besonders in Aegypten, von wo sie herkam; der größte Theil ihrer Soldaten hatte den christlichen Glauben eifrig angenommen. Diokletian hatte diese Legion nach Italien kommen lassen und sandte sie dem Maximian nach Gallien. Dieser grausame Kaiser, der nicht aufhörte die Christen zu verfolgen und mit ihrem Blute Gallien überschwemmte, war mit mehreren Legionen in Octodurum (Martinach) angekommen. Da er wußte, daß die thebaische Legion, welche sich gerade in Tarnada befand, aus Christen bestehe, so schickte er ihr den Befehl, den Göttern Roms zu opfern. Die von einem wahren evangelischen Eifer durchdrungenen Soldaten verweigerten diese Abgötterei; da befahl der Kaiser, daß je der zehnte Mann hingerichtet werden solle, was ohne Widerstand von Seiten der Legion geschah. Dann wiederholte er seinen Befehl und erhielt die gleiche Weigerung, was die nämliche Strafe zur Folge hatte. Mauritius, der Anführer der Legion, welcher zum Märtyrertum aufmunterte, schrieb an Maximian, um ihm die Ergebenheit seiner Soldaten zu versichern, aber er fügte bei: „lieber wollen wir sterben, als unsern Gott verlängnen.“ Der aufgebrachte Tyrann, als er sah, daß er den Willen dieser Männer nicht beugen konnte, befahl den andern Legionen, die Rebellen zu umzingeln und niederzuhauen, und Mauritius erlitt so den Märtyrertod mit 6600 Soldaten lieber, als die Religion Christi abzuschwören. Dieses Gemetzel fiel in der südlich von der Stadt gelegenen Ebene vor; mitten in dieser Ebene steht zum Andenken eine Kapelle. Achtzig Jahre später änderte Tarnaias oder Tarnada seinen Namen in Agaunum, ohne daß man die wahre Ursache davon wüßte. Einige behaupten, daß dieser lateinische Name Bezug auf die Hinrichtung der Thebaner habe, was aber schwer zu beweisen ist; anderseits bezeichnet Agaunum in keltischer Sprache ein Land der Felsen. Im neunten Jahrhundert nahm die Abtei den Namen St. Moriz an; die Stadt selbst nannte sich zuerst St. Moriz von Agaunum, später hieß St. Moriz.

Sigmund, König von Burgund, küßte 513 in der benannten Abtei den Mord seines Sohnes; er stattete sie so reichlich aus, daß sie bald 500 Mönche in ihren Mauern unterhalten konnte. Die durch die Reliquien der Märtyrer bewirkten Wunder verschafften ihr einen solchen Ruf, daß von allen Seiten eine Menge Pilger herbeiströmten, um diese kostbaren Reste zu besuchen. Die Bischöfe von Burgund und Gallien, denen es an Heiligen in ihren Tempeln,



mangelte, schickten nach Agaunum; aber die Versendungen bald eines Kopfes, bald eines Armes oder Beines vervielfältigten sich dergestalt, daß, wie zahlreich auch diese Gebeine waren, alle verschwunden wären ohne die Einschreitung des Kaisers Theodosius, welcher die Gräber der Märtyrer zu öffnen verbot; dieser weisen Maßregel verdankt man es, daß eine große Zahl Heiliger und einige Flaschen ihres Blutes der Abtei verblieben, welcher mehrere Fürsten kostbare Schenkungen machten. Karl der Große schenkte ihr zwei prächtige Gefäße aus Agath und der heilige Ludwig einen kostbaren Reliquienkasten. Außer diesen Gegenständen, die sie noch besitzt, sieht man Reliquienkästchen des heil. Moritz und des heil. Sigmund, so wie die hölzerne Schale, aus welcher dieser heilig gesprochene König aß, und die nun mit Silber eingefast ist. Eine goldene, 60 Mark schwere Tafel, die Karl der Große gab, diente zu Bestreitung der Reisekosten Adaldäus III. in das gelobte Land. Alle christlichen Monarchen wetteiferten in Freigebigkeit, um die Abtei auszustatten, welche unermessliche Reichthümer und sogar einen mit den besten Weinen angefüllten Keller besaß. Dieser Wohlstand minderte sich jedoch sehr durch die Revolutionen, Kriege und Unruhen des Mittelalters. Mehrere Male zerstört, erhob sie sich immer wieder aus ihren Trümmern, Dank sei es der frommen Freigebigkeit der Fürsten und der reichen Pilger, die sie besuchten. Im Jahr 940 zerstörten die Sarazenen die Abtei und die Stadt,

und ermordeten die meisten Mönche. Seit dem 12. Jahrhundert wurde sie 5 oder 6mal verbrannt, das letztemal 1693, wo die ganze Stadt und das Schloß in Asche gelegt wurden. Die Mönche, gegenwärtig 19, sind seit 1188 regelmäßige Augustiner Chorherren. Ehemals waren die Bischöfe von Sitten auch Aebte von St. Moritz; heutzutage wird der mit Stab und Inful bekleidete Abt aus dem Kapitel der Chorherren und von ihnen erwählt; er ist Großkreuz des savoyischen St. Moritz- und St. Lazarusordens, führt den Grafentitel und hängt nur von dem heiligen Stuhle ab. Die Abtei enthält außer manchen Merkwürdigkeiten eine schöne Bibliothek, die beträchtlichste im Wallis, und einige Handschriften, Ueberreste einer reichen Sammlung, welche 1627 größtentheils verkauft wurde, das Pfund zu 3 Bagen. Ein 1807 wieder hergestelltes Collegium, das von der Abtei abhängig ist, gereicht durch die Art, wie es von den Mönchen geleitet wird, diesen zum Lobe. St. Moritz gehörte bis 1475 zu Savoyen; allein während des burgundischen Krieges nahmen die Oberwalliser davon, so wie von ganz Unterwallis Besitz.

Eine andere Merkwürdigkeit der Umgegend ist die Einsiedelei Notre Dame du Seg, welche in einer großen Höhe an eine Felsenwand an den Fuß der Dent du Midi genagelt scheint. Man gelangt durch eine im Zickzack in den Felsen gehauene Treppe dahin.



VEVEY.

Vivis.

V i v i s.

Vivis, an dem Genfer-See, 4 Stunden von Lausanne und 2 von Villeneuve, ist durch seine Wichtigkeit und Bevölkerung die zweite Stadt des Kantons Waadt: sie enthält 400 Häuser und 4240 Einwohner. Die große Zahl von Antiquitäten, die man da gefunden, bezeugen ihr Alterthum. Wenn man eine auf die Analogie der Namen gegründete Hypothese zulassen will, so verdankt Vivis seinen Ursprung einer Colonie der Bituriger, eines gallischen Volkes, das sich zu den Zeiten des Königs Ambigatus unter dem Namen der Bibibister an den Ufern des Leman niederließ. Sicher ist, daß diese Stadt schon bestand, als die Römer in die Gegend kamen, und daß sie dieselbe unter dem Namen Bibiscum oder Viviscum kannten. Als unter der Regierung des Kaisers Augustus die Römer sich in Helvetien verbreiteten, wurde Viviscum, auf der Straße von Germanien über die penninischen Alpen nach Italien, ein wichtiger Ort. Indessen lag diese Stadt nicht ganz an der nämlichen Stelle, wo sie jetzt ist, sondern ein wenig nordöstlicher. Denn der Boden, worauf die gegenwärtige Stadt gebaut ist, wurde von den Anschwellungen der Bevaïse gebildet, welche nach und nach diesen Theil des Sees ausgefüllt haben und läßt nicht vermuthen, daß die Stadtviertel, die dem See nahe liegen, von Anfang an bestanden haben. Eine Straße, von welcher man noch die Spuren sieht, führte ungefähr auf der gleichen Höhe über Baugy und die Baitteaux nach Peniculus (Villeneuve). Vivis hatte auch seine widrigen Schicksale; wahrscheinlich wurde es von den Vandalen oder Germanen zu Ende des 4. Jahrh. zerstört und erlitt mehreremal das gleiche Loos, bis es unter die Gewalt der Burgunder und des Reiches fiel, und endlich unter das Haus Savoyen. Unter dieser letzten Herrschaft machte es keinen Theil des Waadtlandes aus, sondern des Chablais. Im Jahr 1476 wurde es von den Berner Oberländern grausam behandelt. Als Karl der Kühne nach der Schlacht von Grandson neue Anstalten traf, seine Niederlage zu rächen, gestattete die Regentin von Savoyen, welche ihn begünstigte, den Truppen den Durchzug, die zur Verstärkung der burgundischen Armee aus Italien kamen. Die Einwohner von Vivis begünstigten nicht allein diesen Durchzug, sondern beschimpften unklugerweise die Berner bei verschiedenen Anlässen, welche, weniger als je aufgelegt Beschimpfungen zu ertragen, schnelle Rache übten. Der Schloßvogt von Ober-Siegenthal, Nikolaus zur Kinden, versammelte seine Leute, die von Saanen und

von Chateau d'Org, und überfiel eines Tages Vivis und la Tour de Peilz. Diese Truppen machten alles nieder, was im Stande war die Waffen zu tragen, plünderten diese beiden Orte und zwangen die noch übrigen Bewohner, sich um 5000 Pfd. loszukaufen. 1536 kam Vivis unter die Herrschaft der Berner bis 1798, als ein Oberamtsort. Jetzt ist es Hauptort des Bezirks und Kreises Vivis.

Die gegenwärtige Stadt ist regelmäßig gebaut und bildet ein Dreieck, dessen eine Seite vom See bespült wird; ein Theil der auf dieser Seite gelegenen Häuser stürzte 1785 ein. Die Straßen sind breit und wohlgebaut, ein geräumiger Platz, eine der schönsten Zierden, ist von mehreren schönen Gebäuden umgeben, unter welchen man das Kornhaus, das Kaufhaus und einen prächtigen Brunnen bemerkt. Außerdem findet man an Merkwürdigkeiten: die 1808 über die Bevaïse gebaute Brücke, das Rathhaus, das Spital, die Kirche zu St. Clara, worin Winters Gottesdienst gehalten wird; die Kirche zu St. Martin auf einer Anhöhe, 200 Schritte von der Stadt, wo Sommers gepredigt wird. Diese Kirche enthält das Grabmal Ludlow's, eines der Richter Karls I., Königs von England, der 40 Jahre lang in Vivis lebte; das des Admirals Broughton, der diesem unglücklichen Monarchen das Todesurtheil verlas, ist in der gleichen Kirche, wo man auch das Grab von Martin Couvren, gest. 1738, sieht, welcher sein Vermögen großmüthig zum Wohl seines Vaterlandes verwendete. Die Industrie und die Lage dieser Stadt, welche die Niederlage des Handels mit inländischen Erzeugnissen und eines sehr lebhaften Transits ist, haben Wohlstand unter den Einwohnern verbreitet, welche sich von jeher durch bürgerliche Gesinnungen, und durch ihre Wohlthätigkeits- und Unterrichts-Anstalten ausgezeichnet haben. Die Umgebungen von Vivis sind sehr fruchtbar und erzeugen einen Wein, welcher dem von La Vaux nicht nachsteht. Die Bevaïse, ein oft wilder Bergstrom, der in den Gebirgen des Kantons Freiburg entspringt, fließt im Westen der Stadt und bildete ehemals die Grenze zwischen den Bisthümern Lausanne und Sitten, und zwischen dem Waadtland und dem Herzogthum Chablais. Die Einwohner von Vivis würden sich indessen nicht betrüben, wenn sie der Ehre, diesen schlimmen Nachbar so nahe zu haben, enthoben würden, denn mehrere Male schon fehlte nicht viel, daß er nicht die Stadt in den See gerissen hätte. Im Jahr 1701 trat die Bevaïse nach heftigem Gewitterregen so plötzlich aus, daß sie in wenigen Augenblicken die Brücke überstieg, und mehrere Personen fortriß, welche sich nicht mehr retten konnten; sie verursachte in der Stadt und

Gegend vielen Schaden. Im Monat Juli 1826, um 11 Uhr Abends, verwüstete ein furchtbares Gewitter mit strömendem Regen das Becken des Leman von Vivis bis St. Moriz. In wenigen Augenblicken trat die Bevaise nach allen Seiten aus, führte eine große Menge Holz und Steine herbei, stürzte alle Dämme, alle Mauern an ihren Ufern ein, dann drangen ihre trüben Gewässer in die Stadt durch die Straße, welche zur Brücke führt, und füllten alle Keller und Magazine; das Wasser stieg bis zu den ersten Stockwerken, von da verbreitete es sich auf den Platz und in die umliegenden Straßen und bedeckte alles mit Schlamm und Roth. Mehrere Personen ertranken in ihren Betten oder an andern Orten; die steinerne Brücke über die Bevaise wurde weggerissen, eine Menge Gebäude beschädigt und viele Waaren gingen verloren.

Vivis ist in einer prachtvollen Lage, nichts kommt der Schönheit seiner Umgebungen gleich. Von einer Menge Orte um die Stadt herum genießt man schöne Ausichten. Allein auch ohne die Stadt zu verlassen, kann man sich diesen Genuß verschaffen. Am äußersten Ende des Platzes, am Ufer des See's, ist der Spaziergang hinter dem Flügel (*derrière l'aile*), von wo das Auge den Leman und seinen Kreis von prächtigen Gebirgen überblickt; links sieht man die kleine Stadt Tour de Peilz, in kleiner Entfernung von Vivis am Ufer des See's, Clarens, das Schloß Chatelard, Montreux, Chillon, dessen alte Thürme dem Schooße der Gewässer zu entspringen scheinen, und weiter hin Villeneuve. Im Hintergrunde des Gemäldes erheben sich in der Ferne die Walliser Gebirge, und näher die aus der Gegend von Montreux. Will man eine noch ausgedehntere Aussicht genießen, so besteige man die Terrasse bei der Kirche St. Martin; gehe man Morgens oder Abends hin, so hat man von allen Seiten einen bezaubernden, bald reizenden, bald erhabenen Anblick.



Der Kardinal Schinner in Bern.

Der berühmte Kardinal Schinner war von so armen Eltern geboren, daß er sich in Sitten genöthigt sah, seinen Unterhalt von Haus zu Haus zu erbetteln; um aber seinen Geschmack für die Studien zu befriedigen, ertrug er jede Entbehrung. Noch sehr jung ging er nach Bern, ohne alle Hülfquellen, in eine Stadt, wo er Niemand kannte und

kein anderes Brod zu essen hatte, als das, welches er bettelte, was ihn jedoch nicht hinderte, seine Studien mit unermüdlichem Eifer fortzusetzen. Eine Frau aus dem Volke hatte den Walliser Schüler bemerkt, dessen interessantes Gesicht und Armuth ihr so viel Theilnahme einflößten, daß sie ihn in ihre armselige Wohnung nahm, wo sie, wenn schon selbst arm, alle Sorgfalt einer Mutter für ihn hatte, und ihn unentgeltlich von ihrem Brode nährte. Von Bern ging Schinner nach Zürich, dann nach Como, um seine Studien zu beendigen, und seine Wohlthäterin hörte nichts mehr von ihm. Viele Jahre verflossen, während welcher Schinner rasch auf den Gipfel der Größe stieg, und Kardinal und Legat des heil. Stuhls in der Lombardei und bei den Schweizer-Kantonen wurde. In dieser Eigenschaft kam er mit einem, seinem hohen Range und seiner wichtigen Sendung entsprechenden Gefolge nach Bern. Kaum angekommen, erkundigte er sich nach seiner alten Wirthin, und erfuhr mit Vergnügen, daß sie noch lebe. Am andern Tage schickte er einen Haushofmeister in ihre ärmliche Wohnung, um diese tapezieren, ausschmücken und prächtig ausmöbliren zu lassen; man sagte der armen Frau, daß dieß alles auf Befehl des Kardinals Schinner geschehe. Diese begriff es nicht; sie hatte wohl von dem Kardinal Schinner sprechen hören, der soviel Lärmen in der Welt machte; allein sie dachte nicht daran, daß dieser mächtige Mann der arme Schüler sei, den sie einst beherbergte, und der übrigens schon lange vergessen war. Der Kardinal hatte eine kostbare Mahlzeit und Alles, was es bedurfte um sie glänzend zu bedienen, zu ihr bringen lassen; er begab sich selbst mit mehreren eingeladenen Rathsherren von Bern dahin und setzte sich mit ihnen zu Tisch. Die gute Alte, der er sich zu erkennen gab und die er nöthigte an seine Seite zu sitzen, war in der größten Verwirrung; der Kardinal bewies ihr aber soviel Freundschaft und Zuvorkommenheit, daß sie sich endlich beruhigte. Er nannte sie seine Mutter und forderte von ihr, daß sie ihm den nämlichen Namen gebe wie damals, als er arm und jung bei ihr war. Als er von ihr ging, ließ er ihr das Silbergeschirr, die Teppiche, das Hausgeräthe und Alles, was er hatte zu ihr bringen lassen, und sandte ihr noch ein Geschenk von 200 Dukaten. Mehrere Male während seines Aufenthalts in Bern besuchte er sie; bei seiner Abreise nahm er Abschied von ihr, gab ihr seinen Segen und empfahl sich in ihr Gebet.



Das Entlibuch.

Zwei Straßen führen von Bern nach Luzern; die interessanteste und kürzeste ist ohne Zweifel die, welche über Langnau und das Entlibuch geht. Nachdem man die schönen Landgüter in der Umgegend von Bern verlassen, kommt man bald nach Worb, ein großes Dorf, wo man ein Schloß und einige schöne Landhäuser sieht. Eine Stunde weiter (drei Stunden von Bern) bemerkt man rechts das alte Schloß Wyl, dessen Hauptgebäude ein großer vier-eckiger Thurm ist, den man aus großer Ferne unterscheidet, und den man an einem heitern Abende von den Höhen des Jura oberhalb Solothurn, Biel und Neuenburg sehr gut sehen kann. Von da erstreckt sich die Aussicht über die Gletscher, die Stockhornkette und den ganzen nördlichen Theil des Kantons Bern. Römische, in der Umgegend gefundene Alterthümer bezeugen, daß Römer hier gewohnt haben; ob es ein militärischer Posten war oder ein Landgut, ist schwer zu entscheiden; übrigens ist der noch bestehende Thurm kein römisches Bauwerk. In einem Keller hat man ein merkwürdiges Denkmal gefunden, in Form eines Altares, 5 — 6 Fuß hoch und grob gehauen. Ein verzerrter Kopf ist auf einer seiner Seiten eingehauen, und darunter 9 Ringe, einer über dem andern. Dieses Denkmal ist gegenwärtig im Bächihölzli bei Thun; man glaubt mit einigem Recht, daß es keltisch sei und der Kopf der Gott Belen, den Baldars der scandinavischen Edda vorstelle. Nahe dabei ist ein Hügel, der Ballenbühl genannt, und ein wenig weiter westlich ein anderer stark beholzter, auf dessen Gipfel man deutlich eine kreisförmige, mit mehreren Gräben umgebene Erhöhung bemerkt; ist dieß nicht einer der Tempel, einer jener in der Tiefe der Wälder versteckten Haine, wo die Druiden ihre abscheulichen Mysterien feierten? In allen Fällen ist das erste Denkmal vom höchsten Alterthum, und wahrscheinlich das einzige dieser Art, das man in der Schweiz gefunden hat. In Höchstetten, wo man ein gutes Wirthshaus findet, ist man schon im Emmenthal; das Land wird gebirgiger, älplicher, mannigfaltiger. Die Berge, die Thäler sind mit dem schönsten Grün bedeckt; die Dörfer und ihre Bewohner zeigen einen Wohlstand, den man sonst nicht überall trifft. Auf einer Anhöhe links von der Straße, 1½ Stunden von Höchstetten, befinden sich die Ruinen des Schlosses Signau, ehemals ein Amtssitz, nun nach Langnau verlegt. Signau war vormals eine Herrschaft, die an Bern verpfändet wurde. Langnau ist eines der schönsten und reichsten Dörfer des Kantons Bern,

was es seiner Industrie und der Thätigkeit seiner Bewohner verdankt; es enthält viele schöne und bequeme Häuser. Das Wetter war so schön, die Gegend so malerisch, daß ich meine Reise zu Fuße fortsetzte, um so mehr, als der Wagen sich einige Stunden in Langnau aufhalten mußte, wo ich nichts zu thun hatte. Eine Menge von Obstbäumen beschattete Häuser ziehen sich auf beiden Seiten der Entlibucher Straße hin. Bald kommt man an ein sehr großes hölzernes Gebäude, das Spital von Langnau; nach seinem Umfang zu schließen, muß diese Gemeinde viele Arme, und anderseits ein gewisses öffentliches Vermögen oder wohlthätige Bürger haben, die eine solche Anstalt unterhalten; es ist wahr, die Gemeinde Langnau hat mehr als 4000 Einwohner. Dieses Spital ist für 300 Arme und 100 Waisen eingerichtet. Das Thal wird bei Tschangnau beträchtlich enger, wilder und weniger bewohnt; es ist bis Kröschenbrunnen, dem letzten Dorfe des Kantons Bern, nur ein Engpaß. Bald befindet man sich in dem Kanton Luzern. Bis hierher war die Straße, welche von Langnau aus bald dem rechten, bald dem linken Ufer der Züri folgt, vortrefflich. Ein neues, sehr verschiedenes Thal öffnete sich vor mir bei dem Eintritt in das Entlibuch; je weiter man kommt, desto breiter wird es; es ist weniger lachend, weniger fruchtbar und im Anfang sogar ziemlich eintönig. Escholz matt oder Eschlis matt ist das erste beträchtliche Dorf, das man im Entlibuch antrifft; es ist groß, wohl gebaut und durch seine großen Viehmärkte berühmt. Dieß ist das am höchsten gelegene in dem Thale (2850 Fuß über dem Meere). Desselich von dem Dorfe fließen alle Wasser nach dem Luzerner See, und westlich gegen den Kanton Bern. Der hauptsächlichste Reichtum dieses Thales, das 8 — 9 Stunden lang und 4 Stunden breit ist, besteht in Weiden, welche mehr als 6000 Stück Rindvieh, ungefähr 800 Pferde und 4000 Schafe oder Ziegen ernähren. Seine sehr geschätzten Käse sind unter dem Namen der Emmenthaler bekannt. Man pflanzt Kartoffeln, aber wenig Getreide. Indessen ist das Land nicht ohne Industrie, denn man spinnt viel Flachs, dessen Erzeugniß ziemlich beträchtlich ist. Die kleine Emme durchströmt dieses Thal in seiner ganzen Länge und fällt bei Luzern in die Reuß; sie führt Gold, aber nicht genug um die Ausbeute zu lohnen. Die Regierung von Luzern hatte im vorigen Jahrhundert beschlossen, aus diesem Golde Medaillen schlagen zu lassen; allein sei es, daß das kostbare Metall nicht in erforderlicher Menge vorhanden war, sei es aus einer andern Ursache: die Medaillen kamen nie zum Vorschein. Während ich über diese Medaillen in Hoff-

nung nachdachte, ließen sich einige heftige Donnerschläge hören; ein furchtbares Gewitter hatte sich hinter mir zusammengezogen; ich hörte auf die Warnung und verdoppelte meine Schritte, in der Hoffnung, Schüpfen erreichen zu können, das ich schon sah, ehe der Himmel sich in Strömen ergieße, aber es war zu spät; das Gewitter rückte mit Riesenschritten vor, ein finsternes Gewölke bedeckte bald das ganze Thal, die Donnerschläge verdoppelten sich und schwarze Wolken wälzten ihre drohenden Massen an dem Pilatus hin. Bald fielen dicke Tropfen, dann veränderte ich meinen ohnehin schon schnellen Schritt in ein Laufen, aber nach einer Minute fiel der Regen in Strömen; ich lief was ich konnte nach einer kleinen Kapelle, welche ich unfern der Straße bemerkte und von welcher der Säulengang mir Schutz gewährte. Da, während ich mich trocknete, konnte ich mit Muße das Gewitter betrachten. Mir gegenüber, an einem steilen Abhange des Pilatus, bemerkte ich undeutlich ein Gebäude, dessen schneeweiße Mauern von der düstern Färbung des Gebirges abstach; es war die Kapelle zum heiligen Kreuz, deren Gründung vom Jahr 1340 sich datirt. Zu dieser Zeit ließ sich der Ritter Johann von Narwangen, dessen Gewissen belastet sein mochte, in dieser Wildniß nieder, und baute diese Kapelle neben seinen Zufluchtsort, wohin ihn Gefährten hohen Stammes begleiteten. Dieser edle Ritter hatte vorher Frau und Kinder verlassen, um in St. Urban in den Orden der Cisterzienser zu treten. Diese Eremitengemeinschaft bestand bis 1469, und die damals erbaute Kapelle wurde ein Wallfahrtsort.

Das Entlibuch hatte von der Herrschaft der zahlreichen Adlichen in dem Thale bis zum 14. Jahrh. viel zu leiden. Diese Edelknechte waren alle von dem Hause Wollhausen abhängig, das 1299 seine Rechte an das Haus Oesterreich verkaufte, welches die ganze Gegend den Herren von Grünenberg, dann den Grafen von Narberg und endlich an Peter von Thorberg, einen würdigen Nachahmer des Tyrannen der Waldstätte, verpfändete. Die Bewohner des Entlibuchs hatten gewisse Rechte und Privilegien, welche sie als das Palladium ihrer Freiheit betrachteten und die durch Thorbergs Plackereien jeden Augenblick in Gefahr waren. Um sich einer Stütze zu versichern, schlugen sie Luzern einen Bürgerrechtsvertrag vor. Der Tyrann machte ihnen aber ein Verbrechen daraus, und es kostete Mehreren die Köpfe. Thorberg kam sogar bis an die Thore von Luzern und beschimpfte die Stadt. Der unkluge Baron mußte indeß diese Prahlerei theuer bezahlen; die Luzerner kamen mit Macht vor Wollhausen, das sie von

Grund aus zerstörten, und Thorberg mußte sich glücklich schätzen, seine Rechte auf das Entlibuch gegen die Summe von 3000 fl. vertauschen zu können. Allein erst 1405 kam ein ewiger Bürgerrechtsvertrag mit Luzern zu Stande. Die Lasten, welche dieser Vertrag auflegte, waren nichts weniger als schwer für die Entlibucher; da diese aber sich einen übertriebenen Begriff von der Freiheit machten, so suchten sie sich mehrmals von Luzern unabhängig zu machen, namentlich in den Jahren 1432, 1477, 1513, 1555, 1631 und endlich 1653. Eine Münzverordnung war der Vorwand zu diesem letzten Aufstande. Die Gemeinden des Entlibuchs hatten durch einen Deputirten hierüber Vorstellungen machen lassen, die im Hauptorte sehr übel aufgenommen wurden; es bedurfte nicht mehr, um die Flamme des Aufruhrs anzufachen. Drei Abgeordnete von Luzern wurden im Wirthshause gepackt, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, sie geknebelt, ihnen Nasen und Ohren in Gabeln eingeklemmt, und so unter Trommeln und Pfeifen durch das Dorf geführt und dann zum Lande hinausgejagt. Der Schultheiß Duliker, an der Spitze einer zahlreichen Deputation von Magistratspersonen und Geistlichen, kam hierauf in der Hoffnung, diesen Sturm zu beschwören. Allein diese Friedensstifter prophezeiten von ihrer Sendung nichts Gutes, als sie am andern Morgen eine lange Prozession unter ihren Fenstern vorüberziehen sahen, voran eine weiße Fahne und Bursche, welche aus aller Macht die Alpenhörner bliesen. Nach ihnen kamen drei Offiziere, denen drei Männer, die Helden des Rütli vorstellend, folgten; dann schlossen 1400 Mann, mit Keulen bewaffnet, unter drei Fahnen den Zug, der sich in die Kirche begab. Kurz nachher kamen Abgeordnete, um die Luzerner Gesandtschaft abzuholen. Man antwortete auf die Vorstellungen von dieser mit solchem Uebermuthe, man machte so übertriebene Forderungen, daß die Gesandten nichts Besseres thun konnten, als wieder zu gehen wie sie gekommen waren. Dann nahm der Aufstand einen drohenden Charakter an und breitete sich in die Kantone Bern, Solothurn und in dem übrigen Theil des Kantons Luzern aus. Insurgentenversammlungen bildeten sich; bewaffnete Banden durchzogen das Land und begingen tausend Unordnungen. Die Abgeordneten der sechs katholischen Kantone, welche in der Absicht, zu vermitteln, kamen, wurden verhaftet und eingesperrt. Die Empörten zogen nun in Masse vor Luzern, das sie mit gänzlicher Zerstörung bedrohten. Dann schickten die sechs katholischen Kantone, Zürich, Schaffhausen, Basel und die andern, von der Revolution nicht angesteckten Gegenden der Schweiz Luzern Truppen zu

Hülfe. Bern, das seine eigenen Aufrührer schon zu Paaren getrieben, machte eine Diversion gegen das Entlibuch. Da die Luzerner Bauern sahen, daß ihre Angelegenheiten eine schlimme Wendung nehmen, verloren sie den Muth und begannen sich zu zerstreuen. So störrig sie bisher gewesen, so geschmeidig zeigten sie sich jetzt. Die Regierung zeigte einige Nachgiebigkeit und Alles kehrte zur Ordnung zurück. — Das Entlibuch bildet heutzutage ein in drei Bezirke getheiltes Amt, mit etwa 18,000 Einwohnern.

Das Gewitter dauerte seit zwei Stunden, Wasserströme überschwemmten den Boden, eine Menge Bäche von jeder Größe stürzten rauschend von dem Gebirge herab; die Emme schwoll zusehends an, sie wälzte mit ihren trüben Wellen Steine und Holz fort, die heftig an den Damm stießen, der die Straße schützte. Endlich hörte der Regen auf und ich beeilte mich, meine Zufluchtsstätte zu verlassen; nach einer halben Stunde erreichte ich Schüpfen, ein schönes, beinahe ganz in Stein erbautes Dorf, das vor einigen Jahren von einer Feuersbrunst fast gänzlich zerstört wurde. Man sieht da einen Thurm, worin die alten Freibriefe und das Banner des Thales eingeschlossen ist. Oberhalb des Dorfes ist ein Kapuzinerkloster, von dem man eine sehr schöne Aussicht hat. Kaum hatte ich Schüpfen verlassen, so holte mich der Wagen ein, den ich in Langnau zurückgelassen hatte. Der Fuhrmann hatte so eben eine Frau rekrutirt, deren Umfang so beträchtlich war, daß sie ungefähr den ganzen Wagen ausfüllte und es mir unmöglich war zu errathen, wohin ich mich setzen, obschon meine Person, mit dem weiblichen Riesen verglichen, sehr unbedeutend war. Ich warf dem Führer einen fragenden und verweisenden Blick zu, der heimlich lachte. Nachdem jedoch die Schöne alle Falten ihrer ungeheuern Röcke zusammengerafft hatte, konnte ich mich wohl oder übel neben sie setzen, und wir machten uns auf den Weg auf die Gefahr hin, das Fuhrwerk zu zerbrechen. Die Tracht meiner Gefährtin zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Nach ihrem Reichtum und der Zahl ihrer silbernen Ketten zu urtheilen, mußte es die Frau eines Vornehmeren des Ortes sein. Sie sagte mir, sie gehe zu ihren Verwandten bei Luzern. Die Entlibucher Tracht, wenn schon wenig von der Luzerner verschieden, ist doch weit weniger grazios. Die Männer dieses Thales sind wegen ihrer athletischen Gestalt und Muskelkraft berühmt, daher sind auch die gymnastischen Übungen häufig Festanlässe bei ihnen. Wenn diese Männer stargliedrig sind, so geben die Weiber ihnen hierin nichts nach, und vergebens sucht man bei ihnen schlanken und leichten Wuchs.

Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß sie hierin eigene Begriffe haben, denn nach ihren weiten Röcken darf man glauben, daß eine breite, vierschrötige Leibesgestalt in ihren Augen das Non plus ultra der Schönheit ist. Diese kurzen Röcke zeigen solide, mit weißen anliegenden Strümpfen bedeckte Stützpunkte. Das rothe Tuch, welches diese Weiber gewöhnlich um den Kopf tragen, verschönert sie sehr wenig.

Während diesem kritischen Examen kamen wir in das Dorf Entlibuch, das seinen Namen dem ganzen Thale gegeben; meine Absicht war da zu übernachten, der Kutscher hielt vor dem Wirthshause, und ging den Stallknecht zu rufen. Ich schickte mich an, was nicht gar leicht war, aus meinem Winkel mich herauszumachen, in dem ich eingepreßt war, als das Pferd, ungeduldig in den Stall zu kommen, schnell sich um die Hausecke wandte. Da der Boden abschüssig war, und meine kolossale Gefährtin, vielleicht wegen der schnellen Bewegung des Pferdes besorgt, den unglücklichen Gedanken hatte, sich vorwärts zu hängen: so verlor der Wagen das Gleichgewicht, stürzte um und wir wurden in den Koth geworfen, ich zuerst, die dicke Frau auf mich und das Fuhrwerk auf uns beide. Meine Lage war nichts weniger als angenehm; die ungeheure Fleischmasse, unter welcher ich begraben war, drückte mir auf den Rücken wie ein furchtbarer Alp und hinderte mich an jeder Bewegung. Der Wagen wurde aufgehoben, was übrigens meine Lage wenig verbesserte; einzig hörte ich meine Gefährtin aus aller Kraft ihrer Lungen schnauben wie einen Schmiedebalabalg. Ihr Kopf ging über den meinigen hinaus, ihre Röcke darüber und ihre beiden Arme, Säulen gleich, in den Koth versenkt: dieß ließ mich schließen, daß sie sich in einer sonderbaren Lage befinden müsse, was mir durch das boshafte Lächeln der Zunge bestätigt wurde, als ich endlich (und es war Zeit) von meiner Last entledigt, aufstehen konnte. Als ich mich versichert hatte, daß alle meine Glieder in gutem Zustande seien, wandelte mich das Lachen auch an, als ich sah, wie wir zugerichtet waren. Aber die arme Frau lachte nicht; sie, die sich ein Fest aus der Reise gemacht, sich mit ihren schönsten Kleidern geschmückt hatte; sie, deren Strümpfe so eben noch so weiß, nun bis auf die Knie beschmutzt, deren Haube, kaum noch von allen Regenbogenfarben glänzend, nun mit Schlamm bedeckt war; und das Schlimmste sah man vielleicht nicht einmal. Der Wagen, als er auf gewisse Theile des Körpers fiel, hat wahrscheinlich mehrere, mehr oder minder schmerzhaftere Eindrücke zurückgelassen, was übrigens die, welche die Schöne aufgehoben, besser wissen mochten, als ich. Der Kutscher schnitt auch

ein erbärmliches Gesicht, als er die Trümmer seiner Wagendecke zusammenlas, die sich an der Mauer zerschlagen hatte. Nach Allem aber, warum war sein Pferd nicht besser gezogen? Dieser Unfall hinderte mich nicht, gut zu Abend zu essen und dann noch einen Spaziergang in der Umgegend zu machen.

Das Dorf Entlibuch ist in einer reizenden Lage am Zusammenfluß der Emmen und der Entlen. Dieser Bergstrom ist für das Dorf ein gefährlicher Nachbar. Er kommt aus den tiefen Schluchten der Pilatuskette, und wenn er durch den Regen angeschwellt ist, so reißt er in seinem ungestümen Laufe ungeheure Felsenstücke mit sich fort. Das wohlgebaute Dorf Entlibuch enthält 2250 Einwohner; die Kirche ist sehr hübsch. In kleiner Entfernung südlich sieht man das Dorf Hasli und weiterhin die verschiedenen Abstufungen der mit schönen Weiden bedeckten und mit Tannen bekränzten Gebirge. Schöne Wiesen und Baumgärten umgeben das Dorf Dopplischwand, das man im Hintergrund des Thales jenseits der Emme erblickt. Die Race des Hornviehs im Entlibuch ist kleiner als die im Emmenthal; sie ist schwärzlich braun mit einem grauen Strich über den Rücken. Die italienischen Händler ziehen diese Farbe vor.

Der Charakter der Bewohner des Entlibuchs ist ebenso merkwürdig, als ihr Land. Sie zeichnen sich durch einen originellen, poetischen und satyrischen Geist, durch große Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit aus. Sie sind sehr einig; beleidigt man Einen, so beleidigt man Alle. Wenn sie sich unter einander schlagen, und ein Fremder sich in den Streit mischen wollte, so sind sie bald einig, um über den Vermittler herzufallen. Das Luzerner Contingent befand sich einst im Felde; ein Entlibucher Soldat, der Wache stand, hörte einen großen Lärm in einem Wirthshause; da er in dem Geschrei die Stimmen einiger der Seinigen zu erkennen glaubte, so kümmerte er sich wenig um Disziplin und Mannszucht, warf sein Gewehr weg und eilte zu seinen Kameraden. Sie sind eben so anhänglich an ihre alten Gebräuche, als an ihre Freiheit. Der Kiltgang besteht dort noch in vollem Maße. Nach dem Abendgebet, das gemeinschaftlich verrichtet wird, schleicht sich der junge Mensch fort, über Berg und Thal, zu dem Gegenstand seiner Sehnsucht, der seine Ungeduld theilt. Nichts hält ihn zurück, weder Entfernung, noch die Gefahren des Weges, noch die Besorgniß Nebenbuhlern zu begegnen; mit halbbedecktem Gesichte macht er manchmal 2—3 Stunden in der Finsterniß. Gewöhnlich bringt er ein Geschenk an Leckereien oder geistigen Getränken, oder in der schönen Jahreszeit einen Strauß Feld-

blumen, die er mit Gefahr seines Lebens am Rande eines Abgrundes gepflückt. Die Nacht vergeht unter zärtlichen Gesprächen; erst mit Tagesanbruch trennen sich die Liebenden und der junge Mann kehrt singend zum väterlichen Dorfe zurück. Wehe dem fremden Nachahmer, der sich bei einer Schönen des Landes einführen wollte! Da die jungen Mädchen als ein Nationaleigenthum betrachtet werden, so könnte er der Rache der jungen Leute des Ortes nicht entgehen, und das Geringste, was ihm begegnen könnte, wäre eine tüchtige Tracht Schläge und eine Eintauchung in eine Pfütze; weder sein Rang noch sein Geld könnten ihn dieser Behandlung entziehen. Wenn endlich diese nächtlichen Verbindungen zur Heirath geführt haben, was beinahe immer geschieht, so findet die Hochzeit mit allem Pomp und allen seit Jahrhunderten gebräuchlichen Ceremonien Statt. Die Tracht der Braut hat etwas ganz Besonderes und ändert nie in diesem Falle. Namen, Vornamen der Braut und die Jahrzahl müssen durchaus in hervorstechenden Farben auf das Oberkleid derselben gestickt sein. Mit Musik an der Spitze begibt sich das Brautpaar mit seinem bunten Gefolge in die Kirche. Der Bräutigam ist in der Nationaltracht; die Braut, in rothen Strümpfen, weißer Schürze und den Brautkranz auf dem Kopfe, wird von dem Brautführer geführt, der sie an ihrer Schürze hält, damit sie ihm nicht weggenommen werde; hinter ihnen kommt eine Frau, die gelbe Frau genannt, die einen Korb mit Blumen trägt. Nach der Copulation begibt man sich in das Wirthshaus, wo man die Hochzeit durch alterthümliche Tänze feiert. Dann kommt die gelbe Frau und fordert den Blumenstrauß des Bräutigams und die Brautkrone, welche sie in die Flammen wirft. Wenn sie beim Verbrennen nicht knistern, so ist es ein gutes Zeichen für die Neuvermählten. Das Gefolge begibt sich später in das Haus der Ehegatten, wo ein reichliches Mahl bereitet ist, aber vor dem Eintritt kniet Jeder auf der Thürschwelle nieder und betet für das Wohl der künftigen Haushaltung. Bei derlei Anlässen werden die Armen nicht vergessen und erhalten Theil am Mahle.

Ein sonderbarer Gebrauch, dessen Ursprung man nicht kennt, erneuert sich jährlich am letzten Montag der Fastnacht; es ist ein drolliger Austritt, der die Theilnahme der ganzen Bevölkerung des Entlibuchs im höchsten Grade aufregt. Diesen Tag, der Hirsmonat genannt, pflanzt man nach dem Gottesdienst in allen Gemeinden die Schützenfahne vor das Gerichtshaus. Bei diesem Zeichen kommt Alles in Bewegung: Männer, Weiber, Greise und Kinder laufen auf den Dorfplatz, klettern auf die Mauern



LE LUNDI DE CARNAVAL
dans l'Estibuch.

Der Himmontag
im Estibuch

an der Straße, oder pflanzen sich an die Fenster der Häuser, vor welchen das Schauspiel beginnen soll. Jeder verbirgt sorgfältig seine Besorgnisse oder seine geheime Freude, nach dem was er für seine Rechnung oder für die der andern zu erwarten hat. Die Erwartung ist aufs Lebhafteste gespannt; endlich hört man ein verwirrtes Geräusch und einen großen Lärm; der Ruf: „er kommt! er kommt!“ wiederholt sich von Mund zu Mund; die Menge öffnet sich, und man sieht im Galopp auf einem schweren Pferde den Abgesandten einer benachbarten Gemeinde ankommen, die auch einen Abgeordneten von derjenigen erhält, wohin dieser geschickt ist; eine zum Voraus abgemachte Sache. Diese wichtige Person wird mit lärmendem Zuruf empfangen; das Pferd ist mit Blumen, Schellen und Kränzen beladen, er selbst trägt einen großen dreieckigen Hut, ebenfalls mit Blumen und Glittern bedeckt, sein Kleid mit Bändern gespickt. Vor der Fahne angekommen, hält er; die Magistraten begrüßen ihn und während sie sein Pferd am Zügel halten, schenkt ihm der Wirth den Ehrenwein ein. Ehe der Reiter seine Brieffschaften liest, durchläuft er die Menge mit boshaftem Blicke; wenn er Jemand darunter, Jungen oder Mädchen, bemerkt, auf welchen seine Spitzreden ganz besonders fallen sollen, so bietet er ihm ein Glas Wein an. Dann zieht er gravitatisch einen ungeheuern Brief in Folio aus der Tasche, auf dessen Rücken das Wappen des Thales gemalt ist; er beginnt mit starker, schleppender und halb singender Stimme die Verlesung einer in Versen geschriebenen Epistel. Manchmal sind es zwei Abgeordnete von zwei verschiedenen Dörfern, dann wechseln sie ab, der erste Abgeordnete liest den ersten Vers, der andere den zweiten und so bis ans Ende. Diese Epistel ist gewöhnlich in verschiedene Abschnitte abgetheilt. In der Einleitung spricht man kurz von der Geschichte der Schweiz oder der des Entlibuchs im Besondern. Manchmal zieht der Dichter von Anfang an das Benehmen des vorigen Jahrs an eine Gemeinde geschickten Abgeordneten ins Lächerliche; oder er wirft die Lächerlichkeit auf die Gemeinde, zu der er spricht, indem er sich und seiner Gemeinde das übertriebenste Lob ertheilt. Der zweite Theil ist eine heisende Satyre gegen alle Personen, welche sich im Laufe des Jahres durch irgend eine börrichte oder lächerliche Handlung bemerklich gemacht haben; übrigens kennt der Gesandte die Laler Geschichte des Ortes auswendig, und benutzt sie im sein groteskes Gemälde zu zeichnen. Die einzelnen Personen sind gewöhnlich so gut charakterisirt, daß Jeder sie ohne Mühe erkennt. Es entsteht daraus Gelächter und Hohneschrei, welches diejenigen,

die sie betrifft, nicht immer belustigen. Obschon der ländliche Dichter die Dbrigkeiten nicht geradezu anzugreifen wagt, so weiß er sich doch immer so einzurichten, daß Niemand verschont werde. Nach jedem Theil der Rede schöpft der Leser Athem und feuchtet die Kehle mit einem Glase Wein an. In dem letzten Theile der Epistel mustert er die Gesamtheit der Gemeindebewohner, die er im Allgemeinen und ohne Schonung durchhehelt. In der Schlußrede ladet er seine Zuhörer gravitatisch ein, geregelter in ihren Sitten, nüchterner zu sein, die Geseze und die Obrigkeit mehr zu achten, damit sie der Gunst würdig bleiben, nach der Sitte ihrer Väter den Hirs Montag feiern zu dürfen.

Sobald der Abgeordnete seine Mission beendet hat, steigt er vom Pferde, das er dem Weibel oder einer obrigkeitlichen Person übergibt, die dafür verantwortlich ist. Dann begibt er sich in den Tanzsaal, wo er, von seinem Vorrecht Gebrauch machend, die anwesenden Mädchen mustert und die schönste zu seiner Tänzerin wählt. Jeder beeilt sich, dieser majestätischen und buntscheckigen Personnage Platz zu machen, während sie mit ihrer Tänzerin Sprünge macht. Auf den Tanz folgt eine reichliche Mahlzeit, wo der Ehrenplatz dem Helden des Festes unter den Angesehenen des Ortes vorbehalten ist, welche die Kosten tragen. Wenn schon mancher junge Mensch oder manches junge Mädchen die Zielscheibe seiner grausamen Ausfälle gewesen ist, so ist seine Person doch so heilig, daß Niemand es wagen dürfte, ihm öffentlich die geringste Beleidigung zuzufügen; in dessen handelt er klug, wenn er sich vor Nacht entfernt, denn er könnte leicht unterwegs von einem Steinhagel begrüßt werden. Er kehrt daher in starkem Trotte nach seinem Dorfe zurück, wo er von Neuem regaliert wird. Die jungen Leute bringen den Rest der Nacht mit Tanzen und Singen in den Wirthshäusern zu, wo sie den betäubendsten Lärm machen. Ehemals endigte dieses Fest auf andere Weise. Die Bewohner von zwei gleichen Gemeinden vereinigten sich in einem zum Voraus bezeichneten Orte. Nach dem Verlesen der satyrischen Epistel erhob der Dichter die vor dem Wirthshaus aufgepflanzte Fahne, die Tambours schlugen einen Wirbel und dann begab sich die ganze Bevölkerung unter militärischer Musik auf eine benachbarte Wiese. Da bildeten sich zwei Corps von Kämpfern, die sich einander gegenüber aufstellten. Nach einer kurzen Anrede eines Veteranen, ließ sich die kriegerische Menge auf die Knie nieder, um nach der Väter Sitte Gott um Beistand zu bitten. Auf einen Trompetenstoß erhoben sich die Soldaten, schlossen ihre Glieder und beide feindlichen Truppen stürzten aufeinander.

Ihr Zusammenstoß war so furchtbar, daß ganze Glieder vom Boden aufgehoben wurden, aber Keiner gab nach; die Hintern stießen die Vordern vorwärts, welche, Kopf gegen Kopf, Brust gegen Brust, Knie gegen Knie sich stießen, sich drängten, bis eine der beiden Linien durchbrochen war, was den Sieg entschied. Wie wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes gehandelt hätte, so ermahnten die Eltern, und manchmal, wenn eine der Partien zu weichen begann, so warfen sich die Greise, die Weiber und die Mädchen in das Gemenge, um sie zu unterstützen. Wenn der Kampf durch die Niederlage der einen oder andern Partei beendet war, so formirten sich die mit Schweiß und Staub bedeckten Kämpfer wieder und labten sich im Dorfe unter Musik und Fauchzen. Seit einem halben Jahrhundert finden diese Kämpfe nicht mehr Statt, wahrscheinlich der häufigen Unfälle wegen.

Die Männer des Entlibuchs prahlen gern mit ihrer Stärke und Tapferkeit. Während der Unruhen zu Freiburg zu Ende des letzten Jahrhunderts begegnete einst der General Lentulus einem jungen Soldaten aus dem Entlibuch von dem Luzerner Contingent, klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „hast du Muth, guter Freund?“ — „Ja, meiner Seele, antwortete der andere, um mich mit sechs wie Ihr zu messen“ — Während der Besetzung Neuenburgs 1781 durch die Schweizer Truppen sah ein Entlibucher Soldat einen Esel, der in einem Brunnen zu saufen suchte, ohne bei der Höhe des Brunnentrogs das Wasser erreichen zu können; er nahm das durstige Thier und warf es in den Brunnen. So tapfer und schlagfertig die Bewohner des Entlibuchs sind, so lieben sie doch den militärischen Zwang nicht. Ihre Uniform zu Ende des letzten Jahrhunderts war so einfach als bäuerisch; sie machten kurzweg rothe Aufschläge und Kragen auf ihre braunen Jacken, die einen Theil ihrer Nationaltracht ausmachen; weiße, über die blauen kurzen Hosen gerollte Strümpfe machten den untern Theil ihrer Ausrüstung aus.

Den andern Morgen nach meiner Ankunft in Entlibuch war ich frühzeitig auf den Beinen; die Zerstörungen des vorigen Tages waren bis auf einige Schrammen und blaue Flecken wieder im Reinen. Nicht so bei meiner Unglücksgefährtin; des Reisens



übersatt, war sie hinkend nach Hause zurückgekehrt. In einer kleinen Entfernung vom Dorfe geht es die Brameck, 3390 Fuß über dem Meere, hinauf. Diese Straße wurde erst vor Kurzem gemacht; die Steigung ist beschwerlich für die Pferde; da man aber die alte Straße längs der Emme und über Bollhausen wiederherstellt, so wird man bald nicht mehr hierdurch müssen. Uebrigens ist der Weg über die Brameck der kürzeste, und einmal oben, wird man für die Mühe reichlich durch die schöne Aussicht belohnt, die man über den größten Theil des Kantons Luzern und die nördliche Schweiz genießt. Man findet ein ziemlich gutes Wirthshaus daselbst. Vom Fuße des Berges bis Luzern reist man beständig zwischen mehr oder minder beholzten Hügeln, und das Entlibuch vermischte sich mit dem Reusthale bei Luzern, wo ich bald wohlbehalten ankam. Es ist bemerkenswerth, daß der Entlibucher mehr Sympathie für seine Nachbarn, die Emmenthaler im Kanton Bern zeigt, mit welchen er mehr Aehnlichkeit des Charakters hat und die vielleicht gleichen Ursprungs mit ihm sind, als für seine luzernischen Mitbürger, die er manchmal in verächtlichem Tone Gäuer nennt.



Das Harnesear.

Im dreizehnten Jahrhundert, wo die Geistlichkeit und die weltliche Macht in beständigem Kampfe um die zeitliche Gewalt waren, wo der Mißbrauch der Stärke, die Unterdrückung, die Gesetzlosigkeit und allen möglichen Haß erzeugten, wo das Lebewesen die Völker erdrückte, ist es nicht zu verwundern, wenn die Civilisation wenig vorgeschritten und die gesellschaftlichen Einrichtungen eben so barbarisch waren, als die Sitten. Eine dieser Zeit würdige Strafart war das Hundetragen (Harnesear), die man denjenigen auflegte, welche einen Angriff auf den öffentlichen Glauben oder gegen irgend einen hochgestellten Geistlichen begangen hatten. Um sein Verbrechen zu büßen, war der Schuldige verpflichtet, bis zu einem von den Richtern bestimmten Orte einen Hund auf seinen Schultern zu tragen, wenn er ein Graf oder Freiherr war; einen Sattel, wenn er Ritter oder Knappe, und eine Pflugschaar und Pfluggabel, wenn er Bauer oder Leibeigener war. Diese Bestimmungen änderten sich aber häufig nach den Verhältnissen.

Während der Regierung Friedrich II., Kaisers von Deutschland, begegnete Friedrich, Graf von Pfirt, 1229 bei Altkirch Heinrich von Thun, Bischof von Basel, beschimpfte ihn, nahm ihn nach verschiedenen Mißhandlungen mit seinem Gefolge ge-

fangen und ließ ihn nur unter den härtesten Bedingungen los. Der Bischof beklagte sich bei dem Kaiser, der unter Androhung der Reichsacht den Grafen zwang, öffentliche Genugthung für die dem Bischof zugefügten Beleidigungen zu geben. Er verurtheilte ihn zur Strafe des Harnesear in folgenden Bestimmungen: Am bestimmten Tage werden sich der Graf, seine Söhne, seine Gemahlin und alle Personen seines Hauses an das Spalenthor in Basel begeben. Da werden sie den Harnesear, Jeder nach seinem Rang und Stand, auf ihre Schultern nehmen und ihn durch die Straße der Stadt bis zu den Pforten des Münsters tragen, wo sie knieend ihr Gebet verrichten; dann stehen sie auf und begeben sich zu dem Bischof, wo er auch sein mag, werfen sich dreimal demüthig vor ihm nieder und bitten um Gnade; und wenn sie wieder aufgestanden sind, was erst auf Befehl des Bischofs geschieht, wird der Graf Jenen von allen seinen Versprechungen, die er ihm während seiner Gefangenschaft sowohl schriftlich als mündlich ausgepreßt, entbinden und die zur Sicherheit genommenen Geiseln in Freiheit setzen; dann wird er, der Graf von Pfirt, schwören, nie ohne Bewilligung des Bischofs oder seines Nachfolgers in seine Grafschaft zurückzukehren. Mit Einwilligung seiner Gemahlin und seiner Söhne wird

er der heiligen Jungfrau zwei Herrschaften schenken, die ihm der Bischof zu Lehen geben und dann ihm den Friedensfuß gewähren wird. Der Graf wird den gegenwärtigen Vertrag mit seinem Siegel besiegeln, und ihn von seinem Sohne innerhalb 18 Monaten besiegeln lassen, wenn nicht, so soll er, seine Frau, seine Kinder, seine Diener und alle seine Unterthanen im Kirchenbann sein, so wie alle diejenigen, welche ihnen während dieses Bannes Aufenthalt geben. Ferner wird er die Strafe bezahlen, die ihm das Münsterkapitel zu Basel auferlegen wird. Alle Einwohner von Mülkirch, wo das Verbrechen begangen wurde, werden sich in Prozession nach Basel begeben; an dem Thore werden sie ihre Kleider ab- und die wollenen Buffleider anlegen; dann begeben sich Alle, zwei und zwei, nach dem Münster, wo sie auf die Knie niederfallen und worauf ihnen die Haare abgeschnitten werden. Der Gräfin, so wie ihren Ehrendamen und ihrem weiblichen Gefolge wurde gestattet, sich der Anwesenheit bei der Ceremonie mittelst einer festzusetzenden Summe, die für den Bau einer Kirche bestimmt wurde, überheben zu können. Am 31. Dezember 1231 zog die ganze Prozession in der vorgeschriebenen Ordnung durch die Stadt und begab sich zum Münster, der Graf an der Spitze, hinter ihm seine Söhne, jeder mit einem Hunde auf den Schultern; Adelige mit einem Sattel und Bauern mit einem Pfluge schlossen den Zug. Von allen Seiten war ein außerordentlicher Zulauf von Neugierigen, um der erbaulichen Scene beizuwohnen. Die Gräfin und alle ihre Frauen benutzten die ihnen gelassene Freiheit, um nicht dabei zu erscheinen.

Der Herzog von Longueville

in seinen Staaten Neuenburg und Valangin.

Heinrich von Orleans, Herzog von Longueville, der zweite dieses Namens und der sechste Fürst von Neuenburg aus diesem Hause, war der Sohn Heinrichs I. Seine Mutter, Catharina von Gonzaga, Herzogin von Nevers, gebar ihn vor der Zeit 1595, als sie erfuhr, daß ihr Gemahl zu Amiens von einem Büchschusse getödtet worden. Der große Heinrich IV., von diesem Unglück gerührt, wollte der Pathe des Waisen sein. Die Erbfolge von Neuenburg und Valangin verursachte einige Schwierigkeiten

von Seiten der andern Prätendenten; allein die Stände dieses Landes, welche in Kraft ihrer Rechte und Freiheiten in solchem Falle die einzig competenten Richter waren, sprachen die Herrschaft dem jungen Prinzen zu, der zuerst den Titel annahm: Von Gottes Gnaden, Fürst von Neuenburg. Im Alter von 22 Jahren heirathete er Louise, Tochter Karls von Bourbon, Grafen von Soissons; ob er aber gleich volljährig war, fuhr doch seine Mutter, eine listige Italienerin, die während seiner Minderjährigkeit Regentin gewesen war, fort in seinem Namen zu regieren. Die Neuenburger waren sehr unzufrieden mit ihm, mit seiner Mutter und seinen Ministern, welche die alten Rechte und Freiheiten des Landes wenig achteten; deshalb benutzten sie auch die Erneuerung des Bürgerrechts mit Bern im Jahre 1617, um diesem Stande ihre Beschwerden mitzutheilen, der seit 1406 Schiedsrichter aller Zwistigkeiten zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen war. Der Fürst, durch seine Mutter aufgehetzt, erzürnte sich über diese Einmischung und glaubte seinen Unterthanen durch seine Gegenwart zu imponiren, weshalb er seine Ankunft für den November (1617) ankündigen ließ. Sobald man seine Annäherung erfuhr, ging ihm eine Deputation, an deren Spitze Jakob Vallier von Solothurn, Gouverneur von Neuenburg, war, bis an die Grenze entgegen; überall war die männliche Bevölkerung unter den Waffen; 1800 Mann aus dem Traversethale begrüßten ihn in Motiers und erwiesen ihm militärische Ehrenbezeugungen; in Rochefort bezeugten ihm 1200 Mann von Boudry, Cortailod, Bevaig und Gorgier, in Corcelles 1000 Mann von den Meiereien der Cote, Colombier und der Kastellanei Thiele die gleichen Ehren. Bei Neuenburg wurde er von einer gleichen Zahl Bürger und Einwohner der Gegend empfangen und von den ersten Magistraten begrüßt; dann hielt er unter dem Donner der Kanonen und unter Kleingewehrsalven seinen Einzug in die Stadt und zog unmittelbar auf das Schloß, wo David Boive, regierender Bürgermeister, ihm die Schlüssel der Stadt überreichte. Kurz nachher kam die Mutter des Fürsten und einige Tage später wurden sie von Deputationen der benachbarten Stände begrüßt. Der Stolz Catharins und die bösen Rathschläge mehrerer Edelleute vom Gefolge des Fürsten, gewohnt ihre Vasallen despotisch zu behandeln, hätten beinahe ernsthafte Folgen gehabt. Sobald es sich von den Interessen des Staates handelte, weigerten die hochmüthige Fürstin und ihr Sohn sich bestimmt, sich dem Berner Schiedsgerichte zu unterwerfen, und um zu zeigen, was sie sich daraus machen, ließen sie den be-



LE DUC DE LONGUEVILLE
à Colombier.

Der Herzog von Longueville
in Colombier.

rühmten Rechtsgelehrten Johann Steck von dort verhaften, welchen die Neuenburger zu ihrem Rathgeber gewählt hatten. Durch üble Behandlung zwangen sie ihn, sich todeswürdig zu erkennen, und er wurde nur unter der Bedingung freigelassen, daß er die Neuenburger veranlasse, von der Berner Vermittelung abzusehen. Der Rath von Bern sandte sogleich eine Deputation, um von dem Fürsten Rechenschaft und Genugthuung für die seinem Mitbürger zugefügte Beleidigung zu fordern; die Fürstin wich aber dieser Genugthuung durch Ausflüchte aus. Es handelte sich von dem gewöhnlichen Eide, welchen Fürst und Bürgerschaft gegenseitig leisten sollten, und durch welchen der Fürst von seiner Seite versprechen mußte, die Freiheiten, Rechte und Immunitäten der Neuenburger aufrecht zu halten; da aber das Land durch nicht geschriebenes Recht regiert wurde, so erklärte die Fürstin, daß ihr Sohn den gewöhnlichen Eid nicht leisten könne, wenn ihm die Bürgerschaft nicht schriftlich ihre Geseze, Gebräuche und Gewohnheiten genau bezeichne. Nichts war rechtmäßiger, als diese Bedingung, allein die Bürgerschaft verweigerte sie, weil es eine Neuerung sei, und alle Vorfahren Heinrichs II. den Eid unbedingt geleistet haben. Die Religion des Fürsten und seines ganzen Gefolges, die katholische, wurde ein anderer Gegenstand der Zwietracht. Die Neuenburger, welche sich bei diesem Anlaß wenig tolerant zeigten, fanden es übel und ihren Privilegien zuwider, daß der Fürst bei offenen Thüren und mit Glockengeläute im Schlosse Messe lesen ließ. Um diesem ärgerlichen Zustande ein Ende zu machen, sandten sie den regierenden Bürgermeister David Boive auf das Schloß, der wahrscheinlich verdrießlich über das Benehmen des Souveräns, oder vielleicht auch um die Härte seiner Ausdrücke zu mildern, ihn nicht französisch anreden wollte, sondern im Patois, der damals gewöhnlichen Sprache der Neuenburger, zu ihm sagte: „Gnädiger Herr, wenn Ihr nicht aufhören wollet, die Messe bei uns lesen zu lassen, so begehren wir Truppen von unsern Mitbürgern zu Bern, um Euch daran zu hindern. Und was alle unsere Gebräuche schriftlich zu verfassen betrifft: wenn der See ein Dintensaß wäre, und man alles Papier nähme, was die Papiermühle in Serrieres in 100 Jahren machen kann, so hätte man weder Papier noch Dinte genug, um Alles zu schreiben.“ Der Fürst, welcher sich diese auffallende Rede übersetzen ließ, fand ohne Zweifel das Compliment von Seite eines Unterthans ein wenig stark; indessen gab er im ersten Punkte nach, und ließ die Glocken nicht mehr läuten; dem zweiten aber wollte er sich nicht unterwerfen. Die In-

tervention Ludwigs XIII., die er anrief, und der durch seinen Gesandten in Bern Vorstellungen machen ließ, hatte nicht mehr Erfolg um das gute Vernehmen wieder herzustellen. Dann, und dieß war eine neue Beschwerde, berief der Fürst, ohne die Bürgerschaft von Neuenburg um Rath zu fragen, die General-Audienzen, welche seit 1520 nicht mehr versammelt gewesen und in Verfall gerathen waren. Uebrigens war dieß die letzte Versammlung dieser Art, und ihre Gewalt ging auf die drei Stände über. Die Berner, durch die Handlungsweise des kleinen Despoten beleidigt, sandten im Hornung eine Gesandtschaft nach Neuenburg, um die Zwistigkeiten beizulegen, und die Genugthuung wegen des Doktors Steck zu erhalten. Da aber diese Sendung ihren Zweck nicht erreichte, so beschied der Rath von Bern beide Parteien vor sein Gericht auf den 22. gleichen Monats. In der Zwischenzeit erhielten die Regierungen von Solothurn, Freiburg und Luzern von dem König von Frankreich ein Sendschreiben, wodurch er sie einlud, den Rath von Bern zu bereden von seiner Vermittelung abzusehen; allein dieser Schritt war ebenfalls fruchtlos. Da der Fürst an dem bestimmten Tage nicht erschien, so wurde er in contumaciam verurtheilt, den geforderten Eid zu leisten, allen Beschwerden der Bürgerschaft abzuhefen und in alle Kosten des Prozesses verfallen. Heinrich weigerte sich, sich diesem Urtheil zu unterwerfen, und erst nach mehreren vergeblichen Versöhnungsversuchen willigte er in die Abhülfe der Beschwerden; allein nie leistete er den Eid, welchen die Bürgerschaft von Neuenburg forderte, während er diesen Eid der Bürgerschaft von Balangin selbst anbot, welche er durch alle möglichen Zugeständnisse gewonnen hatte. Dieser Eid wurde am 24. November 1618 in Gegenwart von mehr als 3000 Menschen von der Grafschaft Balangin gegenseitig geleistet und besiegelt. — Ein Ereigniß, welches diesem Fürsten beinahe das Leben gekostet hätte, machte seinen Widerwillen gegen den Aufenthalt in Neuenburg vollkommen. Ein Apotheker, Namens Motteron, faßte den schwarzen Anschlag, ihn vermittelst eines sehr subtilen Giftes aus dem Wege zu räumen, ohne daß man je die wahren Beweggründe zu dieser verbrecherischen Handlung kennen lernte. Er versuchte zuerst die Wirkung seines Giftes an einem armen Tagelöhner, der schnell starb. Mit diesem Versuch zufrieden, gewann er einen Edelknaben des Fürsten, Namens Disport, 15 Jahre alt, Sohn einer adelichen Familie in Gascogne, und berebete ihn, von diesem Pulver in ein Lieblingsgericht seines Herrn zu thun, indem er ihm versicherte, es habe die Eigenschaft, eine außerordentliche Lustig-

keit bei denen zu erregen, die davon genießen. Der leichtgläubige junge Mensch, der nur einen Pagenstreich zu machen glaubte, verfehlte die erste Gelegenheit nicht, das Pulver in eine Blatte zu werfen, die er auf die Tafel des Fürsten trug; allein im gleichen Augenblick wurde der Unglückliche bemerkt; ein Hund, dem man von diesem Gerichte zu fressen



gab, ereipirte auf der Stelle; Disport wurde gepackt und in Sicherheit gebracht, und da er den wirklichen Urheber des Verbrechens genannt, wurde der Apotheker zu der schrecklichen Strafe verurtheilt, mit glühenden Zangen gezwickt, lebendig gerädert und dann in die Flammen geworfen zu werden. Der unglückliche Disport wurde, ungeachtet seiner Jugend, ungeachtet des Geständnisses Motterons, der ihn als unschuldig erklärte, durch ein Criminalgericht in Balangin zum Tode verurtheilt. Der Fürst war geneigt ihn zu begnadigen, da er aber die Folgen von zu großer Güte fürchtete, so begnügte er sich, die Strafe des Todes in vorgängige Erdrosselung umzuwandeln. Der unglückliche junge Mensch konnte den Gedanke nicht ertragen, von Leuten, die er als Bauern betrachtete, verurtheilt zu werden: „Cap de bious.“ rief er aus, als man ihm das Urtheil vorlas, „ich bin unschuldig und appellire von dem Urtheil dieser Blaufitteln an das höhere Gericht.“ Als er erfuhr, daß es weder Appellation noch Gnade für ihn gebe, war er untröstlich. „Mein Gott,“ rief er noch einmal aus, „muß ich denn sterben! — muß ein Edelmann wie ich von solchen Blaufitteln gerichtet und verurtheilt werden! meine Eltern werden darüber klagen; ach!

welche Dstern werden sie wegen mir haben!“ Dieses grausame Urtheil wurde, wie das des Apothekers Motteron, ohne Barmherzigkeit vollzogen. Die Höflinge Heinrichs II. ermangelten nicht, alles Gehässige dieses Attentats auf die Bürgerschaft von Neuenburg zu werfen, und er ließ wahrscheinlich diesen treulosen Einflüsterungen ein nur zu williges Ohr. Bald nachher reiste er nach Frankreich ab, nach einem Aufenthalt von vierzehn Monaten, sowohl in Neuenburg als in Colombier, ebenso mißvergnügt mit Neuenburg, als zufrieden mit Balangin; Gesinnungen, welche auf beiden Seiten erwiedert wurden.

Aus Nachsicht faßte Heinrich II. das sonderbare Projekt, anderthalb Stunden von der Stadt, wo die Zihl aus dem See fließt, eine Stadt zu gründen, wovon er den Plan aufnehmen ließ, der in ganz Europa verbreitet wurde; eine Charte vom 14. Oktober 1625, die ihn begleitete, versprach allen denen, die sich da niederlassen würden, große Freiheiten, das Bürgerrecht, Gewissens- und Handelsfreiheit; mächtige Reize, um Bewohner herbeizuziehen. Eine angenehme und für den Handel günstige Lage zwischen zwei Seen und einem schiffbaren Flusse, schien Anfangs das Gelingen des Unternehmens zu sichern; indessen bestand diese neue Stadt, welche sich nach ihrem Gründer Henripolis nennen sollte, der seine Residenz da aufschlagen wollte, nie anders als auf dem Papier, tausend Hindernisse hatten die Ausführung des Projektes erschwert. Erzürnt, seine Pläne scheitern zu sehen, entschloß sich Heinrich II. seine Fürstenthümer zu verkaufen. Im Jahr 1630 unterhandelte er hierüber heimlich mit dem Papst Urban VIII., der ihm 4 Millionen französische Franken für seinen Neffen Barbarini bot. Dem Fürsten kam aber ein anderer Sinn und er brach die Unterhandlungen ab; die Grafschaften Neuenburg und Balangin waren seine schönsten Domänen und die einzigen, welche er von keinem andern Fürsten als Leben erhalten; er behielt sie und bereute es nicht. Während Frankreich im Bunde mit Schweden gegen den deutschen Kaiser Krieg führte, hatte der Herzog von Longueville mehrere Posten inne, wo er Gelegenheit hatte sich auszuzeichnen. Im Jahr 1639 durchzog er von Piemont aus die Schweiz, um an dem Rhein ein Commando zu übernehmen, das durch den Tod des Herzogs von Sachsen-Weimar erledigt war. Von Grandson ließ er sich zu Schiff nach Colombier führen, wo er durch David Favarger, seinen Generalprokurator in Neuenburg, empfangen wurde. Während drei Tagen, die er da zubrachte, machte er großen Aufwand, um die von der Pest, welche den untern Theil des Landes ver-

wüßte, ergriffenen Unglücklichen zu erleichtern. Einige Personen hatten ihm vorgestellt, wie sehr er sich aussehe, indem er diese Gegend besuche; er antwortete: „Wann macht ein Vater seinen Kindern am meisten Vergnügen? Nicht wahr, wenn er sie in der Noth besucht, oder in Kummer und Krankheit? ich werde also unter dem Schutze Gottes gehen!“ Er setzte aber seinen Weg fort ohne Neuenburg zu berühren. 1648 war er Bevollmächtigter des Königs von Frankreich auf dem westphälischen Congreß, welcher den dreißigjährigen Krieg beendigte. Im Jahr 1650 hatte er sich mit dem Hofe, oder vielmehr mit dem berühmten Cardinal Mazarin überworfen, und er theilte die Ungnade mehrerer anderer Prinzen vom Geblüte, die sich gegen den allmächtigen Minister verbunden hatten. Im Schlosse von Vincennes eingeschlossen, das einem Regiment Schweizergarden zur Bewachung anvertraut war, erfuhr er, daß einer der Hauptleute, Felig Marval von Neuenburg, sich geweigert habe, auf die Wache zu ziehen, weil weder seine Ehre, noch seine Pflicht ihm gestatten, zur Gefangenschaft seines Souveräns beizutragen. Erfreut über diesen Beweis von Ergebenheit, befahl der Fürst diesem Offizier, die ihm aufgelegte Pflicht zu erfüllen, nicht als Neuenburger, sondern als Schweizer im Dienste des Königs von Frankreich. Bei seiner Freilassung bezeugten ihm beide Grafschaften ihr Vergnügen darüber durch ein Geldgeschenk, wozu Locle allein 120 Pistolen (1200 französische Franken) beitrug. Schon vorher hatte er bei drei verschiedenen Anlässen von seinen Untertanen von Neuenburg und Valangin Geschenke erhalten, die er in Kraft einer im Jahr 1187 mit Ulrich II., Grafen von Neuenburg, abgeschlossenen Akte selbst begehrt hatte. Dieß geschah bei seiner ersten Heirath, als er denn zum Ritter geschlagen wurde und bei seiner zweiten Heirath mit der schönen Genoveva von Condé. Bei diesem Anlaß hatten Valangin und Locle, immer freigebig, jedes 40 Pistolen (400 Franken) bewilligt.

Im Jahr 1657 machte Heinrich II. seine dritte und letzte Reise in seine Staaten Neuenburg und Valangin. Es war nicht mehr jener junge stürmische und gebieterische Mensch; es war ein Mann, dessen Alter und Erfahrung den Verstand gereift hatten; sein Benehmen gegen seine Untertanen war daher auch von dem frühern sehr verschieden. Bei der Nachricht von seiner Ankunft zogen ihm zwei Milizregimenter, jedes 700 Mann stark, das eine von Valangin, das andere von Neuenburg, bis an die Grenze, genannt la Combette de mi-joux, entgegen, wo der Fürst am 1. Juli mit einem Gefolge

von 200 Pferden und den Großoffizieren seines Hauses ankam, unter welchen 12 in Scharlach gekleidete Edelleute waren, die ihm als Leibwache dienten. Georg von Montmollin, Generalprokurator (nachher Kanzler) des Fürsten von Neuenburg, Augenzeuge von dieser Zusammenkunft und dem, was nachher geschah, hat einen umständlichen Bericht darüber abgefaßt. Nachdem der Fürst von dem Kanzler Hori an der Spitze des Staatsraths angesprochen war, berichtet er, so erwiderte er mit einer Thräne im Auge: „Meine Herren, ich bitte Euch zu glauben, daß ich in meinem Alter nur hierher gekommen bin, um noch einmal meine getreuen Untertanen und guten Freunde an diesen Orten zu sehen, und Euch allen zu bezeugen, wie sehr ich Euch liebe; ich habe dafür gesorgt, Eure Freiheiten zu erhalten, sogar die Eurer Religion, die nicht die meinige ist; und so werde ich mein Lebenlang thun, damit ich in der Stunde meines Todes das Vergnügen habe, Euch glücklich zurückzulassen: jetzt bin ich in meinem 63. Jahre, ein gefährliches Stufenjahr; und wenn Gott mich zu sich rufen wird, so werde ich Euch ihm und meine Kinder empfehlen!“

Die Regimenter begrüßten ihn mit einer Musketensalve, was ihm viel Vergnügen zu machen schien. Ein wenig weiter unten begegnete er den Milizen von Verrieres, dann bei Fleurier denen vom Traversthal, 600 Mann stark, die ihm die gleichen Ehrenbezeugungen erwiesen. Er blieb in Motiers bei Urs von Estavayer, Kastellan von Motiers, über Nacht, und den andern Tag setzte er den Weg über Travers fort, wo er von 120 Mann begrüßt wurde und bei Rochefort von 300 von Bevaig, St. Aubin, Boudry und Corcaillod und 200 von dem Gebirge; zwischen Rochefort und Corcelles sah er noch eine zahlreiche Truppe von Colombier, Vole und Aulse. „Auf der Straße von Verrieres an, fährt der Kanzler in seiner Erzählung fort, bis in die Stadt war der Fürst den Pannern der andern Bürgerschaften begegnet, sogar von entfernten Gegenden, und hatte nicht unterlassen, Allen etwas zu sagen, um sie wohl zufrieden zu stellen. Wenn die Fürsten wüßten, wie leicht es ihnen ist, die Liebe der Menge zu gewinnen, sie könnten sich nicht enthalten, diesen so kleinen Aufwand zu machen. Da mein Amt mich während der Reise in seiner Nähe hielt, so hatte ich Gelegenheit, das besondere Vergnügen und große Erstaunen zu bemerken, das ihm so viele bewaffnete Leute auf seinem Wege machten, etwa 6 oder 7000; wann er von weitem eine Fahne bemerkte, so zeigte er eine lebhaft Freude und sagte mir einmal: woher nimmt man so viele Leute? es können nicht im-

mer die nämlichen sein. Ich versicherte ihm, daß es verschiedene Fahnen seien, und er nur einen Theil seines Volkes sehe; dann wandte er sich gegen einige Herren von seinem Gefolge und sagte: „In Frankreich bin ich nur Fürst auf schönem italienischem Pergament; in der Schweiz ist es ganz anders, und ich sagte es Euch wohl.“ Und da ich die Orte, von denen diese Fahnen kamen und ihre Entfernung sagte, erwiderte er: „Diese braven Leute haben sich viele Mühe gegeben, und doch scheint es, haben sie es freudig gethan, das ist ein Beweis, daß sie mich lieben; dieser Tag macht mir so viel Vergnügen, daß ich es nicht aussprechen kann.“ Bei Neuenburg wurde er von einem 900 Mann starken wohlbewaffneten und meistens bepanzerten Bürgercorps empfangen, an dessen Spitze der Bürgermeister Pury la Pointe stand; er war so zufrieden damit, daß er zweimal um das Bataillon herumging. Der Pannerherr Merveilleux reichte endlich dem Fürsten die Fahne, der sie behielt, während jener ihn anredete, dann gab er sie zurück und sagte: „Ich sehe mit Vergnügen diese braven Bürger wieder, deren Hut ich meine Person übergebe; nehmet das Panner zurück, Herr Pannerherr, und ich werde mich zuerst darunter stellen, als guter Bürger von Neuenburg, der ich bin, bin ich bereit ihm zu folgen, um die Rechte und Ehre unseres guten Schweizer Vaterlandes aufrecht zu halten.“ An dem Stadthore überreichten ihm die Stadtbchörden die Schlüssel, er behielt sie während der Anrede, dann gab er sie zurück, sagend: „Meine Herren, meine gute Stadt Neuenburg kann nicht in besserer Hut sein; deshalb empfehle ich Euch immer fortzuschreiten, wie für das Vergangene, Alles für das Wohl und Ehre derselben.“ Dann schoß man mit Falkonetten von den Thürmen und rief: es lebe unser guter Fürst! Von dem Thor zog er nach dem Schlosse zwischen zwei Reiben Soldaten von Neuenburg, Landeron, la Cote und Balangin, und grüßte freundlich rechts und links. Auf der Schloßterrasse wurde er von einem zahlreichen Bataillon Kinder von acht bis zwölf Jahren, hübsch gekleidet und gut geordnet, empfangen. Erfreut über ihre gute Haltung rief er aus: „Scheint es nicht, daß diese Schweizer schon als Soldaten aus dem Mutterleibe kommen?“ Man bot ihm eine Wache auf dem Schlosse an; er antwortete aber: „Ich brauche keine; die beste Wache sind Eure Herzen und Eure Liebe, die ich mir zu erhalten bitte.“ An diesem Tage waren bei 5000 bewaffnete Männer in Neuenburg, und während der Nacht brannte man ein Feuerwerk auf dem See ab.

„Die folgenden Tage kamen die Deputationen

aller benachbarten Stände, um den Fürsten zu begrüßen. Bern schickte den General von Erlach mit 26 Pferden; Freiburg den Schultheißen Gottreu mit 35; Solothurn den Schultheißen Steinbrugg mit 19; Luzern den Oberst Pfyffer mit 12; der Fürst-Bischof von Basel den Großmeister seines Hauses mit 6; Viel seinen Bürgermeister mit 6 und Neuenstadt desgleichen mit 4. Der Fürst, über diese Zeichen von Achtung sehr gerührt, empfahl sich der Freundschaft seiner Nachbarn; er gastirte die Abgeordneten und vergaß nie, die Gesundheit des guten schweizerischen Vaterlandes auszubringen. Er sandte dann an seiner Reibe in jeden dieser Stände einen Edelmann mit 10 oder 12 Pferden, um die Höflichkeit zu erwidern; überall wurden sie prächtig empfangen. Eines Tages sagte er zum Pannerherrn Merveilleux: „Ich habe der Bürgerschaft von Neuenburg nicht geschworen, wohl aber der von Balangin; dieß ist eine alte Schuld von 40 Jahren, zu deren Zahlung Ihr mich ohne Aufschub anhalten müßt.“ Der Pannerherr erwiderte ihm sehr verbindlich: „Gnädiger Herr, wir würden dabei verlieren, weil dieser Eid nicht Alles enthält, was Ihr thut.“ Nachdem er dem Magistrate von Neuenburg eine große Mahlzeit gegeben, besuchte er die merkwürdigsten Orte des Landes. Nach seiner Rückkehr gab ihm die Stadt ein prächtiges Nachteffen in dem Rathssaal, wozu sein ganzes Gefolge und mehrere Herren aus der Nachbarschaft eingeladen wurden.

„An seinem Geburtstag, sagt der Generalprocurator, der auf den 13. Juli fiel, beschloß man den Tag vorher, denselben durch alle möglichen öffentlichen Lustbarkeiten zu feiern, und bat den Prinzen demüthigst, eine Mahlzeit mit seiner ganzen Begleitung anzunehmen, was er von Herzen bewilligte; er wurde von sechs Mitgliedern des Rathes der XXIV und von 12 Mitgliedern des Rathes der XL bedient. Als er sich zu Tische setzte, wollte er zur Rechten den regierenden Bürgermeister und zur Linken den Pannerherrn haben, und richtete unaufhörlich Worte der Liebe an Alle; er nannte sie bei ihrem Namen, die er gelernt hatte, und sprach mit guter Sachkenntniß von öffentlichen Dingen, sogar von den großen Streitigkeiten im Jahr 1618, wo er den Eid verweigerte. „In meiner Jugend, sagte er, habe ich Euch viel Verdruß gemacht; Kinder wissen nicht, was sie thun, man muß ihnen verzeihen.“ Man hatte nichts gespart, um das Festmahl recht glänzend zu machen, worüber der Fürst unwillig schien und sagte: „Meine guten Freunde, warum dieses große Mahl? Es wäre besser als gute Schweizer zu vespern: Käse mit Euch ergöhte mich besser als Ortolanen mit Fürsten.“ Und da er gewisse

Herren von seinem Gefolge lustig scherzen, sich wie zum Spott in die Ohren zischeln sah, als man die großen Gefäße brachte, um auf die Gesundheit des Fürsten zu trinken, sprach er mit starker, doch nicht böser Stimme: „Hier ist die Tafel der großen Familie, zu der nur die Kinder des Hauses zugelassen werden, nämlich wir Bürger und Brüder, ausgenommen aus großer Gunst einige Fremde, wie man es heute sieht.“ — Indem er dieß sagte und einige Herren von seinem Gefolge streng anblickte, legte er seine rechte Hand auf die Schulter des regierenden Bürgermeisters und fügte bei: „Hier ist das Haupt und der Vater der großen Familie, wir Alle sind ihm Ehre und Achtung schuldig, ich zuerst, um denen ein gutes Beispiel zu geben, welche diese Dinge nicht kennen.“

„Als die Gesundheit des Fürsten mit großem Kanonendonner und vielen Musketerschüssen (denn die ganze Bürgerschaft war unter den Waffen, Groß und Klein, Alt und Jung, sogar die Kinder von 7 Jahren an) getrunken war, verlangte er einen Becher, den schönsten, in den er selbst einschenken wollte; dann stand er auf und sagte zu dem regierenden Bürgermeister, indem er ihm die Hand reichte: „Ich trinke von ganzem Herzen auf das Wohl unserer Bürgerschaft, welcher ich alle Pflichten eines guten Herrn und eines rechtlichen Bürgers schwöre und verspreche.“ — Worte, welche alle Anwesenden erfreuten, was sie sämmtlich zu erkennen gaben, und da die Kanonen sich nicht hören ließen, so fragte der Fürst um die Ursache. Der Pannerherr antwortete ihm, daß das Bündkraut nur für die durchlauchtigsten Hoheiten und ihre Kinder Feuer fange. Diese angenehme Antwort gefiel dem Fürsten, der es durch verschiedene gnädige Worte zu erkennen gab; zugleich verlangte er das Panner, das er außerhalb der Fenster flattern sah, und da er sprechen wollte, entstand ein tiefes Stillschweigen. — „Ich bin alt, sagte er, und meine Kinder sind sehr jung; ich stelle sie unter die Hut und den Schutz dieses Panners: meine Freunde, ich empfehle Euch meine Kinder; und wenn ich bald diese Welt verlasse, seid ihnen Väter in ihrer Jugend, daß sie einst nach Eurem Wunsche gute und weise Fürsten seien; meine Freunde, Ihr werdet thun, um was ich Euch bitte, denn Ihr liebt mich, ich weiß es.“ Der Fürst hatte diese rührenden Worte mit liebevoller und weicher Stimme gesprochen, und alle Anwesenden mit Thränen der Bewunderung und Rührung wiederholten die Worte des ersten Bürgermeisters: „Gnädiger Herr, unser Hab und Gut, unser Leib und Leben gehört Euch und den Eurtigen für immer!“ Wahrlich, man muß diese Dinge gesehen

haben, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen, denn wie das rührende Murren verwirrter Stimmen, diese beredte Sprache der von Ehrfurcht und Liebe, wie von Dankbarkeit durchdrungenen Herzen beschreiben! — Ich bemerkte, daß die scherzhaftesten unter den obgedachten französischen Herren gerührt waren und weinten wie wir andern, sogar ein wenig mehr; gewiß ist, daß wenn die Fürsten der Erde ein einziges Mal in ihrem Leben einem solchen Feste bewohnten, sie in keiner bessern Schule sein könnten und besser wären; denn es ist ein Wunder, wenn unter zehn Fürsten sich nur einer findet, der weiß, daß die rechtmäßige Gewalt eines Fürsten keine andere ist, als die eines Vaters über seine Kinder.“ Der Fürst hatte sich alle Anwesenden nennen lassen; er gab ihnen die Hand und erkundigte sich nach dem Alter der ältesten, denn er ehrte das Alter sehr. Nach der Mahlzeit führten ihn die Räte in das Schloß zurück, wo er der Stadt einen großen goldenen Pokal mit seinem Wappen, im Gewicht von sechzig Dukaten, gab, um jedes Jahr auf seine Gesundheit zu trinken. Während des sechswöchentlichen Aufenthalts Heinrichs II. kann man sagen, daß er sich keinen einzigen Abend schlafen legte, ohne Gutes gethan zu haben; er erneuerte Freiheiten, bewilligte neue, theilte Gnaden aus. Er verwendete mehr als 25,000 L. auf Geschenke und Wohlthaten; er befreite mehrere dem Rechte der todten Hand Unterworfenen und legitimirte alle Bastarde; er naturalisirte eine Menge Fremder; erließ Privatpersonen und armen Gemeinden mehrere Lasten und Schulden; er gab dem besten Schützen der Compagnien der zwei Regimenter, welche ihm entgegen gekommen waren, einen silbernen Becher; allein der lobenswürdigste Zug von Freigebigkeit ist der, welcher die Gemeinde Colombier betraf, die ihm 70,000 Thaler schuldig war, weil sie unvorsichtiger Weise für den Schatzmeister Monchet gorgesprochen, den nämlich, der seinem Vater, Heinrich I. von Orleans, in der Schlacht von Jori das Leben gerettet hatte. „Der Fürst, erzählt der Generalprokurator weiter, hatte ein großes Vergnügen, jede Woche drei Tage auf dem Schlosse in Colombier zuzubringen, wohin er wollte, daß ich ihm folge; die Gegend gefiel ihm so, daß er alle Tage nach dem Mittagessen, wenn es nicht gar zu schlecht Wetter war (ein wenig Regen hielt ihn nicht auf), mir ein Zeichen gab ihm zu folgen, und mich durch die Felder, bald dahin, bald dorthin führte; es geschah dieß aber auch, um nach Bequemlichkeit von den Angelegenheiten des Landes sprechen zu können. Einst kamen wir vom Spaziergang (nämlich von der Wiese) zurück, da waren

die Ersten des Dorfes, die sich dem Fürsten zu Füßen warfen und ihn ansehten, sie durch einen Nachlaß an der Bürgerschaft Monchet zu erleichtern. Der Fürst ließ sie sogleich aufstehen und sagte: „Gerne, meine Kinder, aber seid nicht mehr Bürge;“ dann wandte er sich gegen die Wiese und fügte bei: es kommt mir in Gedanken, und streckte seine Hand mit drei ausgebreiteten Fingern aus, ihr pflanzt hier drei große Aaleen mit schönen und guten Bäumen, die bis an den Ort laufen, wo ich stehe, mit kleinen Seitenalleen; wenn dieß geschehen ist, wird mein Generalprokurator hier euch eine Quittung für eure ganze Schuld geben, sobald er sie im Schatten besagter Bäume schreiben kann. — Diese guten Leute, welche nur eine Verminderung der Summe beehrten, waren verblüfft und betäubt, und wußten nicht, was sie sagen sollten; als der Fürst dieß sah, fügte er bei: „Geht geschwind, meine Kinder, rühet euer Werkzeug für die Aaleen; ich will selbst zuerst daran arbeiten.“ Jeder, Alt und Jung, Männer und Weiber, machten sich an die Arbeit mit großem Eifer, wie wenn man befürchtete, der Handel könnte den Fürsten reuen. Bald waren die drei Aaleen gepflanzt, aber der gute Fürst konnte ihren Schatten nicht genießen. Er reiste am 10. August ab, nachdem er Neuenburg am 5. verlassen hatte, und nahm die aufrichtige Liebe seiner Unterthanen mit sich; er hatte das süße, von den Großen so selten geschmeckte Vergnügen, die Thränen seines Volkes fließen zu sehen. Sein Tod, der am 16. Mai 1663 erfolgte, war die Veranlassung zu allgemeiner und wahrhafter Trauer in den Grafschaften Neuenburg und Valangin.

Die Wiese, welche der Lieblingsspaziergang des Herzogs von Longueville war, liegt zwischen dem Dorf Colombier und dem See; drei lange Aaleen von prächtigen Bäumen gehen von dem Schloß dem Abhang der Wiese folgend bis an den See; dieß ist ein herrlicher Spaziergang, auf welchen manche Stadt stolz wäre. Die Aussicht auf den See und die schönen Ufer, der prächtige Anblick der ganzen Alpenkette sind nicht ihre geringsten Annehmlichkeiten.



Irniß (Giornico).

Sobald man den St. Gotthardt überschritten hat und den südlichen Abhang des Gebirges hinabgekommen ist, kommt man in das Livinenthal, im Kanton Tessin. Irniß ist der Hauptort des untern

Theils des vom Tessin bewässerten Thales, der dieses Dorf in zwei Theile theilt. Die Lage ist sehr malerisch. Der kräftige Pflanzenwuchs der Umgegend, prächtige Kastanienwälder, welche die Berge bis auf ihre Gipfel bedecken, Nuß- und Feigenbäume, die schönen Nebelände, welche die Wohnungen umschatten, das Zirpen der Grille verkündigen, daß man unter dem Himmel Italiens ist. Maisfelder, Wiesen und Weinberge wechseln an den Ufern des Tessin ab, die durch zwei Brücken verbunden sind. Hinter den Bäumen, welche man vor sich hat, bemerkt man mehrere Kirchen mit ihren alten Thürmen; einer derselben ist aus dem grauen Alterthume, ebenso wie eine kleine Kirche in der Nähe, welche ein heidnischer Tempel gewesen sein soll. Mehrere sehr schöne Wasserfälle stürzen sich von den Gebirgen herab, die das Thal umgeben, mit einem Brausen, mit welchem sich mehr als einmal Kriegsgeschrei und Kanonendonner vermischt haben. Irniß erinnert an eine der schönsten Waffenthaten in der Schweizergeschichte. Die Bewohner des Livinenthals besaßen einen Wald, worin die Mailänder Holz fällten. Die ersten beklagten sich darüber bei ihren Nachbarn von Uri, damals ihre Herren. Es bedurfte nicht mehr, um alle Eidgenossen unter die Waffen zu bringen, welche Uri um Hülfe anrief. Zehntausend Schweizer zogen über den Gotthardt zu Anfang des Winters 1478; allein die Kantone, wenig geneigt in dieser Jahreszeit einen Feldzug um so geringer Ursache willen zu beginnen, versuchten die Zwistigkeit auf dem Wege der Unterhandlungen beizulegen. Die Mailänder, über einen so barschen Angriff entrüstet, wollten nichts davon hören; dann marschirte die schweizerische Armee auf Bellenz und Laus; indessen nöthigte sie die Menge des auf den Bergen gefallenen Schnees zum Rückzug, aus Furcht vor Mangel an Lebensmitteln, oder vor der Unmöglichkeit einer Rückkehr, wenn einmal die Wege geschlossen. 200 Mann von Uri, Schwyz, Zürich und Luzern blieben mit 400 Mann vom Lande in Irniß, um diesen von der Natur und Kunst befestigten Paß zu bewachen. Borelli, der Anführer der Mailänder Truppen, von der kleinen Zahl Schweizer in Irniß unterrichtet, dachte mit überlegener Macht und mit List sich dieses Ortes zu bemächtigen und den Schweizern den Paß zu verschließen, wenn sie versuchten, vom Gotthardt herabzukommen. Er sandte eine Abtheilung durch das Thal Verzasca, um den Feind auf dem Rücken anzugreifen, während er selbst an der Spitze von 15,000 Mann plündernd und verwüthend das Livinenthal hinaufzog. Die von diesem Manöver benachrichtigten Eidgenossen bereiteten sich, die Angreifenden gut zu empfangen. Der Ritter



GIORNICO.

Giornico.

Stanger, Hauptmann der Liviner, rieth, den Tessin aufzudämmen, und seine Gewässer über die Straße und Thalgründe zu leiten. Sein Rath wurde befolgt und bald war die ganze Thalbreite eine Eisfläche. Während dieser Zeit schmiedete man eine Menge Fußseisen für die kleine Truppe, welche so unverhältnißmäßiger Macht nur ihren Muth und List entgegensetzen konnte. Am 28. Dezember kamen die Italiener bei Erniß an, und waren erstaunt, ein so unerwartetes Hinderniß zu finden; indessen machten sie sich auf das Eis, wo die Pferde der Reiter häufig glitschten und fielen; sie rückten jedoch vorwärts, obschon mit Mühe und in Unordnung; dann kam das Fußvolk, das mit Hülfe der Piken und mit vieler Vorsicht sich auf diese schlüpferige Fläche wagte. Bald befand sich beinahe die ganze feindliche Armee auf dem Eise, jeder Soldat suchte sich so sehr als möglich im Gleichgewichte zu erhalten. Die Schweizer, welche bisher unbeweglich hinter ihren Verschanzungen geblieben waren, machten plötzlich auf die Italiener ein heftiges Kleingewehr- und Kanonenfeuer, dann fielen sie, durch ihre Fußseisen gesichert, mit dem Schwert in der Hand über sie her. Der mailändische General, welcher darauf gerechnet hatte, daß die Schweizer ebenso in Verlegenheit seien, wie seine eigenen Soldaten, bemerkte ein wenig spät, daß die Umstände nicht mehr gleich seien. Da er sah, daß die Seinigen einer um den andern über den Haufen geworfen wurden, ohne sich vertheidigen zu können, so beeilte er sich, den Rückzug anzutreten, um anderswo ein bequemerer Schlachtfeld zu suchen; die Schweizer folgten dem Feinde auf dem Fuße, der in diesem engen Thale seine Streitkräfte nirgends entwickeln und von seiner großen Ueberlegenheit keinen Nutzen ziehen konnte. In Bodio, wo sich das Thal ein wenig erweitert, wollte er seine Armee in Schlachtordnung stellen, aber die tapfern Anführer der Eidgenossen: Frischbans Theiling, Hauptmann der Luzerner, Stanger und Troger von Sillinen von Uri, ließen ihm nicht Zeit; mit furchtbarem Geschrei fielen sie wie der Blitz mitten in diese ermatteten Schaaren, welche vergebliche Anstrengungen machten, um sich wieder zu sammeln, und aus ihrer Mehrzahl Nutzen zu ziehen. Die Verwirrung stieg auf den höchsten Grad. Das Geschütz, die Reiterei und Fußvolk, Alles durcheinander, hinderten sich gegenseitig; die Stimme der Führer wurde erstickt durch das Geschrei, die Flüche und das Getümmel; die Schweizer verdoppelten ihre Streiche und bemächtigten sich bald des Geschützes, das sie nun gegen die Feinde wandten und seine Blitze ganz in der Nähe auf diese in einen engen Raum zusammengedrückte Menschenmasse schleuderten; jede Kugel

richtete furchtbare Verwüstungen an; der Boden war bald mit Leichen bedeckt; viele Anführer und edle Ritter waren schon todt oder gefangen. Die von einem panischen Schrecken ergriffenen Italiener zerstreuten sich gänzlich und flohen; da sah man denn, was unglaublich schien, die 600 Eidgenossen diese Armee von 15,000 Mann, kurz vorher noch so schön und so stolz, in vollem Laufe verfolgen. Erst bei Bellenz stellten die Schweizer ihre Verfolgung ein und kehrten auf das Schlachtfeld zurück. Der tapfere Stanger von Blut und Wunden bedeckt, aber das Gesicht von Siegesstolz strahlend, lief gegen sein



Haus, mit Jubel den Sieg verkündend, aber da verließen den Helden seine Kräfte; er starb auf der Schwelle seiner Thüre. 1500 Lombarden rötheten an diesem Tage den Schnee mit ihrem Blute, und viele andere kamen in dem Tessin um; nie war eine Niederlage vollständiger. Die Sieger brachten eine große Menge prächtiger Pferde, Maulthiere, Kanonen nach Erniß, worunter 8 prächtige Feldschlangen, 300 Büchsen, 500 Armbrüste und viele andere Waffen und Fahnen.

Dieser Sieg, von dem sich das Gerücht durch ganz Italien verbreitete, vermehrte den Ruf der Schweizerraffen sehr; der Papst freute sich besonders darüber und schloß einen Bund mit den Kantonen, welche der Schild des heil. Stuhls wurden. Mailand erkaufte den Frieden nicht zu theuer durch eine jährliche Abgabe einer dreipfündigen Wachskerze, durch das Livinerthal, das Uri für immer unter dem Titel eines Erblehens vom Münsterkapitel von Mailand abgetreten wurde, durch den streitigen Wald, welcher soviel Blut gekostet hatte, das Dorf

Abiaseo und eine starke Geldsumme. Bald aber änderte eine Revolution die Dynastie der Herzoge von Mailand; Ludwig Moro bemächtigte sich der Gewalt und ließ sich zum Herzog ausrufen. Eine seiner ersten Handlungen war, den Kanzler Ebecco enthaupten zu lassen, welcher diesen Vertrag mit den Schweizern unterzeichnet hatte, obschon dieser Greis der gefallenen Dynastie 50 Jahre ein treuer Diener gewesen. Dann glaubte er sich nicht gehalten, den von seinen Vorgängern geschlossenen Vertrag ganz halten zu müssen. Sozgleich begann die kriegerische Jugend in der Schweiz sich zu rühren, und sprach schon von einem Einfall in Italien. Allein der neue Souverän erinnerte sich des Tages von Grniz, und beeilte sich, den Sturm durch Befriedigung seiner gefürchteten Nachbarn zu beschwören. Bis zu Ende des letzten Jahrhunderts sah man zu Grniz mehrere große Kanonen, welche die Schweizer in den italienischen Feldzügen erobert hatten, und die wegen ihres ungeheuern Gewichts nicht über den St. Gotthardt transportirt werden konnten. Fünf der größten trugen die Wappen von Frankreich und Mailand, und drei das von Venedig. Allein im Jahr 1799 nahmen die Oesterreicher, welche im Plündern den Franzosen nicht nachstehen wollten, diese Kanonen, und zwangen sogar die Bauern, sich wie Zugthiere, daran zu spannen, um sie aus dem Lande zu bringen. Um dieß zu bezwecken, begreift man wohl, daß die Stockstreuhe nicht gespart wurden. — Kein Denkmal erinnert an den Sieg von Grniz und an den Heldennuth Stangers, außer einige ungeheure Felsblöcke, Sassi Grossi genannt, welche die Natur auf dem Kampfplatze zwischen Grniz und Bodio aufgestellt hat.

Tagebuch eines Graubündners

von 1576 bis 1635.

(Schluß.)

1609 hat man das Gemeindehaus zu bauen angefangen. Der Teufel strafe die Meineidigen, welche mit Hintansetzung der Ordnungen die Gemeinde zu Grund richten! Ich glaube, diese Leute würden Jerusalem nicht wieder aufbauen, wie Jeremias.

Im Oktober sah man am Himmel ein furchtbares Zeichen.

1610. Am 6. Juni wollte eine Truppe Landsknechte mit Gewalt über den Steig (Luziensteig) in unser Land eindringen; 20 Geharnischte und 40

Musketierte erhielten den Auftrag, sich ihnen zu widersetzen, ich war unter den letzten; aber der Feind wollte die Fastnacht am Steig nicht noch einmal halten, der letzte Tanz hatte ihm nicht gefallen.

1612. 6. Sept. Unsere Gemeinde hatte in Verbindung mit der von N. die Stelle des zu besetzen. Man hat uns aber diesen Platz genommen, oder vielmehr gestohlen, gestohlen wie die Diebe stehlen, und die Geistlichen haben dazu geholfen, wie die Weltlichen. Der Teufel gebe ihnen, was sie verdienen, in den höllischen Flammen!

1614. Den 2. Dez. Freitag Abends war meine Frau betrunken und ich hungrig; ich schlug ihr ein Wein ab, dann waren wir einig.

1618 war abermals ein Aufstand im Lande. Die Panner der drei Bünde haben sich vereinigt und in Luzis ein Blutgericht errichtet, das einige Insurgenten zum Tod verurtheilte. Andere, welche fremdes Gut unrechtmäßig erworben hatten, wurden an Ehre und Vermögen gebüßt. Gott erbarme sich dieser armen Leute! aber Alles ist vergebens, Gott bessere sie! Amen.

1622. Den 12. Jänner ist meine Frau zum Herrn gegangen (gestorben). Gott nehme sie in Gnaden auf! Amen.

Den 8. Mai habe ich meine Haushälterin geheirathet. Gott erbarme sich dieses bösen Tages!

G o l d a u.

Zwischen dem Rigi und dem Roßberge im Kanton Schwyz ist ein Thal, das sich vom Zuger- bis an den Lowerger-See erstreckt und bis Schwyz ausdehnt. Dieses Thal gibt großen Theils den Anblick einer unfruchtbaren Wüste und einer furchtbaren Zerstörung, welche durch den Sturz eines Theils des Rufs- oder Roßbergs im Jahr 1806 verursacht wurde, und der aus diesem Orte ein weites Grab machte. Vor dieser schrecklichen Verwüstung bewunderte man da Wiesen und Baumgärten mit hübschen Wohnungen besäet, ländliche Dörfer mit einem kleinen, blühenden und glücklichen Volke. Diese Gegend wurde schon vor langen Zeiten von ähnlichen Ereignissen heimgesucht, überall sieht man deutliche Spuren davon. Ungefähr von dem Zuger-See an bis Goldau ist der Thalgrund mit ungeheuern Trümmern bedeckt, die mehr oder minder hohe, mehr oder minder mit



GOLDAU.

Goldau.



Pflanzenerde bedeckte Hügel bilden. Eine große Zahl dieser Felsblöcke, einer auf den andern aufgethürmt, sind kaum mit Moos bedeckt; viele finden sich zerstreut am Fuße des Rigi und oft sogar in einer beträchtlichen Höhe, wohin sie von dem gegenüber liegenden Rossberg geschleudert wurden. Kein Dokument, keine Sage erwähnt dieses Ereignisses, das ohne Zweifel sich schon vor mehr als 25 oder 30 Jahrhunderten zutrug, ehe dieses Thal Bewohner hatte. Ein nicht so alter Einsturz, dessen Umstände man nicht kennt, soll das Dorf im Röthen in der Mitte des 14. Jahrhunderts zerstört haben; dieses Dorf lag am Fuße oder Abhange des Rossberges. Theilweise, aber weniger zerstörende Stürze hatten noch in neuern Zeiten Statt, nämlich 1712, 1777 und 1795, am nämlichen Tage, wo das Dorf Unter-Wäggis in einem Schlammströme begraben wurde; diese Unfälle hätten die Thalbewohner am 2. Sept. 1806 aufmerksam machen sollen, aber diese Lehren der Erfahrung waren fruchtlos.

Der Rossberg, 4870 Fuß über dem Meer, besteht aus Pudding- oder Nagelfluh, das heißt aus angehäuften und mit einem steinharten Kitt verbundenen Kiesel. Diese Kiesel bilden regelmäßige Bänke und gleichlaufende Lager, die mehr oder weniger dicht und von einander durch Mergel- oder Lehmlager getrennt und gegen Südosten abschüssig sind, gegen Nordosten aber in einen scharfen Grath auslaufen. Das Schneewasser und der Regen sickern durch die obern Lagen, dringen in die erdigen, lösen sie auf und bilden einen Schlamm, der den festen Massen, die sich durch ihr Gewicht abwärts neigen, zur Gleitbahn dient. Wenn die Unthätigkeit der Körper einmal durch die Entfernung des Haltpunktes gebrochen ist, so vervielfacht sich die Bewegung ihres Falles in immer wachsendem Maße, bis ein neues Hinderniß sie aufhält; dieß geschah bei dem Rossberg. Es hatte im Winter 1806 viel geschneit; der darauf folgende Sommer war sehr regnerisch, besonders in den letzten Tagen des Augusts und in den ersten des Septembers. Seit längerer Zeit hatte man einen Querspalten an dem Abhange des Rossberges bemerkt, mehrere waren so breit, daß man kleine Brücken darüber gebaut hatte. Je mehr der traurige Tag sich näherte, desto mehr erweiterten sich diese Spalten, und bildeten sich neue. Am 2. September regnete es stark bis Mittag. Die Bewohner Goldau's sollten aber die Sonne nicht mehr sehen; der Himmel blieb bedeckt von düstern Wolken; es war ein Trauerschleier für die unglückliche Gegend. Vom Morgen an bildeten sich breite Spalten an verschiedenen Orten längs des Abhangs des Gebirges, und man hörte in den Wäldern das Krachen

der Baummurzeln, die gewaltsam abgerissen wurden. Ein Bewohner vom Steinerberg, welcher ein wenig Land nahe bei dem Gipfel des Gebirges besaß, hatte seit einigen Tagen bemerkt, daß eine Felsenwand sich abtrennte, und eine ihm gehörige Hütte zu erdrücken drohte; er brach sie ab, und trug sie flugerweise weiter hinab, in der Meinung sie in Sicherheit zu bringen. An vielen Orten wurde der Boden beweglich, er wandte sich so, daß das Gras sich einzeln zeigte; größere und kleinere Steine zeigten sich aus dem Boden, kleine Felsenmassen lösten sich ab und rollten in die Tiefe. Nachmittags vermehrten sich die Vorzeichen einer Katastrophe immer mehr; die Spalten erweiterten sich noch mehr, die Quellen hörten auf zu fließen. Um zwei Uhr stürzten die Felsen krachend ein. Ein Bauer, der Kartoffeln auf seinem Felde ausgrub, sah mit leicht begreiflichem Erstaunen, wie sie ihm ins Gesicht sprangen: zugleich hörte er oben im Gebirge Krachen und ein sonderbares Geräusch unter dem Boden, der sich jedesmal bewegte, so oft das Krachen anfieng. Ob schon über dieses sonderbare Ereigniß erstaunt, fieng er doch seine Arbeit wieder an; da ihm aber das Nämliche noch einmal begegnete, so nahm er seine Werkzeuge und seine Erdäpfel zusammen und entfernte sich in aller Eile von einem Orte, den er von einem bösen Geiste bewohnt glaubte, der ihm einen Streich spielen wollte. Ein anderer Bauer, der in seinem Garten arbeitete und sah, daß seine Haue, die er in die Erde gesteckt, sich von selbst bewegte, ergriff auch die Flucht. Plinius Mettler, der das oberste Haus am Gebirge bewohnte, und schon lang an dieses Krachen und diese Einstürze gewöhnt war, war in der Lage, um besser als andere beurtheilen zu können, was man zu besorgen hatte und dachte, daß diesmal die Sache ernsthafter sei; er erkannte die wahrhafte Ursache des Getöses nicht; wie seine Nachbarn sehr abergläubisch, schrieb er Alles der Bosheit eines höllischen Geistes zu, den man mit Weihwasser und Beschwören eines Priesters zur Ordnung bringen müsse. „Warte, Satan, murmelte er, wir wollen dich zur Ruhe bringen und dem Lärmen ein Ende machen, dessen ich schon lang satt bin, diesmal ist es aber zu arg.“ Dann ging er fort und ließ seine junge, kaum 19jährige Frau, die ihm vor Kurzem einen Sohn geboren, allein und zitternd zu Hause zurück; er lief aus allen Kräften 1½ Stunden weit zu dem Pfarrer von Arth, dem er die Sache erzählte. Indessen wurde der Stand der Dinge immer erschreckender. Um vier Uhr sah man majestätische Tannen des Waldes sich nach allen Seiten neigen; Steine und einzelne Felsenblöcke, durch eine unsichtbare Kraft geschleudert, rollten

binab und rissen Bäume, Ställe und 3 oder 4 Wohnhäuser weg. Schwärme von Vögeln flohen mit gelendem Geschrei nach dem Rigi. Bei jedem Sturze erhob sich eine schwarze Staubwolke in die Lüfte, und doch dachte noch Niemand daran, zu fliehen; die Leute, welche gerade am Fuße des Gebirges wohnten, sahen die Gefahr nicht, und die von Goldau und den Häusern auf der andern Seite des Tha-



les am Fuße des Rigi, die sie sahen, glaubten, daß sie es nicht erreiche, weil sie $1\frac{1}{2}$ Stunden davon seien. Weiber von Goldau, welche Reisenden begegneten, sagten, sie schätzten sich sehr glücklich an einem Orte zu wohnen, wo sie vor den drohenden Einstürzen geschützt wären; wenige Minuten nachher waren diese Weiber und ihr Dorf verschwunden. Ein wenig vor 5 Uhr stürzte eine große Felsenmasse mitten in einem schwarzen Staubwirbel; dann schien das ganze Gebirge auf Augenblicke zu glitschen. Die Bäume bewegten sich heftig nach allen Seiten. Die Blätter erhoben sich von der Erde und mischten sich in den Staub wie von einem heftigen Winde getrieben, den aber Niemand fühlte; man hörte ein dumpfes Rasseln gleich einem fernen Donner, vermischt mit schrecklichem Krachen. Endlich stürzten die Felswände und die am Gnypenspiß oder die auf dem Gipfel des Berges liegenden Waldungen übereinander; überall sah man die Erde sich bewegen, die grüne Farbe des Rasens verschwinden, und sich in die düstere Farbe der frischgepflügten Erde verwandeln. Da begannen die Einwohner lebhaft besorgt zu werden. Die Personen, welche sich am nördlichen Abhange des Rigi befanden und welche

diese ganze Scene übersehen konnten, bemerkten deutlich, daß die Bewohner von Goldau in großer Bewegung waren; man sah sie aus ihren Häusern herauseilen, die Weiber liefen nach der Kirche; andere stürzten nach der Brücke, wie um zu fliehen, dann kehrten sie zögernd zurück, und schienen lebhaft zu berathen, was sie thun sollten. Allein es war zu spät; zwei Minuten nachher gleiteten die Gebirgslagen mit der Schnelligkeit eines Pfeils über das Thal; die Wälder, die Felsen, die Erde bildeten nur eine verwirrte Masse, die in der Luft wirbelte; Felsenstücke von der Größe eines Hauses, Reihen von Tannen, welche auf dem Boden, worauf sie gewachsen, aufrecht geblieben, große Stücke Grund wurden über das Thal geschleudert wie eine Kanonenkugel. Das letzte Angstgeschrei der Bewohner Goldau's ertönte bis zu den Ohren der erschreckten Zuschauer. Das Zerreißen, das Brüllen dieser Massen konnten mit keinem andern in der Natur bekannten Geräusch verglichen werden. Dieses furchtbare Geröse, das die umliegenden Gebirge wiederholten, wurde in den Kantonen Uri, Zürich und Luzern gehört, eine ungeheure röthlichschwarze Wolke wirbelte in den Lüften, die sie verfinsterte und vermischte die Erde mit dem Himmel. Der Lowerzer See, von Schlammströmen zurückgedrängt, erhob seine tobenden Wellen zu einer Höhe von 70 Fuß, und zerstörte, was der Erdschlipf verschont hatte; die Erde bebte auf einem Umfang von mehreren Stunden; die erschreckten, von der Luftbewegung fortgerissenen Vögel fielen todt zur Erde. Dieß alles geschah in 3 bis 4 Minuten, dann wurde es ruhig, die Finsterniß verschwand, aber Goldau bestand nicht mehr; hundert, zweihundert Fuß Trümmer, unförmliche Felsen, Schlamm bedeckten die Leichen seiner Einwohner, ihre hübschen Häuser, ihre schönen Baumgärten und Wiesen; dieses Thal, gestern noch so schön, zeigte nur noch das häßliche Bild des Todes und der Verwüstung. Die vom Rofberg abgelösten Massen wurden mit solcher Macht geschleudert, daß sie an den Rigi anslagen und an seinen steilen Abhängen zu einer beträchtlichen Höhe hinaufgeworfen, wo Buchen von mehr als 20 Zoll dick wie Schilf entzwei gebrochen wurden.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Goldau.

(Fortsetzung.)

Noch gegenwärtig unterscheidet man vier Ströme, die, von dem Gebirge in verschiedenen Richtungen ausgehend, mehr oder minder schnell an das Ziel ihres Laufes gelangten. Der westlichste, welcher weniger Felsen und mehr Schlamm und Erde führte, als die andern, kam, ob er gleich eine kürzere Strecke durchlief, zuletzt in dem Goldauertbale an; Hügel und Ueberreste alter Erdschlipfe hielten seinen Lauf auf. Die zwei mittlern Ströme stürzten sich gegen die unerschütterlichen Felsen des Rigi. Endlich der östlichste und zugleich beträchtlichste theilte sich in zwei Arme und durchzog eine große Ebene mit furchtbarer Schnelligkeit; der eine dieser Arme stürzte sich auf das Moos, welches den Lomzersee endigt, riß es auf und trieb den Boden unter Rothströmen zurück. Zwei Knaben, welche Ziegen in dieser Ebene hüteten, und zwei kleine Mädchen, welche sich zufällig daselbst befanden, wurden mit ihrer Heerde durch die Luft fortgerissen, in der man sie einen Augenblick unter kläglichem Geschrei wirbeln sah.

Endlich stürzte sich die ganze Masse mit furchtbarer Gewalt in den Lomzersee. In einem Augenblick sah man seine ganze Oberfläche mit Baumsämmen, Trümmern, Gebäuden, Ställen, Geräthschaften aller Art bedeckt. Zugleich erhoben sich die durch das Gewicht der Lawine niedergedrückten Gewässer des Sees wie eine Mauer, bildeten nur eine Welle, aber eine furchtbare Welle, welche die Insel Schwanau ganz bedeckte, obschon die Thurmspitze ihrer kleinen Kapelle 70 Fuß höher war, als der Wasserspiegel. Nachdem diese Welle das hübsche Einsiedlerhaus zerstört und die Insel verwüstet hatte, erreichte sie das in einiger Entfernung vom Ufer liegende Dorf Seewen, am andern Ende des Sees, in ziemlich tiefem Grunde und umgeben von Bäumen, weshalb die Einwohner, obschon sie das schreckliche Krachen des Bergsturzes hörten und wenn sie auch die Wirkungen desselben gesehen hätten, die Gefahr nicht ahnen konnten, die sie bedrohte. Indessen brauchte diese furchtbare Welle nur wenige Minuten, um den See in seiner ganzen Länge zu durchziehen. Wahrscheinlich wären die Bewohner alle verschlungen worden, aber die Vorsehung wachte über sie. Ein Mann, der sich auf einer Anhöhe befand, bemerkte diesen Wasserberg in der Ferne, der sich mit schrecklicher Schnelle näherte. Glücklicher-

weise übersah er die ganze Gefahr; er lief durch das Dorf und schrie den Bewohnern zu, sich ohne einen Augenblick zu verlieren auf die Anhöhen zu retten. Man verstand ihn; jeder verließ eilig Alles und ergriff die Flucht. Und es war Zeit, denn einige Minuten nachher hatte die Welle mit allem was sie mit sich führte, bereits drei große Häuser, die ersten die ihrer Wuth ausgesetzt waren, niedergerissen, und nur mit unerhörter Mühe gelang es, den gänzlichen Ruin aller andern zu vermeiden, indem man die Menge Holz und andere Trümmer beseitigte, welche heftig gegen die Wohnungen anstießen.

Ein einziger Mann, der während des Wasserandranges wahrscheinlich in einem Stalle schlief, fand an diesem Orte seinen Tod. Aber auf den andern verwüsteten Punkten wurden 5 Dörfer oder Weiler mit 110 Wohngebäuden und 7111 Zucharten Landes unter den Trümmern verschüttet und 457 Personen fanden da ihr Grab. 325 Stück Vieh gingen verloren.

Unter den eingestürzten Gebäuden befanden sich 6 Kirchen oder Kapellen; außerdem zählte man mehr als 200 Ställe oder Schöpfe, die mit Allem verschwanden, was darin war. Der Verlust wurde auf 2½ Millionen Schweizerfranken geschätzt. Erst einige Tage nach der Katastrophe konnte man den ganzen Umfang des Verlustes und der traurigen Folgen des Rofbergsturzes würdigen.

Die Ufer des Lomzersees, von denen ein Theil durch den Sturz ausgefüllt wurde, wurden durch die ungeheure Welle schrecklich zugerichtet, welche die Insel Schwanau bedeckte, und die Umgegend überzog, indem sie Häuser weit in das Land hinein führte, und bei ihrer Rückkehr andere mit Bäumen, Land und Felsen in den See riß. Die Kapelle von Otten wurde von den Wellen gänzlich weggespült, und man fand ihren kleinen Thurm mit der Glocke eine halbe Stunde weit weg auf der andern Seite des See's. Ein an dem Ufer angebundenes Schiff fand man mehr als 1000 Schritte weit von dem Orte wo es lag, entfernt auf einer Anhöhe. Vor dem Wirthshaus zum Kreuz in Seewen befand sich ein Steinblock, der zu einem Brunnenbecken bestimmt war und mehr als 100 Centner wog. Dieser Block wurde durch die ungeheure Welle rückwärts auf eine Anhöhe getrieben. Was noch erstaunlicher scheint,



ist, daß ein ungeheurer Stein, der sich auf der andern Seite des See's befand, auf der entgegengesetzten Seite bei Lomerz gefunden wurde, und man ihn sprengen mußte, um die Straße wieder herzustellen. Das Dorf Lomerz, das nur von dem äußersten Ende des Einsturzes berührt wurde, ist nicht ganz zerstört worden; einige Gebäude blieben noch stehen, unter andern der Kirchthum, während die Kirche und die umliegenden Häuser gänzlich vernichtet wurden.

Ein Beweis von der unbegreiflichen Gewalt welche die Felsen- und Schlammmasse, die sich vom Gebirge herabstürzte, hatte, liegt in folgendem: An der halben Höhe des Ruffberges, ganz am Rande des Einsturzes, war ein Felsblock von solchem Umfang, daß das Jahr vorher die Zimmerleute auf seiner Oberfläche ihren Zimmerplatz aufgeschlagen hatten, um ganze Tannen zu beschlagen. Nach der Katastrophe fand man diesen Block in der gleichen Lage, aber eine Stunde weit weg auf der andern Seite des Thales. Ein großer, zu einem Brunnenstrog bestimmter Baumstamm lag hinter dem Dorf Goldau auf dem Boden an den Grenzen des Einsturzes; nachher fand man ihn eine Viertelstunde von da auf dem entgegengesetzten Abhang eines Hügels, über den er nothwendigerweise mußte. Eine Brücke hatte ungefähr das gleiche Schicksal.

Der Luftdruck brachte eben so sonderbare Wirkungen hervor. In der Kirche zu Goldau war auf einem der Altäre, 2½ Fuß von der Erde eine hölzerne Büste, welche die Gebeine eines Märtyrers enthielt; einen Monat nachher fand man diese Büste

3000 Fuß entfernt an einem viel höhern Orte. Ebenso einige Bücher und Kleider, welche zwei Geistlichen dieser Kirche angehörten, während man nie mehr eine Spur weder von der Kirche selbst, noch von den benachbarten Häusern, noch von den dazu gehörigen Gegenständen fand.

Nicht alle Bewohner des Thales kamen an diesem schrecklichen Tage um, 220 überlebten ihn; eine gewisse Zahl war damals abwesend; andere, deren Wohnungen auf der Grenze des Sturzes waren, hatten noch Zeit zu entfliehen, oder wurden nur von dem äußersten Ende der Lawine erreicht, was gestattete, sie aus den Trümmern zurückzuziehen.

Man erinnert sich ohne Zweifel noch, daß Blasius Mettler seine junge Frau verlassen hatte, um die Hülfe des Pfarrers von Arth anzusprechen. Er stellte sich in der That vor ihm mit zerstörter Miene und von seinem schnellen Laufe ganz außer Athem. Er schilderte ihm mit häuerischer Beredtsamkeit die traurige Lage, in der er sich befände, indem er einen von höllischen Geistern besessenen Ort bewohne, die ihren Sabbath am hellen Tage halten und die seine Wohnung erdrücken würden, wenn man sie nicht vertreibe. Dann bat er diesen Geistlichen inständig, mit ihm zu kommen, die bösen Geister zu beschwören. Der Pfarrer suchte ihn zu überzeugen, daß ganz natürliche Ursachen das hervorbringen können, was er befürchte. Während dieser Unterhaltung aber hörte man plötzlich das schreckliche Krachen des einstürzenden Gebirges. Der erschreckte Priester öffnet ein Fenster und bemerkte die schwarze Wolke, welche die Lawine vor sich hertrieb. Mettler, wie wenn der Blitz vor seinen Füßen eingeschlagen hätte, stürzte ohne ein Wort zu sagen, aus dem Hause, zieht seine Schuhe ab, um schneller laufen zu können, und verschwindet bald aus den Augen des Pfarrers.

Während der Abwesenheit ihres Mannes war die arme Frau Mettler in einer schwer zu beschreibenden Lage, allein, an einem einsamen und wilden Orte, Zuschauerin der schrecklichen Symptome, die eine nahe Katastrophe ankündigten, auf einem beweglichen Boden, worauf jeden Augenblick und in immer kürzern Zwischenräumen Felsenstücke sprangen, die sich von dem Gipfel des Gebirges ablösten.

Indessen trotz aller dieser beunruhigenden Anzeichen, schickte sie sich an, ihrem Kinde Brei zu kochen, das ruhig in seiner Wiege schlummerte. Kaum hatte sie ihn auf dem Feuer, als ein furchtbares Getöse, Donnerschlägen ähnlich, die Erde und das Haus erschütterte. Einen Augenblick war sie ungewiß, was sie thun sollte; allein nach kurzem Nachdenken beschloß sie, nach ihrem Kind zu sehen, um es fortzutragen, wenn es erwacht sey, und seinen Brei zu kochen, wenn es schlafe. Die Vorsehung wollte sie ohne Zweifel von einem gewissen Tode ret-



ten; denn das Kind hatte die Augen offen und heftete seine Blicke auf sie, wie wenn es sagen wollte: Eile, Mutter, rette uns! Und die Mutter, wie von diesem Blicke begeistert, verliert keinen Augenblick; mit der größten Kaltblütigkeit nimmt sie noch das wenige Geld, das ihr Mann besaß, hebt ihr Kind auf, verläßt Stube und Hütte und flieht so schnell als möglich gegen einen kleinen nahen Stall. Aber der Boden war heftig bewegt, das Getöse verdoppelte sich und dauerte ununterbrochen fort. Kaum hatte sie fünf oder sechs Schritte gethan, als die von ihr verlassene Hütte zertrümmert und die Stücke davon in die Luft geschleudert werden. Der Stall wurde niedergeworfen; aber die junge Frau war bereits in Sicherheit, sie befand sich auf der Grenze des Sturzes. Indessen war ihre Lage nicht minder beunruhigend. Allein, mitten in dieser schrecklichen Verwüstung, unwissend ob ihr Mann sich habe retten können, von allem entblößt, ungewiß wohin ihre Schritte wenden, war diese Frau der Verzweiflung preis gegeben.

Nach einer Stunde eiligen Laufes, kam Blasius Wettler schnaubend, mit Schweiß bedeckt und beinahe ohnmächtig, nachdem er einen langen Umweg

gemacht, an den Ort, wo kurz vorher sein kleines Besitzthum war. Er betrachtete mit starrem Auge den Schlund, der Alles verschlungen hat; aber, o Glück, er sieht sein Weib und Kind, die mit ausgestreckten Armen auf ihn zu kommen und er vergißt einen Augenblick, daß er keinen Zollbreit Land und keine Wohnung mehr hat.

Ein Bruder dieses Blasius Wettler hatte eine Hütte in der Nähe; allein er war abwesend, als die Lawine seine Wohnung wegriß, worin sich seine Frau und zwei Kinder befanden. Verwandte, die der Zerstörung entgangen waren, eilten herbei um nachzuforschen; es fand sich aber keine Spur mehr von dem Hause ihres Nachbarn, es wäre sogar unmöglich gewesen, den Platz zu erkennen, wo es gestanden hatte. Indessen bei aufmerksamer Betrachtung der Felsenspalten, die sich gebildet hatten, glaubten sie unter sich einen Strohsack mit einem Kinde darauf zu erblicken. Einer von ihnen bahnte sich nicht ohne Mühe einen Weg durch die Felsentrümmer und fand in der That ein kleines wachendes Kind, welches man sogleich für das des Hauseigenthümers erkannte, und welches anwesende Personen einen Augenblick vorher auf dem gleichen

Strohsacke in einer obern Kammer des zerstörten Hauses hatten schlafen sehen. Man konnte nicht begreifen, wie das Kind der Zerstörung entgangen, oder durch welchen Ausweg es mit seinem Strohsack aus dem Hause gekommen, ehe dieses zu Staub zermalmt wurde. Es geschah nicht durch das kleine Fenster von zwei Geviertfuß der Kammer, in der es schlief, ebenso wenig durch die Thüre, weil diese mit dem Innern des Hauses communizirte. Es mußte außerdem ohne Stoß aus dem Hause gebracht worden sein, um später wieder auf seinem Strohsacke ohne irgend eine Verletzung gefunden werden zu können. Es war hier etwas Wunderbares, wenn nicht ein Wunder selbst, wie diese guten Leute natürlich glaubten.

In einem Hause des nämlichen Bezirks befanden sich drei Greise, welche ruhig in einer Stube bei einer Pfeife Tabak schwapten. Vor dem Hause spaltete ein junger Mensch Holz. Ueber das Getöse beunruhigt, das ihm vom Gnipen zu kommen schien, warnte er die Greise, sich in Sicherheit zu setzen. Einer von ihnen, der mehr als einmal prophezeit hatte, daß man gefährlichen Bergschlipfen ausgesetzt sei, trat aus dem Hause, um zu sehen was vorgebe, da er aber den Gipfel des Berges nicht sehen konnte, der durch die Ungleichheit des Bodens seinen Blicken entzogen war, so kehrte er zu seinen Gefährten zurück, sagend, daß sie ungeachtet des Getöses noch wohl Zeit hätten, ihre Pfeifen zu stopfen. Der junge Mensch kehrte an seine Arbeit zurück, allein einige Sekunden nachher donnerte die Lawine, die Erde bebte unter seinen Füßen; er warf seine Werkzeuge weg und ergriff die Flucht, indem er den Greisen zurief: „Rettet euch, der Berg stürzt ein!“ Allein der eigensinnige Greis, der hereingekommen war, öffnete, statt zu fliehen, ein Fenster, um sich selbst von der drohenden Gefahr zu überzeugen; schon flogen hier und da Steine und Felsblöcke, der junge Arbeiter, der durch einen Strom von Steinen und Schlamm mehrere Male zur Erde geworfen wurde, konnte sich endlich der Gefahr entziehen, und als er endlich an einen sichern Ort gekommen war, sah er rückwärts, und erblickte mitten in der furchtbarsten Verwüstung das Haus, das er so eben verlassen, in Trümmer zerstäuben und mit den drei Greisen verschwinden, von denen man keine Spur mehr fand.

Die Schwester eines der Opfer dieser Zerstörung bewohnte mit ihrem Sohne und einer armen Frau ein Haus in der Nachbarschaft. Bei Zeit gewarnt flohen diese Personen schnell. Der junge, flinke und kräftige Mensch lief ein wenig höher als die Weiber, die nur mühsam vorrückten, da die eine alt und die andere hinkend war. In einen Staub-

wirbel eingehüllt, sahen sie bald den jungen Menschen nicht mehr, der ihnen vorausgeeilt war. Felsblöcke, Holzstücke, Erde und Schlamm flogen über ihre Köpfe. Plötzlich hörten sie einen fürchterlichen Schrei der Noth und der Todesangst. Die Mutter erkannte die Stimme ihres Sohnes, aber nie sah sie eine Spur mehr von ihm. Beide Weiber verloren das Bewußtsein, und als sie wieder zu sich kamen, fanden sie sich in Sicherheit am Fuße eines Felsen, aber nie erfuhren sie, wie sie dahin gekommen waren.

(Schluß folgt.)



Schaffhausen wird schweizerisch.

Die Stadt Schaffhausen, an dem rechten Ufer des Rheins, nahe bei dessen berühmten Falle, war ursprünglich eine Reichsstadt. Im Jahr 1330 wurde sie an das Haus Oesterreich verpfändet, von dem sie sich 1415 für die Summe von 6000 Goldgulden löskaufte; wieder eine Reichsstadt erhielt sie wichtige Privilegien und Bestätigung aller ihrer alten Freiheiten und Rechte. Dessen ungeachtet machte Oesterreich verschiedene Versuche, um sie unter seine Herrschaft zurückzubringen, allein weder Ueberredung noch Drohungen machten die Bürger wanken. Schaffhausen, damals beinahe ohne Gebiet, war von einem mächtigen Adel umgeben, ein Feind der Städte, der keine Gelegenheit verlor, die Bürger und Bewohner zu kränken. Die Grafen von Sulz, Besitzer des Schlosses Balm, 1½ Stunden von der Stadt, beunruhigten besonders die Reisenden durch ihre Räubereien. Die mit dichten Wäldern bedeckten Umgebungen begünstigten diese sauberen Heldenthaten sehr. Die Spießgesellen des edeln Herrn hatten eines Tages Ulmer Kaufleute geplündert und mißhandelt; da zogen die Schaffhauser nur die Gerechtigkeit zu Rathe und, sich wenig darum bekümmern, mit welchem Auge der Kaiser diesen Angriff ansehen werde, beschloßen sie, die Unverschämtheit dieser adelichen Räuber zu züchtigen. Nachdem sie das Gelübde gethan, den Heiligen der Stadt 13 Pfund Wachskerzen zu spenden, um sie günstig zu stimmen, machten sie sich mit einbrechender Nacht auf den Weg, überfielen das Schloß Balm, nahmen die Gräfin Ursula und ihre zwei Söhne gefangen, plünderten das Schloß und verwandelten es in einen

Alschenhäusen. Nachdem sie noch im Vorbeigehen die Schlösser Neuburg und Rheinau genommen, kehrten sie mit der Glocke der Kapelle von Balm triumphirend nach Schaffhausen zurück. Zufrieden mit diesem Erfolg, entließen sie ihre Gefangenen; diese zeigten sich aber sehr wenig dankbar, denn der erste Gebrauch, den Ursula von ihrer Freiheit machte, war, den Kaiser zu bitten, die Schaffhauser in die Reichsacht zu erklären, was er, dem es willkommen war, gern that. Indessen wurde die von den Besitzungen des Oesterreich ergebene Adels eingeschlossene Stadt gezwungen nachzugeben. Der Monarch bewilligte die Aufhebung der Acht, aber unter der Bedingung, daß Schaffhausen unter die Herrschaft Oesterreichs zurückkehre und seinem Bruder Albrecht von Schwaben huldige. Die Schaffhauser, welche ihre Freiheit über Alles schätzten, zogen ein ungeheures Geldopfer vor, um die Grafen von Sulz zu befriedigen, denen sie die Summe von 10,500 Gulden unter der Bedingung zahlten, daß die Mauern von Balm nie wieder aufgebaut würden, allein diese Grafen machten sich wenig aus diesem Versprechen; kurz nachher ließen sie an dem Wiederaufbau dieser Feste arbeiten, und die Schaffhauser waren genöthigt, sie in Waffen an die Vertragsbedingungen zu erinnern. Der benachbarte Adel, auf seinem Vorhaben die Stadt zu unterwerfen beharrend, schlug zuerst Unterhandlungen ein, und dieß nicht ohne Erfolg, denn mehrere einflußreiche Familien neigten sich schon zu Oesterreich hin. Ein großer Theil des benachbarten Adels war nach Schaffhausen verbürgert und wünschte vielleicht die Oberherrlichkeit Oesterreichs zurück, mit dem sie in gutem Vernehmen lebten. Obschon die Bürgerschaft vorher einige Schritte bei den Schweizerkantonen gethan hatte, um in die Eidgenossenschaft aufgenommen zu werden, so hätte wahrscheinlich die österreichische Parthie die Oberhand behalten, als die Vermessenheit einiger Edelleute alle derartigen Hoffnungen auf immer vernichtete. Belgram von Heudorf, Oesterreichs ergebener Diener und der einige persönliche Beweggründe zur Rache gegen die Schaffhauser hatte, glaubte die Frage durch den Schrecken zu entscheiden. Er und seines Gleichen hatten in der Gegend von Waldshut ein Reitercorps versammelt und zeigten sich damit plötzlich vor Schaffhausen, das sie aufforderten sich zu ergeben und sich als Oesterreichs Unterthanen zu erkennen. Sie hatten sich so anmaßender Ausdrücke bedient, daß die Magistraten es kaum wagten, der Bürgerschaft diesen unverschämten Vorschlag vorzulegen, der aufgenommen wurde, wie er es verdiente, d. h. mit tiefer Verachtung. Indessen um Zeit zu gewinnen, beehrte man einen Aufschub von einigen Tagen, vorgeblich

um die Zünfte der Stadt zu versammeln, die allein über diese wichtige Frage entscheiden könnten. In aller Eile sandte man heimlich einen Boten nach Zürich, um den Schweizerkantonen den Abschluß des beantragten Bündnisses anzutragen. Die Schweizer, die den Werth dieses Bündnisses kannten, ließen nicht auf ihre Antwort warten. Belgram von Heudorf und seine Verbündeten waren ungeduldig, aber keineswegs besorgt, daß ihre Expedition scheitere; sie glaubten sich ihres Streiches sicher, und erwarteten jeden Augenblick die Ankunft des Bürgermeisters und der Vornehmsten der Stadt mit ihren Schlüsseln und ihrer Unterwerfung. Sie waren aber sehr verblüfft, als sie an einem schönen Morgen das Geläute aller Glocken von Schaffhausen, den Schall der Trompeten und Pauken und Freudengeschrei hörten. Die Belagerer forschten nach der Ursache dieses Lärms, und sahen bald eine glänzende Cavalcade über die Rheinbrücke ziehen, welche die Magistraten mitten in einer freudigen Menge und unter dem Geschrei: es leben die Schweizer! empfingen. Es waren die Abgeordneten von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Glarus und Zug, die ihren Einzug in die Stadt hielten. Als alle diese schönen Herren, zuerst stumme Zuschauer dieses Auftrittes, sahen, wovon es sich handelte und wie sie über den Löffel barbirt waren, geriethen sie in außerordentliche Wuth, und überhäuften sich gegenseitig mit Vorwürfen und Beschimpfungen; wenig fehlte, so hätten sie diesen Schimpf gerächt, indem sie einander tödteten. Endlich kehrte jeder, nach einer Menge Verwünschungen gegen Belgram, nach Hause zurück und schwur sich gelegentlich zu rächen. Während dieser Zeit beschwuren die schweizerischen Abgeordneten und alle Bürger von Schaffhausen in der St. Johanskirche ein Schutz- und Trutzbündniß auf 25 Jahre. Dieser Vertrag wurde abgeschlossen den 1. Juni 1454.

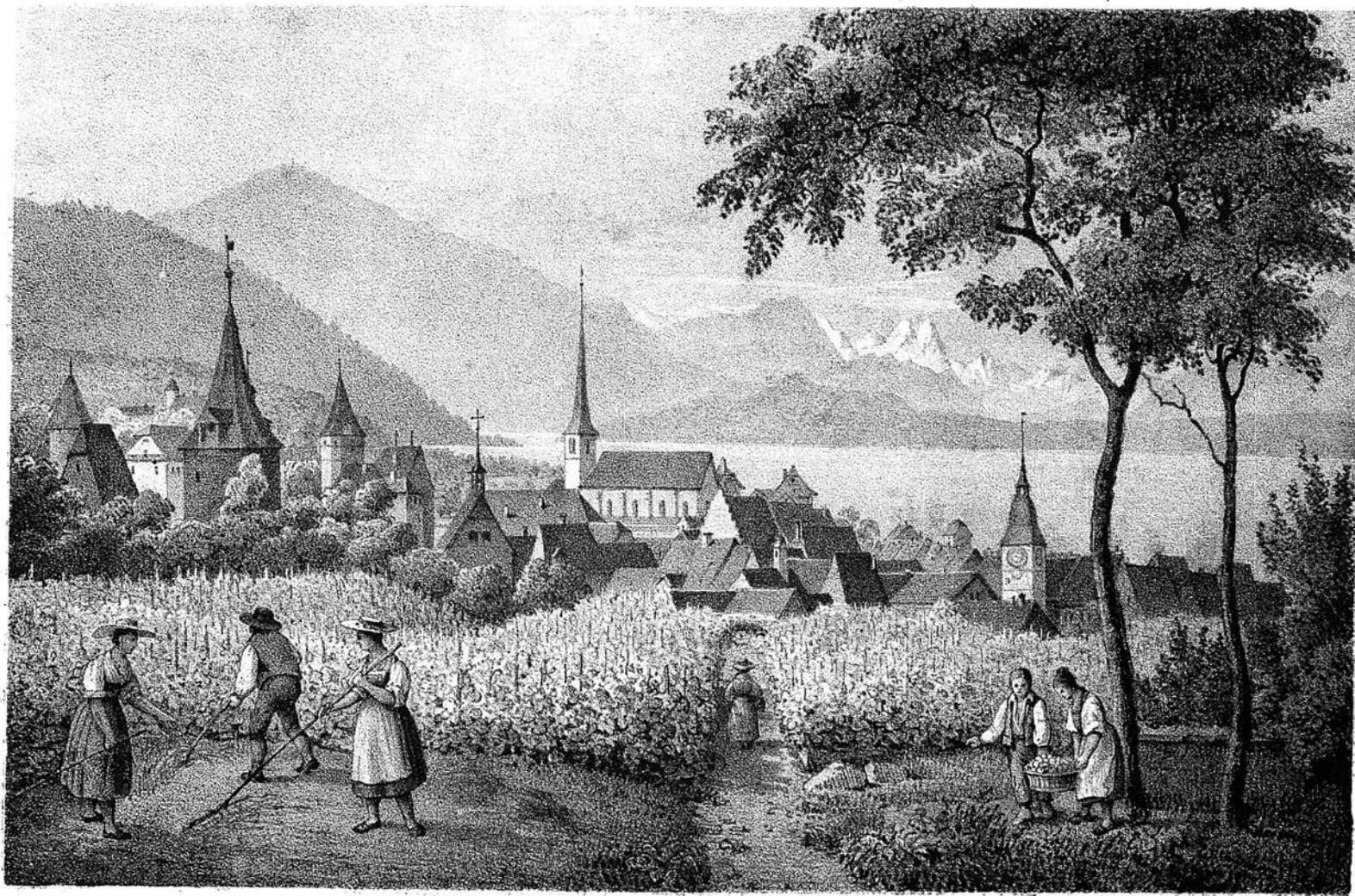
Heinrich Wolleb.

Im Laufe des Schwabenkrieges hatten sich die Oesterreicher, 15,000 Mann stark, zu Fraßten, im Juthale hinter Feldkirch, 1½ Stunden von dem Rhein und der Schweizergrenze verschanzt. Ihre Stellung schien uneinnehmbar, starke Schanzen und

Berhaue Schlossen das enge Thal, deckten die Fronte, und hohe Gebirge schienen die Möglichkeit eines Angriffs auf einem andern Punkte zu verbieten. Da die Oesterreicher von diesen Verschanzungen aus beständig die Schweizergrenze heunruhigten, so beschloßen die Eidgenossen sie um jeden Preis von da zu vertreiben. Ihre Hauptleute hielten Rath, und dachten den Feind aus seiner Stellung zu locken, indem sie das Schloß Gunttenberg, am Eingang in das Tyrol, belagerten.

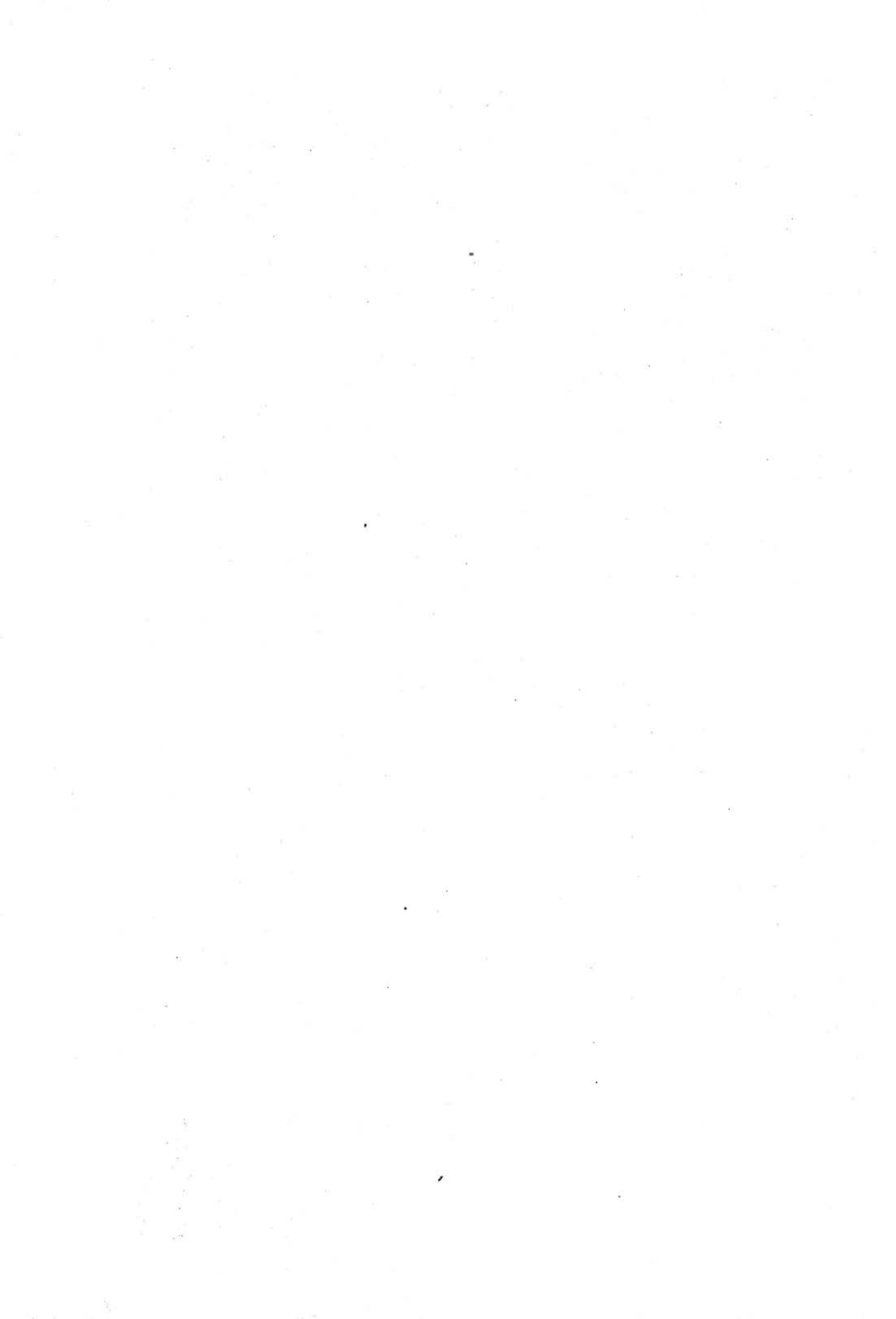
Die Belagerung begann; die Schweizer führten ihre schweren Kanonen herbei, deren eine, Graubündten gehörig, ungeheure Kugeln warf. Dennoch machten sie geringe Fortschritte; ein steiniger Boden gestattete die Eröffnung der Laufgräben nicht, daher schien sich auch der Feind wenig um die Belagerung zu kümmern und rührte sich nicht von Grafsenz. Dann faßten die Schweizer den kühnen Entschluß, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen, wenn schon geringer an Streitkräften, denn sie zählten kaum 10,000 Mann gegen 15,000 der besten Reichstruppen. Unter den schweizerischen Hauptleuten war Heinrich Wölleb von Uri, ein alter Krieger voll Erfahrung und Unererschrockenheit. Er war einer der Helden von Murten, und hatte in vielen Schlachten glänzende Beweise erprobten Muthes und geprüfter Kaltblütigkeit gegeben. Mit 2000 unter den Tapfersten des Heeres auserlesenen Mannern unternahm er es, die Stellung des Feindes zu umgehen. Während das Hauptcorps in der Ebene von Grafsenz vorrückte, erstieg er mit den Seinigen den Berg Lanzengast, der so steil war, daß sie einander mit ihren Piken hinaufziehen mußten. Halbwegs ließ Wölleb seine kleine Armee auf die Knie niederfallen; jeder Soldat betete fünf Vater unser und fünf Ave Maria, worauf sie ihr Aufsteigen fortsetzten; ihr Anführer sagte ihnen: „fürchtet nichts, rechnet auf den Sieg und folget mir in Gottes Namen.“ Gegen ihre Erwartung fanden sie die Höhe des Gebirges mit Feinden besetzt, die sie mit einem Hagel von Kugeln empfingen. Es war ein Corps von 2000 Tyrolern, meistens Bergknappen und die Tapfersten in der österreichischen Armee. Dieses Corps sollte den Schweizern in die Flanken fallen, wenn sie die Verschanzungen anzugreifen versuchen wollten. Allein Wölleb ließ den Tyrolern nicht Zeit zu einem zweiten Feuer, sondern stürzte sich auf sie und warf sie nach einem der hartnäckigsten Kämpfe Mann gegen Mann. Die von der andern Seite des Gebirges gekommenen Schweizer befanden sich in den Verschanzungen in dem Augenblick, als ihr Hauptcorps von Grafsenz aus einzudringen versuchte; beide Corps waren bald vereinigt und standen der feindlichen Armee gegenüber, die

im Keil aufgestellt und von einer furchtbaren Artillerie flankirt war. Die Schweizer knieten nieder, um das erste Feuer über ihre Köpfe weggehen zu lassen, dann benutzten sie den dicken Rauch und warfen sich auf die feindlichen Reihen. Ein schrecklicher Kampf entspann sich; die Felsen erdröhnten von dem Donner des Geschüßes, dem Schmettern der Trompeten, dem Wirbeln der Trommeln und dem Kriegsgeschrei der Schweizer, welche sich vergebens anstrebten, die Oesterreicher zu umzingeln, die unerschütterlich wie eine eiserne Mauer hielten. Die Eidgenossen zogen sich ein wenig zurück, um Athem zu schöpfen; die Feinde glaubten aber, sie träten den Rückzug an öffneten ihre Schlachtordnung um sie zu verfolgen; allein die Schweizer schlossen sich wieder und griffen von neuem mit solcher Wuth an, daß die Oesterreicher diesem Stoß nicht widerstehen konnten; die Unordnung riß unter ihnen ein trotz der Bemühungen des tapfern Burkhardt von Küring, Commandanten der Reiterei und anderer Anführer. Wölleb warf sich an der Spitze der Seinigen auf ein noch nicht angegriffenes Bataillon, wirft es, aber in diesem Augenblick wird er tödtlich verwundet; „es ist nur ein Mann weniger, gebt nicht auf mich Achtung, meine Freunde, sehet den Feind an, und zählt auf den Sieg, er entgeht euch nicht!“ und starb. Dieser für die Schweizer schmerzhafteste Verlust reizte sie nur noch mehr; das Handgemenge wurde fürchterlich. Endlich dachten die von allen Seiten zurückgedrängten Oesterreicher nicht mehr an den Sieg und nahmen die Flucht, 3000 der Ihrigen auf dem Schlachtfeld lassend; 1000 andere ertranken auf der Flucht in der Ill. Die Artillerie und viele Fahnen wurden die Beute des Siegers. Indessen war die erste Leiche, welche die Ill hinabschwamm, die eines Schweizers und die Feldkircher schlossen daraus, daß die Eidgenossen geschlagen seyen und freuten sich sehr. Aber ihre Freude war von kurzer Dauer und verwandelte sich bald in Klage, als sie dieser Leiche hunderte von Oesterreichern folgen sahen. Die Bewohner dieser Stadt, welche sich früher den Eidgenossen unterworfen hatten, denen sie nachher untreu wurden, hatten alle Ursache zu zittern. Diese Unglücklichen waren schon genug gestraft, denn die Hälfte der Frauen waren Wittwen und Waisen geworden; sie entschlossen sich, die Gnade der Sieger anzuflehen. Bald sah man eine lange Reihe Weiber, Kinder, Greise aus der Stadt ziehen, voran die Priester mit dem heiligen Sakramente. Die Seufzer und Thränen dieser Menge rührten die Schweizer, die eine neuliche Verrätherei vergaßen und sich mit einer Brandschatzung von 8000 Gulden begnügten.



LA VILLE DE ZUG
côté du nord.

Die Stadt Zug
von der Nordseite.



Die Stadt Zug.

Zug, die Hauptstadt des Kantons gleichen Namens, die einzige mit Mauern umgebene Stadt in den demokratischen Kantonen, liegt an dem östlichen Ufer des Sees, dem sie ihren Namen gegeben, am Fuße des Zugerberges, einem merkwürdig fruchtbaren Hügel. Die Lage dieser Stadt ist außerordentlich lachend; die sie umgebenden Wiesen sind dermaßen mit Fruchtbäumen besetzt, daß sie einen großen Baumgarten zu bilden scheinen. Von den benachbarten Höhen entdeckt man schöne Aussichtspunkte auf den See und seine Umgebungen. Der Rigi und der Pilatus machen sich durch ihre kühnen Umrisse bemerkbar; zwischen ihnen sieht man die Gebirge von Unterwalden, hinter welchen sich wie Gespenster die beschneiten Gipfel von Grindelwald und Lauterbrunnen erheben.

Die Stadt Zug enthält 3000 Einwohner. Seit der Feuersbrunst 1794 ist sie gut gebaut; ihre Straßen sind reinlich, die meisten sind breit und ziemlich nach der Schnur. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerkt man die Kirche St. Oswald, deren Kirchhof das Grab des Generals Zurlauben enthält, eines berühmten Gelehrten und des letzten Sprößlings eines großen Namens. Das Zeughaus, worin man das von dem Blute Peter Kollins und seines Sohnes bespritzte Banner zeigt, welche 1422 in der Schlacht von Bellinz fielen; ein Nonnenkloster, wo sich eine treffliche Erziehungsanstalt für Töchter befindet; das Kapuzinerkloster, von dem man eine sehr schöne Aussicht hat und das ein schönes Chorgemälde enthält; ein Weinhaus, wo jeder Schädel den Namen der Person trägt, der er gehörte. Die Einwohner von Zug beschäftigen sich weder mit Industrie noch mit Handel.

Zug ist eine sehr alte Stadt. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; man weiß bloß, daß ihre ersten Herren die Grafen von Lenzburg waren. Dann gehörte sie dem Hause Oesterreich, welchem sie noch 43 Jahre treu blieb, nachdem schon die benachbarten Staaten sich von seiner Herrschaft befreit und ihre Unabhängigkeit erlangt hatten. Mehrere Herren bewohnten das Gebiet dieses kleinen Staates, unter andern die Freiherren von Wildenburg. Das Schloß dieser Familie, von dem man die Ruinen noch auf einem beholzten Hügel sieht, eine Stunde

von Zug, war so schwer zugänglich, daß seine Herren ungestraft ihre Räubereien verüben, und der Macht ihrer Nachbarn trotzen zu können glaubten. Die Bürger von Zug hatten von dieser Nachbarschaft viel zu leiden, denn die Herren von Wildenburg plünderten die Reisenden, oder ließen sie nur gegen eine starke Ranzion los, wenn sie sich ihrer bemächtigt hatten. Sie erhoben Abgaben von den Bewohnern der Gegend, die sich diesen Plackereien unterzogen aus Furcht, sich größeren Widerwärtigkeiten auszusetzen. Sie faßten sogar zweimal den Vorsatz, die Stadt Zug zu überfallen, sowohl in der Absicht sie zu plündern, als sich an dem Kaiser Rudolf von Habsburg zu rächen, der diese Stadt so wie Zürich gegen die Feindschaft des umliegenden Adels beschützte. Allein zu schwach, um allein ein solches Unternehmen zu versuchen, verbanden sie sich mit den Herren von Hünenberg, Chaam, Nussegg, Merischwanden u. a. Die Nacht vom 9. September 1290 war zu Ausführung dieses Complots festgesetzt; 900 Mann Fußvolk und 100 Reiter näherten sich der Stadt gegen 2 Uhr Morgens mit Leitern und Maschinen zum Sprengen der Thore, während eine andere Abtheilung sich anschickte, die Stadt von der Seeseite anzugreifen. Die Verschwornen glaubten ihre Maßregeln so sicher getroffen zu haben, daß der Erfolg ihnen keinen Augenblick zweifelhaft schien. Sie waren unter den Mauern der Stadt angekommen, ohne die geringste Sicherheitsanstalt zu treffen; schon bereiteten sie sich zum Sturm auf das Schloß, wo der kaiserliche Amtmann wohnte, als plötzlich die Bürger von Zug mit vielen Fackeln aus einem Versteck unter großem Geschrei auf die Angreifenden stürzten. Ein Fischer hatte auf dem andern Seeufer einige Worte von dem Complotte klüffern hören, und die Zuger vor der sie drohenden Gefahr gewarnt. Diese hatten ihre Maßregeln getroffen, Pfähle in den See eingerammt, um das Landen zu verhindern, ihre Mauern und Thore ausgebessert, und 370 hatten sich während der Nacht bei der Stadt in Hinterhalt gelegt. Ihr unvermutheter Angriff brachte Schrecken und Verwirrung unter die Feinde; diese, nachdem sie sich einige Zeit mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigt, ergriffen die Flucht und ließen 250 der Ihrigen auf dem Schlachtfelde, worunter 25 Adelige. Eine große Zahl ertrank im See. Die, welche über den See gegen die Stadt anrückten, zogen sich schnell zurück; allein die Zuger verfolgten sie bis auf das Gebiet ihrer Angreifer. Der Herr von Wildenburg überließ sich nach seiner Niederlage der Wuth und schwur sich zu rächen. Das folgende Jahr erfuhr er, daß viele Bürger von Zug sich mit ihrem Amtmann auf den Markt nach Basel begeben würden, und legte sich mit 800 Mann in

Sinterhalt. Allein auch diesmal wurde sein Anschlag verrathen; von den Zugern selbst überfallen, mußte er die Flucht ergreifen und zwar noch froh den Frieden zu erhalten.

Bald nachher hatte er einen Streit mit dem Freiherrn von Wädenschwyl, gegen den er Feindseligkeiten begann. Dieser aber, im Verein mit dem Grafen von Toggenburg, griff den Herrn von Wildenburg an, der in dem Winzwyl Wald mit seinen Leuten Posto gefaßt hatte, um seinen Feinden den Weg zu verlegen. Von hinten umgangen und außer Stand sich zurückzuziehen, wurde er in einen Sumpf gedrängt, wo der Anführer und seine Truppe in Stücken gehauen wurden. Von da an nannte man den Bach, der durch diesen Sumpf fließt, den rothen Bach.

Die Nachfolger dieses stolzen Freiherrn von Wildenburg wurden durch die Unfälle ihrer Vorfahren nicht gebessert: ein halbes Jahrhundert nachher erfuhren sie zu ihrem Schaden, daß Macht auf Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit gegründet nicht von Dauer sei. Ein Nachkomme des Freiherrn, welcher im Kampfe gegen die Herren von Wädenschwyl gefallen, bewohnte 1355 das Schloß Wildenburg. In allem zeigte er sich von dem Geiste seiner Vorfahren beseelt; die Bewohner von Zug hatten aber an Macht zugenommen und der Geist der Freiheit hatte sich in ihnen entwickelt. Sie waren so eben in den Schweizerbund getreten, und der Macht des Freiherrn von Wildenburg trozend, bewiesen sie bald, daß sie ihrer neuen Bundesgenossen würdig seien.

Der Baron von Wildenburg hatte die Gewohnheit, seine Lebensmittel und andere Bedürfnisse in Zug nehmen zu lassen; er zahlte aber nur wie es ihm gelegen war, oder auch gar nicht. Einst holte einer seiner Knechte Fleisch in der Stadt. Nicht zufrieden mit dem Stücke, das ihm der Metzger anbot, bezeichnete er mit grobem Tone und Miene ein anderes. Der Metzger hieb mit seinem Beil so gleich dieses Stück, zugleich aber auch die Hand des Knechtes ab, und warf ihm alles ins Gesicht mit den Worten: „Da hast du es!“ Der verstümmelte Knecht kehrte heulend zu seinem Herrn zurück, der vor Zorn bebte und eine furchtbare Rache schwur. Aber der arme Baron vergaß, daß die Zeit vorüber sei, wo sein Namen seine Nachbarn zittern machte; er war selbst über das so erschreckt, was seinem Knecht begegnet war, daß er sein Leben nicht mehr für sicher hielt. Er verließ sein Schloß in der Nacht auf wenig bekannten Pfaden, und um seine Flucht besser zu verbergen, ließ er die Hufeisen seines Pferdes verkehrt aufschlagen.

Einige Zeit nachher verließen die Eidgenossen das Zugergebiet; politische Fragen hatten die Bürger der Stadt entzweit, was den Baron in etwas beruhigte; bald wagte er es wieder in seinem Schlosse zu erscheinen, wo er sein gewöhnliches Leben wieder anfang, ohne von den Einwohnern beunruhigt zu werden, die nicht Zeit hatten sich mit ihm abzugeben.

Unser Freiherr von Wildenburg war ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts; er war auch sehr galant, aber galant auf die Art der Wolfenschieße und der Kastellane von Lombez, d. h. wenn er einem jungen Mädchen nach seinem Geschmack begegnete, so bemächtigte er sich desselben, ohne um seine Einwilligung zu fragen, und ohne sich die Mühe zu geben, seine Zuneigung zu erwerben. Leider beschützte damals kein Gesetzbuch die jungen Mädchen gegen die Brutalität dieser Lüstlinge, man konnte der List nur List, der Gewalt nur Gewalt entgegensetzen.

Der Baron war eines Tages an einem Fenster seines Schlosses, das die ganze Gegend beherrschte. Auf seine Ellenbogen gestützt, sah er verdrießlich aus, was leicht zu begreifen ist, denn die Zechgelage waren auf Wildenburg selten geworden aus Mangel an Gästen; die Zeiten waren so geändert, daß der arme Herr nicht einmal auf die große Straße zu gehen wagte, um einem armseligen Krämer seine Bürde abzunehmen; er, der einst so Geflüchtete, war jetzt äußerst für seine Ohren besorgt, seit ein frecher Metzger seinem Knechte die Hand abgehauen hatte; kaum wagte er es, sich einige hundert Schritte von seinem Schlosse zu entfernen. Während er nun mit neidischem Auge einen Flug Raben betrachtete, die fröhlich krächzend von einer Tanne zur andern flogen, bemerkte er ein junges Mädchen von schlankem Wuchse und leichtem Gange, welche über die Brücke am Fuße des Hügels gegen Menzingen zu gieng. Der Baron machte einen Sprung rückwärts, sein Gesicht erheiterte sich; alle vergangenen Gefahren vergessend, eilte er an den Fuß des Hügels und rief einige seiner Spießgesellen herbei. Ohne viele Umstände bemächtigten sich diese des Mädchens, ungeachtet ihres Geschreis und der rechts und links ausgetheilten Prüfte; sie trugen sie in's Schloß, wo der Herr von Wildenburg sie in gute Hut brachte. Er wollte seine schöne Gefangene aus zwei Gründen nicht loslassen, ihrer Thränen und Verzweiflung ungeachtet. Zuerst hoffte er sie so weit zu zähmen, daß sie seine Einsamkeit erheitere; in allen Fällen hatte er das Recht des Stärkern für sich. Der zweite Grund war seine eigene Sicherheit, denn wenn er ihr früh oder spät ihre



LE SEIGNEUR DE WILDENBOURG.

Der Herr von Wildenburg.

Freiheit gab, so konnte sie keine Anklägerin werden, und dann hatte er alles von der Rache der Zuger zu fürchten. Allein das Mädchen trocknete die Thränen bald, ihre schönen Augen besteten sich sogar ohne Zorn auf ihren Entführer und das Lächeln zeigte sich wieder auf ihren Rosenlippen. Der Baron über eine so leichte Eroberung erfreut, konnte ihr seine Zufriedenheit nicht genug bezeigen durch Liebkosungen und alle Arten von Gefälligkeiten. Anna, so hieß die junge Gefangene, war die Tochter eines gewissen Elsener, der bei Zug wohnte. Mit einem feinen und durchdringenden Geiste begabt, hatte sie gleich eingesehen, daß sie nie weder mit Thränen, noch mit Gewalt aus dieser übeln Lage sich ziehen würde. Sie heuchelte also Ergebung in ihr Schicksal; sie machte sogar dem verliebten Baron glauben, daß sie am Ende zärtlichere Gefühle für seine Person empfinden dürfte. Sie machte ihm zugleich bemerklich, die Klugheit erfordere, daß er sie nicht länger zurückhalte; denn ohne Zweifel werde ihr Vater, durch ihre lange Abwesenheit besorgt, Verdacht schöpfen über die wahre Ursache ihres Verschwindens, und sich nach Zug begeben, um die Bürger zur Rache aufzufordern. Der Baron fühlte die ganze Stärke dieses Grundes; einen Augenblick schwankend zwischen Liebe und Furcht, glaubt er endlich alles zu vereinigen, wenn er seine Gefangene mit der Bedingung entlasse, daß sie am andern Tage wieder komme. Anna, in der Hoffnung Gott werde ihr helfen, fügte sich mit anscheinendem Vergnügen dieser Bedingung, allein der mißtrauische Baron ließ sie nicht fortgeben ehe sie geschworen, daß sie ihrem Worte treu sein wollte. Die Stunde des Zusammentreffens wurde auf den andern Abend, der Ort am Fuße des Schloßhügels festgesetzt.

Das Mädchen gieng fröhlich fort, wie ein Vogel der seinem Käfig entfliegt; allein einmal in Freiheit, dachte sie über das Vorgefallene nach; das ihrem Entführer nothgedrungen gegebene Versprechen ängstigte sie sehr; wie diesem furchtbaren Eide entgehen? Sie bat endlich Gott um Hülfe, fest entschlossen ihrem Vater Alles zu entdecken. Die Stunde, zu welcher sie zu Hause erwartet wurde, war längst verfloßen, und ihr Vater schickte sich an, sie zu suchen. Er begegnete ihr bald, sah aber gleich, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sei. Anna erzählte ihrem Vater Alles und um welchen Preis sie ihrer Gefangenschaft entgangen. Elsener antwortete nichts; aber seine Züge zogen sich heftig zusammen; er schwieg den ganzen Abend, und dachte darüber nach, wie die Beleidigung seiner Tochter zu rächen. Am andern Tag sagte er zu ihr: „du hast dem Herrn von Wildenburg geschworen, dich an dem bestimmten Orte einzufinden; du mußt gehen, besorge aber nichts, ich gehe mit dir.“

Gegen Abend giengen sie mit einander gegen Wildenburg. Bei dem Schlosse unter den Bäumen, die den Zugang versteckten, sagte der Vater seiner Tochter, den Weg allein fortzusetzen, er selbst gieng in das dichte Gehölz an dem Fußsteige. Schon lange hatte der Herr von Wildenburg seine Augen auf die wilde Schlucht gerichtet, worin die Loreh ihre grünlichen Wellen zwischen moosbedeckten Felsen und schwarzen Tannen dahin wälzt, zwischen welchen er hie und da ein Stück des Fußweges nach Wülflingen und Menzingen entdeckte, und woher Anna kommen mußte. Sei es, daß er an der Aufrichtigkeit des Mädchens zweifelte, sei es, daß er an das blutige Bad Wolfschießens dachte, er fühlte eine geheime Unruhe; allein nicht Gewissensbisse bewegten ihn, sein Herz war unzugänglich; nie hatten ihn die Thränen der Unschuld noch die Seufzer der unglücklichen Geplünderten oder unter Qualen in seinen Kerkern Getödteten gerührt. Endlich erblickte er seine schöne Gefangene, die auf den Stelldichein-Platz zugien. Er eilt ihr sogleich entgegen, und wie ein Tiger sich auf eine schüchterne Gazelle stürzt, wirft er sich auf seine Beute, die er unbestritten zu erhaschen glaubt; aber in diesem Augenblick kommt Elsener, der seine Tochter keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren, hinter einem Busche hervor, wirft sich auf den Baron und spaltet ihm den Kopf mit einer Streitart, dann haut er ihm ein Bein ab, das er auf seine Hallebarde steckt und gieng mit seiner Tochter nach Zug. Mit seinem blutigen Siegeszeichen, und seine Kleider mit dem Blute des Tyrannen bespritzt, begab er sich auf den Marktplatz; die Bürger versammelten sich um ihn, er redet sie an und erzählt ihnen, was vorgefallen ist. Das aufgebrachte Volk greift zu den Waffen und zieht sogleich nach dem Schlosse Wildenburg, das auf keinen so unerwarteten Angriff vorbereitet, nicht lange widerstehen konnte, und genommen und zerstört wurde.

Die Stadt Zug erlitt im Jahr 1435 ein großes Unglück. Der Winter dieses Jahres war so kalt, daß der Rhein in seinem ganzen Laufe von Basel bis in das Meer gefror. Man fuhr nicht allein mit Wagen über den Zürichersee, sondern auch der Bodensee, der größte von allen, war vom 9. Februar an ganz gefroren, daß man von Constanz nach Lindau im Wagen fahren konnte. Die Obrigkeit von Zürich verbot das Wild zu tödten, das bis in die Stadt kam, um Nahrung zu suchen. Wölken von Raben suchten ihr Futter in den Städten. In den ersten Tagen des März begann das Eis auf dem Zugersee zu schmelzen; am 4. bemerkte man, daß die Erde sich in dem, dem See am nächsten gelegenen Stadttheile spaltete und daß innere Bewegungen den Boden erschütterten; Häuser barstren und



drohten den Einsturz. Die meisten Bewohner des bedrohten Viertels ergriffen eiligst die Flucht, einige, welche diese Besorgnisse als Kleinmuth erklärten, blieben in ihren Häusern, wollten keinen Entschluß fassen oder ihre Wohnungen dann erst verlassen, wenn sie alles Tragbare entfernt hätten, aber beide büßten ihren Unglauben oder ihre Habsucht mit dem Leben; denn um 5 Uhr Abends ließ sich ein großes Getöse hören, gleich einer starken Explosion; zugleich öffnete sich die Erde, zwei ganze Straßen und die Ringmauer auf der Seeseite mit allen Thürmen verschwanden in der Tiefe des Wassers; ein schwarzer Staub verdunkelte den Himmel. Sechzig Personen kamen um, unter welchen der Landammann Kollin und der Kanzler Wickard. Alle Papiere der Stadt, giengen mit letzterem verloren.

Der See war noch sehr bewegt, als man auf seinen Wellen eine Wiege schwimmen sah, die ein günstiger Wind gegen die Kapelle St. Nikolas trieb. Als sie landete, sah man ein schönes, schlafendes Kind darin, das man aus dem auf der Wiege geschnitzten Wappen als den einzigen Sohn des Kanzlers Wickard, Namens Adalrich erkannte. Dieses so wunderbar gerettete Kind wurde in der Folge von dem Kaiser Friedrich III. geadelt. Er verheirathete sich mit Regulinda von Weissenweggen, die ihm mehrere reiche Herrschaften zubrachte. Er gelangte zu den höchsten Staatswürden und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, worunter mehrere Männer, welche der Republik zur Ehre gereichten.

Um die Verwüstung von 1435 wieder gut zu machen, baute man in Zug später ein neues Viertel,

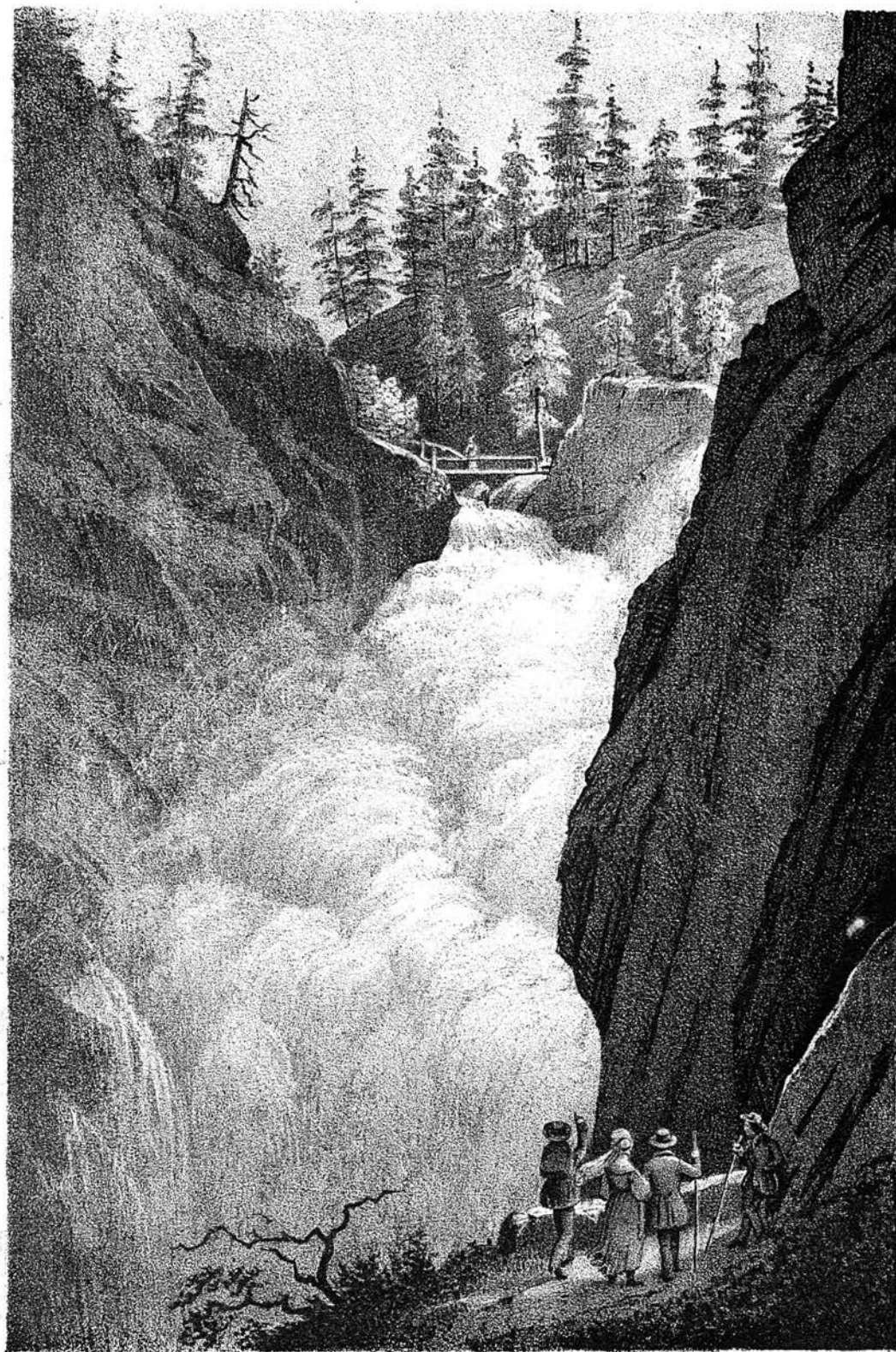
welches die neue Stadt genannt wurde, und um welches man die Ringmauer führte. Im Jahr 1565 verlor Zug durch die Pest 2606 Einwohner. Es scheint, daß diese Stadt ehemals viel volkreicher und größer war, als jetzt.

Das Wappen

der

Familie Tschudi.

Die Familie Tschudi von Glarus ist ebenso berühmt durch ihr Alterthum, als durch die Menge ausgezeichneter Männer, die sie hervorgebracht hat. Rudolf Tschudi hatte die Schwester Johanns von Seedorf, eines Edelmanns von Uri, geheirathet, des Erben von Burkhard, Maier von Bürglen, der 1313 ohne Kinder starb. Johann von Seedorf hatte nicht Lust, die Erbschaft von seinem Verwandten mit Rudolf Tschudi zu theilen, und gab vor, da dieser ein Unterthan des Hauses Oesterreich sei, so sei er nicht fähig, in dem Kanton Uri zu erben. Tschudi bestand vergebens darauf; die Gemüther wurden erhit, und diese Erbitterung stieg so weit, daß man zu Thätlichkeiten kam. Die Einwohner von Glarus nahmen Partei für Tschudi, und die Urner für Seedorf. Jeder an der Spitze einer bewaffneten Bande machte häufige Einfälle in das Land seines Gegners. Manchmal drang Seedorf mit seinen Anhängern mitten in der Nacht in das Linththal; Tschudi ebenso in das Schächenthal, und beide verursachten gegenseitig so viel Schaden als möglich. Gewöhnlich begegneten sich beide Parteien auf den Weiden an der Grenze beider Gegenden in der Absicht, das Vieh wegzutreiben, was oft Anlaß zu blutigen Kämpfen gab. Jeder der Anführer hatte seinen Beinamen, den ihm die Gegenpartei gegeben hatte; so hieß der eine wegen seiner Räubereien und des Schreckens, den er einflößte, Seedorf der Teufel, und der andere der lange Kiebing Tschudi, wegen seiner riesenmäßigen Größe und Stärke. Einst fiel Rudolf Tschudi in einem Hohlwege in einen Hinterhalt, den ihm sein treulosser Schwager gelegt hatte. Obgleich die Truppe der Glarner viel kleiner war, als die andere, so verlor der Anführer doch den Muth nicht, sondern



CHUTE DE LAAR À HANDELS. Der Fall bei Handels.

schlug so kräftig rechts und links, daß in wenigen Augenblicken neun seiner Feinde zu seinen Füßen gestreckt waren. Seine Waffen waren zerbrochen, da riß er eine junge Tanne aus, und mit Hülfe dieser improvisirten Keule jagte er die übrigen in die Flucht. Seither führt die Familie Tschudi eine



gevierte Tanne im Wappen. Endlich schritten die angesehensten Männer beider Länder ein, und es gelang ihnen diesen blutigen Zwist beizulegen.

Der Handeckfall.

Wenn man das Dorf Guttannen, drei Stunden von Meiringen verläßt, um die Grimsel zu ersteigen, so kommt man in immer wildere und einsamere Gegenden. Bald geht man auf Erdschlipfen oder auf Trümmern von Lawinen, bald auf großen unförmlichen Steinen, die als Pflaster dienen; man hört das beständige Brausen der Nar in der Tiefe eines Abgrundes, wo dieser Fluß mit seinem Schaum die Felsenmassen bespritzt, die sein Bett füllen.

Nach zweistündigem Marsche und nachdem man auf zwei Brücken über diesen Fluß gekommen ist, tritt man in den Breitenwald und kommt dann zur Handeck-Rehren. Dieser Ort ist furchtbar wild; überall ist man von ungeheuern Felsen mit düstern

Tannen bedeckt umgeben; man hört ein donnerähnliches Getöse, das ein noch unsichtbarer Wasserfall verursacht, dessen Dampf man aber sich über die Bäume erheben sieht. Wenn man von da dem Bette des Flusses folgt, so erblickt man den Fall, der vom Himmel zu kommen scheint. Um aber dieses Schauspiel besser zu genießen, muß man den Fußweg weiter hinaufsteigen, der außerordentlich steil und rauh bis zu den Sennhütten der Handeck führt. In einer Entfernung von 2 bis 300 Schritten von diesen Sennhütten verläßt man den Weg, um einen Fußpfad einzuschlagen, der in eine Schlucht führt, wo man bald den Fall der Nare erblickt, in der Schweiz einzig in seiner Art. Man findet sich in einem Vorsprung, beherrscht von hohen Felswänden, welche den Umfang bilden, worin sich der Fluß stürzt; man sieht seine Wellen mitten in den Lüften sprudeln, allein es ist dem Auge unmöglich, den Boden dieses finstern Abgrundes zu entdecken, der durch Wirbel eines Wasserstaubes verschleiert ist. Nie hat die Sonne hindurchgedrungen, der obere Theil des Falles wird im Sommer nur während zwei Stunden von ihr beschienen, von 9 bis 11 Uhr Morgens, welches der günstige Augenblick zum Besuche ist. Rechts vom Zuschauer sieht man einen Waldstrom, den Erlenchbach, rasch seinen Ansprung nehmen, wie ein junger Schwindelkopf, der sich mit einem Nebenbuhler messen will, dessen Stärke er nicht kennt; mitten in der Luft begegnet er seinem mächtigen Gegner. Der Kampf dauert nicht lang, im Augenblick ist der Angreifer verschlungen und verschwindet für immer.

Es ist unmöglich, das Schreckliche der Lage zu beschreiben, das Brausen der schäumenden Wellen, diese finstere Schlucht und die wilden Umgebungen. Von den Sennhütten der Handeck gelangt man in wenigen Minuten auf die Höhe des Falles. Da zeigt sich noch ein anderes Schauspiel: eine Brücke, aus einigen über den Erlenchbach geworfenen Tannen gebildet, an dem Orte, wo er sich in den Abgrund stürzt, führt auf ein kleines Granitplateau, wo der Blick sich in die dunkle Schlucht versenkt, in welche der Fluß sich mit seinen schäumenden Wellen stürzt.

Das tolle Leben.

Die Schlacht von Nancy und der Tod Karls des Kühnen hatten den burgundischen Krieg beendet. Die Schweizer waren mit Beute beladen in ihre Thäler zurückgekehrt, um ihre Heerden und Felder

zu besorgen. Aber diese einförmigen und friedlichen Beschäftigungen waren nicht mehr nach dem Geschmack der kriegerischen Jugend Helvetiens, die mehr geneigt war, sich dem abenteuerlichen Leben des Soldaten hinzugeben, das nicht weniger Reize für sie hatte, als die Plünderung eines Schlachtfeldes. Insubordination, Geschmack an leichtsinnigen Vergnügungen, durch die außerordentliche Leichtigkeit begünstigt, womit man damals Ablass erhielt, waren die unmittelbaren Folgen der burgundischen Feldzüge.

Im Jahr 1478 vereinigten sich einige hundert junge Leute von Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und einige von Zürich und Luzern in Zug zur Zeit des Carnavals, in der Absicht sich zu belustigen. Nach den Spielen sprach man bei'm Glase von den vergangenen Feldzügen, von der reichen Beute, die sie eingetragen, obschon niemand damit zufrieden war, weil, sagt man, die Anführer einen guten Theil für sich behalten hatten, und der Rest ungleich vertheilt worden war. Einer von ihnen erinnerte daran, daß Genf, welches seiner Zeit wegen Begünstigung des Herzogs von Burgund gebrandschatzt wurde, noch 26,000 fl. rheinisch schuldig sey. „Ja, sagte ein zweiter, und von dem was bezahlt wurde, ist uns nichts zugekommen, weil unsere Hauptleute es in die Tasche gesteckt und 2000 Goldkronen erhalten haben, daß man nicht mehr davon spreche.“ „Wir sind zu gut, schrie ein anderer, daß wir uns so herumführen lassen; wenn es Blutvergießen gilt, so weiß man uns gut zu finden, aber unsere gnädigen Herren behalten den Preis für sich.“ „Ja gewiß, wir sind zu gut, rief mit Feuer ein Dritter; freie Männer müssen etwas zu unternehmen wissen ohne die Beihülfe ihrer Regenten, damit diese nicht glauben, daß sie mit elenden Sklaven zu thun haben.“

Häufiger werden die Gläser bei diesen Reden geleert; die Köpfe erhitzten sich immer mehr und die Versammlung begann sehr lärmend zu werden. „Hört! Hört! schrie ein anderer, es ist noch nicht um die Zeit, unser Vieh auf die Berge zu treiben, noch die Aecker zu pflügen; holen wir unser Geld in Genf, wir brauchen unsere Hauptleute nicht, wir

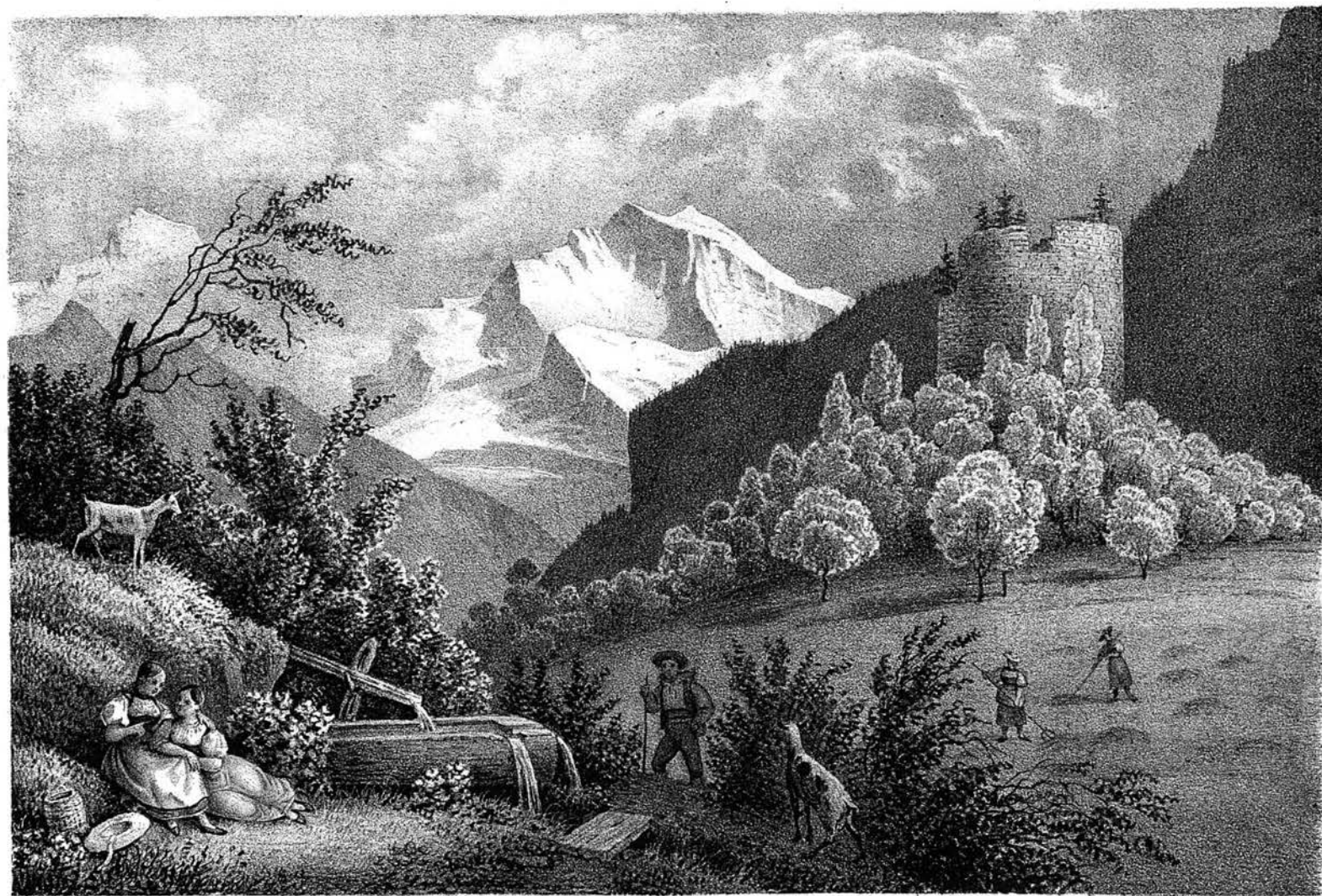
finden den Weg ohne sie; übrigens haben wir gute Arme, und wissen die Keule zu schwingen; wer wagt es zu widerstehen, wer will dem zornigen Eber in den Weg treten, der alles vor sich niederwirft!“ Dieser Vorschlag erregte den lebhaftesten Enthusiasmus: „Wohl gesprochen, es lebe die Keule! es lebe der Eber! nach Genf! nach Genf!“ schrie man von allen Seiten.

Dann schwur man sich gegenseitig Treue; aber, warfen einige ein, wir brauchen einen Wahlspruch, eine Fahne, unsere Gesellschaft muß einen Namen haben. „Nun, erwiederte ein Spasmacher von der Bande, unser Bund heißt der tolle Bund, wir führen eine Fahne mit einem Eber und einer Keule.“ Lärmender Beifall begrüßte diesen Lichtgedanken, dann kam man über einen Versammlungsort, über den Weg und über die zur Ausführung des herrlichen, unter den Freuden der Tafel ausgeheckten Planes zu ergreifenden Maßregeln überein. Endlich trennte man sich unter Freudengeschrei.

Bald fuhr das Urnercontingent dieser neuen Gesellschaft den Vierwaldstädtersee hinab und schiffte sich in Weggis aus, dem ersten Versammlungsort, wo zugleich auch die von Schwyz ankamen. Die Jugend von Unterwalden ließ nicht auf sich warten; zahlreiche Fahrzeuge fuhren aus den Buchten von Alpnach und Buochs ab; zahlreiche Banden von Zürich, Zug und Glarus blieben nicht zurück.

Indessen sahen die Schweizerregierungen diese Schilderhebung nicht ohne Unruhe; eine Tagsatzung versammelte sich in Luzern, welche die Wege der Ueberredung versuchte, um die jungen Leute von einem Vorhaben abwendig zu machen, das nichts weniger als beruhigend für die öffentliche Sicherheit war. Allein nichts konnte sie davon abbringen. Die Abgeordneten von Uri und Schwyz, welche diesen Jugendstreich für eine Lustpartie ansahen, baten, daß man keine Gewaltmaßregeln gegen sie anwende. Allein Bern, das besonders die Zielscheibe der Feindschaft dieser jungen Waghälfen war, traf Vorsichtsmaßregeln, als sie auf das Gebiet dieses Kantons eindrangten; man ließ dreitausend Mann in die Stadt rücken, die bei ihrer Annäherung die Thore schloß.

(Schluß in der nächsten Nummer.)



Alpspinner.

U n s p u n n e n .

Nicht weit von dem Orte, wo das wilde Lüt-
schinenthal sich in das lachende Interlakenthal ver-
liert, sieht man hinter dem bewaldeten Hügel des
kleinen Rugen an einsamer und melancholischer
Stätte die Ueberbleibsel des Schlosses Unspunnen
auf buschiger Anhöhe, das eine kleine Rasenfläche
beherrscht. Während des Mittelalters bewohnten
mächtige Freiherren dieses Schloß; ihre Herrschaft
erstreckte sich über das ganze Land von der Gränze
des ewigen Schnee's hinweg bis an den Brienz-
und Thuner-See und das Lauterbrunnen-Thal. Ihr
und ihres Namens Ursprung ist unbekannt und ver-
liert sich in der Nacht der Zeit. Diese Trümmer,
ein trauriges Denkmal gefallener menschlicher Größe,
scheinen hieher gestellt zu sein, um den weißen Gi-
pfel der majestätischen Jungfrau herauszuheben.

Ueberhalb Jahrhunderte waren nicht hinreichend
gewesen, um in dem burgundischen Adel das An-
denken an den Verlust seiner Unabhängigkeit und
an die Vernichtung seiner Monarchie zu erlöschten;
mit Schmerz hatte er dieses vor kurzem so mächtige
und so blühende Reich durch die Schwäche Ru-
dolphs III. zu einer Reichsprovinz herabsinken sehen.
Bei dem Tode dieses Fürsten im Jahr 1032 wollten
seine Kronvasallen die Autorität des Kaisers nicht
anerkennen, und noch weniger die der Herzoge von
Zähringen, seiner Erbstatthalter in dieser Gegend.
Der Festigkeit der Herzoge von Zähringen gelang
es zwar, den Widerstand dieser stolzen Barone nie-
derzuhalten, aber keineswegs den Haß gegen das
Haupt des deutschen Reiches und seine Stellvertre-
ter zu löschen. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts
glaubten sie bei dem Tode des Kaisers Friedrich I.
den Augenblick für Wiedererlangung ihrer Freiheit
und zu einem Aufstande günstig; aber ihr Heer wurde
im Jahr 1190 durch Berthold V., Herzog von
Zähringen, bei Wissemburg geschlagen.

Nach dieser Niederlage flüchteten sich viele bur-
gundische Edelleute in das Gebirge, wo sie den
Krieg fortsetzten. Burkhardt, der letzte von dem
Geschlechte der Freiherren von Unspunnen, war ei-
ner der furchtbarsten Gegner des Herzogs von Zäh-
ringen. Um seinen Angriffen ein Ziel zu setzen,

baute dieser das Schloß zu Thun, am Ende des
See's gleichen Namens, beim Eingang in das Ge-
birge, und, seinen ersten Vortheil benutzend, ver-
folgte er seine Feinde bis in das Grindelwaldthal,
wo er sie 1191 noch einmal schlug. Burkhardt war
genöthigt Frieden zu machen, ohne Hoffnung sich je
befreien zu können, denn der Herzog ergriff die aus-
gedachten und kräftigsten Maßregeln, um sein An-
sehen aufrecht zu halten. In dieser Absicht hatte
er Freiburg an der Saane erbaut, einige Plätze be-
festigt, Milden und Burgdorf am Eingang des Em-
menthals zu Städten erhoben, dann im gleichen
Jahre den Grund zu der Stadt Bern gelegt und
durch beträchtliche Freiheiten einen großen Theil des
Adels von seiner Partei dahin gezogen; er wollte,
daß diese neue Stadt mächtig und seinen zahlreichen
Feinden gewachsen werde.

Burkhardt von Unspunnen hatte eine einzige,
durch ihre Schönheit berühmte Tochter, Namens
Ida; seine drei Söhne hatten in dem Kampfe der
burgundischen Vasallen gegen das Reich den Tod
gefunden. Da er seine Gattin noch jung verloren,
so hatte er einer Verwandtin die Erziehung seiner
Tochter anvertraut, die sein einziger Trost in der
Einsamkeit war, wo er niedergedrückt von Kummer
lebte; sie verließ ihn nicht; sie nahm Theil an sei-
nen ritterlichen Uebungen, folgte ihm auf die Jagd
und theilte alle Gefahren mit ihm.

Indessen war die junge Ida in ein Alter getre-
ten, wo ihr Vater, dem Gebrauche gemäß, darauf
dachte, ihr einen Gatten zu finden, der seines Na-
mens würdig und mächtig genug war, eine Sache
zu vertheidigen, die er nicht aufgegeben hatte, und
deren Vernichtung der Grund seines Grams war.
Um zu seinem Zwecke zu gelangen, veranstaltete er
ein großes Turnier, zu welchem er den ganzen Adel
von seiner Partei einlud.

Am bestimmten Tage sah man aus den entfernte-
sten Gegenden Helvetiens eine Menge junger Ritter
ankommen, der größte Theil von ihnen aber bestand
aus Herren des transjurassischen Burgunds. Die
kleine Ebene am Fuße des Schlosses, heutzutage
mit glänzendem Grün bedeckt, wurde dieser Feier-

lichkeit eingerichtet und prächtig geschmückt. Es befanden sich da Namen, deren Geschlechter später in Bern glänzten: die Luternau, Kien Ringgenberg, Bubenberg, Weissenburg, Müllinen, Strättlingen u. Alle wettsiferten im Kampfe an Geschicklichkeit und Tapferkeit; aber ein junger, allen unbekannter Ritter zeichnete sich besonders aus; seine stolze Haltung und seine edle Dreistigkeit hatten keinen Zweifel gestattet, daß er nicht würdig wäre, die Turniergefesse zu erfüllen, und niemand hatte bei seinem Eintritt auf den Kampfplatz daran gedacht, ihn darüber zu befragen. Er hob alle aus dem Sattel, die sich ihm entgegen stellten und blieb Sieger. Er hatte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen, die ungeduldig waren seinen Namen zu erfahren, aber niemand mehr als die schöne Ida. Der junge Unbekannte hatte gleich bei seinem Auftreten in der Kampfbahn einen lebhaften Eindruck auf sie gemacht; sie hatte ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren. Die Zeit war gekommen, wo die Sieger die Preise aus den Händen der Tochter des Freiherrn von Unspunnen empfangen sollten; der junge Fremdling, der über alle seine Gegner triumphirt hatte, sollte sich zuerst stellen, aber mußte auch, nach den Turniergefessen, sich zugleich zu erkennen geben; Ida war lebhaft aufgeregt bei dem Gedanken, denjenigen nun zu ihren Füßen zu sehen, dessen Anblick schon ihr Lebensloos bestimmt zu haben schien. Aber die Trompeten schmetterten vergebens; der siegende Ritter erschien nicht auf diesen Ruf, was zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß gab; hochroth färbte sich die Stirn der Jungfrau, die kaum ihren Unmuth und ihre Verwirrung verhehlen mochte.

Der Fremde hatte einen Augenblick benutzt, wo die Aufmerksamkeit der Zuschauer gerheilt war, um sich aus den Schranken zu entfernen; allein einmal aus dem Gesichte, jagte er mit seinem Knappen davon, der seiner in einiger Entfernung wartete. Er hatte triftige Gründe zu dieser Handlungsweise; er war der Sohn des Freiherrn von Wädenschwyl, eines berühmten Geschlechts an dem Zürcher-See, von deren Wohnsitz man jetzt noch Spuren sieht. Der junge Rudolph war an dem Hofe des Herzogs von Zähringen erzogen worden, dessen Günstling er war, denn seine Liebenswürdigkeit und Tapferkeit hatten ihm die Zuneigung des Herzogs erworben. Als er sich zu dem Turnier Burkhards von Unspunnen begab, hatte er keinen andern Zweck, als den Stolz der burgundischen Ritter zu demüthigen und seinen ritterlichen Neigungen freien Lauf zu lassen, aber der junge Abenteurer dachte nicht, daß auch er einen Sieger finden würde, und daß dieser die Tochter des stolzen Freiherrn von Unspunnen wäre.

Der Anblick Ida's machte einen um so tiefern Eindruck auf den jungen Ritter, als er bemerkt zu haben glaubte, daß er ihr nicht gleichgültig sei; allein die Ueberzeugung, daß er nie den tiefen Haß Burkhards gegen alles, was mit Zähringen hielt, überwinden werde, war ein neuer Grund für ihn, unerkannt zu bleiben und sich baldigst zu entfernen. Indessen blieb er in der Nähe des Schlosses, von wo er Ida ein Briefchen sandte, um ihr seinen Namen zu entdecken und ihr den Zustand seines Herzens mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Das offenerzige Mädchen, deren Seele weder Groll noch



Nachgier kannte, vertraute alles ihrem Vater; dieser gerieth bei dem Namen Wädenschwyl und Zähringen in heftigen Zorn, dem er durch Verwünschungen gegen seine Feinde Luft machte; aber sein Grimm erreichte das volle Maas, als er vernahm, daß seine Tochter, seine Ida, bis jetzt der einzige Gegenstand seiner Liebe, in ihrem Herzen eine Neigung hatte aufkeimen lassen, für einen Menschen, den er verabscheute; aus dem bisher zärtlichen Vater wurde ein Tyrann; er verbannte die Tochter aus seinem Angesichte, und die Mauer des traurigen Schlosses wurde ihr Gefängniß. Ida ertrug mit Sanftmuth und Ergebung die Härte ihres Vaters; allein als dieser ihr einige Zeit nachher ankündigte, daß ein Herr der Nachbarschaft um ihre Hand geworben, und daß sie sich gefaßt halten sollte, ihn als Gemahl zu empfangen: da brach ihr Herz, und zum erstenmal wagte sie es, dem Willen ihres Vaters zu widerstehen.

Rudolph war mit Lebensgefahr und unter verschiedenen Verkleidungen in der Nähe von Unspun-



nen geblieben, in der Hoffnung, daß ein günstiger Zufall ihn seiner Geliebten nähern, oder er durch Beständigkeit den Haß Burkhards überwinden werde. Es gelang Ida ihn von ihrer verzweifelten Lage in Kenntniß zu setzen. Es blieb Rudolph nun nichts mehr übrig, als Ida für immer zu entsagen, oder sie ihrem Vater mit Gewalt zu entreißen; er entschloß sich für das Letztere. Eine Abwesenheit des Freiherrn gab ihm bald Gelegenheit, sein verzweifeltes Vorhaben auszuführen. Unterstützt von einigen Freunden, erstieg er während der Nacht das Schloß Unspunnen, und entführte die schöne Gefangene.

Der von diesem Vorfall bald benachrichtigte Baron ließ den Räuber nach allen Seiten verfolgen, aber vergebens, denn weder von ihm noch von seiner Tochter fand sich eine Spur. Ueber diesen letzten Schlag erbittert, versuchte der alte Freiherr noch einmal sein Heil im Kriege, um sich über diese Kränkung zu rächen. Die Alpenhöhlen erdröhnten von neuem vom Schalle der Trompeten, und ein abermaliger Krieg besetzte blutig die Ufer der Aar während einiger Jahre; aber endlich ermüdeten die Parteien und der Herr von Unspunnen, ohne seine Rache befriediget zu haben, begrub seinen Gram in die Einsamkeit seines Schlosses. Da, von Alter und Kummer gebeugt, beweinte er den Verlust seiner Kinder und besonders seiner geliebten Tochter, deren Schicksal ihm gänzlich unbekannt blieb.

Einst, in seinen traurigen Gedanken versenkt, sah er einen Fremden bei sich eintreten, dessen stolze Haltung, edler Anstand und ehrwürdigen Züge einen Mann ankündigten, der zu befehlen gewohnt war. „Freiherr von Unspunnen, sagte der Unbekannte, indem er sich ihm mit Ernst und Würde näherte, Ihr sehet Euern Feind vor Euch, Berchtold von Zähringen, den Gründer Berns und Freiburgs.“ Bei diesen Worten schauderte und verstummte Burkhart vor Ueberraschung und Zorn. „Aber, fuhr der Herzog fort, ich komme nicht mit Worten des Zorns und der Feindschaft, ich biete Euch Frieden und offenherzige Versöhnung; vergesst wir unsere blutigen Kämpfe; kommt und bewohnt meine neue Stadt unter dem Schirme der Freiheit.“ — Nie, schrie der Baron. — „Nicht einmal wenn Ihr Eure Ida dort wiederfindet?“ — Diese Worte erschütterten Burkhart: „Meine Tochter lebt noch, wo ist sie?“ — Nicht weit, erwiderte der Herzog. Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre, und Ida stürzte sich mit Rudolph von Wädenschwil zu Burkharts Füßen. Freudenthränen flossen über die hohlen Wangen des Greises, der seine Kinder segnete und den edlen Berchtold in die Arme schloß. Die Hochzeit wurde einige Tage nachher mit großen Lustbarkeiten gefeiert, und viele Vasallen des Barons nahmen Theil daran.

In der Handlung des Herzogs von Zähringen lag eben so viel Politik als Großmuth; schon vor

her war es ihm gelungen, zum gleichen Zweck eine Verschmelzung zwischen zwei so lange feindlichen Parteien durch die Heirath der Erbin einer angesehenen burgundischen Familie, Ida von Oberhofen, mit einem seiner ergebenen Dienstmannen, Walther von Eschenbach, aus einem berühmten Hause des Zürichgau's, zu Stande zu bringen.

Die glückliche Versöhnung des Herzogs von Zähringen mit dem Freiherrn von Unspunnen verursachte allgemeine Freude; „dieser Tag soll ewig unter uns gefeiert werden!“ sagte der Lektore. Und er wurde es in der That viele Jahre hindurch vermittelt eines Hirtenfestes und gymnastischen Spielen. Das letzte dieser Feste hatte am 17. August 1808 Statt, dem Gedächtnistage Berchtolds V. von Zähringen, des Stifters von Bern. Alle, welche bei diesem Feste auftreten sollten, begaben sich des Morgens auf die Ebene unter den Ruinen von Unspunnen. Da gaben unter den Augen einer großen Volksmenge die Schwinger, die Steinwerfer, die Schützen u. Beweise ihrer Stärke und Geschicklichkeit, während das Echo des Thals die Töne des Alpenhornes wiederholte. Eine ländliche Musik und Volksgesänge folgten auf diese Uebungen und das Fest wurde mit Tänzen und Preisaustheilungen beschlossen. — Ein Appenzeller Athlet der einen Preis erhielt, hatte Proben einer außerordentlichen Körperstärke abgelegt: er hatte einen Stein 184 Pfund schwer bis zur Höhe des Kopfes erhoben, und ihn ohne irgend eine Bewegung des Körpers oder der Beine zehn Fuß weit geschleudert. Dieser Stein blieb auf dem Plaze liegen, wohin er fiel, als ein Denkmal des letzten Festes, auf welches eine Denkmünze geschlagen wurde.

Rudolph von Wädenschwyl hinterließ drei Söhne, wovon die zwei ältern *) die Herrschaft Unspunnen erbten; einer von ihnen, Conrad, wurde 1263 Schultheiß von Freiburg. Beim Erlöschen des Stammes Wädenschwyl, der in dieser Gegend herrschte, fiel Unspunnen an das Kloster Interlaken, dann an Oesterreich, welches die mächtigen Herrn von Weissenburg damit belehnte. Einer davon, Johann II, war ein tapferer Ritter, aber hart und grausam. Seine und seiner Vorfahren beständigen Kriege hatten die Finanzen so verwirrt, daß er, um seine zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, zu den lästigsten Anleihen

und außerordentlichen Auflagen auf seine Unterthanen seine Zuflucht nahm. Die Bewohner des Oberhaslithales, die durch Pfandrecht von diesem Herrn abhängig waren, wurden gegen ihre Vorrechte wie seine andern Unterthanen mit neuen Steuern belegt. Sie protestirten vergebens dagegen. In einem Augenblick, wo der Baron mit andern Kriegen beschäftigt war, verbanden sie sich mit ihren Nachbarn von Unterwalden, mit denen sie in gutem Vernehmen standen, zur Rache gegen dieses Verfahren. Sie bestimmten einen Tag, an welchem sie sich in hinreichender Stärke im Thale von Interlaken treffen wollten. Die Männer von Hasli folgten der Straße, die damals auf dem südlichen Ufer des Brienz-See's gieng; sie überschritten den Gießbach, durchzogen die grünen Hügel von Iseltwald und kamen unter den Mauern von Unspunnen an. Die guten Leute hatten geglaubt, ihre Maßregeln gut getroffen zu haben; sie dachten, ihr Vorhaben sei für Jedermann ein Geheimniß geblieben und sie könnten den Vogel im Neste fangen. Ihre Erwartung wurde aber sehr getäuscht, als sie die Zugänge zum Schloß wohl bewacht, die Zinnen wohl besetzt, und hinter jeder Schießcharte einen Schützen sahen, bereit, sie mit Pfeilen zu empfangen.

Sie verloren indessen den Muth nicht und rechneten auf die baldige Ankunft ihrer Verbündeten von Unterwalden. Allein statt der roth und weißen Fahne von Unterwalden sahen sie die von Weissenburg mit den gleichen Farben, die ihnen in der Mitte eines zahlreichen Schlachthaufen unter der perlischen Anführung des Barons entgegen zog. Dieser hatte zeitlich von dem feindseligen Vorhaben der Oberhasler und Unterwaldner Nachricht erhalten und seine Vasallen von Weissenau, Bönigen, Unspunnen und aus dem ganzen Thale versammelt. Die Angreifer waren außer Stand, gegen eine so überlegene Macht im freien Felde zu kämpfen; sie zogen sich über die Lüttschinen auf eine steile Anhöhe bei Bönigen zurück, entschlossen, da ihre Verbündeten von Unterwalden zu erwarten. Den Rest des Tages und die ganze Nacht arbeiteten sie an einem Graben und Verhau zu Befestigung dieser Stellung; allein während dieser Zeit und mitten in der Finsterniß konnten sie das Waffengegetöse und die Trompeten ihrer Feinde hören, die sie von allen Seiten zu umgeben schienen. Bei Tagesanbruch sahen sie sich in der That von den zahlreichen Kriegern Johanns von Weissenburg eingeschlossen; dieser war nicht der Mann, der eine Beute entweichen ließ, die er sicher glaubte, und hatte die Nacht benutzt, um eine Schlucht zu besetzen, durch welche allein sie sich hätten zurückziehen können. Aber kein Unterwald-

*) Geschichtschreiber aus dem 15. und 16. Jahrhundert schrieben, und mehrere neuere Schriftsteller wiederholten, daß Walter, der älteste der Söhne Rudolphs von Wädenschwyl, der erste Schultheiß von Bern gewesen; allein kein Dokument, keine historische Wahrscheinlichkeit unterstützt diese Thatsache.

ner erschien, und es blieb ihnen kein anderer Ausweg, als sich mitten durch den Feind durch zu schlagen, der sich in guter Ordnung näherte; sie kämpften tapfer, aber endlich übermannt, wurden sie in die Flucht geschlagen; die Tapfersten kamen in der Schlucht um; fünfzig der Vornehmsten wurden gefangen, der Ueberrest entkam durch Gebirgswege und brachte die Nachricht von dieser Niederlage in das Haslithal. Die Ursache des Ausbleibens der Unterwaldner blieb unbekannt.

Die 50 Gefangenen wurden in die finstern Kerker des Schlosses Unspunnen geworfen, wo sie 4 Jahre lang in der härtesten Gefangenschaft schmachteten. Es schien unmöglich sie mit Gewalt zu befreien, und nicht wohl wahrscheinlich, daß durch Unterhandlungen etwas bezweckt werde, denn Johann von Weissenberg war ein unbegleiteter Mann. Ein drittes, wahrscheinlich erfolgreiches Mittel blieb den Oberhaslern. Sie sandten ihren Landammann, Johann von Netti, nach Bern, um dieser jungen Republik ihre Unterwerfung unter der Bedingung anzubieten, daß sie dem Freiherrn von Unspunnen 1600 Pfund bezahle, für welche ihr Thal von Oesterreich verpfändet war, und daß sie die Befreiung ihrer gefangenen Mitbürger bewirke. Bern ergriff eifrig diese Gelegenheit, um den Krieg mit Johann von Weissenberg, einem seiner heftigsten Feinde, zu erneuern und seine Macht zu vergrößern. Bald war das Schloß Unspunnen von den Bernern eingeschlossen; der Baron, welcher einem solchen Feinde nicht widerstehen konnte, war nach einer Belagerung von einigen Tagen genöthigt, zu capituliren und demüthigende Bedingungen anzunehmen; er wurde gezwungen, die 50 Gefangenen ohne Lösegeld freizugeben, und den Bernern alle seine Rechte auf das Thal Oberhasli für die Summe von 1600 Pfund abzutreten. Von da an war diese interessante Gegend immer ein Theil des Kantons Bern.

Die Herrschaft Unspunnen wechselte sehr oft ihre Herren; zuerst kam sie wieder an Oesterreich, welches sie den Grafen von Kyburg verpfändete; endlich kamen viele andere Herrn in den Besitz dieser Herrschaft, die 1397 an die Stadt Bern fiel. Aber diese Republik war durch ihre Siege und Eroberungen so verarmt, daß ihre Einkünfte kaum zur Zahlung der Zinse ihrer Schulden ausreichten, daher war sie auch schon im nächsten Jahre genöthigt, ihre Rechte auf Unspunnen und Zugehör zu verkaufen. Dieses unter drei neue Herren vertheilte Gebiet wechselte noch oft seine Herren; der Adel dieser Gegend war so ruiniert durch die hartnäckigen Kriege gegen die Städte, daß er gezwungen war, seine Lehnrechte seinen Unterthanen nach und nach zu veräußern, und

seine Güter an die nämlichen Städte zu verpfänden, deren unversöhnlicher Feind er so lange gewesen. Endlich eignete sich Bern im Jahr 1515 alle Domänen der alten Herren von Unspunnen zu, und von da an fiel die Dynastie derselben in Vergessenheit, ihr verlassenes Schloß wurde die Wohnung der Eulen und Fledermäuse; Epheu und Dornen umrankten jene Mauern, kürzlich noch Zeugen freiherrlicher Zechelage, wo die Waffen und die Schritte stolzer und mächtiger Barone ertönten. Diese Mauern, worin bald das Jagdhorn die ungeduldigen Hunde rief, und bald die kriegerische Trompete wiederhallte, während tapfere Ritter sich um ihre kampflustigen Schlachtrosse drängten, — diese Mauern enthalten nur Trümmer; bald wird von dem berühmten Schloße Unspunnen nichts mehr übrig sein, als ein Schutthaufen, und sein Andenken wird sich nur durch Sagen und einige historische Dokumente fortpflanzen, während die Jungfrau in ihrem unverilglichen Glanze als ein Denkmal der Macht des Schöpfers dastehen wird.

Goldau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Josef Wiget, der mit seiner Familie eines der schönsten Häuser bei Busingen bewohnte, war im Augenblick der Katastrophe mit seiner Frau und drei von seinen Kindern im Baumgarten. Beim Anblick der drohenden Gefahr ruft er seinem ältesten Sohne, gegen das gegenüber liegende Gebirg zu flüchten; er selbst trägt das zweite Kind fort, und fordert seine Frau auf mit dem dritten zu folgen; diese aber konnte sich nicht entschließen, zwei andere Kinder im Stiche zu lassen, die im Haus geblieben waren und kehrt mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm dahin zurück. Die Magd Franziska, welche die Gefahr auch gesehen, war aus dem gleichen Grunde in das Haus getreten, und hielt ein fünfjähriges Mädchen, Marianne, bei der Hand. Sie stieg geschwind die Treppe hinauf in das Gemach, wo das fünfte erst einige Monate alte Kind schlief; sie bemerkte die Mutter noch auf der Schwelle, aber in diesem Augenblicke scheint das Haus aus dem Grunde gerissen und von einer Seite auf die andere geworfen, dreht es sich um sich selbst. Die Luft verfinstert sich gänzlich, furchtbares Krachen läßt

sich hören. Franziska, welche von ihrer jungen Gefährtin gewaltsam getrennt worden, befand sich bald auf dem Kopfe, bald auf den Füßen. Endlich hörte die Bewegung auf; allein die unglückliche Magd, wie sie nachher selbst erzählte, blieb mit dem Kopfe abwärts zwischen Balken hängen, den Körper überall eingeklemmt und unfähig, die geringste Bewegung zu machen. Das Gesicht war ihr gequetscht und sie fühlte überall heftige Schmerzen. Nach vielen Anstrengungen gelang es ihr, die rechte Hand und den Vorderarm frei zu machen, womit sie das Blut aus den Augen wischte. Die schrecklichste Angst verursachte ihr der Gedanke an die Zukunft und an die Leiden, die sie noch auszustehen habe; sie glaubte gewiß, daß die ganze Schöpfung vernichtet und sie allein noch übrig sei. Sie wendete ihre Gedanken zu Gott und betete inbrünstig.

In dieser schrecklichen Lage glaubte sie dumpfe Seufzer zu hören; sie wagte kaum zu athmen und spannte ihre ganze Aufmerksamkeit an, um besser zu hören. Die Seufzer wurden deutlicher; sie glaubte Geister-Stimmen zu hören. Die kläglichen Töne wurden stärker, sie erkannte endlich eine wohlbekannte Stimme, es war die der kleinen Marianne. Sie rief ihr, das Kind antwortete und erkannte sogleich die Stimme Franziska's. Welches mußten die Gefühle dieser zwei von der Welt getrennten Wesen sein, als sie sich erkannten, ohne sich zu sehen! Die erste Frage des Kindes war, wo sie wären; auf die Antwort Franziska's, sie wisse nichts, aber sie glaube, sie werden bald sterben müssen, fieng die Kleine von neuem zu weinen und zu seufzen an. Franziska hatte viele Mühe, sie ein wenig zu trösten; Marianne sagte ihr, sie liege auf dem Rücken, mitten in Gebüsch und Holzstücken; sie habe die Hände frei, könne aber die Füße nicht rühren, und sehe sogar durch eine Oeffnung die Tageshelle und das Grün eines Gartens. Auf die Frage, ob ihnen niemand zu Hülfe komme, antwortete ihr Franziska, die von ihrem ersten nicht Gedanken abgekommen war, der jüngste Tag sei gekommen, es sei niemand mehr auf der Welt als sie zwei; sie würden bald sterben und im Himmel selig werden. Dann beteten sie miteinander.

Abends sieben Uhr hörten sie dumpf den Schall einer Glocke; Franziska erkannte sie als die vom Steinerberg, die Vesper läutete; bald hörte sie auch die von Steinen. Daraus schloß sie, daß es noch lebende Wesen gebe und daß sie Hülfe erwarten könne; die Hoffnung kehrte in ihre Seele zurück, und sie theilte ihre Gedanken der kleinen Marianne mit, die sie zu trösten suchte. Das Kind aber fieng an Hunger zu spüren, es verlangte wei-

nend seine Suppe und klagte über die Schmerzen, die es empfinde; bald wurden seine Seufzer schwächer, seine Antworten verwirrt, und Franziska hörte es nicht mehr. Sie glaubte das arme Kind todt. Ihr Wunsch war ihm in die ewige Seligkeit nachfolgen zu können; mehr als je fühlte die unglückliche Magd das Schauderhafte ihrer Lage. Zu ihren Seelenleiden gesellten sich heftige körperliche Schmerzen: den Kopf abwärts, die Beine nackt und umgeben von Erde und Schlamm empfand sie eine unerträgliche Kälte an den Füßen; nichts desto weniger gelang es ihr nach außerordentlicher Anstrengung sie frei zu machen und zu bewegen, ein Umstand, dem sie ihrer Meinung nach das Leben verdankte. Lange Stunden verflossen noch, endlich hörte sie von neuem die Glocken von Steinerberg und Steinen die Frühmessen läuten; neue Hoffnungen belebten die arme Franziska, sie hatte ein Vorgefühl, daß die Stunde ihrer Erlösung nahe. Die Gefühle, welche ihr Herz bewegten, wurden noch lebhafter, als Marianne, die nur eingeschlafen war, erwachte und ihre Klagen wieder begann. Einige Stunden flossen noch so hin unter Beten, Klagen und Seufzen.

Indessen war der unglückliche Wiget, den wir mit seinen beiden Söhnen auf der Flucht verlassen haben, in Sicherheit gekommen, zwar nicht ohne Mühe, denn der ältere, einen Augenblick von dem Schutt erreicht, konnte nur mit vieler Mühe aus dem Schlamme gezogen werden, in welchem er bis an den Hals saß. Sobald Wiget außer dem Bereich des Bergsturzes war, warf er einen Blick auf die Verwüstungsscene, die sich ihm darbot, und zurückkehrend suchte er zu entdecken, was aus seiner Wohnung und denen, die er darin gelassen, geworden sei; aber aller Sorgfalt ungeachtet, konnte er keine Spur von dem entdecken, was er verloren hatte, und es war ihm sogar unmöglich die Stelle zu finden, wo sein Haus gestanden war. Indessen verlor er den Luth nicht; er durchlief die Gegend, immer in der Hoffnung, einige Reste von denen zu finden, die ihm theuer waren. Plötzlich hört er ersticktes Schreien aus einem umgestürzten Stalle am Abhang eines Hügels; er erinnerte sich, daß er im Fliehen einen seiner Nachbarn in dieses Gebäude hatte flüchten sehen; er geht hinzu, und nach unerhörten Anstrengungen gelingt es ihm, den Unglücklichen unter den Trümmern hervorzuziehen, wo eine Kuh auf ihm erschlagen worden war. Wiget kehrt an den Platz zurück, wo seine Frau und seine drei Kinder verschwunden waren, und setzte seine Nachforschungen fort; die Nacht zwingt ihn aber sie einzustellen.

Den andern Morgen beginnt er mit Tagesan-

bruch sein mühevolltes Suchen wieder; endlich am Ende des Bergschliffes, an einem einsamen Orte, glaubt er einige Trümmer seines Hauses zu erkennen; er untersucht die Umgegend mit der größten Aufmerksamkeit; ein Gegenstand, einem menschlichen Fuße ziemlich ähnlich, der sich auf der Oberfläche der Trümmer zeigte, machte ihn aufmerksam; nachdem er mit seinen Händen den Schlamm und die Steine beseitigt, entdeckte er weibliche Kleider. Von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, holt er Hülfe; man säubert den Boden, zieht einen Leichnam hervor und Wiget erkennt seine Frau, zerschmettert und gänzlich entstellt, sie hielt noch das Kind in ihren Armen, mit dem sie in das Haus bringen wollte. Bei diesem Anblick stieß der unglückliche Mann einen Schrei der Verzweiflung aus; sein Wehklagen und das Geräusch, welches die Arbeiter machten, um den Körper der Frau herauszu ziehen, wurden von Franziska und Marianne gehört; diese glaubte die Stimme ihres Vaters zu erkennen, sie theilte ihre Gedanken der Magd mit, welche, in der Vermuthung was vorgehe, aus Leibeskräften schrie; man konnte aber ihre Stimme von dem Orte, wo sie war, nicht hören, Marianne vereinigte daher ihr Geschrei mit dem Franziska's und nicht vergebens; ihr Vater hörte sie, und bald war sie aus ihrem Gefängniß befreit, allein man bemerkte, daß sie einen Schenkel gebrochen habe. Die Bewegungen, welche sie für ihre Befreiung zu machen genöthigt war, verdoppelten ihre Schmerzen, indessen beschäftigte sie sich immer mit der Magd, von der sie wußte, daß sie nicht weit entfernt war, und forderte unaufhörlich zu ihrem Beistande auf. Man fuhr in den Nachsuchungen fort, was nicht gar leicht war; die Stimme und dann die Füße Franziska's verhalfen zur Entdeckung des Ortes, wo sie sich befand; allein nur mit vieler Mühe und Vorsicht gelang es, sie aus den Trümmern herauszuschaffen, worin, mit Ausnahme der beiden Füße und einer Hand, ihr ganzer Körper wie in einem Schraubstock eingeschlossen war. Die frische Luft ersickte sie beinahe, sie fiel von einer Ohnmacht in die andere; ihr Kopf, ihr Hals, ihre Beine und andere Theile ihres Körpers waren mit Quetschungen bedeckt, ihr Gesicht und besonders ihre Augen waren sehr geschwollen und voller Blut. Man zweifelte anfänglich an ihrem Aufkommen; 14 Tage lang blieb sie blind und nur allmählich erholte sie sich aus langer Kränklichkeit; aber immer blieben ihr Zuckungen und von Zeit zu Zeit ein Zusammenschrecken. Marianne war nach sechs Wochen ziemlich hergestellt. Beide Personen wurden in einer

Entfernung von 1500 Fuß von der Stelle der Wohnung weg gefunden; sie verdankten ihre Erhaltung dem Umstande, daß sie mit dem Hause an einen abgelegenen, mit Gebüsch bedeckten und durch die benachbarten Anhöhen mehr oder minder geschützten Ort geschleudert wurden.

Eine Wittve, welche am äußersten Ende des Dorfes Goldau wohnte, wollte bei einem ihrer Nachbarn einen Besuch machen; kaum aber hatte sie den Fuß auf seine Schwelle gesetzt, als das Haus heftig bewegt wurde. In der Meinung, es sei ein Erdbeben, und sie werde unter den Trümmern des wankenden Hauses erdrückt, eilte sie daraus; allein kaum war sie auf dem Wege, als der Berg einstürzte. Sie ergriff die Flucht auf die der Gefahr entgegen gesetzte Seite; da sah sie etwas durch die Luft fliegen: es war das Haus ihres Nachbarn, das der Bergsturz gegen den Rigi schenderte. Glücklicherweise hatte sie nur eine kleine Strecke zurückzulegen, um dem Schlammströme zu entgehen, der mit unglaublicher Schnelligkeit anrückte; so wurde sie gerettet. Ihre Nachbarn, ein Greis und seine Frau, deren Haus sie in die Lüfte geschleudert sah, waren nicht so glücklich, denn man fand sie einige hundert Schritte von ihrem Wohnorte bis an den Hals neben einander in den Schlamm begraben, daß sie kaum noch athmen konnten. Alle ihre Glieder waren gebrochen und sie starben bald darauf, nachdem man sie herausgezogen hatte. Während man mit ihnen beschäftigt war, bemerkte man einen Gegenstand, der sich in dem Schlamm bewegte; es war ein zweijähriges Kind, das, nachdem man es vom Schlamm, der ihm den ganzen Kopf bedeckte, gesäubert, als ein Kind des Sohnes der unglücklichen Alten erkannt wurde; ein anderes Kind lag todt dabei.

Dieserjenigen, welche in dieser unglücklichen Katastrophe umkamen, waren vielleicht nicht die Unglücklichsten. Eine Gesellschaft von 11 Personen hatte sich am 2. September nach Arth begeben, in der Absicht, den Rigi zu ersteigen; da aber das Wetter sehr ungewiß war, so beschlossen sie sich vorerst nach Schwyz zu begeben, den Weg nach Lowerrz zu Fuß zurückzulegen und sich da auf dem See einzuschiffen. Die Gesellschaft bestand aus acht Personen von angesehenen Familien von Bern, worunter drei junge Frauenzimmer, deren eines die Gattin eines der Reisenden war; dann dem Lehrer der Kinder einer dieser Familien mit seinen zwei Zöglingen. In Arth gesellten sich zwei Fremde, welche den gleichen Weg machen wollten, zu der Gesellschaft; da sie aber noch einiges im Wirthshaus zu besorgen hatten, so warteten drei unserer Berner Reisen-

den und der Lehrer einige Minuten auf sie, um mit ihnen zu gehen; die übrige Gesellschaft gieng voran; es war vier Uhr Abends.

In der Nähe von Goldau sahen die Zurückbleibenden ihre Freunde ungefähr 200 Schritte vor ihnen in das Dorf hineingehen, und sie bemerkten sogar einen von ihnen, der seinen Gefährten den Gipfel des Rosberges zeigte, woran sich eine außerordentliche Bewegung sehen ließ. Sie selbst standen mehreremal still, um die Erscheinung durch ein Fernrohr zu beobachten; sie sahen deutlich die Bewegung der Bäume und die Felsen, welche sich vom Gipfel losrissen und krachend den Berg herabstürzten. Die zwei Fremden wünschten sich Glück, Zeugen einer solchen Scene zu sein; niemand dachte an die geringste Gefahr, denn unsere Reisenden waren mehr als eine Stunde in gerader Linie von dem Gebirge entfernt, dessen Fuß mit Waldungen bedeckt war. Allein plötzlich sahen sie das ganze Gebirge bis zu ihren Füßen sich bewegen, den Boden, die Wälder, die Dörfer, die Felsen, alles schien dieser Bewegung, die mit furchtbarem Getöse begleitet war, zu folgen; Steine flogen durch die Luft über ihre Köpfe weg mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel; eine schwarze Staubwolke erfüllte das Thal und entzog alle Gegenstände ihrem Gesichte; das Krachen verdoppelte sich, sie flohen eiligst. In Angst erwarteten sie den Augenblick der Vernichtung; aber das Getöse hörte auf und die Dunkelheit verschwand allmählich; sie näherten sich um das Dorf Goldau zu suchen und ihre Freunde. Aber das ganze Thal, auf eine Strecke von mehreren Stunden, war nur ein Chaos; mehr als hundert Fuß Schutt deckte Goldau; sieben Reisende fehlten, man fand keine Spur mehr von ihnen. Einer der unglücklichen Ueberlebenden rief in der heftigsten Verzweiflung vergebens nach seiner jungen Gattin, ein anderer nach seinem Sohn, und ein dritter nach den ihm anvertrauten zwei Jünglingen. Vergebens boten sie Gold, um einige Ueberbleibsel ihrer Freunde zu finden; alle damals und seither gemachten Nachgrabungen führten zu keinem Resultat. Es war ebenso mit der Bevölkerung von Goldau, welche ganz umkam, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, die sich am Ende des Sturzes befand und entkam.

Man glaubte anfänglich, daß die Katastrophe durch einen vulkanischen Ausbruch verursacht worden sey, weil man mit dem Strome von Trümmern auch Flammen- und Rauchwirbel in dem Thal gesehen hatte; diese rührten aber von einem weggerissenen Kohlenmeiler her. Auffallend ist, daß sehr wenig Vieh umkam im Verhältniß zu der Zahl, die

sich in den Ställen und auf den Wäiden befand; beinahe alle Thiere in Freiheit retteten bei den ersten Vorzeichen der Katastrophe; ohne Zweifel ließ ihr Instinkt sie die Gefahr ahnen.

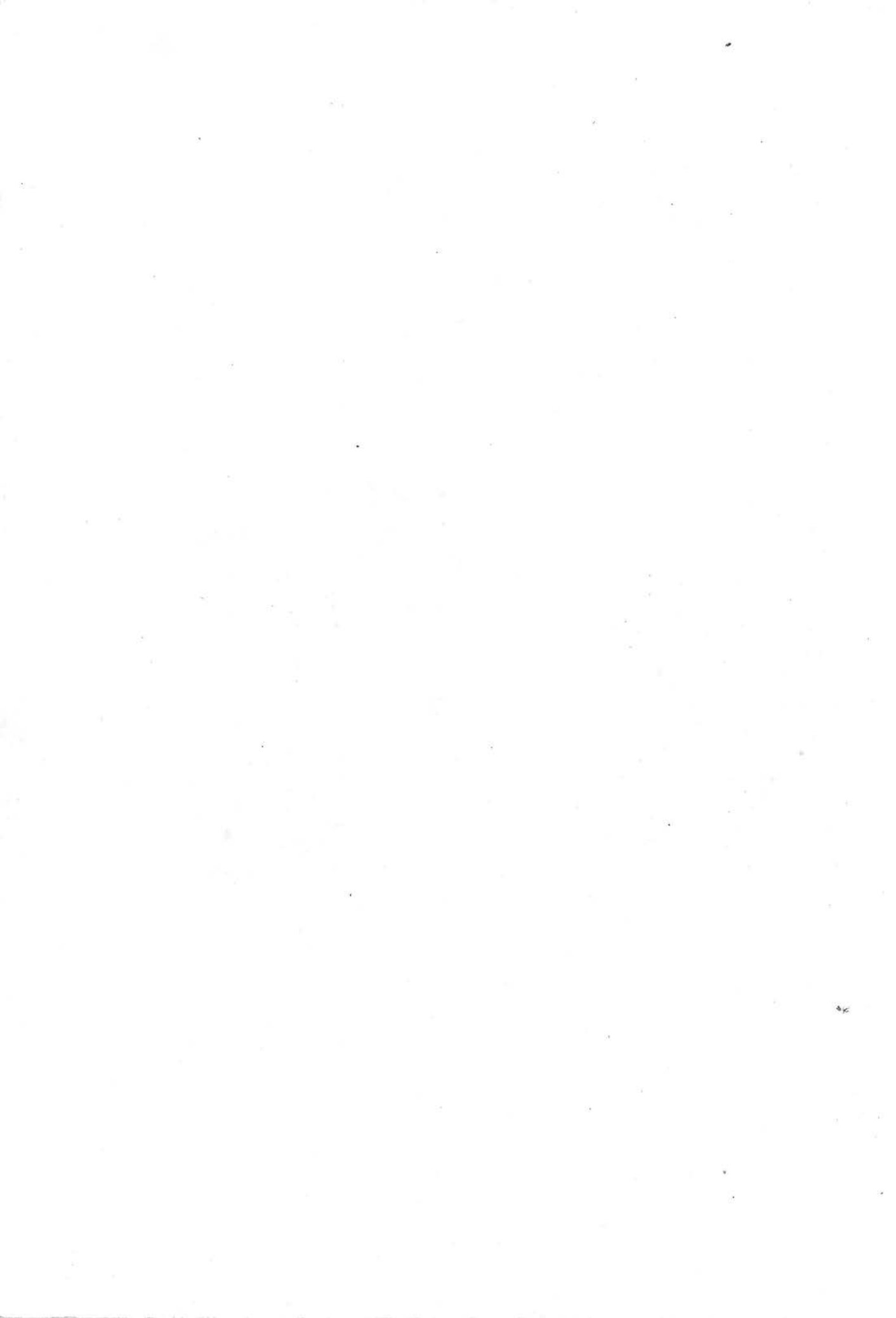
Sobald das Unglück, das diese Gegend betroffen, bekannt war, so kam Hülfe von allen Seiten der Eidgenossenschaft. Luzern, Zürich und Zug sandten Arbeiter auf ihre Kosten an die verwüsteten Orte; Bern schickte Geld und 100 Arbeiter für die dringendsten Geschäfte, aber diese Arbeiten waren ungeheuer; man mußte einen neuen Kanal für die Aa graben, einen vom Rigi kommenden Waldbach, dessen Gewässer sich über die niedrigsten Stellen zu verbreiten und beträchtliche Sümpfe zu bilden begannen. Man mußte mitten in diesen Trümmern und längs dem Lomazer-See eine neue Straße herstellen. Alle diese Arbeiten boten so viele Schwierigkeiten dar, daß man sie im Augenblick aus Mangel an hinreichenden Mitteln einstellen mußte. Die den Unglücklichen, die all ihr Eigenthum verloren, bestimmten Geldgaben beliefen sich auf ungefähr 125,000 Schweizer-Franken.

Mehr als 30 Jahre sind seitdem verflossen, und Goldau bietet nach das traurigste Schauspiel dar. Eine lange Strecke, gänzlich unfruchtbarer Trümmer, füllt den Raum zwischen dem Rigi und dem Rosberg; unörmliche und nackte Hügel, spitze Felsen, manchmal Häuser groß, die einen auf die andern gehäuft. Ungefähr auf der Stelle, wo Goldau stand, hat man eine Kapelle und ein Wirthshaus gebaut; diese liegen am Fuße des Rigi, in weniger häßlicher Lage, als die andern Theile dieser Wüste; hie und da sieht man Futterhütten, und bemerkt einige Kulturversuche, besonders am Fuße des Rigi und am Ende des Lomazer-Sees, wo der Boden vom mächtigen Schlamm-Strom geebnet worden war. Aber viele Jahrhunderte werden verfließen, viele Geschlechter vergehen, ehe die gänzliche Unfruchtbarkeit dieser Oberfläche überwunden und alle faulenden Sümpfe verschwunden seyn werden. Die Elemente und ihre mächtige Helferin, die Zeit, werden daran arbeiten, die scharfen Kämme dieser Felsen abzustumpfen; diese werden sich nach und nach mit Moos bedecken, die sie trennenden Zwischenräume werden sich mit ihren Trümmern ausfüllen, welche die unaufhörliche Einwirkung der Elemente in fruchtbare Erde verwandelt, und nach einem ohne Zweifel sehr langen Zeitraum wird diese Wüste mit reizendem Pflanzenwuchs bedeckt sein und eine neue Bevölkerung wird den Boden bebauen, der ihren Voreltern geraubt wurde. Möchte alsdann keine Katastrophe, wie die von 1806, von neuem eine



COSTUMES D'APPENZELL
Rhodes intérieurs.

Appenzeller Trachten
Inner Rhoden.



schon so grausam geprüfte Gegend in Trümmer verwandeln! Leider können diese Vorfälle sich erneuern, so lange die Lagen des Gebirges nicht auf der Thalfäche ruhen. Es scheint, daß das Phänomen sich auf der Seite von Urth erschöpft habe; auf der Seite von Lowerz und Steinerberg ist es aber dem nicht so, und die Verwüstung wäre viel größer, wenn sie hieher reichte, da dieser Landestheil viel volkreicher ist, und wenn durch den Einsturz der Lowerzer-See ausgefüllt würde, so würden seine durch das Thal von Schwyz getriebenen Gewässer alles bis zum Vierwaldstädter-See verheeren. Mehr oder minder beträchtliche Felsenstürze hatten von dem Gipfel des Roßbergs seit 1806 Statt; sie entleerten sich aber alle auf die alten Trümmer, und konnten folglich keinen großen Schaden anrichten, außer durch Zerstörung der Fußwege, welche diese Wüste durchziehen und von einem Dorfe zum andern führen.

Der Kanton Appenzell.

Von welchem Punkte man ausgehen mag, um in den Kanton Appenzell zu kommen, so muß man von den umgebenden Ebenen des Thurgau's und des Rheinthals beträchtlich steigen. Wie eine Insel mitten in einem See, ist dieses kleine Land ganz von dem Kanton St. Gallen eingeschlossen, den es von allen Seiten wie eine Hochwacht überragt, daher bietet auch keine Gegend so prächtige Ausichten dar. Seine Oberfläche ist mit Bergen und Hügeln bedeckt, die von einer Menge Thäler und tiefer Schluchten durchschnitten werden; im Süden erhebt sich eine dreifache Reihe von Gebirgen, deren einige sonderbar gestaltete Gipfel sich bis zu den Gränzen des ewigen Schnees erheben; der höchste ist der Hochsantis, 7640 Fuß über dem Meere. Die Lage dieses Kantons erklärt das dort herrschende kalte und veränderliche Klima; indessen darf man dieser Ursache die Vernachlässigung des Landbaues nicht beimessen, sondern der Gleichgültigkeit der Bewohner, die das Hirten- oder Fabrikleben den Landarbeiten vorziehen.

Das ganze Land bietet den Anblick einer mit dem schönsten Grün bedeckten Wiese dar, besäet mit einer Menge von Obstbäumen umgebenen Wohnungen, besonders in Außer-Rhoden; Tannengehölze,

grüne Hügel, wasserreiche Brunnen, Bäche, ländliche Brücken, an welche sich eine Menge malerischen Fußwege anschließen, wechseln in den reizenden Landschaften angenehm ab, die diesen Kanton zieren.

Es ist unbekannt, wer die ersten Bewohner dieser Gegend waren; erst aus dem Anfange des 6. Jahrhunderts schreiben sich die ersten historischen Nachrichten her, die auf uns gekommen sind; es ist wahrscheinlich, daß vor dieser Zeit das Land, wenigstens im Innern, beinahe öde und mit dichten, von Bären, Wölfen, Urochsen, Wildschweinen, Luchsen, Steinböcken, Hirschen u. s. w. bewohnten Waldungen bedeckt war. Allemann, durch ihre Feinde aus der Ebene vertrieben oder vielleicht auch um der Jagd willen, zogen in diese wilde Gegend; bald vermehrten sie sich und andere Auswanderer ließen sich neben den ersten nieder; die Wälder lichteteten sich, die wilden Thiere zogen sich in unzugängliche Orte zurück. Indessen erst unter der Herrschaft der Franken und als im 7. Jahrhundert das Christenthum sich Bahn brach in diesen rauen Gegenden, nahm die Bevölkerung etwas Feststehendes an; die Jäger verwandelten sich in Hirten und die Sitten wurden milder. Allein der Abt von St. Gallen, der Souveränitätsrechte über einen großen Theil des Landes erhalten hatte, belehnte verschiedene Adelige damit, welche die Bewohner in die härteste Knechtschaft brachten. Das Faustrecht war damals in voller Kraft, und die Jahrbücher des Landes erwähnen von nun an unaufhörliche Räubereien, Kriege, Mord und Plünderungen, besonders bei den Zwistigkeiten zwischen der Abtei St. Gallen und den Bischöfen von Konstanz, während welcher das unglückliche Land mehreremals schrecklich verwüstet wurde. Die Amtleute der Abtei von St. Gallen übten eine Tyrannei aus, die endlich so unerträglich wurde, daß die Appenzeller, aufgemuntert durch die Siege der neuen Schweizer-Kantone, ihre Stärke zu fühlen begannen. Im Jahr 1395 widersetzten sie sich kräftig den tyrannischen Handlungen des Abtes Kuno von Staufeu; im Jahr 1400 schlossen mehrere Gemeinden ein Schutz- und Truxbündniß mit der Stadt St. Gallen, und zwei Jahre nachher ergriffen sie die Waffen, verjagten die Amtleute und zerstörten ihre Schlösser; unter Beihülfe einiger Schwyzer und Glarner, mit welchen sie ein Bündniß geschlossen, trohten sie der Macht des Adels, der Reichstädte und der Geistlichkeit, schlugen ihre Truppen in einem blutigen Treffen am Speicher*.)

*.) Siehe erste Lieferung des ersten Jahrgangs.

und zwangen sie zum Frieden. Im Jahr 1405 schlugen sie die Armee des Herzogs Friederich von Österreich, dann ergriffen sie die Offensive und wurden der Schrecken ihrer Feinde. In kurzer Zeit eroberten sie 12 Städte und 64 Schlösser, und bald war der Abt von St. Gallen, den sie gefangen genommen, genöthigt, sich in ihren Schutz zu begeben. Aber ihre kostbarste und dauerhafteste Eroberung war ihre Freiheit und die Achtung der Schweizer-Kantone, mit welchen sie sich 1411 verbanden, ob schon das Land Appenzell erst im Jahr 1513 in die Zahl der Kantone aufgenommen wurde. Sein Name datirt erst von 1402, vorher hieß man seine Bewohner nur die Bergleute; da aber damals der Flecken Appenzell der Vereinigungspunkt der Verbündeten war, so nahmen sie alle den Namen davon an.

Während ihrer Unabhängigkeitskriege rückten die Appenzeller vor Konstanz, wo sie drei Tage blieben, in der Hoffnung, die Bürger und die Garnison werden den angebotenen Kampf annehmen; diese blieben aber klüglich hinter ihren Mauern. Indessen wandte der Bischof, der diese Verwegenheit nicht mit weltlichen Waffen züchtigen konnte, die geistlichen an, und that seine Feinde, welche schon in der Reichsacht waren, in den Kirchenbann; diese kümmerten sich aber sehr wenig um einen Bann, von dem sie nichts verstanden und fuhren fort, die Güter des Abtes zu plündern; die Priester, welche ihr Amt nicht fortsetzen wollten, wurden fortgejagt oder geschlagen. Nach dem Frieden wurden sie endlich vom Bann freigesprochen unter der Bedingung, daß sie allen Schaden vergüten, den sie durch Töden, Plündern und Brennen angerichtet hatten.

Im Jahr 1425 hatten sie sich abermals geweigert, die Rechte des Abtes von St. Gallen anzuerkennen, und man nahm nochmals Zuflucht zum großen Mittel der Exkommunikation durch den Papst; der Bischof von Konstanz eröffnete ihnen das Interdikt, das er an die Kirchthüren anschlagen ließ. Die Appenzeller kümmerten sich wenig darum; als aber die Priester überall den Dienst verweigerten, so versammelte man die ganze Landsgemeinde und stimmte ab, ob man das Interdikt annehmen wolle oder nicht. Die Mehrheit hatte sich verneinend ausgesprochen und die Versammlung erklärte naiv das Ding, welches der Bischof im Namen des Papstes geschickt, als null und nichtig, und befahl den Priestern ihre Verrichtungen fortzusetzen; die Widerspännigen wurden fortgejagt oder gepeitscht, andern ihre Häuser geplündert oder verwüstet, einige wurden sogar getödtet; mehrere von ihnen eingeschüchtert

oder durch so überredende Mittel überzeugt, kehrten zu ihren Funktionen zurück.

Der Kanton Appenzell ist einer der kleinsten der Schweiz, er hat von Norden nach Süden 4 und von Osten nach Westen 9 Stunden und 52,000 Einwohner auf 19 Quadratmeilen, also ungefähr 2736 auf die Quadratmeile. Von dieser Bevölkerung zählt man ungefähr 11,000 auf Inner-Rhoden und 41,000 auf Auser-Rhoden, was auf die letzten 3660 Einwohner auf die Quadratmeile macht. Im Jahr 1380 zählte man 2070 Einwohner in Inner-Rhoden; im Jahr 1766 waren es 13,000 und in Auser-Rhoden 38,000, ein Unterschied, der von der immer wachsenden Industrie und Wohlhabenheit der letztern herrührt, während es bei den erstern der umgekehrte Fall ist.

Die erste Kirche des Landes wurde im Jahr 780 in Herisau, $1\frac{1}{2}$ Stunden von St. Gallen, gebaut und beinahe erst 300 Jahre später eine zweite im Innern des Landes, in Appenzell; zu dieser Zeit ungefähr verschwand das Heidenthum gänzlich. Im Jahr 1302 wurde eine dritte Kirche zu Teufenau errichtet. Die von Hundwyl, Urnäsch, Gais, Trogen, Grub und Teufen wurden im 15. Jahrhundert erbaut, und alle übrigen im 17. oder Anfangs des 18. Jahrhunderts, ausgenommen die von Brülisau, die vom Jahr 1831 datirt. Die Freiheit der Meinungen und der Abscheu vor allem Zwang, welche die Appenzeller immer charakterisirten, verschafften der Lehre Zwingli's leichten Eingang, die sich von 1522 an schnell unter ihnen verbreitete, und die Ruhe wäre vielleicht nie gestört worden, wenn nicht Aufbeher das Volk fanatisirt hätten. Im Jahr 1524 beschloß die Landsgemeinde, daß die Diener Gottes nichts anderes predigen sollten, als was mit dem Evangelium und der Wahrheit übereinstimme. Aber im Jahr 1532 wäre es beinahe im Flecken Appenzell, wo die Reformirten die schwächern, zu blutigen Auftritten gekommen. Indessen ernannte 3 Jahre nachher die Landsgemeinde einen Protestanten, Namens Eisenhut, zum Landammann, einen achtungswürdigen Mann, der aber von der Landsgemeinde angeklagt wurde, er habe eine der Fahnen entwendet, die man von den St. Gallern erobert, und sie diesen für Geld zurückgestellt; ferner sich einen Theil der fremden Pensionen zugeeignet zu haben. Der Ankläger war ein gewisser Bächler, ein rachsüchtiger und ränkevoller Mensch, der, um zu seinem Zweck zu gelangen, sich eine Partei unter dem Pöbel gemacht hatte. Diese Anschuldigung verursachte einen solchen Tumult, daß die Versammlung aus einander gehen mußte, ohne zu einer Abstimmung zu

kommen. Acht Tage nachher wurde der zweifache Rath, der sich auf dem Rathhause versammelt hatte, von Bächler auseinander getrieben, der sich mit etlich hundert bewaffneten Männern dahin begab. Eine zweite Landsgemeinde hatte das gleiche Resultat wie die erste; die schwachen Behörden waren ohne Gewalt solche Unordnungen zu unterdrücken.

Indessen forderten die St. Galler Genugthuung für den Schimpf, der ihnen durch die Anklage des Landammanns Eisenhut angethan worden; man beachtete ihr Begehren in allen Punkten, und erkannte sogar, daß Bächler ein Betrüger sei und als solcher bestraft werden müsse. Aber die Ohnmacht der Behörden gegen den Volksdespotismus war so groß, daß, obschon es bewiesen war, daß es nie eine St. Galler-Fahne in Appenzell gehabt, Bächler und seine Anhänger es durch Geschrei und Drohungen dahin brachten, daß der Landammann Eisenhut gegen die Ueberzeugung der Richter und Rätthe in Ketten gelegt wurde. Wohl wissend, daß er nicht auf Gerechtigkeit hoffen dürfe, entfloß dieser Beamte aus seinem Gefängniß, und begab sich nach Einsiedeln, wo er seine Ketten in der heiligen Kapelle aufhieng; dann gieng er nach Altsätten, wo er aus Kummer starb, nachdem er vergebens das eidgenössische Recht angerufen hatte.

Von da an spielte Bächler den Meister; auf der ersten Landsgemeinde wurden alle Beamte, welche sein Benehmen nicht gebilligt hatten, abgesetzt und durch seine Creaturen ergänzt. Um sich an den St. Gallern zu rächen, verbreitete er Verläumdungen gegen ihre Magistraten, und durch heimtückische Einflüsterungen verleitete er seine Landsleute zum Bruch der Verträge. Die Bewohner von Außer-Rhoden, über so viel Treulosigkeit aufgebracht, begaben sich in Masse nach Appenzell, entfernten alle Anhänger Bächlers aus dem Rathe, und wirkten ein Urtheil aus, wonach dieser aller seiner bürgerlichen und politischen Rechte verlustig erklärt wurde; durch neue Anhänger verstärkt, kehrte er aber nach Appenzell zurück, wo er von neuem seine Gegner auseinander trieb, und auf alle Weise mißhandelte.

Die Schweizer-Kantone glaubten endlich, es sei Zeit einzuschreiten; auf einen Antrag St. Gallens wurden die Parteien vorgeladen, vor einer auf den 2. Hornung 1539 nach Baden einberufenen außerordentlichen Tagsatzung zu erscheinen; aber der Appenzeller Gesandte zog sich zurück unter dem Vorwand, die Rede des St. Galler Gesandten sei für sei- Stand beleidigend. Eine aufs neue versammelte Tagsatzung forderte von Appenzell, daß Bächler bestraft werde; da sprachen die Rätthe dieses Standes

ein Urtheil, wodurch dieser schuldig erklärt und verurtheilt wurde: zum Widerruf, zu einer Strafe von 200 fl. und zum Verlust seiner politischen Rechte im Lande. Bächler appellirte von diesem Urtheil an die 12 Kantone, und hatte die Unverschämtheit, sich persönlich vor die in Baden versammelte Tagsatzung zu begeben; da aber wurde er sogleich verhaftet und so lange festgehalten, bis die Tagsatzung das über ihn gefällte Urtheil bestätigt hatte.

Von da an lebten die beiden Confectionen in vollkommener Eintracht; ihre Geistlichen predigten



Ödubung und christliche Liebe; nie war das Appenzellerland in einem gedeichlicheren Zustand; die Leinwandfabrikanten vervielfältigten sich, der Handel wurde blühend; aber tollleifrige Priester und die Ankunft von Kapuzinern in Appenzell verursachten neue Unruhen; die verfolgten Protestanten mußten den Flecken räumen, und ohne das Einschreiten der Schweizer-Kantone wäre der Bürgerkrieg ausgebrochen; als aber im Jahr 1596 Inner-Rhoden sich heimlich mit Spanien verband, war der Frieden nicht mehr möglich. Dann beschloßen beide Parteien einstimmig sich zu trennen: Trogen wurde der Hauptort von Außer-Rhoden oder der Protestanten, und Appenzell blieb der Hauptort von Inner-Rhoden oder der Katholiken. Diese hatten bald eingesehen, wie viele Vortheile sie durch diese Trennung aufopfert, und suchten durch die Vermittelung der

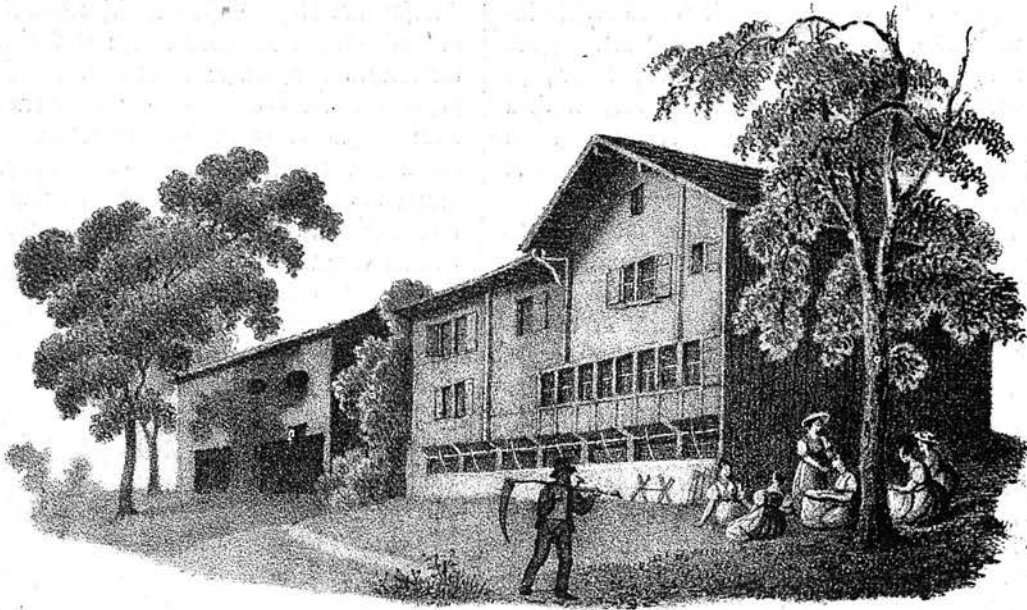
Kantone Luzern, Schwyz und Uri die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, aber vergebens.

Seit dieser Zeit bilden Auser- und Inner-Rhoden zwei abgesonderte und gänzlich unabhängige Republiken, deren jede ihre Hauptversammlung hat, bestehend aus allen Bürgern, welche das 18. Jahr erreicht und Stimmrecht haben. Auf dieser Versammlung beruht die oberste Gewalt, sie ernennt alle Jahre die zwei Landammänner, die Landesstatthalter, den Säckelmeister, den Landshauptmann, den Bauinspektor, den Landesfähnrich u. Inner-Rhoden hat seinen zweifachen Rath, welcher die höchste Behörde nach der Landsgemeinde ist; er besetzt verschiedene Stellen, erläßt Verordnungen u.; dann kommt der Große Rath, welcher die Vollziehungs- und richterliche Behörde ist; der Kleine Rath ist ein Tribunal zweiter Instanz. Auser-Rhoden hat seinen Großen Rath, welcher der Landsgemeinde Gesetze vorschlägt und die administrative und richterliche Gewalt vereinigt; dann einen Kleinen Rath und einen Wochenrath oder Behörde erster Instanz. Die Landsgemeinde versammelt sich alle Jahre in Appenzell; die von Auser-Rhoden abwechselnd in Trogen und Hundwyl.

Die Bewohner von Inner-Rhoden sind wegen ihrer Originalität und ihrer Sitten eines der interessantesten Alpenvölker der Schweiz; diejenigen, welche sich ausschließlich mit der Viehzucht beschäftigen, sind gewöhnlich mehr als mittlerer Statur, wohlgestaltet, schlank und stark, mehr braun als blond. Ihre Sitten sind rauh, sie haben sogar etwas Wildes in ihrem Aeußern; sie sind reizbar in ihren Leidenschaften, zank- und schlagsüchtig. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Originalität ihrer Antworten sind bekannt, indessen sind sie im Allgemeinen ohne Bildung, denn die Unterrichtsmittel sind noch in der ersten Kindheit, und alles trägt bei diesen Hirten noch den Charakter der ersten Bewohner

des Landes; ihre guten und schlimmen Eigenschaften sind diejenigen halbwilder Völker. Aller Zwang ist ihnen unerträglich, dieß bemerkt man in ihren Gewohnheiten, wie in ihrer Kleidung. Noch nicht lange bestand diese in sehr kurzen leinenen Hosen, denen der ganze obere Theil, den wir als das Wesentlichste betrachten fehlte; dann in einer auch sehr kurzen Weste oder Futterhemd so daß zwischen beiden Kleidungsstücken ein Raum blieb, welcher ihrem Hemde freien Ausgang ließ, und um allen möglichen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, welche daraus entstehen könnten, bemühten sie sich alle Augenblicke die Hosen hinaufzuziehen, und machten dabei eine Gestikulation, die das Lächerliche ihrer Ausstattung noch vermehrte. Diese Unannehmlichkeit lag indessen weniger an dem Mangel an Stoff, als an der Abwesenheit der Hosenträger, denn, sollte man es glauben! bei den Appenzellern ist dieser uns so unentbehrliche Gegenstand eine noch neue Mode. Zuerst trugen sie nur einen Hosenträger, dann auf ein anderes Extrem übergehend, zwei sehr breite, von rother Farbe und mit Messingschmuck beladen. Von da an wurde die leinene Weste weniger nothwendig und der Appenzeller begnügte sich gewöhnlich, im Sommer wenigstens, mit seinem Hemde, Pantalon und Hosenträger, denen man jedoch noch einen kleinen dreieckigten Filzhut beifügen muß; Strümpfe und Schuhe gebrauchten sie sehr wenig. Aber der Hirte dieser Gegend sollte auch die Bahn des Fortschreitens betreten; er hat seine Kleider reformirt; die Hosen oder Pantalons wurden verlängert; er trägt noch die leinene Weste, welche vielmehr eine Art sehr kurzer Blouse ist und das Hirtenhemd ersetzt, das man ehemals im Lande trug; sein Kopf ist, statt mit einem Hute, mit einem Käppchen von schwarzem Leder mit stechenden Farben bordirt bedeckt.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)



Der Kanton Appenzell.

(Fortsetzung.)

Wenn es einem jungen Menschen einfällt, an einem schönen Sonntag zu gefallen, so ist seine Kleidung gesuchter, sein Hemd schneeweiß, seine Hosen oder Pantalons sind von gelbem Leder oder von gelbgefärbter Leinwand, denn gelb muß es seyn, und je mehr es sich dem Eiergelb nähert, desto mehr macht es Aufsehen. Weiße, um die Hosen gewickelte Strümpfe und wohlbeschlagene und geschmirte Schuhe schließen den untern Theil. Der obere Theil wird nur von dem Hemde und einem scharlachrothen Gilet mit zwei engen Reihen glänzender weißmetallener Knöpfe bedeckt. Dieses Gilet wird nie zugeknöpft, denn es würde einen der am meisten charakteristischen Theile des Kostüms verbergen, den man hauptsächlich herauszuheben sucht, den so lange verachteten Hosenträger, der nun einen wesentlichen Theil des Anzugs ausmacht; er ist schwarz oder von dunkler Farbe; an dem Orte, wo er sich über der Brust schließt, sieht man in messingenen Anfangsbuchstaben den Vor- und Zunamen des Trägers glänzen. Ein Tuch um den Hals wird vornen gefnüpft und mit einem silbernen Ringe befestigt; die wohlgeschwärzte lederne Kappe vollendet den ganzen Anzug. Sobald sein Putz fertig ist, so geht unser Appenzeller Elegant, sicher Eroberungen

zu machen, mit Selbstzufriedenheit und stolzer Zuversicht fort nach dem Hauptorte und mischt sich unter die Menge, die in Erwartung des Gottesdienstes vor der Kirche die Schönheiten mustert, die in ihrem höchsten Puzze sich um die Kirchthüre drängen. Ist die Wahl des jungen Menschen schon getroffen, so sucht er seine Schöne und führt sie am kleinen Finger der linken Hand bis zur Kirche; beim Herausgehen nimmt er sie in das Wirthshaus, wo sie bis tief in die Nacht bleiben. Hierin ist ebenso wenig Zwang als in allem andern; der Appenzeller würde sich in seinen Rechten verletzt glauben, wenn er das Wirthshaus zu einer bestimmten Stunde verlassen müßte, daher bleibt er auch bis an den Morgen bei dem Kartenspiel, Trinken, Singen und Lärmen; übrigens muß er das Mädchen nach Hause begleiten, allein der in der deutschen Schweiz so allgemeine Gebrauch, daß die jungen Leute beider Geschlechter die Nacht miteinander zubringen, hat in diesem Kanton nicht Statt.

Das schöne Geschlecht vom Appenzell hat nichts von dem Rauben der Männer; im Gegentheil haben die Mädchen feine und zarte Züge; der Ausdruck ihres Gesichts ist sanft und angenehm, ihr Wuchs hübsch und proportionirt, man sagt aber, daß diese

Annehmlichkeiten nach der Hochzeit schnell verschwinden, übrigens gelten sie für gute Hausmütter. Ihre Tracht ist ziemlich grazios; gewöhnlich tragen sie kurze rothe Röcke; ein Schnürleib von verschiedenen Farben umschleift ihren Körper; darüber ist ein Halskragen ebenfalls von unbestimmter Farbe, ihre Hemdärmel sind über dem Ellenbogen zurückgeschlagen, wo sie durch ein breites Armband gehalten werden; im Winter werfen sie noch eine braune oder schwarze wollene Jacke darüber; eine kleine rothe Haube mit gleichfarbigen Bändern bedeckt ihren Kopf. Bei feierlichen Anlässen aber tragen Weiber und Mädchen einen Kopfpuz, der sie von einander unterscheidet; dieß ist eine kleine gestickte Mütze, die hinten auf dem Kopfe mit einer großen Nadel befestigt wird; von beiden Seiten laufen zwei Flügel aus, die sich im Nacken verbinden; diese Flügel sind schwarz, mit dem Unterschied, daß sie bei den Verheiratheten mit weißem Musselin gefüttert sind. Im Sommer, wenigstens während der Woche, gehen die Mädchen im Hause oder wenn sie sich nicht weit entfernen, barfuß. Ehemals trugen sie beim Staate rothe Strümpfe, denn roth ist die Leibfarbe der Appenzeller; im Innern der Häuser sogar sieht man die rothe Farbe vorherrschen.

Die Milch und ihre verschiedenen Produkte ist die einzige Nahrung des Appenzeller Hirten; die Fabrikarbeiter nähren sich hauptsächlich von Kartoffeln, Brod, Gemüse und Kaffee, den man im Uebermaße trinkt; die Vermöglicheren fügen Fleisch und getrocknetes Obst bei; der Most ersetzt überall den Wein. Ein großer Leckerbissen für sie ist der Honig und Gebäckenes.

Der Appenzeller ist ein großer Freund von Belustigungen, Ergötzlichkeiten und öffentlichen Festen, er läßt keine Gelegenheit dazu vorbeigehen; diese sind sehr zahlreich, trotz der Einschränkungen der Behörden, welche diese Versammlungen zu verhindern suchen, die oft mehr oder minder traurige Folgen haben, obschon sie immer unter der Aufsicht eines Beamten Statt finden. Gewöhnlich bestehen diese Spiele in Leibesübungen; Junge und Alte, Mädchen und Knaben sind gleich begierig nach diesen Schauspielen. In Auser-Rhoden herrscht mehr Strenge in den Verordnungen über die Spiele, z. B. über Hazardspiele, Kartenspiele und das Tanzen sind mit wenigen Ausnahmen verboten; allein in Inner-Rhoden ist weit mehr Freiheit, oder vielmehr Ungebundenheit.

Man findet in dem Kanton Appenzell keine Städte, aber wohlgebaute Flecken, die mit Gebäuden geschmückt sind, welche keiner Hauptstadt übel anstünden, schöne Dörfer, eine Menge Weiler und zerstreute Häuser. Mit Ausnahme von Trogen und

Herisau sind diese Häuser ziemlich allgemein von Holz und mit Schindeln gedeckt. In Auser-Rhoden sind die meisten Wohnungen bemalt, mit vielen Fenstern geziert, reinlich und wohl unterhalten, und mit mehr Luxus als Geschmack meublirt. In abgelegenen Orten und solchen, wo die Industrie weniger thätig ist, wie in Inner-Rhoden, haben die Häuser ihre anscheinende Bescheidenheit und das Holz seine natürliche Farbe behalten. Sie bestehen aus einem Erdgeschoß, gewöhnlich mit zwei Zimmern und einer Küche, und einem obern Stockwerke, wo sich gewöhnlich die Schlafzimmer der Familie befinden. Neben der Hauptwohnung ist ein Stallgebäude. In Auser-Rhoden findet man außer diesen Gemächern einen großen Raum, welcher die ganze Länge des Gebäudes einnimmt und das Halbgewölbe bildet; hier sind die Webstühle aufgestellt, wo jenes schöne Musselin gemacht wird, womit sich die Damen aller Städte Europa's zieren, und welches den in Auser-Rhoden allgemein verbreiteten Wohlstand verschafft. 10,200 Personen beschäftigen in diesem Kantonstheil sich mit diesem Industriezweige, ohne der andern Stoffe zu erwähnen, welche auch da fabrizirt werden. Es giebt Werkstätteninhaber, welche mehrere hundert Weber und einige tausend Stickerinnen aus Inner-Rhoden, Deutschland, Thurgau und dem Auslande beschäftigen. Diese Industrie wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts in dem Kanton eingeführt; allein seit die Katholiken und die Protestanten sich trennten, ist sie in Inner-Rhoden beträchtlich herabgekommen, die überhaupt in dieser Beziehung und der des materiellen Wohlstandes hinter Auser-Rhoden oder den Protestanten bedeutend zurückstehen.

Bei dem Eintritte in eine Wohnung in Inner-Rhoden bemerkt man statt der Webstühle, drei oder vier, manchmal sogar sechs bis sieben junge Mädchen in einem großen Zimmer im Erdgeschoße, auf einer langen Bank nach der ganzen Länge des Zimmers den Fenstern entlang, denen sie den Rücken kehren, über eine Stickrahme gebückt, die mit weißem Musselin bespannt ist, wo sie mit ihren Händen Blumen künstlich einsticken, deren Formen und Zeichnungen in's Unendliche abwechseln. Hinten in der Stube ist die Mutter, welche die Mahlzeit für die ganze Familie bereitet, während der Vater und die Söhne entweder dem Vieh nachgehen oder auf den Matten arbeiten. Dieses Hauptzimmer, so wie das ganze Gebäude ist reinlich gehalten, es dient zum Gesellschaftszimmer und zum Speisesaal; der vordere Theil ist mit sehr nahe an einander gerückten Fenstern versehen; die Ausrüstung besteht aus einem Tische, Bänken auf drei Seiten, einigen



LES BRODEUSES À APPENZELL.

Die Stickerinnen in Appenzell.

hölzernen Stühlen und einem großen Ofen mit Tritten versehen, die zur Treppe in das obere sehr niedere Stockwerk dienen, in das man durch eine Oeffnung in der Zimmerdecke gelangt. Sobald man im Herbst die erste Kälte fühlt, so wird der Ofen so geheizt, daß er eine Wärme von 17 bis 18 Graden Réaumur in dem Zimmer unterhält, wo die jungen Stickerinnen mit nackten Armen und Beinen der Strenge der Jahreszeit troßen. Eine hölzerne Uhr, einige an die Wand genagelte Heiligenbilder, ein Gestelle, worauf reinliche Steingutschüsseln und Teller geordnet sind, vollenden die Ausstattung. Ehemals hatten die Küchen keine Rauchfänge, der Rauch verbreitete sich in dem Innern der Häuser, die davon so geschwärzt wurden, daß sie wie verkohlte schienen.

Während der schönen Sommertage sieht man die jungen Appenzeller Schönheiten auf grünem Rasen im Schatten eines Baumes in ihren hübschen bunten Gewändern, mit der Nadel in der Hand, die Rahme auf ihren Knien, ihre Geschicklichkeit schwägend und scherzend entwickeln. Wenn ein Junge oder ein Fremder bei ihnen vorbeigeht, so reckt die Neugierde alle diese Köpfe mit rothen Mützen in die Höhe, und die Lacherinnen sind unerschöpflich in Bemerkungen und Spitzworten.

Inner-Rhoden erhält jährlich 30,000 Gulden von Außer-Rhoden für die Tagelöhne der Stickerinnen; indessen ist diese Industrie von geringem und ungewissem Ertrag; denn eine Arbeiterin verdient täglich nur 3 bis 4 Bagen, wenn die Arbeit gesucht ist, im Gegentheil oft nur zwei Bagen. Daher sind auch die untern Klassen in diesem Kantonstheil arm und man wird bei jedem Schritte von einer Menge Bettler angefallen; das Elend war besonders groß im Jahr 1817, wegen der Theuerung, die in jenem Jahr in diesem Kanton besonders herrschte; seither aber haben die Gemeinden von Außer-Rhoden Maßregeln getroffen, um den Bettel bei sich auszurotten, indem sie Kassen zur Unterstützung der Armen errichteten, die auch in diesem Landestheil sehr zahlreich sind, obschon man sehr wenig Bettler sieht.

Der Bewohner von Inner-Rhoden ist indessen kein Freund von Neuerungen, er baut sein Land, seine Matten, wie seine Väter auch thaten, daher tragen sie auch nur die Hälfte von dem, was sie tragen könnten; er besorgt sein schönes Vieh, er macht seine Käse, wie es bisher immer gehalten wurde, daher ist auch der magere Käse für den augenleßbar, der ihn nicht gewöhnt ist; der fette ist selten und kann mit dem Greyerzer oder Emmen-thaler nicht verglichen werden. Dagegen macht man viele Butter, die ein wichtiger Ausfuhrartikel ist.

Ehemals war das Land unermesslich reich an

Waldungen, allein in Folge ihrer Verwaltungsart und wie sie bis jetzt ausgebeutet wurden, reichen sie kaum noch für den innern Bedarf hin. Das Wild ist auch sehr selten; das Rothwild ist mit den Wäldern verschwunden; der letzte Bär wurde 1673 getödtet, der letzte Wolf 1695, das letzte Wildschwein 1658 und der letzte Hirsch 1600. Die Steinböcke sind unbekannt; was die Gemsen anbelangt, so hatte man sie im Lande gänzlich ausgerottet geglaubt und keine Jagd mehr auf sie gemacht; seither haben sie wieder angefangen sich zu vermehren. Die Wald- und andern Bäche, welche in dem Kanton sehr zahlreich sind, enthalten wenig Fische. Die Sitter ist das beträchtlichste Wasser; sie ist mehr Waldbach als Fluß; sie soll ihren Namen von den lateinischen Worten: sint tria haben von drei Quellen, die am Fuße der Sentiskette liegen; eine davon entströmt dem Seealpsee, dem größten des Kantons; er ist eine halbe Stunde lang und eine Viertelstunde breit.

Die unerschrockene Bötin.

Die Reichstruppen waren in vier Schlachten geschlagen worden; der schwäbische Bund war überdrüssig, und seine besten Soldaten gefallen. Obschon der Kaiser mit seinen eigenen Augen den Ruin seiner Erbstaaten gesehen, so konnte er sich doch nicht entschließen Frieden zu machen; er wollte die Schweizer mit einem entscheidenden Streiche vernichten. Zu diesem Ende setzte er ganz Deutschland in Bewegung um seine Heere zu ergänzen; alle Fürsten und alle Reichsstädte sandten ihre Contingente. Die Schweizer, wenn gleich Sieger, wünschten den Frieden, ohne die Macht des Reiches zu fürchten. In diesem Sinn schrieben sie an den Kaiser und fügten bei: daß wenn sie auf der einen Seite bereit seien, die Waffen niederzulegen, so würden sie auf der andern ihre Rechte und ihre Freiheit gegen jeden Angriff zu vertheidigen wissen. Die Botschaft wurde einem jungen Mädchen aus dem Thurgau zur Ueberbringung an den Kaiser anvertraut, der damals mit den Reichsfürsten in Constanz war. Das Völkerrecht wurde in diesen Zeiten so wenig geachtet, daß man solche Sendungen meistens durch Priester oder Weiber verrichten ließ. Das Mädchen begab sich also nach Constanz, wo sie ohne Unfall anlangte. Sie übergab ihre Depeschen und wartete auf Antwort. In dem Hofe des Gebäudes, welches der Kaiser bewohnte, waren



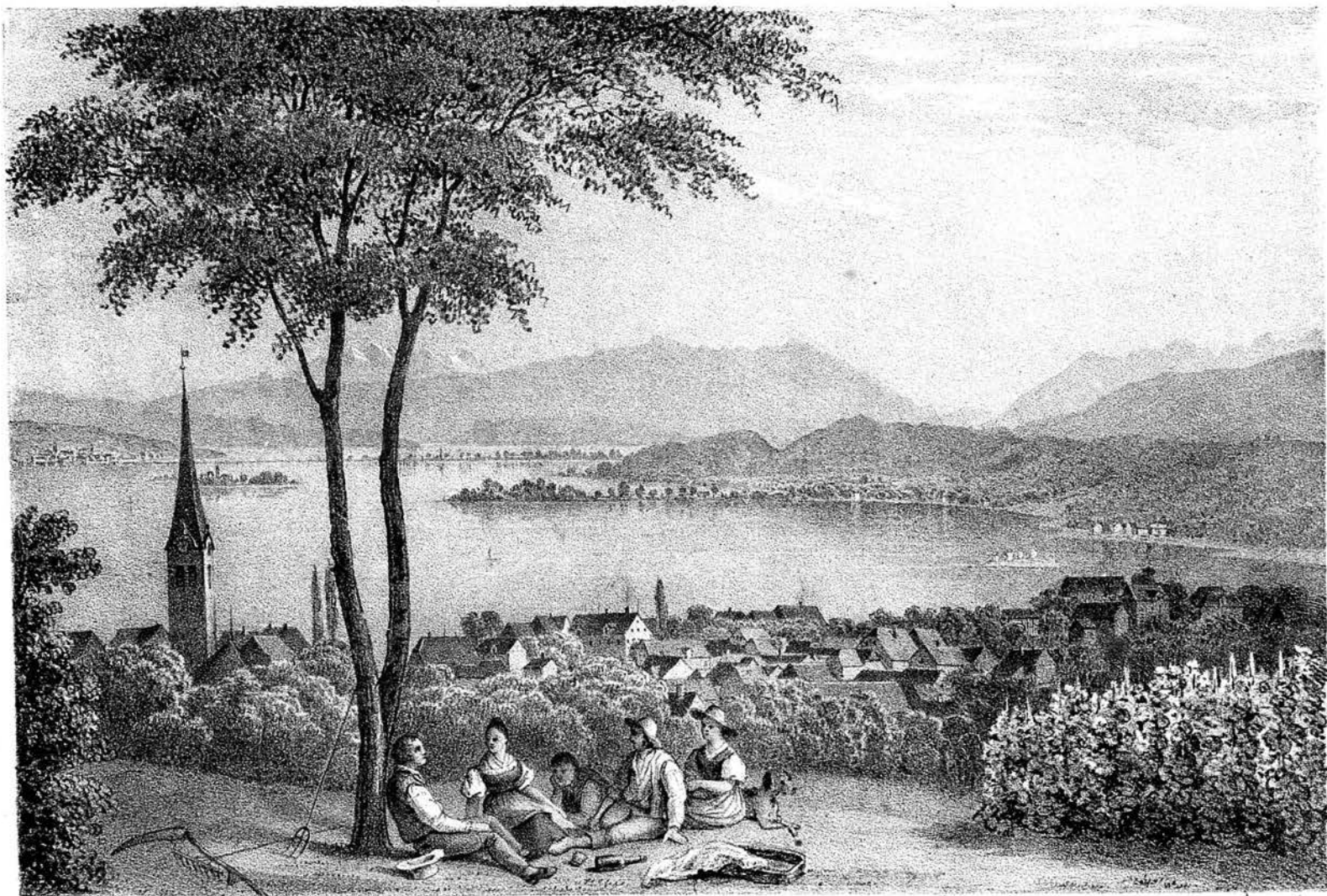
Soldaten; einer von ihnen nahte sich ihr, und fragte sie spöttisch: „Was machen die Schweizer? — Sie warten auf euch. — Wie viel sind ihrer? — Genug um euch fortzujagen. — Das ist keine Antwort. — Hm! ihr hättet sie bei'm Schwaderloch zählen sollen (wo die Kaiserlichen geschlagen wurden), aber die Furcht hat euch verblendet.“ Der Sprecher runzelte die Stirne und fuhr fort: „Haben die Schweizer zu essen? — Ja freilich, denn wie sollten sie sonst leben?“ Der Soldat wollte sie erschrecken, und legte mit drohender Miene die Hand an den Degen, aber die junge Böttin sagte unerschrocken zu ihm: „Ach du bist mir der Rechte mit deiner Tapferkeit, du hättest das Herz, einem Mädchen den Kopf abzuschlagen! geh, weil du so tapfer bist, suche unsere Krieger auf, sie werden dir besser antworten als ich.“ Diese Antwort brachte alle Lacher auf ihre Seite. Der Kaiser würdigte sie keiner Antwort für die Schweizer, und sie kehrte zurück ohne weiter belästigt zu werden. Einige Zeit darauf wurde die Reichsarmee bei Dornach gänzlich geschlagen.

Richtenschweil.

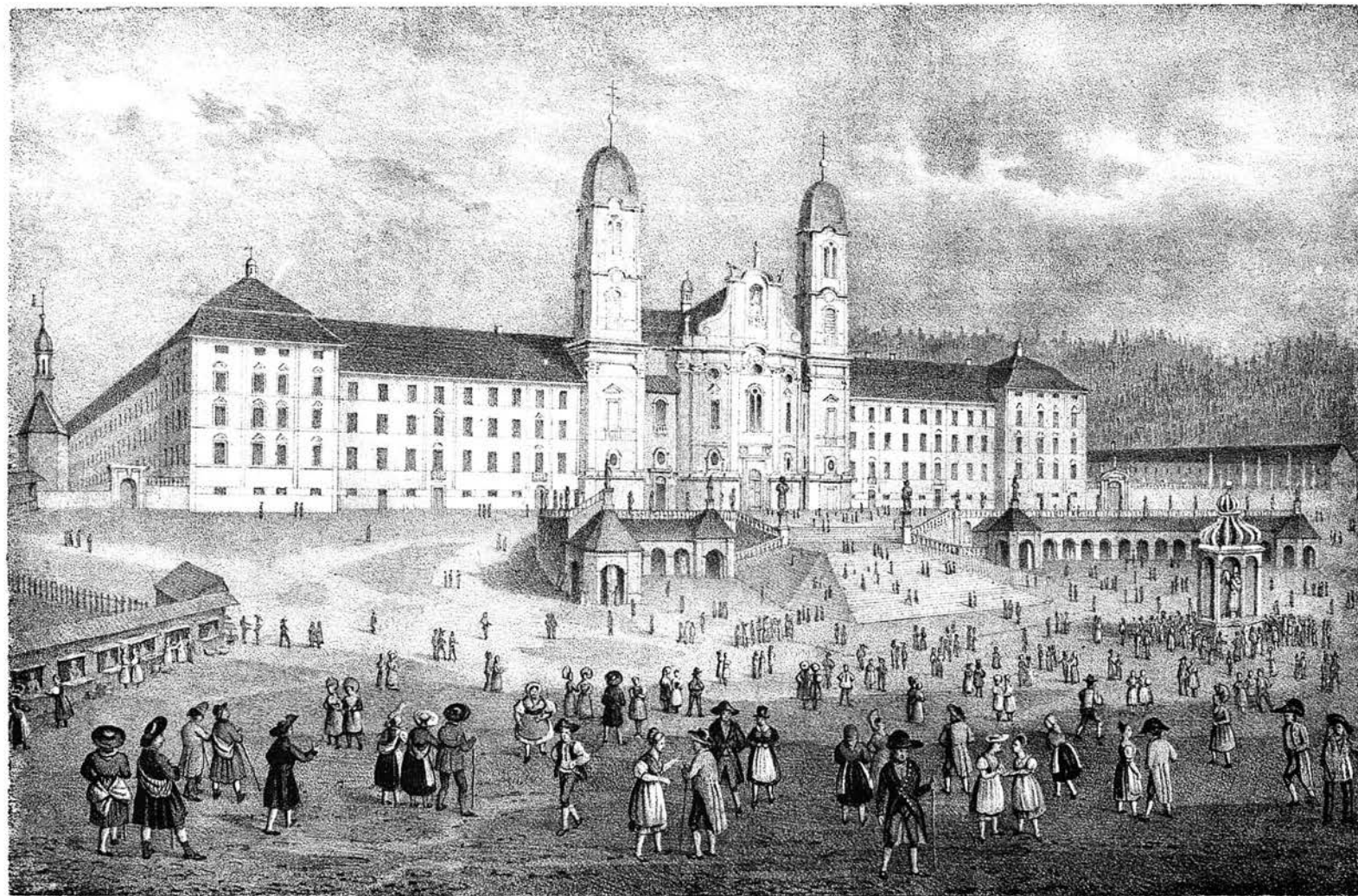
Unter den großen und schönen Dörfern, welche die Ufer des Zürchersees verschönern und beleben, ist Richtenschweil das erste, welches man am westlichen Ufer des Sees vom Kanton Schwyz herkommend antrifft. Sobald man die Gränze überschritten, bemerkt man, daß man sich unter einer gewerbsamen und zahlreichen Bevölkerung befindet. Unter den 3060 Einwohnern von Richtenschweil zählt man viele Fabrikanten und Kaufleute; die große Zahl der schönen Gebäude dieses Dorfes beurfundet die Wohlhabenheit und die Industrie der Bewohner.

Richtenschweil in dem Bezirke Horgen, liegt an einer beträchtlichen Bucht äußerst angenehm. Hinter dem Dorfe erheben sich grüne, mit Reben, Bäumen und schönen Baumgärten bedeckte Hügel. Nichts ist schöner und abwechslungsreicher als die Aussichten, welche man von diesen Anhöhen aus entdeckt, die einen reizenden Spaziergang darbieten. Die Trümmer des Schlosses Wädenschweil, eine halbe Stunde entfernt, verdienen besonders besucht zu werden; die Aussicht von da auf den untern Theil des Sees ist von unaussprechlicher Schönheit. An dem Steinbruche von Bäch ist ein schöner Wasserfall und der Weg nach Wollerau, so wie die Umgebungen dieses dem Kanton Schwyz angehörigen Dorfes bieten ebenfalls prächtige Standpunkte dar. Hinter Richtenschweil, auf dem Esel und der Burghalden (von wo die beiliegende Ansicht aufgenommen worden), hat man die ausgedehnteste und prächtigste Aussicht: sie umfaßt den ganzen östlichen Theil des Zürchersees, die hohen Gebirge Appenzells, des Wallenstadter Sees und des Kantons Glarus; links bemerkt man die Insel Ufenau, die auch verdient besucht zu werden. Weiter hinten ist die alterthümliche Stadt Rapperswil, deren Brücke die Breite des Sees überschreitet, um sie mit der äußersten Spitze der Halbinsel Hurden zu verbinden, die man weit in den See hineinragen sieht.

Der Liebhaber von größern Spaziergängen kann nach Feusisberg im Kanton Schwyz gehen, das an dem Abhange des Hoch-Exels, eine Stunde von Richtenschweil liegt. Von dem Orte selbst und dem Wege, der dahin führt, entdeckt man herrliche Aussichten. In der Kirche, an dem Chorgewölbe über dem Altar, sieht man die katholische Kirche triumphirend (im Gemälde nämlich) die Ketzer Arius, Luther, Zwingli, Calvin und andere niederschmettern; Rousseau und Voltaire, mit ihren Werken in der Hand, werden ebenfalls von den Blitzen des Himmels erreicht und auf niedergegestürzte Dämonen



Richterswyl,
cant. Zürich.



L'ABBAYE D'EINSIEDELN.

Das Kloster Einsiedeln.



geworfen; oben darüber steht geschrieben: Die Mächte der Hölle werden sie nicht überwältigen. Nachdem man sich an diesem allegorischen Gemälde erbaut, kann man den Hoch-Egel besteigen, wo man einen unermesslichen Horizont überfieht. Die Lage von Richtenstschwyl gilt für sehr gesund; man badet und macht Molkenturen daselbst. Drei gute Wirthshäuser zeichnen sich aus: die drei Könige, der Engel und der Rabe; die zwei ersten sind für Aufnahme von Kranken bequem eingerichtet. Der Ort ist oft von einer Menge Pilger sehr belebt, die sich da nach Einsiedeln ausschiffen.

Einsiedeln.

Wir haben in der 5ten Nummer der Schweiz gesagt, daß der heilige Meinrad in dem finstern Walde, welchen er bewohnte, im Jahr 863 ermordet worden sey. Diese Einsamkeit wurde von da an nur von Zeit zu Zeit von einigen andächtigen Pilgern besucht; die Hütte des heiligen Einsiedlers zerfiel, Dornen und Gebüsch bedeckten sie und wilde Thiere machten den Zugang gefährlich.

Vierzig Jahre waren so verfloßen, als Benno, aus einem edeln Stamme Burgunds entsprossen, seinem Hange zur Zurückgezogenheit folgte und sich hier niederließ, wo er mit einigen gleichgesinnten Gefährten einen großen Theil des umliegenden Landes urbar machte. Sein Ruf der Frömmigkeit war in entfernte Länder gedrungen; Heinrich I. gab ihm im Jahr 925 das Bisthum Metz um seine Tugenden zu ehren; allein sein Eifer zog ihm viele Feinde und endlich eine barbarische Behandlung zu. Mehrere jener Menschen, denen er ihre schlechte Lebensart vorgeworfen, bemächtigten sich seiner und stachen ihm die Augen aus. Der heilige Mann ertrug sein Unglück mit Ergebung und kehrte in seine Einsamkeit auf den Egel zurück, die er nur ungern verlassen hatte. Da fand er bald einen Freund und Tröster: Eberhard, Herzog von Franken und Probst des Straßburger Münsters, verzichtete auf die Größe dieser Erde, um mit Benno die Einsamkeit zu theilen und sein Vermögen zu Werken der Frömmigkeit zu verwenden. Benno starb im Jahr 940 und eines der Filialien von Einsiedeln trägt noch jezt seinen Namen.

Eberhard, unterstützt von mächtigen Männern besonders von Kaiser Otto I., gebrauchte sein Vermögen, um eine Kirche an der Stelle der Hütte des heiligen

Meinrads zu erbauen, die er wieder in Stein aufzuführen ließ; neben an errichtete man ein anderes, einigen frommen Mönchen zur Wohnung bestimmtes Gebäude. Schon zu Zeiten Benno's bildeten die Bewohner, welche sich allmählich in der Umgegend niedergelassen hatten, eine Gemeinde; der ungeheure Wald, der kürzlich noch das ganze Land bedeckte, begann sich zu lichten; die wilden Thiere entfernten sich oder wurden ausgerottet, das Land wurde gebaut und so gut es das rauhe Clima gestattete, angesät. Hermann, Herzog von Alemanien, kaufte von dem Grafen von Rapperschwyl die Ländereien, welche er in dieser Gegend besaß und worauf der heilige Meinrad gelebt hatte; er ließ die Gebäude vergrößern und es bildete sich hier die erste religiöse Gemeinschaft von dem Orden des heil. Benedikt, deren erster Abt Eberhard war.

Zu dieser Zeit waren die Sitten noch äußerst barbarisch, obschon die Civilisation seit dem Regierungsantritt Karls des Großen Fortschritte gemacht hatte. Das Jahrhundert der Verbrechen mußte auch das der Gewissensbisse und der Büßungen seyn, deshalb verschloßen sich auch viele Krieger, Herren und sogar gekrönte Häupter in Klöster, sey es, daß sie ihre Missethaten abbüßen wollten, oder daß sie anderer Ursachen halber der Welt überdrüssig waren, oder daß sie glaubten durch irgend eine fromme Stiftung ihre Sünden abkaufen zu können. So bevölkerte sich das Kloster Einsiedeln schnell unter dem Schutze des Kaisers Otto, der es einzig für den Adel bestimmt hatte. Als Eberhard mit dem Bau des Klosters und der Kirche fertig war, wollte man diese einweihen; allein, so erzählt die Chronik des Klosters, Jesus Christus, umgeben von Engeln und Heiligen, kam selbst vom Himmel herab und weihte die Kapelle in der Nacht vom 13. auf den 14. Sept. 948. Als der Bischof Conrad von Constanz am Morgen in die Kirche trat, um die Weihe vorzunehmen, hörte er eine himmlische Stimme, welche rief: „Höre auf, mein Bruder, sie ist schon von Gott selbst geweiht!“*) Einige Jahre nachher begab sich Conrad nach Rom, wo er in Gegenwart des Papstes Leo VIII., des Kaisers Otto und vieler Fürsten und Bischöfe erzählte, was bei der Kirchweihe in Einsiedeln vorgefallen war. Durch eine

*) Cessa frater, capella jam divinitate consecrata. — Diese Legende, welche erst vier Jahrhunderte nach dem Ereigniß geschrieben wurde, verdankt ihren Ursprung, wie der Geschichtschreiber Müller sagt, der falschen Auslegung einiger lateinischer Worte, die in bildlichem Sinne hätten genommen werden sollen. Viele Irthümer, fügt er bei, die aus der gleichen Quelle herfließen, haben sehr traurige Folgen für die Welt und die Kirche gehabt.

Bulle vom Jahr 964 erklärte der Papst diese wundervolle Einweihung als wahrhaftig, und er versprach vollkommenen Ablass allen denjenigen, welche die heilige Kapelle besuchten würden, auf welcher eine lateinische Inschrift sagt: „Hier findet sich vollkommener Ablass für alle Sünden.“

Dietland, Herzog von Schwaben, folgte Eberhard nach, der im Jahr 958 starb; allein schon 963 starb auch Dietland, und Gregor, Sohn des Königs Eduard von England und Schwager des Kaisers Otto, wurde nach ihm Abt des Klosters Einsiedeln. Von da an führten er und seine Nachfolger bis 1808 den Titel Reichsfürsten.

Bis auf unsere Tage hatte das Kloster manche widrige Schicksale zu erdulden. Schon im Jahr 1029 wurde es mit der Kirche von den Flammen verzehrt; allein die heilige Kapelle, welche auf die Stelle der Zelle des heil. Meinrads erbaut war, blieb unversehrt. Als nach 10 Jahren die Kirche wieder erbaut war, versetzte man die Reliquien dieses Heiligen darenin. Im Jahr 1114 erhoben sich zwischen dem Kloster und dem Lande Schwyz ernsthafte Streitigkeiten, welche mehr als 200 Jahre dauerten. Die finstern Wälder und die Sümpfe, welche der Graf von Rapperschwyl dem Herzog von Alemannien zum Bau des Klosters Einsiedeln abgetreten hatte, waren niemals abgegränzt, weil man bis dahin keine Ansprüche hierüber gefürchtet hatte, da die Bevölkerung in dieser Gegend damals so gering war, daß viel mehr Wälder und Wiesen vorhanden waren, als man bedurfte. Allein mit der Vermehrung der Menschen wuchsen auch ihre Bedürfnisse; man rodete einen Theil der Urwälder aus, welche die ewigen Berge bedeckten und bis in die Thäler hinabreichten und verwandelte sie in Weiden. Die Hirten und Holzhauer von Schwyz trafen endlich mit denen von Einsiedeln zusammen; von beiden Seiten machte man Ansprüche auf den Boden, welchen der andere inne hatte. Der Abt von Einsiedeln erhob Klage bei dem Kaiser gegen die von Schwyz, welche, wie er sagte, das Eigenthum des Klosters an sich rissen; er suchte durch eine Urkunde des Kaisers Heinrich II. zu beweisen, daß das Eigenthum des Klosters sich auf der Seite von Schwyz bis zu dem Grathe der hohen Gebirge erstreckte, welche das Thal beherrschen, worin der Flecken Schwyz liegt. Die Schwyzer bestritten die Ansprüche des Abtes; dessen ungeachtet wurden sie und ihr Beschützer, der Graf von Lenzburg, verurtheilt; dieser zu einer Buße von 100 Pfund, und jene zur Zurückgabe der streitigen Weiden. Allein die Schwyzer stützten sich darauf, daß sie von jeher im Besitz dieses Bodens gewesen, und wollten nicht nachgeben. Ein anderer Spruch Conrads III., der den ersten bestätigte, hatte keinen bessern Erfolg; sie

wurden daher in die Reichsacht erklärt, und mit denen von Uri und Unterwalden, die sie unterstützten, exkommuniziert. Allein weder die einen noch die andern ließen sich durch die Bannstrahlen des Papstes und des Reiches einschüchtern. Die Sache wurde immer verwickelter, als Conrad III. starb und den Thron Friedrich I., dem Rothbart, hinterließ, der zu Gunsten seines Freundes, des Grafen von Lenzburg, dessen Schützlinge von Acht und Bann lossprach. Die Parteien beruhigten sich für einige Zeit; allein die Streitigkeiten erneuerten sich später wieder bis 1217, wo es gelang eine Uebereinkunft zu treffen, welche beide Theile zu befriedigen schien. Während mehr als eines Jahrhunderts war keine Rede mehr davon.

Indessen vermehrte sich die Bevölkerung, das Vieh wurde zahlreicher und der Werth der Weiden im Verhältniß größer. Die Heerden von Schwyz und Einsiedeln weideten wechselseitig auf den Ländereien ihrer Nachbarn; ihre Hirten zankten sich; blutige Schlägereien erfolgten, das Kloster Einsiedeln erneuerte seine alten Ansprüche, die Schwyzer protestirten und machten mit bewaffneter Hand Einfälle auf das Gebiet der Abtei. Repressalien fanden Statt; allein dieser ewigen Zänkereien endlich müde, nahmen beide Theile Zürichs Vermittelung an. Ein Vertrag sollte die Streitigkeiten beenden, als eines Tages im Jahr 1311 zwei angesehenen Männer von Schwyz, welche mit ihren Familien nach Einsiedeln gewallfahrtet waren und vor dem Kloster spazieren giengen, mehreren Mönchen mit dem Pfarrer und Schulmeister des Orts begegneten. Diese redeten sie an und machten ihnen unter Drohungen lebhafte Vorwürfe wegen des Streites mit ihren Landsleuten. Die zwei Männer von Schwyz erwiederten, ihre Landsleute hätten nach ihrem Recht gehandelt, und sie seyen auch Ehrenmänner, wenn sie schon keine Freiherren wären, wie sie. Sogleich stürzten die Mönche, welche mit langen Messern bewaffnet waren, auf die zwei Männer von Schwyz, welche ungeachtet ihrer muthigen Vertheidigung mit Stichen mißhandelt und zu Boden geworfen wurden. Auf das Geschrei der Weiber eilte man herbei und trennte die Kämpfenden. Die beiden Schwyzer kehrten nach Hause zurück, erzählten ihren Landsleuten die erlittene Beleidigung und zeigten ihnen ihre Wunden. Zorn und Unwillen verbreitete sich unter dem ganzen Volke; eine Landsgemeinde wurde zusammenberufen und einhellig beschloß, dem Kloster einen Fehdebrief durch einen Boten zu schicken. Der Abt versprach, alles im Frieden abzumachen und die Angreifer zu bestrafen; allein die Schwyzer dachten mit Recht, daß dieser Prälat nicht Macht genug habe, Menschen zu bestrafen, die auf ihre Geburt und ihre mächtigen

Familien pochten, und wollten nichts von Vorschlägen hören. Um den Feindseligkeiten vorzubeugen, wandte sich der Abt an die Stadt Zürich, welche bei den lehrern Streitigkeiten zum Schiedsrichter aller Zwistigkeiten ernannt worden war, welche sich zwischen dem Kloster Einsiedeln und den Schwyzern erheben könnten; beide hatten dem Gebrauch gemäß Bürgen gestellt. Im Fall, wo der eine oder andere Theil sich weigerte, auf die Vorladung der Schiedsrichter zu erscheinen oder sich ihrem Urtheile zu unterwerfen, waren die Bürgen gehalten, sich an den Wohnort der Schiedsrichter zu begeben und auf Rechnung ihrer Klienten in einem Wirthshause zu leben, bis das Urtheil vollzogen war, was in gewissen Fällen bedeutende Kosten verursachen konnte. Dieß erfuhren die Schwyzer. Sie verwarfen hartnäckig das Zürcher Schiedsgericht und jede Art von gütlicher Beilegung und beriefen sich auf den Kaiser, der damals in Italien war. Ihre Bürgen begaben sich also nach Zürich, wo sie ein halbes Jahr blieben, und einen Aufwand von 600 Pfund machten, eine für jene Zeit ungeheure Summe. Die Schwyzer, welche ihres Ungehorsams wegen zu den Kosten und einer Buße von 200 Gulden verurtheilt worden waren, weit entfernt dadurch verträglicher zu werden, begannen einen Krieg gegen die Unterthanen des Klosters Einsiedeln; gleich den Helden Homers, nahmen sie ihren Feinden das Vieh weg, lieferten Gefechte, und machten Gefangene, die sie nur gegen ein gutes Lösegeld in Freiheit setzten.

Diese Räubereien dauerten zwei Jahre. Ermuntert durch den Erfolg, dachten sie auf einen entscheidenden Schlag. Einige Hundert der Beherztesten unter ihnen zogen in einer Nacht gegen das Ende des Winters 1314 aus Schwyz aus; sie näherten sich der Abtei auf Umwegen, überfielen die Vorposten und umzingelten die Gebäude, damit Niemand entweichen könne. Allein alles war noch nicht gewonnen; es war eine österreichische Besatzung in dem Kloster; die Thore waren fest und wohl verschlossen; die Mönche zahlreich und manche unter ihnen hatten früher den Panzer und goldene Sporen getragen und Beweise gegeben, daß sie das Schwert zu führen wissen. Unglücklicherweise hörte einer von ihnen, wahrscheinlich von Schlaflosigkeit geplagt, Geräusch von außen; sei es nun, daß er die wirkliche Ursache errathen hatte und fliehen wollte, oder daß seine Absicht war, der Ursache dieses Geräusches nachzuspüren: genug, er verließ seine Zelle in aller Stille und öffnete leise eine Hinterpforte, welche in das Innere des Klosters führte; allein im Augenblicke, wo er den Fuß auf die Schwelle setzte, fühlte er sich durch zwei eiserne Arme am Kragen ergriffen; sogleich drang eine

Menge der Angreifenden in das Gebäude mit dem unglücklichen Mönche, der ihnen zum Führer dienen mußte. Dann wurde der Lärmen furchtbar; die langen Gänge, welche wie das ganze Gebäude von Holz waren, erdröhnten von den Tritten und dem Waffengetöse der Angreifenden, der Fliehenden und der Kämpfenden; einige Mönche vertheidigten sich muthig und wichen nur der Uebermacht; die meisten versteckten sich in den Glockenthurm oder in die entferntesten Winkel des Gebäudes; die österreichischen Soldaten waren bald zerstreut. Nach und nach wurden alle Mönche aus ihren Schlupfwinkeln gezogen, sogar die heilige Kapelle, worein sich der Pfarrer versteckt hatte, wurde nicht verschont. Die Sieger begnügten sich aber nicht mit diesem Erfolg, sie begiengen alle Arten von Ausschweifungen; sie nahmen alles, was ihnen anständig war, zerstörten eine Menge Gegenstände, die sie nicht brauchen konnten, schlugen die Thüren ein, verbrannten kostbare Handschriften und respektirten nicht einmal die geheiligten Gegenstände. Mit Beute beladen machten sie sich auf den Weg nach Schwyz, und führten die gefangenen Mönche und vieles Vieh mit sich. In Rothenthurm entließen sie einen Theil ihrer Gefangenen, und behielten nur diejenigen, welche die beiden Männer von Schwyz mißhandelt hatten, dieß waren: Johann von Regensberg, Rudolf und Heinrich von Wunnenberg, Burkhardt von Fluningen, der Pfarrer und der Schulmeister. Nach einer langen und harten Gefangenschaft wurden sie nur unter schweren Bedingungen und durch Vermittelung von Uri, Unterwalden und Zürich und einiger mächtigen Herren freigelassen. Die Abtei Einsiedeln mußte alle Kosten und alle Verluste aus diesem langen Streite tragen.

Indessen war der Frieden noch nicht hergestellt; Oesterreich und der Adel, welche damals besondere Gründe des Hasses gegen die Waldkantone hatten, unterhielten die Zwietracht. Schwyz wollte sich zu nichts verstehen, und wurde deßhalb aufs neue in Acht und Bann gethan. Allein diese Hirten spotteten des Kaisers und aller Aebte; von ihren Felsen herab allen Mächten der Erde trotzend und den Kirchenbann nicht fürchtend, fuhrn sie fort, ihre Herden da zu weiden, wo sie es für gut fanden, ohne daß Jemand sich ihnen zu widersetzen wagte. Oesterreich wollte den Starrsinn dieser Hirten durch Waffengewalt überwinden; aber die Schlacht am Morgarten 1315 entschied es anders; die Abtei Einsiedeln mußte dem Stärkern nachgeben und nahm den Frieden unter Bedingungen an, welche die Schwyzer vorschrieben.

Während dieses langen Streites mit den Schwyzern griffen andere Feinde das Kloster mit Feuer

und Schwert an. Im Jahr 1142 überfiel der Graf von Rapperschwyl, unzufrieden darüber, daß man einen Abt ohne seine Theilnahme erwählte, dasselbe mit bewaffneter Hand und verjagte die Mönche, von denen einige verwundet wurden. Im Jahr 1226 wurde das Kloster und die Kirche ganz vom Feuer verzehrt; die heilige Kapelle allein wurde erhalten. Das Kloster und die Kirche wurden nach einem größern Maaßstabe wieder aufgebaut; zehn Glocken wurden in dem Kirchturm aufgehängt. Im Jahr 1465 erneuerte sich der nämliche Unfall, alles verbrannte. Im Jahr 1509 wurden 73 Häuser des Dorfes Einsiedeln und das Kloster in einen Aschenhaufen verwandelt, aber die heilige Kapelle entging natürlich immer der Zerstörung.

Zu dieser Zeit war Conrad III. Abt von Einsiedeln. Um seine Jagdlust zu befriedigen, wohnte er seit langem zu St. Gerold in Schwaben. Während seiner Abwesenheit berief Theobald von Geroldseck, Administrator der Abtei, im Jahr 1516 Ulrich Zwingli von Glarus als Prediger, welcher mit der Zustimmung des Abtes die heilige Schrift als die einzige Glaubensregel der Christen erklärte und gegen die Ablasskrämerei predigte. Im folgenden Jahre war ein außerordentlicher Zulauf von Pilgern. Im Jahr 1519 begab sich Zwingli nach Zürich. Im Jahr 1522 war nur noch ein einziger Mönch im Kloster. Später ernannte die Regierung von Schwyz einen Mönch von St. Gallen zum Abte, der vier Kinder zu Novizen aufnahm, die nicht adelich waren, ebenso wie der Abt, der zwar adelich, aber weder fürstlichen Stammes noch Freiherr war. Die Angelegenheiten der Abtei waren damals in schlechtem Zustand; es waren keine Mönche da, keine Pilger, aber viele Schulden und es herrschte eine große Unordnung in der Verwaltung. Im Jahr 1704 fieng man an das Kloster so zu bauen, wie es gegenwärtig ist; 1721 legte man den ersten Stein zu der heut zu Tage so bewunderten Kirche; während 50 Jahren arbeitete man ohne Unterlaß an diesen beiden Gebäuden.

Nichts überrascht mehr, als in dieser rauhen Einöde ein so prächtiges Gebäude zu finden, wie das Kloster Einsiedeln. Wenn man es in einer gewissen Entfernung sieht, so sind die einzelnen Fehler nicht auffallend, und man kann ihm das Prädikat von Großartigkeit und Pracht nicht versagen. Seine Lage, mitten in einem einsamen Thale und umgeben von ländlichen Wohnungen, macht den Eindruck noch lebhafter, den dieses Gebäude hervorbringt. Das Hauptgebäude ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut; es bildet ein Viereck von 480 franz. Fuß Länge und 416 Fuß Breite. Die Vorderseiten haben drei Stockwerke und vier in den Ecken. Die Kirche ist

im Mittelpunkte der Hauptfacade, sie bildet nach auswärts eine Halbrunde mit einem Thurme auf jeder Seite. Ganz oben zwischen den zwei Thürmen sieht man die kolossale Bildsäule der heiligen Jungfrau stehend zwischen zwei Engeln mit Trompeten; andere Bildsäulen befinden sich weiter unten. Drei Thüren führen in das Innere der Kirche. Beide Thürme sind vollkommen gleich; ihre Kuppeln sind mit Kupfer bedeckt und man sieht von weitem die doppelten vergoldeten Kreuze auf ihren Spitzen glänzen. Sie enthalten elf Glocken, wovon die größte 110 Centner wiegt. An großen Festtagen werden alle in Bewegung gesetzt und durchdringen die Luft mit ihren harmonischen Klängen. Südlich vom Kloster befinden sich noch andere große Gebäude mit Werkstätten von verschiedenen Gewerben, der Bäckerei, Wohnungen und Stallungen ic. Alle diese Gebäude bilden ein Viereck von 784 Fuß auf jeder Seite; in der Mitte befinden sich Höfe und Gärten.

Der erste in die Augen fallende Gegenstand beim Eintritt in die Kirche ist die heilige Kapelle, welche sich dem Hauptthore gegenüber befindet, 60 Fuß davon entfernt. Sie bildet ein Viereck von 22 Fuß Länge und 17½ Fuß Höhe; überall ist sie mit schwarzem oder grauem Marmor bedeckt und mit Bildsäulen geschmückt; sie ist vornen und auf den Seiten mit zierlichen eisernen Gittern verschlossen, die ein Halbdunkel in das Innere werfen. Hier befindet sich jenes wunderthätige Bild der Jungfrau, welches die Hauptquelle des Reichthums des Klosters ist. Die Jungfrau und das Kind mit Kronen auf den Köpfen, kostbaren Kleidern und mit glänzend schwarzen Gesichtern, schweben mitten in einer goldenen, von Strahlen umgebenen Wolke; neben ihnen brennen Wachskerzen und vor ihnen das ewige Licht. Vom Morgen bis zum Abend sieht man vor der heiligen Kapelle fromme Pilger auf ihren Knien bald laut, bald leise andächtig beten. Hinter der Kapelle wird das Schiff von acht Säulen getragen. Die Kirche mit dem Chor hat 337 Fuß in ihrer größten Länge 116 Fuß und Breite; sie enthält 10 reich mit Reliquien, Gemälden und Bildsäulen geschmückte Altäre. Auf jeder Seite des Schiffes sind Altane und Gallerien, die auf Säulen ruhen. Das Chor, durch ein schönes eisernes Gitter geschlossen, ist 4 Fuß höher als der übrige Theil der Kirche; man bemerkt darin einen schönen Altar von italienischem Marmor; ein Abendmahl von Bronze, die Bildsäulen der Apostel, einige gute Gemälde und die prächtige gewölbte Decke. Eine Orgel befindet sich im Chore und eine in der Kirche, die ehemals deren drei hatte. Vor dem Chor ist eine Kuppel 116 Fuß hoch, durch welche das Tageslicht in das Innere dringt. Diese in schönen Verhält-

nissen gebaute Kirche macht, wenn schon mit Zierathen oft von schlechtem Geschmack überladen, dennoch tiefen Eindruck und erhebt die Seele zu Gott; der Christ, von welchem Glaubensbekenntnisse er auch seyn mag, kann bei dem Anblicke dieser Menge von andächtigen Pilgern nur gerührt werden, welche, nachdem sie aus weiter Ferne gekommen, von dem Glücke durchdrungen sind, endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben.

Die Kapelle der heiligen Magdalena, 130 Fuß lang, pößt an die Kirche an. Für diejenigen bestimmt, welche beichten wollen, enthält sie 28 Beichtstühle, einen Altar und ein gutes Gemälde. Jeder Beichtstuhl hat eine Inschrift, welche anzeigt, in welcher Sprache man seine religiösen Pflichten erfüllen könne; diese Sprachen sind: die deutsche, die französische, die italienische und die romanische.

Das Innere des Klosters enthält die Zimmer des Abtes, die Fremdenzimmer, die der Conventualen, die Anstalt für Jugenderziehung, ein kleines Theater, ein Seminar, eine Wollensfabrik, das Refektorium etc. Die Bibliothek nimmt einen geräumigen Platz ein; sie enthält ungefähr 26,000 Bände, worunter kostbare Manuscripte, und ein kleines Mineralien-Kabinet. Der Schatz, vor der Revolution besser ausgestattet als jetzt, verschloß ungeheurere Reichthümer, welche von Opfern herrührten, die der heiligen Jungfrau gebracht wurden. Man bemerkte 52 Kleidungen der Jungfrau, welche geschmacklos mit Edelsteinen, Gold und Silber überladen waren; reiche von erlauchten Händen gestickte Meshgewänder; Bilder von Gold, Silber oder andern kostbaren Stoffen; Armleuchter, Crucifixe, Kelche, Monstranzen, Reliquienbehälter, Schädel und Gebeine von Heiligen, ganze Skelette mit prächtigen Kleidern angethan und eine Menge anderer Gegenstände von großem Werthe, welche jedoch alle von der großen Monstranz übertroffen wurden, die 160 Unzen reines Gold wog, und mit 1174 großen feinen Perlen, 303 Diamanten, 38 Sapphiren, 154 Smaragden, 857 Rubinen etc. geziert ist. Man sah da die Geschenke einer Menge europäischer Fürsten, unter andern des Hauses Oesterreich, der königlichen Familien von Frankreich und Spanien, aber besonders die eines Marggrafen von Baden-Baden und seiner Gemahlin, welche, um von dem Himmel einen Erben zu erhalten, mehrere Wallfahrten nach Einsiedeln machten, und jede mit prächtigen Geschenken bezeichneten, worunter auch ein Wickelfind von massivem Silber. Auf der Thüre der heiligen Kapelle sieht man auch eine große silberne Platte, worein, nach der Legende, Jesus Christus bei der Einweihung der Kirche seine fünf

Finger gedrückt hat, und die Andächtigen unterlassen nicht, ihre Finger in die Löcher zu legen.

Vor der Kirche ist ein großer gepflasterter Platz, welcher den Flecken Einsiedeln von der Abtei trennt; in der Mitte ist ein mit Steinplatten umgebener Brunnen; 14 Röhren sind rings um den Brunnen angebracht. Derselbe hat keine Becken, sondern das ausströmende Wasser verliert sich durch unterirdische Kanäle. Sieben Säulen erheben sich darauf, die eine Krone tragen; in der Mitte ist eine Bildsäule. Die Pilger ermangeln nicht an den 14 Röhren zu trinken, um diejenige nicht zu verfehlen, an welcher Jesus Christus getrunken haben soll. Stufen, die durch ihr Ganzes einen schönen Effect machen, führen von dem Brunnen auf den Altar des Gebäudes. 44 Kramläden unter Bogengängen bilden einen Halbkreis, dessen innerer Raum die Treppe umfaßt. In diesen Buden, welche der Abtei gehören, und in einer großen Anzahl, die sich dahinter befinden, sowie in denen im Innern des Fleckens wird mit Gegenständen der Andacht ein ungeheurer Handel getrieben. Man findet da Rosenkränze, Kreuze, Bilder und heilige Jungfrauen von allen erdenklichen Farben und Formen, kleine Chroniken des Klosters, Andachtsbücher und tausend andere Gegenstände, welche die mönchische Industrie erfunden hat.

Nach Loretto und St. Jago de Compostella in Spanien ist die Abtei Einsiedeln der besuchteste Wallfahrtsort in Europa. Ungefähr 150,000 Pilger genießen hier jährlich das heilige Sakrament. Im Jahr 1700 zählte man 202,000 Pilger, in den Jahren 1817 und 1821 waren es nur 114,000. Am Tage der Engelweihe findet man da oft 30 bis 35,000 Personen, welche aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland und Italien kommen. Unter den Schweizern, welche aus entfernten Kantonen kommen, zeichnen sich die Freiburger durch ihre Zahl aus. Viele glauben es sei verdienstvoll, diese Wallfahrt zu machen, wenn nicht alljährlich, doch mehrere Mal in ihrem Leben. Eine große Anzahl Pfarreien und ehemals jeder Bezirk des Kantons Schwyz hielten alljährlich eine Prozession nach Einsiedeln. Der Bezirk Schwyz sandte seinen Landammann, seinen Säckelmeister, seine Rätbe und Kanzlei. Ehemals waren diese Prozessionen häufiger, und gewöhnlich Folge eines Gelübdes in einer großen Noth. So gelobte die Stadt Basel während der Pest 1439 alle Jahre ihre Bürgermeister und Bürgerschaft nach Einsiedeln zu schicken; während 10 Jahren wurde das Gelübde gehalten. Im Jahr 1490 verpflichteten sich die Behörden von Zürich, alle Jahre eine Prozession nach Einsiedeln zu schicken; jedes Haus

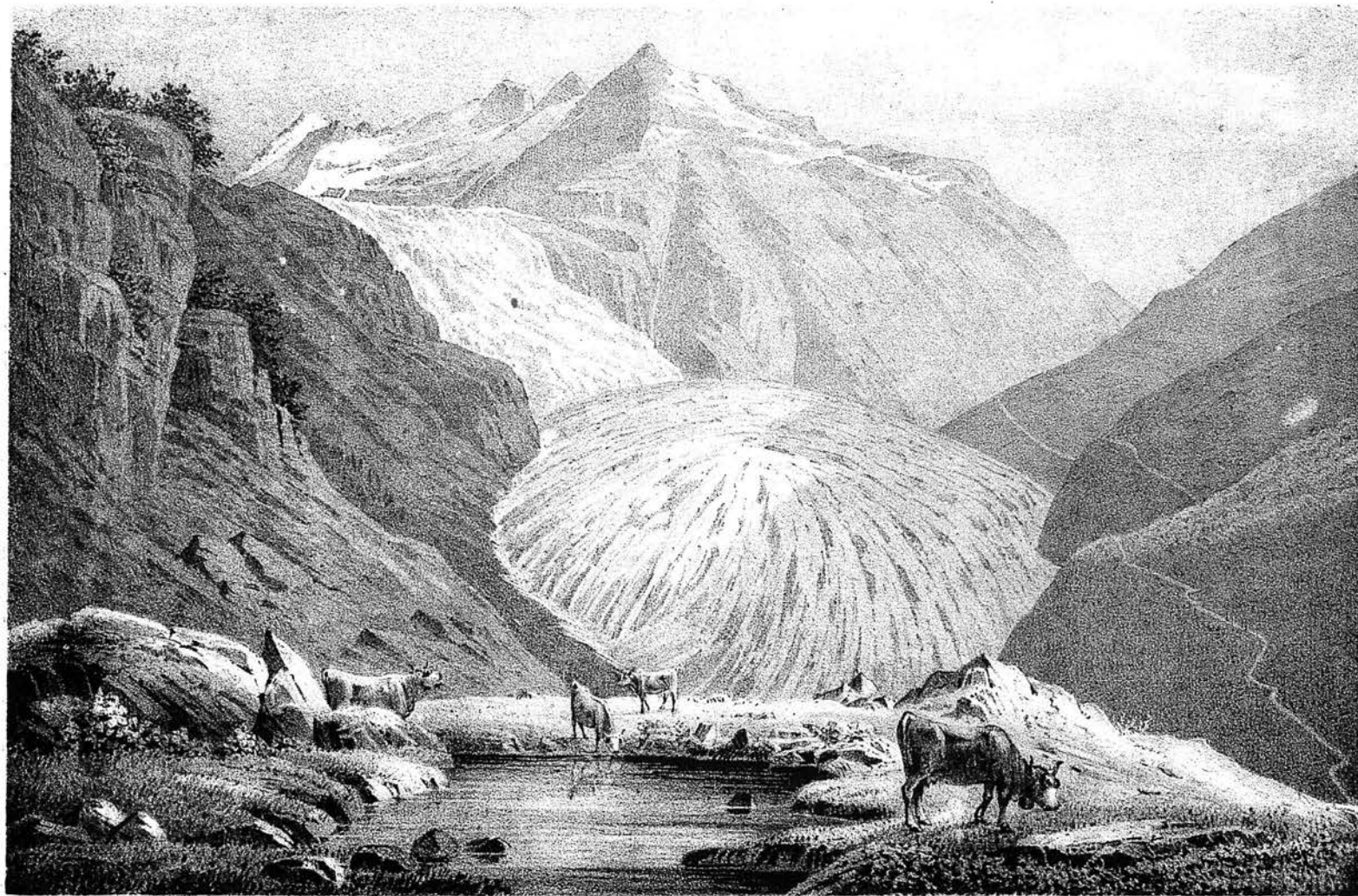
musste einen Mann stellen; Magistraten giengen vor dem Zuge her und trugen das Kreuz. Gefrönte Häupter unternahmen mehrere Mal diese Wallfahrt, u. a. Kaiser Karl IV, in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe. Im Jahr 1793 las der Erzbischof von Paris, in dessen Gefolge sich mehrere Hundert französische Geistliche befanden, in der Kirche zu Einsiedeln Messe; den Tag vorher kam der Erzbischof von Vienne, Primas von Frankreich, daselbst in Begleitung eines einzigen Priesters zu Fuß an. Aus der Menge der Motivtafeln zu schließen, die sich in der Kirche befinden, sind die Wunder, welche die heilige Jungfrau bewirkt hat, unzähllich. Wenn man sie übersieht, so giebt es kein Unglück, das sie nicht durch die Vermittelung ihres Bildes zu einem guten Ende geführt hätte. Man sieht am meisten Feuersbrünste, Wassersnöthen, Weiber im Wochenbette &c. Es giebt wenig Länder, welche nicht ihren Beitrag dazu geliefert hätten. Die heilige Jungfrau hat siegreiche Schlachten verschafft, sie hat ansteckenden Krankheiten unter Menschen und Vieh ein Ende gemacht, sie hat Blinden das Gesicht wieder gegeben und Tausende von Gliedern geheilt &c. Außer den 200 bis 250 in der Kirche aufgehängten Gemälden, welche solche Wunder vorstellen, sieht man Glieder in Pappe, in Holz oder in Metall, welche ebenso viele an den lebenden Gliedern bewirkte Wunder versinnlichen.

Ehemals zog die Abtei ungeheure Einkünfte aus ihren Gütern und aus dem Ertrag der Wallfahrten; mit einer bessern Verwaltung, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, wäre die Abtei reich genug, alle ihre Gebäude mit Gold zu bedecken. Die Revolution von 1798 brachte ihr einen furchtbaren Schlag bei. Da sie sich durch Grundsätze und That als Gegnerin der allmächtigen französischen Republik erklärt hatte, so flohen die Mönche von Einsiedeln bei der Annäherung der Armee mit ihren Schätzen; sie nahmen alles fort, was von einigem Werthe war und überließen die Bewohner des Thales ihrem traurigen Schicksale. Die Franzosen brachen die heilige Kapelle gänzlich ab, plünderten und zerstörten das Innere des Klosters; der Flecken hatte auch furchtbar zu leiden. Indessen wurde das Bild der heiligen Jungfrau gerettet und ein anderes unterschoben, das nach Paris geschickt wurde. Im Jahr 1801, als alle Gefahr vorüber war, bevölkerten die Conventualen die Abtei wieder, in welche man mit großem Pompe das wahre Bild der Jungfrau zurückbrachte, das bisher auf dem Egel verborgen war. Allein lange vor ihrer Rückkehr hatte ein wackerer Mann, ein Protestant, und damals helvetischer Regierungscommissär, unter Beihülfe des berühmten Alois Reding, thätig gearbeitet, nicht

allein einen Altar in der verlassenen Kirche aufzurichten, sondern auch die Schulen wieder herzustellen und der in das größte Elend versunkenen Bevölkerung Erhaltungsmittel zu verschaffen, worin er durch zahlreiche Beiträge von Bern, Zürich, Neuenburg und andern Orten unterstützt wurde.

Die Abtei zählt gegenwärtig 75 Religiosen; allein etwa zwanzig sind auswärts beschäftigt, da die Abtei etwa zehn Pfarreien zu besetzen hat, ebenso Verwalterstellen &c. Als der Abt Reichsfürst war, hatte er seine Würdenträger und Beamten; z. B. die Grafen von Habsburg waren Oberhofmeister, die Freiherrn von Uster Mundschenken, die Freiherrn von Regensburg erste Sesselträger, die Freiherrn von Rempten Küchenmeister, die Freiherrn von Wädenschwyl Oberküchenmeister &c. Schon längst aber ist der Titel Reichsfürst und seine Würden in Vergessenheit gefallen; der Schatz hat sich auch vermindert, doch besitzt die Abtei, ihrer Unfälle ungeachtet, noch beträchtliche Reichthümer. Wenn die Zahl der Pilger sich auch nicht vermindert hat, so sieht man doch nur Personen von dunkler Abkunft, denn die Fürsten kommen nicht mehr und ebenso wenig ihre Opfer.

Der Flecken Einsiedeln bildet mit einigen Weilern einen Bezirk des Kantons Schwyz mit 5800 Seelen. Der Flecken allein enthält 2460; die Häuser sind meistens von Holz und wohlgebaut; einige in Backsteinen oder Stein. Die Einwohner leben von einigen Ländereien, die sie bebauen, und von der Viehzucht; allein die Speculation auf den Beutel der Pilger ist für sie die reichlichste Einnahmequelle. Man zählt 55 Wirthshäuser und 20 Schenken. Gegenwärtig befinden sich fünf Buch- und eine Steindruckerei daselbst, aus denen jedoch nichts hervorgeht als Heiligenbilder, Andachtsbücher, kleine Chroniken der Abtei &c. Man zählt in dem Flecken viele Handwerksleute, die große Menge von Krämern nicht gerechnet, die auf Kosten der Andächtigen leben, welche die Abtei besuchen. Es gibt nicht weniger als 20 Buchbinder, deren Familien mit dem Einbinden der Menge kleiner Werke beschäftigt sind, welche die Pilger kaufen. Trotz dieser Industrie herrscht neben der reichen Abtei noch viel Armuth und die Straßen sind sehr schlecht. Indessen muß man es zum Lob der Bewohner des Fleckens sagen, daß sie sich nicht ohne Erfolg mit der Verbesserung des Looses der Armen beschäftigt haben; die Bettler sind gegenwärtig in der Umgegend sehr selten; auch der Unterricht macht Fortschritte.



LE GLACIER DU RHÔNE.

Der Rhone Gletscher.

Der Rhonegletscher

und die

Rhonequelle.

Auf den Gränzen von Wallis, Bern und Uri sieht man eine dichte Masse von ungeheuren, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirgen; man kann sie als die letzte Verzweigung des St. Gotthard in dieser Richtung betrachten. Der Galenstock, 11,230 Fuß über d. M., dient zum Gränzstein zwischen den drei Kantonen; von da erstreckt sich südlich ein minder hoher Zweig, dessen Spitze die Furka ist. Zwei andere, ebenfalls sehr hohe Kämme laufen dergleichen von dem Galenstock aus und lehnen sich nördlich an den Steiner- und Thierberg, und westlich an das Gelmer- und Gerstenhorn, welche die Grimsel beherrschen. Alle diese Gipfel sind 10,000 bis 10,400 Fuß hoch. Ein ungeheurer, 6 Stunden langer und 3–4 Stunden breiter Gletscher bedeckt den ganzen Raum zwischen diesen Gipfeln. Einer seiner Ausläufer erstreckt sich nördlich unter dem Namen Triftengletscher in das Gentelthal im Kanton Bern; ein anderer der Gelmergletscher bricht nicht weit von der Grimsel vor; ein dritter, der Lochberggletscher, fällt in das Göschinenthal im Kanton Uri, und ein vierter betritt in dem Gerenthal den Kanton Wallis; dieß ist der Rhonegletscher, einer der schönsten der Alpenkette. Sein höchster sichtbarer Theil bildet einen 7280 Fuß hohen Kamm, der die Gränzscheide zwischen Bern und Wallis bildet; von da fällt er schroff in eine Schlucht am Fuße des Galenstocks. Seine Oberfläche ist zerrissen und zertrümmert; sobald er aber den Thalgrund erreicht hat, den er auf die Breite von einer halben Stunde gänzlich einnimmt, so erhält er eine regelmäßigere Form, seine Fläche wird ebener, abgerundeter, wenn schon von einer Menge Spalten durchfurcht, deren Himmelblau wunderschön von dem Weißen absticht. Diesem Gletscher verdankt die Rhone größtentheils ihren Ursprung; die Einwohner bestreiten ihm indeß diese Ehre und behaupten, daß die Quelle dieses Stromes sich am Fuße des Saasbergs an der Stelle befinde, wo drei Quellen sich zu einem kleinen Bach vereinigen, der sich unter dem Gletscher verliert. Die Rhone fließt den ganzen Winter und friert nie, denn sie behält selbst in dieser Jahreszeit eine Temperatur von 14 Graden über dem Gefrierpunkt; ihre Ufer sind beständig

mit frischem Grün bedeckt. Indessen ist es unwidersprechlich, daß ihre beträchtlichsten und entferntesten Zuflüsse von dem Schmelzen höher liegender Gletscher und von dem Abflusse eines kleinen Sees auf der Grimsel, dem Finstersee, herkommen.

Der junge Strom entfließt dem Gletscher mühe- und geräuschlos in einer Höhe von 5518 Fuß über dem Meere; kein Felsen hemmt zuerst seinen Lauf. Sobald er seinen Eismantel verlassen hat, schlängelt er sich ruhig in dem Bette dahin, das ihm die Natur gegraben, wie ein Kind, das seine Wiege verläßt und seine Kräfte an der Hand der Säugamme versucht; bald aber, wie wenn er der ihn erwartenden glorreichen Bestimmung sicher wäre, beschleunigt er seinen Lauf, erzürnt sich über alle Hindernisse, auf die er stößt und bespritzt mit seinem Schaume die Felsen, die seinen Weg versperren. Eine öde Einsamkeit umgiebt seine Geburtsstelle, wohin kein Ton dringt, wenn nicht der der stürzenden Eisschollen. Nicht weit von seinem Ausflusse aus dem Gletscher trifft man eine ärmliche hölzerne Brücke, welche die beiden Ufer verbindet; dieß ist der Weg, der auf der einen Seite über die Furka in das Urserenthal, und auf der andern auf die Grimsel über die Mayenwand und dann nach Meiringen führt, ein Weg von 9 Stunden, auf welchem man keine bleibende Wohnung antrifft. Nahe bei dem Gletscher befinden sich einige erbärmliche Hütten, wahre Baracken, welche während des Sommers einige Wochen von Walliserhirten bewohnt werden.

Die Quelle der Rhone war den Alten unbekannt; nach einem römischen Schriftsteller entspröhe dieser Strom den Pforten der ewigen Nacht. Nie drangen die Weltüberwinder in diese Gegenden, welche von den Lepontinern und Bibern bewohnt waren, und viele Jahrhunderte verflossen, ehe man genaue Kenntniß von diesen wilden Gegenden hatte. Man muß die Rhone im Sommer sehen; im Winter schläft sie; sie ist ruhig und wälzt ihre bläulichen Wellen friedlich dahin. Aber sobald im Frühjahr der Südwind in den hohen Thälern zu wehen beginnt, sobald die Berge unter den sie bedeckenden Schneemassen erschüttern und die Lawinen in die Thäler niederstürzen; da erwacht die Rhone, achtzig von dem schmelzenden Schnee angeschwellte Waldbäche entladen sich in ihr Bette; durch eine solche Menge Zuflüsse auf ihrem Wege selbst angeschwellt, kann sie die Masse ihrer trüben Gewässer nicht mehr fassen; sie reißt die ihr entgegengesetzten schwachen Dämme nieder und ergießt sich in das Thal.

Im Mai und Juni ist die Rhone oft kein Fluß mehr, sondern ein See, der mit schrecklicher Schnelligkeit fließt. Vom Juli an wird ihre Farbe heller; an der Quelle ist das Wasser weißlich; weiter unten

wird es gelblich und an dem Einfluß in den Genfersee ist es grün, bei dem Ausflusse aus diesem See aber, in Genf, dunkelblau. Von neuem durch das schlammige Gewässer der Arve getrübt, die sich unterhalb dieser Stadt mit ihr vereinigt, wird die Rhone in ihrem krummen Laufe am Fuße des Jura unter dem Fort de l'Ecluse wieder grün. In ihrem 38stündigen Laufe von der Quelle bis zum Genfersee führen 15 steinerne und hölzerne Brücken über die Rhone; mehrere sind sehr hoch über ihrem Bette und von kühner Bauart. Erst zu Yverdon, zwei Stunden vor ihrer Einmündung in den See, wird sie schiffbar; höher hinauf ist die Strömung zu stark, ihr Bette zu ungleich und zu veränderlich, um sie selbst mit Flößen ohne Gefahr zu befahren. Die Jahre 1338, 1472, 1521, 1620, 1636, 1726, und 1834 waren besonders verwüstend für das Rhonethal, denn die Rhone richtete durch ihr Austreten großen Schaden an.

Die Grebe.

(der Silbertaucher.)

Dieser Vogel hat kurze Flügel, unter den Bauch zurückgedrängte Füße, die Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden, einen starken Schnabel und keinen Schwanz. Alles zeigt an ihm ein Wasserbewohner, und in der That erlaubt ihm die Bildung seiner Füße nicht wohl eine andere als die senkrechte Haltung; daher kann er nur mit der größten Schwierigkeit auf dem Lande fliegen und sucht dieses zu vermeiden, wie wenn er fühlte, daß es nicht sein Element sei; um nicht dahin getrieben zu werden, schwimmt er immer gegen den Wind. Wenn ihn eine Welle unglücklicherweise an das Ufer wirft, so bleibt er da und macht mit seinen Füßen und Flügeln meistens vergebliche Bewegungen um in das Wasser zurückzufahren oder aufzustiegen. In diesem Falle kann man ihn mit der Hand fangen, wenn man seinen Schnabel nicht fürchtet. Seine Behendigkeit im Wasser ist ebenso groß, als seine Unbeholfenheit auf dem Lande; er schwimmt, durchschneidet die Wellen, und gleitet mit erstaunlicher Geschwindigkeit über ihre Oberfläche hinweg; er taucht sehr tief und schwimmt unter dem Wasser



mit einer nicht minder überraschenden Schnelligkeit und kommt in großer Entfernung von dem Orte, wo er untergetaucht, wieder hervor. Er nährt sich von Pflanzen, Insekten und kleinen Fischen. Die Grebe ist von der Größe eines Huhns; der vordere Körper ist silberweiß, der obere glänzendbraun, der Kopf klein, der Raum zwischen dem Auge und Schnabel roth, die Füße und der Schnabel sind röthlich. Die Horngrebe ist kleiner als die vorige; wenn sie erwachsen ist, so hat sie auf dem Kopfe einen in zwei Theile getheilten schwarzen Busch, und um den Hals eine Art braun und schwarzer Mähne; ihr Hals und ihre Brust sind rothgelb; der Obertheil des Körpers ist schwärzlich und der Untertheil weiß. Der Schnabel ist schwarz und die Spitze roth. Beide Arten finden sich im Winter auf den großen Schweizerseen als Zugvögel. Nichts ist schöner als ihr Gefieder, das den Glanz der Seide und die Weichheit des Flaums hat. Das von der Brust ist silberweiß und ein fester, wohlgekämmer Flaum, und bildet eine glasierte und glänzende, der Kälte und Feuchtigkeit undurchdringliche Oberfläche. Mit diesem Pelze trogt die Grebe der Strenge des Winters und dem Elemente, das sie bewohnt. Die schönen Mütze, welche das Gefieder dieser Vögel liefert, haben ihnen einen wohlverdienten Ruf erworben.



Besuch der Zürcher in Strassburg.

Der Graf Johann von Thengen hatte Strassburger Kaufleute, welche aus dem Pfeyfferser Bade heimkehrten, geplündert und hielt sie in seinen Schlössern Eglsau und Hohenkrähen in Schwaben gefangen; die Schweizer empfanden diese, ihren Strassburger Freunden angethane Gewaltthatigkeit um so lebhafter, als sie schon seit zehn Jahren Rache gegen den Grafen brüteten, welcher einige ihrer Landsleute unbarmherzig behandelt hatte.

Dies war gegen das Ende des Zürcher Kriegs; man arbeitete an dem Frieden, dessenungeachtet aber plänkelte man immer fort. Ohne zu wissen, daß der Herr von Thengen sich in dem Kriege zwischen ihnen und Oesterreich neutral erklärt hatte, fielen 24 Schweizer in sein Gebiet um Beute zu machen; sie hatten eines seiner Dörfer geplündert und angezündet und alles mögliche Unheil angerichtet; die Sturmglocke ertönte überall, sie flüchteten sich in einen Wald und verschoben das Weitere auf den andern Tag. Aber da war der Rückzug unmöglich; man hatte während der Nacht den Wald umzingelt, der Knall einer Blüchse hatte sie verrathen. Mit Tagesanbruch wurden sie angegriffen; jeder hatte 20 Feinde gegen sich; sie wehrten sich verzweifelt, acht der Ihrigen waren schon gefallen und alle mit Wunden bedeckt. Als sie dann trotz ihrer Tapferkeit den Sieg unmöglich sahen, und der Graf von Thengen ihnen das Leben und eine ehrenhafte Behandlung verspro-

chen hatte, so legten sie die Waffen nieder. Bald versammelte sich ein Gericht, um über sie zu urtheilen. Vergebens erbaten sie sich allen gestifteten Schaden zu ersetzen; sie wurden zum Tode verurtheilt und das Urtheil nach seiner ganzen Strenge vollzogen. Einen einzigen wollte man wegen seiner Jugend und Schönheit verschonen; er wies aber die Gnade mit Verachtung zurück, und sagte: er habe geschworen mit seinen Gefährten zu leben und zu sterben, daher wolle er sich auch nicht von ihnen trennen.

Die Freunde und Verwandten der Opfer erinnerten sich der Wortbrüchigkeit des Grafen von Thengen und ergriffen freudig die erste Gelegenheit zur Rache. Die Regierungen der Schweizer Kantone wollten keinen neuen Krieg beginnen und widersetzten sich den Entwürfen ihrer jungen, immer schlagfertigen Leute. Allein die Gewalt der Behörden konnte diesmal ihren Racheplänen nicht Einhalt thun. In Bänden von 10 bis 20 Mann vertheilt zogen die jungen Schweizer auf die Gränze; sie führten ihre Waffen auf Wagen versteckt, und gaben sich für Kaufleute aus, die auf die damals schon berühmte Zurzacher Messe zögen. Ohne Zweifel mochte mancher bei dem Anblicke der kriegerischen Gesichter dieser jungen Leute den Kopf schütteln und denken, die Wagen seyen ziemlich schwer und ihr Geflirr verrathe nichts weniger als leichte Stoffe.

Man errieth oder kannte schon das Vorhaben dieser angeblichen Kaufleute, allein jedermann wünschte die Demüthigung des stolzen Grafen von Thengen. Sobald die Schweizer die Gränze ihres Landes überschritten, deckten sie ihre Wagen ab, legten unter Freudengeschrei ihre Sturmhauben und Panzerhemden an und ergriffen ihre schweren Hallebarden. Dann warfen sie sich mit Wuth auf die Hauptstadt der Staaten des Grafen, die Stadt Thengen, die auf keinen solchen Feind vorbereitet, dem Andrang nicht lange widerstehen konnte, im ersten Anlauf genommen, geplündert und zerstört wurde, und, wie gewöhnlich, zahlten die unglücklichen Bewohner für ihren Herrn. Man konnte nicht mehr zurück; der Krieg war erklärt, Zürich erhob sein Banner und seine Krieger belagerten Eglisau; sie eroberten diese Stadt und das Schloß und diese Eroberung blieb bei dem Friedensschluß Zürichs volles Eigenthum.

Es war billig, daß die Straßburger sich für einen solchen Dienst dankbar bezeugten, und da sie kurz darauf ein großes Armbrust- und Büschenschießen gaben, so luden sie die tapfere Jugend von Zürich dazu ein. Dieser Ruf wurde freudig aufgenommen, 265 Armbrust- und Büschenschützen von Zürich und Winterthur, begleitet von einem Bürgermeister und zwei Rathsherren, schifften sich auf der Limmath nach Straßburg ein. Um ihren dortigen Freunden zu beweisen, daß im Fall der Noth sie schnell zu ihrer Hülfe bereit wären, hatten sie einen Hirsebrei gekocht, den sie ganz heiß auf ihr Schiff brachten; sie hatten den Kessel mit Heu umwickelt, und auf den Deckel kleine Weißbrode frisch aus dem Ofen gelegt. So versehen, fuhren sie die Limmath hinab in die Aare, dann in den Rhein, und kamen Abends mit ihrem noch warmen Brei in Straßburg an, zum großen Erstaunen der Bürger, die sie auf das Beste bewirtheten.

Am 20. Juni 1576, 120 Jahre später, wollten die Zürcher den guten Straßburgern eine gleiche Ueberraschung bereiten. Sie schifften sich in Zürich früh morgens mit einem großen Kessel voll kochenden Hirsenbrei ein. In Basel wurden sie mit dem Ehrenwein und Geschüßsalven begrüßt, und am nämlichen Abend um 8 Uhr langten sie in Straßburg unter einem ungeheuren Zufluß Neugieriger an, unter welchen sie allerhand Backwerk und gebratenes Geflügel auswarfen. Bei ihrer Landung wurden sie von einer Rathsdeputation empfangen und in einen Saal geführt, wo sie ein prächtiges, von militärischer Musik gewürztes Abendmahl empfing. Der Hirsebrei wurde nicht vergessen, er war noch sehr warm; jeder, selbst die reichsten Bürger, wollten ihren Theil davon. So wurden trotz des reichlichen Inhalts des Kessels die Portionen äußerst klein. Der Kessel selbst, 144 Pfund wiegend,

wurde in dem Zeughaus von Straßburg zur Erinnerung an dieses Ereigniß aufbewahrt. Die Zürcher waren gleichförmig gekleidet, was für jene Zeit sehr merkwürdig war. Ihre Kleidung war roth mit Wämmsern von schwarzem Sammet; sie trugen Mützen mit Federn von verschiedenen Farben. Sie wurden in die besten Häuser der Stadt einquartirt; alle Tage gab es neue Feste; an einem schönen Morgen führte man sie zum Frühstück auf das Straßburger Münster; kurz jeder, und besonders die Frauen, beieferten sich, ihnen den Aufenthalt in dieser Stadt angenehm zu machen. Es waren auch dreißig Basler da, in weißen Damastkleidern mit schwarz sammtnen Wämmsern. Allein da alles auf dieser Welt ein Ende nehmen muß, so mußte man auch die Feste und die gastfreundliche Stadt verlassen; die Zürcher zogen in sechs Reisewagen, welche ihnen die Stadt auf ihre Kosten anschaffte, ab, eine Ehrenwache zu Pferd, worunter mehrere der ersten Magistraten von Straßburg, begleiteten sie, zwei Offiziere sogar bis Zürich. Bei ihrer Abreise erhielt jeder eine kleine Fahne mit dem Wapen und von der Farbe der Stadt, und einen seidenen Beutel, mit Denkmünzen, welche auf diesen Anlaß geschlagen wurden. In allen Orten, wo sie auf ihrer Heimreise durchkamen, erwies man ihnen Ehrenbezeugungen, ausgenommen in Einsisheim. Die Stadt Mühlhausen blieb bei diesem Anlaß auch nicht zurück.

Die 52 Zürcherschützen, so wie die von Bern, Basel und Biel, welche mit ihnen zurückkamen, wurden unentgeltlich beherbergt und verpflegt. Der Bürgermeister, welcher sie empfing, hielt folgende Rede an sie: „Mächtige, edle, tugendsame, fürsichtige, hochgeehrte und weise Herren, liebe Freunde und getreue Eidgenossen! Es ist ohne Zweifel eine große Gunst und ein Beweis Eurer eidgenössischen Treue, mächtige und edle Herren, daß Ihr uns in unserer Stadt Mühlhausen heimsucht, die nur ein sehr kleiner Staat der löblichen Eidgenossenschaft ist, und eine so große Freude in den Herzen der hochgeehrten Herrn Bürgermeister und Räte unserer Stadt veranlaßt. In ihrem Namen, mächtige Herrn und liebe Eidgenossen, drücke ich Euch ihr Vergnügen darüber aus und heiße Euch willkommen. Seyd versichert, mächtige und tugendhafte Herren, daß wir uns bei jeder Gelegenheit beeifern werden, unsern gnädigen Herrn und lieben Eidgenossen Beweise unserer Ergebenheit zu liefern!“ Die Mühlhäuser beschränkten ihre Freigebigkeit nicht auf solche Aeußerungen, denn sie ruinierten sich beinahe, um ihre Freunde und Beschützer von Bern, Basel und Zürich bestens zu empfangen. Die Rechnung des Aufwandes befindet sich noch in den Archiven der Stadt. Für das Abendessen, das Nachtlager und das Frühstück der 52 Zürcher (wohl verstanden,

daß eine große Zahl angesehener Mülhhauser daran Theil nahmen) kosteten 40 Pfd. Man begleitete die Eidgenossen bis nach Sapsheim, wo der Abschieds-
brunn 4 Pfd. kostete. Man gab dann denen, welche die Zürcher begleitet hatten, ein Abendessen, dessen Kosten unter der obigen Summe begriffen sind. Die Schützen jedes Kantons hatten ihre besondere Musik; jedem Musikanten gab man ein Geschenk von einem Gulden, in allem 13 Pfd. 15 Häller. Dann kostete es noch 50 Pfd. für die andern Eidgenossen, welche wie die Zürcher behandelt wurden. Das Geschütz von Mülhhausen machte großen Lärmen von den Thürmen und Wällen; es brauchte ein Faß Pulver, das 25 Pfd. kostete. Endlich hatte die Stadt Mülhhausen selbst 4 Armbrustschützen, welche 98 Pfd., und 4 Büchenschützen, welche 82 Pfd. kosteten, auf das Schießen abgesandt. Die Reisekosten zehrten diese Summe nicht auf, denn in einem solchen Falle wurden diejenigen, welche die würdigen Stellvertreter einer Stadt oder eines Kantons seyn sollten, prächtig bewaffnet und gekleidet. So kostete die Reise und die vollständige Ausrüstung eines jeden der 8 Mülhhauser, die auf das Straßburger Schießen geschickt wurden, dem Staate 22 ½ Pfd.; ohne Zweifel würde dieß jetzt wohl 12 mal mehr ausmachen.

Episoden

aus dem

Schwabenkriege.

Von allen Ländern Graubündens hatte das Engadin während des Schwabenkrieges durch die häufigen Einfälle der kaiserlichen Truppen am meisten zu leiden; kein Gebirge war zu hoch, kein Pfad zu beschwerlich, so bald es sich um Plünderung handelte. Das Elend hatte den höchsten Grad erreicht, die Bevölkerung entfloß aus den verbrannten Dörfern und suchte in den Wäldern und Gebirgen eine wenig sichere Zufluchtsstätte vor ihren schrecklichen Feinden, dem Hunger und den kaiserlichen Soldaten. Pirckheimer, Hauptmann des nürnbergischen Zuzugs, beschreibt diesen Feldzug mit vieler Unparteilichkeit. Seine Truppe war eine der bestausgerüsteten und diszipliniertesten. Der Kaiser hatte beschlossen, den Kriegsschauplatz nach Graubünden zu verlegen, dahin, wo derselbe begonnen hatte; er zog zu diesem Ende in Feldkirch 15,000 Mann zusammen, die er selbst musterte. Er hatte eine kürzliche Nieder-

lage seiner Armee und die alte Feindschaft dieses Landes gegen sein Haus zu rächen. Während die Armee sich rüstete in das Engadin einzurücken, wurde Pirckheimer in das Veltlin einem Transporte von Lebensmitteln entgegen geschickt, dessen die Armee sehr bedurfte. „Wir rückten, sagt Pirckheimer, in ein verbranntes Dorf, an dessen Ende wir zwei alten Weibern begegneten, welche ungefähr 400 halbnackte, blasse und abgemagerte Kinder wie eine Herde Vieh vor sich hertrieben; alle trugen die deutlichsten Spuren des tiefsten Elends. Ich fragte sie, wo sie mit allen diesen Kindern hingien? — Ihr werdet es sehen, antworteten sie; sie konnten sich kaum fort schleppen, und betrachteten uns mit stieren Augen. Ich folgte ihnen auf eine benachbarte Wiese, wo alle Kinder sich auf die Knie warfen und das Gras zu kauen begannen, das sie mit vollen Händen ausriffen; die Gewohnheit hatte sie die guten von den schlimmen Kräutern unterscheiden gelehrt. Dieses Schauspiel war gräßlich, ich verstummte entsetzensvoll. „Du siehst nun, was sie thun, sagte eines dieser Weiber zu mir, wäre es nicht besser, sie wären nie geboren? Ihre Väter wurden getödtet, ihre Mütter sind Hungers gestorben; man hat sie von allem entblößt, sie haben kein Obdach, ihre Häuser sind in einen Aschenhaufen verwandelt. Wenn wir und diese Kinder verschont wurden, so geschah es unsers Alters wegen, aber bald wird der Tod unsere Leiden endigen; erst vor wenigen Tagen war die Zahl dieser Unglücklichen doppelt so groß als jetzt. Bald wird nichts mehr übrig seyn.“ Meine Augen füllten sich mit bitteren Thränen, ich verwünschte den Krieg und seine Folgen.

Wir mußten das Wormserjoch (Col de Bormio) ersteigen, aber keiner meiner Soldaten wollte einen Schritt vorwärts thun; ich war daher genöthigt vom Pferde zu steigen und mich als Fußsoldat zu equipiren, um mich an ihre Spitze zu stellen. Unsere Führer hatten uns getäuscht, indem sie uns sagten, vier Stunden genügen um den Gipfel zu erreichen; wir gelangten erst um Mitternacht dahin, erschöpft von Mattigkeit, nach tausend Gefahren und unerhörten Strapazen in einem tiefen und schlüpferigen Schnee und in der Finsterniß. Wir fanden auf der Höhe ein kleines Wacht haus; das aber nur einen Theil meiner Truppe aufnehmen konnte. Nach einer kurzen Rast brachen wir wieder auf und erreichten Mittags Worms Hungers sterbend. Da erfuhren wir, daß wir statt der Lebensmittel, welche der Herzog von Mailand liefern sollte, dem Feinde in namhafter Stärke in der Umgebung begegnen würden. Wir brachten den Ueberrest des Tages in großer Unruhe zu; am andern Morgen zogen wir in aller Eile mit 50 Pferden ab, welche die wenigen Provisionen trugen, die wir zusammenraffen konnten.



Mit unendlicher Mühe kamen wir an dem Schlosse Scala vorüber, dem einzigen Engpasse dieser Gegend, der für Pferde gangbar war. Endlich vereinigten wir uns mit unserer Armee, welche in das Engadin eingerückt war und die stark murrte, als sie unsere wenigen Lebensmittel sah. Zwar führten die Italiener Wein in Menge herbei, den die Soldaten, aus Mangel an andern Lebensmitteln wie das Vieh sofften, woraus oft blutige Streitigkeiten entstanden. Nach einem Rasttage lagerten wir in einem angenehmen Thale, am Fuße eines Berges, von wo wir in das Ober-Engadin eindringen sollten. Die Armee bildete sich in drei Divisionen. Da die Graubündner die Anhöhen besetzt hielten, so wurden 1000 Mann mit 4 Pannern, worunter auch das meinige, abgeschickt um sie zu umgehen und von hinten anzugreifen, während das Hauptcorps sie in der Fronte und das dritte in der Flanke angriff. Wir kletterten langsam das Gebirge hinan, in halbgeschmolzenem Schnee und auf einem kaum für die Thiere gangbaren Pfade. Ueber uns sahen wir auf dem schneebedeckten Gipfel die Truppe der Engadiner einem Fluge Vögel gleich, die uns festen Fußes erwartete. Eine andere kleine Abtheilung war mit einem Haufen Baumstämme, Steine und Felsstücke umgeben; plötzlich setzte sich diese ungeheure Masse in Bewegung und rollte mit furchtbarem Getöse gegen uns, allein die Stärke und die Geschwindigkeit alles dieses Wurfzeuges wurde durch die Menge Schnee gelähmt und erreichte uns nicht. Wir rückten in beständigem Kampfe mit der feindlichen Vorhut vor und gelangten auf den Gipfel. Sogleich entfalteten wir unsere Fahnen, um den andern Corps das verabredete Zeichen zu geben; sie

beschleunigten nun ihren Marsch und die Bündner, von einer zu überlegenen Macht umgeben, zogen sich nach einigen Widerstandsversuchen auf Pfaden zurück, die sie allein kannten. Alle Corps vereinigten sich und wir zogen auf der andern Seite des Gebirgs hinab, als plötzlich eine Lawine wie eine ungeheure Welle 400 unserer Soldaten begrub; unser Schrecken war groß, allein eine allgemeine Heiterkeit folgte ihm, als wir einen nach dem andern aus dem Schnee hervorkriechen sahen, sobald die Lawine sich getheilt hatte; alle hatten ihre Schuhe, ihre Helme und ihre Waffen verloren, viele waren verwundet. Endlich kamen wir gegen das Ende des Tages und nach einem langen Marsche in dem lachenden Thale des Ober-Engadins an, allein die Einwohner hatten die Innbrücke zerstört und zwei ihrer größten Dörfer, Zug und Scaufs, in Aschenhaufen verwandelt. Sie hatten ihre Habe verborgen, alles vernichtet, was zu unserm Unterhalte dienen konnte und sich über die Albula zurückgezogen. Wir brachten die Nacht in einem der abgebrannten Dörfer zu, wo wir gegen den Hunger zu kämpfen hatten. Tags darauf wurde die Armee abermals in drei Divisionen getheilt. Die Vorhut hatte das Geschütz bei sich, das uns während dieses Feldzugs sehr zur Last war, denn meistens konnten die Stücke nur auf zwei Rädern fortkommen und die Soldaten unterlegten die andern zwei Räder mit Stricken. Nach dem Hauptcorps kam die Nachhut, welche das Gepäck deckte. So zogen wir durch das Thal hin und verfolgten den Feind, der unter unsern Augen alle seine Wohnungen in Brand steckte. Von Zeit zu Zeit hielt er, wie wenn er uns erwarten wollte; sobald wir uns aber näherten, ergriff er die

Flucht. Wir rückten durch Rauch und Flammen der brennenden Dörfer bis in die Mitte des Thales vor, als Hunger und Ermattung uns auf den Rückzug zu denken zwangen. Die Hauptleute waren über die Hauptsache einstimmig, aber nicht über die Art der Ausführung; mehrere dachten, man sollte in das fruchtbare Veltlin ziehen, um sich von den Strapazen und Entbehrungen zu erholen; aber der Gedanke über das schreckliche Gebirge zurückzukehren, neigte die Meinungen für den geradesten Weg, und glücklicherweise drang diese Meinung durch, denn die Feinde hatten schon alle Pässe in das Veltlin besetzt. Wir fielen indessen in eine nicht minder große Gefahr. Als wir in Zernez ankamen, hatte der Feind bereits begonnen die Funbrücke zu zerstören, und wenn er Zeit gehabt hätte, es zu vollbringen, so wäre unsere Armee unfehlbar vom Hunger aufgerieben worden. Schon waren viele Soldaten auf der Straße durch Hunger, Durst und Strapazen umgekommen, und diese unglückliche Expedition hatte kein anderes Resultat, als die Verwüstung des Engadins. Ehe man Graubünden verließ, beriethen sich die kaiserlichen Hauptleute über einen Einfall in das Prettigau, wo Oesterreich einige Anhänger hatte. Johann Schuler von Davos, der ihnen zum Führer dienen sollte, wurde in die Versammlung berufen und um Rath befragt. „Ich führe euch hin, sagte er, es ist nicht sehr weit noch sehr beschwerlich; aber die Rückkehr ist etwas anders, da lasse ich euch dafür sorgen,“ und das Vorhaben wurde aufgegeben. Bauern von Klosters im Prettigau, sehr große Freunde der Oesterreicher, hatten auf ihre Ankunft schon eine Mahlzeit bereitet. Einer von ihnen nahm den rothen Rock seiner Frau und schnitt ein großes österreichisches Kreuz daraus, das er sich auf den Rücken heftete; später wurde er von dem Kaiser für diese Ergebenheit belohnt. Glücklicherweise waren zu jener Zeit solche schlechte Menschen selten in der Schweiz. Da es wichtig war, gute Führer zu haben, um in die Bergthäler der Schweizergrenzen einzudringen, so versprach der Kaiser eine Belohnung von 50 Goldgulden einem Jeden, der sich zu diesem Dienste gebrauchen lasse; er konnte aber keinen Schweizer finden, der um diesen Preis sein Vaterland verrathen wollte; drei Jahrhunderte später hätte er sie zu Hunderten gefunden.

Eine Frau von Schlins, einem der letzten Dörfer der Unterengadins gegen das Tirol, gab einen Beweis von Vaterlandsliebe und merkwürdiger Kaltblütigkeit. 500 Mann von der österreichischen Garnison zu Pfundz im Tirol machten einen Ausflug in das Unterengadin; sie hielten vor dem großen Dorfe Schlins, wohin sie eine Abtheilung zur Reconnoissance sandten. In diesem Augenblicke war die ganze Bevölkerung wegen eines Begräbnisses in

der Kirche, so daß die Oesterreicher das Dorf beinahe leer fanden. Ein einziges Haus schien bewohnt nach dem dicken Rauche der daraus aufstieg; es war gerade das Haus des Verstorbenen. Eine einzige Frau war mit der Zubereitung der Begräbnismahlzeit beschäftigt. Durch den Geruch angelockt, gingen die Oesterreicher instinkartig auf diese Wohnung zu; sie dachten, wenn auch der Ruhm sie nicht rufe, so werde doch ihr Appetit befriedigt. Sie traten also unangepocht hinein; alle ihre Sinne wurden bei dem herrlichen Dampfe angenehm überrascht, der in dichtem Schwallen mehreren ungeheuern Kesseln und Pfannen entströmte. „He, he, Mutter, das ist ein herrliches Essen, sagte der Anführer der Bande, es scheint ihr versteht euch darauf; man könnte damit 2 bis 300 Tiroler zufrieden stellen, die den Weg von Pfundz nach Schlins nüchtern gemacht haben; ihr habt vielleicht an uns gedacht?“ Ebenso gern sah man damals Wölfe, als kaiserliche Soldaten, daher war die gute Frau auch über den unwillkommenen Besuch etwas betreten, indessen faßte sie sich, während der Wachmeister so schwatzte. „Ja gewiß, erwiderte sie mit vieler Sicherheit, wir haben viel zu thun; es sind nicht zu viel Kessel im Dorfe, um das Essen für die Schweizer zu richten, die wir jeden Augenblick erwarten, und die gewiß guten Appetit haben; ich bitte euch also mich nicht länger aufzuhalten, denn ich habe keinen Augenblick zu verlieren.“ Bei diesen Worten betrachteten sich der Wachmeister und die Soldaten mit noch einmal so langen Gesichtern als vorher, dann drängten sie sich gegen die Thüre und jeder wollte der erste draußen seyn. Sobald die Frau sah, daß die Soldaten aus Leibeskräften flohen, so lief sie in die Kirche, um die Bewohner von dem Vorfalle zu benachrichtigen. Da ergriffen die Männer, ohne sich Zeit zu nehmen sich zu Hause zu bewaffnen, Kreuze, Stühle, kurz alles, was ihnen in der Kirche unter die Hände kam und verfolgten den Feind, den sie bald erreichten. Sie tödteten ihm 47 Mann und zerstreuten die andern, die, in der Meinung die Schweizer hinter sich zu haben, mehr auf Flucht als auf Vertheidigung dachten; sie warfen daher auch ihre Waffen und alles, was sie hinderte, weg um schneller laufen zu können, und die schlechtbewaffneten Engadiner brauchten sich nur zu bücken, um Waffen gegen die Feinde zu finden. Um das Unglück vollständig zu machen, verirrten die Oesterreicher auf ihrer überstürzten Flucht in den Bergen, mehr als hundert kamen in den Abgründen und Waldbächen, oder durch Hunger und Ermattung in den Einöden um, wo die Nacht sie überfiel. Die Engadiner kehrten triumphirend nach Hause, und nach diesem Siege schmeckten ihnen die Gerichte desto besser, die sie erwarteten. Man kann sich denken, daß die uner-

schrockene Köchin wohlverdiente Lobsprüche empfing; sie erhielt bei Tische den Ehrenplatz und der starke Weltliner Wein wurde nicht gespart, um auf ihre Gesundheit zu trinken.

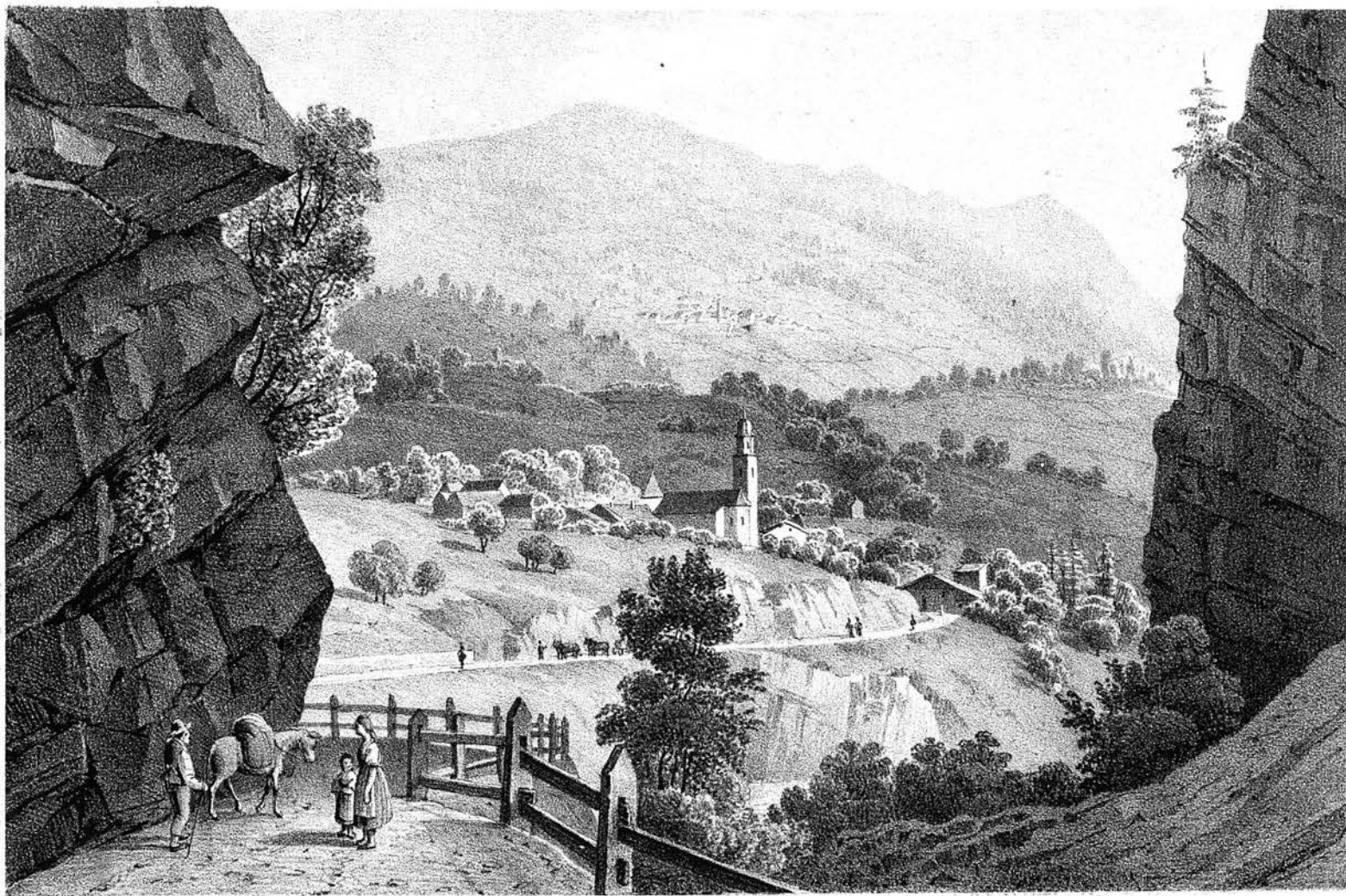
Der wackere Birckheimer fährt in seiner Erzählung also fort: „Nachdem wir in Bernex ein wenig ausgeruht, giengen wir über den hohen Buffalora, wegen seiner beständigen Winde so genannt. Nun war es die Vorhut, welche unsern Rückzug deckte. Wir kamen endlich in Freundesland, aber viele der Unserigen fehlten, welche Hungers gestorben waren. Einige hatten sich mit Gras genährt, andere waren wüthend geworden. Aber auch hier fanden wir wenig um den Hunger zu stillen; keine Maßregel war getroffen worden, um die Armee zu verproviantiren, jeder Soldat mußte für seinen Unterhalt sorgen, daher auch das Land mit Nachzügeln bedeckt war. Die herrlichen und zahlreichen Wasserquellen waren unser Hauptlabfal. Ich gieng mit vier Reitern voraus, um den Kaiser in Pfung aufzusuchen, wo er sein Hauptquartier hatte. Unterwegs sah ich einen unvorsichtigen Bauern, der ein großes Faß Wein auf seinem Wagen führte; ich wartete, was daraus werden sollte, wenn die Soldaten, die in großer Zahl in der Gegend umherstreiften, ihn bemerkten, was bald geschah. Von allen Seiten sprangen sie herbei; die einen machten mit ihren Spießen Löcher in das Faß, andere schossen mit ihren Büchsen darein und fiengen den Wein in ihren Helmen auf, wovon jedoch der größte Theil auf den Boden lief; bald entstand Zwietracht unter den Trinkern, es setzte Schläge und ein Kampf entspann sich, beinahe 50 blieben todt um das Faß herum, während mehr als 100 Verwundete im Staube stöhnten. Ich ließ meine Bedeckung bei dem Fasse; sie setzte sich auf die Leichname ihrer Kameraden um es vollends zu leeren. Ich kam hungrig und müde nach Pfung, wo die Truppen des Kaisers ebenfalls an Allem Mangel litten, und wo die Verwirrung und Desertion alle Tage zunahmen. Der Kaiser hob sein Lager auf und verlegte es nach Landeck, und die Ueberbleibsel seines Heeres zerstreuten sich gänzlich. Einige Tage nachher kam ich in Lindau zu dem Fürsten.“

Birckheimer, welcher eine sehr geschätzte Beschreibung dieses Krieges herausgegeben hat, war von dem Kaiser sehr geachtet, der ihn zu seinem Rath ernannte und an seinem Hofe behielt. Nicht allein war er ein gewandter und tapferer Krieger, sondern auch ein ausgezeichnete Gelehrter und ein Freund Albert Dürers.

Appenzell.

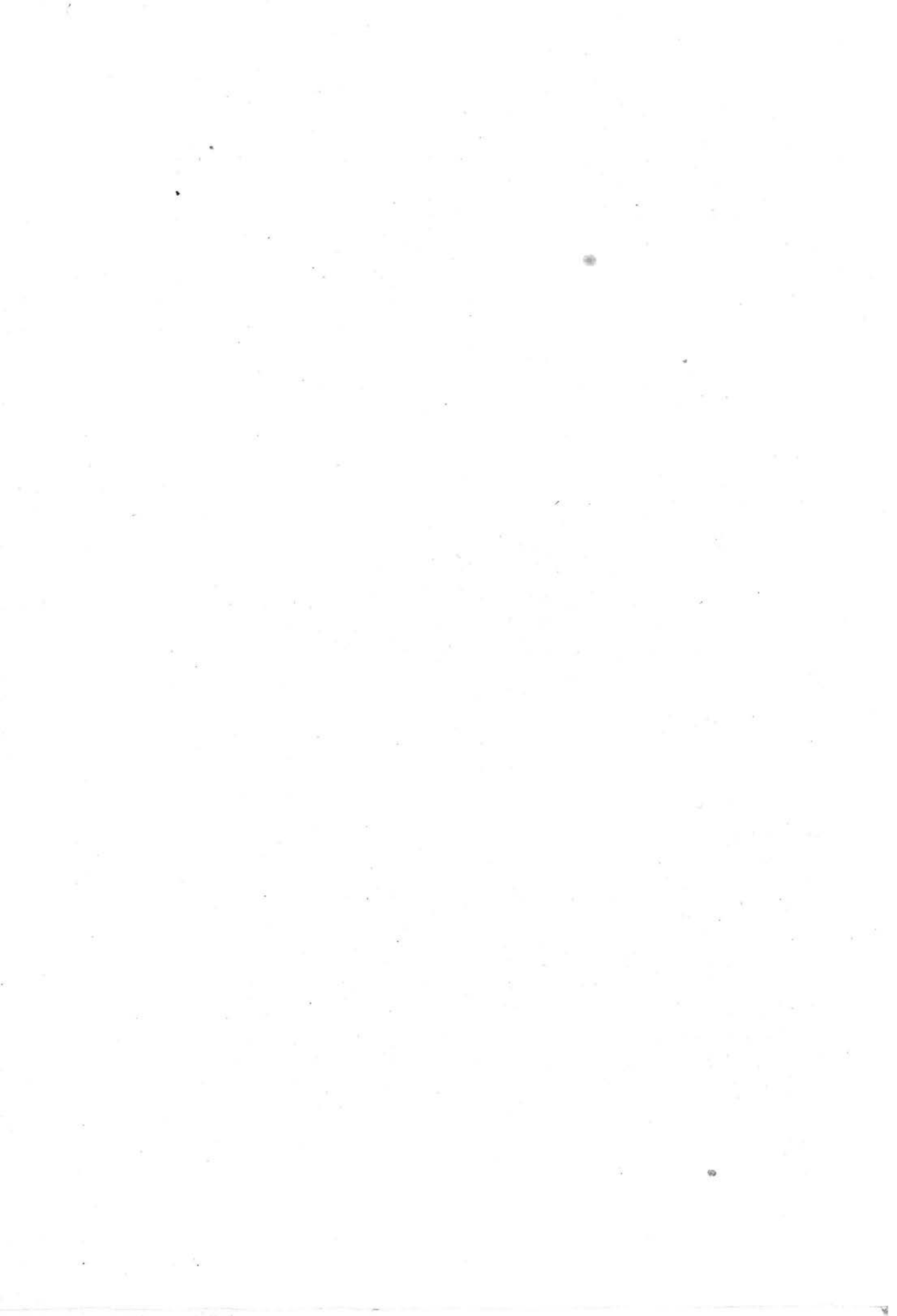
(Fortsetzung und Schluß.)

Außer-Rhoden hat 19 Pfarreien und Inner-Rhoden 4. Die Einkünfte des Kantons sind sehr mäßig, sie bestehen hauptsächlich in dem Salzertrage, den Bufen, Zöllen, Zinsen aus einigen Kapitalien und Domänen u. Um die Kosten des Straßenbaues und der Schulen zu bestreiten, erhebt der Staat eine Vermögenssteuer. Die Ausgaben sind im Verhältniß der Einnahmen. Der Postenertrag findet sich nicht auf dem Budget, weil es keinen giebt; Fußboten machen den Weg nach St. Gallen, welches das Hauptpostamt des Kantons ist. Alles was nicht an einen Ort auf der Straße versendet wird, geht nach St. Gallen, von wo es an seine Bestimmung gelangt. In Inner-Rhoden ist der Aufwand für öffentliche Arbeiten unbeträchtlich und beschränkt sich ungefähr auf den Unterhalt einiger hölzernen Brücken und der einzigen Staatsstraße von Gais nach Urnäsch, die sich etwa zwei Stunden über das Gebiet hinzieht, und in nicht viel besserem Zustande ist, als der Communicationsweg nach Gonten, eine Stunde von Appenzell. Das Polizeidepartement ist schon kostspieliger, obschon das ganze Landjägercorps nur aus einem Kopfe besteht, dessen Verrichtungen im Fortjagen der fremden Vagabunden und Bettler besteht, weil die 450 Bettler des Landes schon eine hinreichende Last sind, nicht für den Staat, der sich nichts darum bekümmert, sondern für die Privaten und besonders für die Reisenden, die sie mit der größten Unverschämtheit verfolgen. In jeder Beziehung bieten die äußern Rhoden ein sehr abweichendes Schauspiel dar; überall werden schöne und gute Straßen gebaut, welche den Verkehr sowohl nach Außen als nach Innen erleichtern und die immer wachsende Industrie dieses Kantonstheils begünstigen, wo man unter den industriellen Anstalten Gerbereien, beträchtliche Spinnereien, chemische Laboratorien, vier Papierfabriken, zwei Druckereien Färbereien u. findet. Hier tragen Behörden und Privaten zur Vernichtung der Armuth bei, indem sie Anstalten schaffen, geeignet die Industrie und den Unterricht der ärmern Klassen zu befördern. Für den öffentlichen Unterricht sind Fonds angewiesen. Es bestehen mehrere Sparkassen, eine gegenseitige Gebäudeversicherung und mehrere andere öffentliche und nützliche Anstalten. Erst kürzlich hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck ist, jungen Leuten der ärmern Klassen die Mittel zu verschaffen, ein Gewerbe zu lernen. Die wissenschaftliche Entwicklung dieses Kantonstheils hat auch einen gewissen Aufschwung genommen und man bemerkt im Allge-



ENTRÉE DE LA VIA-MALA
Du côté de 'Sudal'.

Eingang in die Via-mala
gegen 'Sudal'



meinen einen deutlich ausgesprochenen Hang zu Verbesserung. Trotz des Bestandes einer Ackerbau-gesellschaft wäre es zu wünschen, daß der Landbau weniger vernachlässigt würde. Indessen erzeugt der östliche Theil vieles Obst, gutes Gemüse, etwas Getreide; der Weinstock gedeiht sogar an den Abhängen gegen das Rheinthal. Der Bewohner dieses Kantons theils hat ebenso viel charakteristische Lebhaftigkeit und Frohsinn als der von Inner-Rhoden; allein man beschuldigt ihn des Leichtsinnes, der Sucht zu Vergnügungen, und zwar zu solchen, die nicht immer die unschuldigsten sind; was er leicht verdient, verthut er auch leicht, besonders die Mädchen, die den Puz sehr lieben und oft alles opfern, was sie verdienen, um diesen kostspieligen Geschmack zu befriedigen. Diese Bemerkung beschlägt übrigens nur die arbeitende Klasse, denn die Fabrikanten und Werkstättenbesitzer sind sparsam, unternehmend, scharfsinnig und ersfinderisch. In diesem Kantons theil besteht keine Nationaltracht mehr; die Stadtmöden werden mehr oder weniger nachgeahmt, was viel zur Verbreitung des Geschmacks an Luxus und Aufwand beiträgt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Behörden genöthigt, die ältern strengen Verordnungen gegen den übertriebenen Luxus der Weiber wieder in Kraft zu setzen. Sie trugen Seide, Sammt, Spitzen, Ringe, Halsbänder, Ketten, Schnallen und andern Flitterkram von Gold oder Silber. Sie trockten nichts destoweniger allen Verordnungen und Drohungen der Behörden. Der Verdienst der Arbeiter in den Fabriken war damals so beträchtlich, daß die Mädchen unabhängig leben konnten, was zur Folge hatte, daß sie das väterliche Haus verließen, sobald man sie zwingen wollte, ihrer Verschwendung und ihrem Luxus Schranken zu setzen.

Thusis

und

das Domleschger=Thal.

Unter der großen Anzahl Thäler, aus denen das Bündnerland besteht, gibt es keines, dessen Klima so fruchtbar und so gemäßigt wäre, als das von Domleschg (rhätisch Tomliasca); von Norden nach Süden ziehend, ist es nur zwei Stunden lang und eine Stunde breit. Für denjenigen, welcher aus den abscheulichen Schlünden der Via mala von dem Splügen her, oder aus dem hohen und kalten Hinterrheinthal kommt, ist es eine angenehme Ueberraschung, wenn das reizende Domleschgerthal plöz-

lich vor seinen Augen die Pracht seines vom Sonnenschein beleuchteten Grüns, seine zahlreichen und malerischen Dörfer, seine schönen Gebirge und seine alten Schlösser ausbreitet. Das Thal, welches der Hinterrhein durchfließt, verengt sich an seinen beiden Enden beträchtlich; an seinem nördlichen Eingange ist es höchstens 100 Schritte breit, im Süden ist es durch den Piz Beverin und das Mutterhorn gänzlich geschlossen. Zwischen diesen zwei Gebirgen ist die finstere und krumme Schlucht der Via mala; in der Tiefe zwischen Felsenwänden, die oft kaum einige Fuß von einander absehen, bahnt sich der Rhein seine düstere Bahn. Den einzigen Ausgang auf die Südseite hat sich der Mensch durch Anstrengungen und Beharrlichkeit geöffnet. Der erste bewohnte Ort, den man beim Ausgange aus dieser Schlucht findet, ist die kleine Stadt oder der Flecken Thusis, der sich an den Fuß des Heinzenbergs (Montagna) lehnt, welcher sich in grünenden Stufen erhebt und westlich das Thal in seiner ganzen Länge begränzt. Dieser merkwürdig fruchtbare Berg ist bis zur Mitte seiner Höhe mit Dörfern, zerstreuten Wohnungen und schönen Wiesen bedeckt, die einen angenehmen Anblick gewähren. Bis auf seinen Gipfel braucht man 2 Stunden. Der Herzog von Rohan, bekannt durch seine Feldzüge in Bünden gegen die Oesterreicher im 17. Jahrhundert, sagte, dieß sey der schönste Berg, und er ließ ein Gemälde davon machen, das er Ludwig XIV. sandte. Man zählt im Thale 22 Dörfer und 20 theils ruinirte, theils bewohnte Schlösser. Unter letztern unterscheidet man das im vorigen Jahrhundert wieder aufgebaute prächtige Schloß Fürstenu, ferner Räzuns, Baldenstein und Ehrenfels. Unter den erstern sind mehrere ebenso merkwürdig durch ihr Alterthum, als durch ihre Lage. Das von Hohen-Realta oder Hohen-Rhätien ist ohne Zweifel das älteste von Helvetien, weil es 587 Jahre vor unserer Zeitrechnung von flüchtigen Toskanern erbaut worden sein soll. Thusis verdankt ihnen, wie man sagt, seinen Ursprung und Namen; es ist einer der bestgebauten Flecken in Bünden, eine halbe Stunde vom Rhein an der Splügenstraße und man findet da gute Wirthshäuser; seine Brunnen sind wegen ihres vortrefflichen Wassers berühmt. Wenn die Abhänge der Berge des Domleschgerthales dem Auge einen bezaubernden Anblick darbieten und mit einer Menge von Obstbäumen und fruchtbaren Wiesen bedeckt sind; so ist es leider nicht ebenso mit dem Thalgrunde, denn er ist von einer abschreckenden Unfruchtbarkeit. Der Rhein und zwei beträchtliche Waldströme, die Nolla und die Albusa, bieten allem auf, um dieses interessante Thal zu verwüsten. Auf dem Heinzenberg entleert sich ein kleiner sehr tiefer See ohne sichtbaren Abfluß durch un-

terirdische Kanäle in die Nolla. Manchmal hört man ein großes Getöse in der Tiefe seines Wassers, dieß ist der gewöhnliche Vorläufer einer plötzlichen Anschwellung des Waldbaches. Zum großen Schrecken der Bewohner werden, wenn er zu brüllen und sich in das Thal zu stürzen beginnt, Felder, die entfernt von seinem Bette liegen, fortgerissen, Häuser stürzen ein, Wiesen und Bäume verschwinden in dem schwarzen und trüben Gewässer des furchtbaren Stromes. Mehrere Gemeinden, besonders Thuis und Eschapina, haben in diesen Verwüstungen einen großen Theil ihres Gebiets verloren. Im Jahr 1807 waren die Zerstörungen schrecklich, allein noch mehr 1834; es war am 27. August, der Regen war in Strömen niedergefallen, jede Vertiefung an dem Abhang des Gebirges, jeder Bach, zum Strome angewachsen, und rissen Bäume, Felsen, Häuser und alles, was sie erreichen konnten, mit sich fort. Der Rhein, von einem so starken Zuflusse angeschwollen, schien alles verschlingen zu wollen; er durchbrach fast alle seine Dämme, nahm an mehreren Stellen die mit so großen Kosten neuerbaute Splugenstraße weg, mehrere hundert Tucherten Lands verschwanden mit allem, was darauf war, in seinen Fluthen. Die ganze Ebene des Thals, durch Einsürze erweitert, wurde das unermessliche Bette des Flusses; es ist nur noch eine lange, blendend weiße Fläche, wo der Hinterrhein wie ein leichtes grünliches Band nach seiner Laune bald auf dieser, bald auf jener Seite seines verwüsteten Besitztums sich durchschlängelt.

Der Krieg

zwischen der Herrschaft von Oesterich und der Stadt von Zürich.

In dem vorgenannten Jahre erhuben sich große Kriege zwischen der Herrschaft von Oesterich zu einem Theil und der Stadt Zürich zum andern Theil, in dem daß der Herzog sprach: die von Zürich thätend ihm großen Schaden an seinen Länden und Lüten, und nement die zu Burgern und zugen ihm das Ein ab, wo sie möchten; darzu hätten sie in ihr Gefangnisse Graf Hannsen von Habsburg seinen Diener, den wollten sie nit ledig lassen. — Und besampnet darum in Lände und Lüte mit großer Macht, und slug sich für Zürich. Nu ward von Herren und Städten verthädiget, daß der Herzog von dannen zoch. Da bald ward, da sprach der Herzog, die von Zürich hätten ihm übel gethan; sie hätten ihm Rapperswyl die Feste gebrochen und die Marke verwüstet; — und zoch am Herbst zu dem andern Mal für Zürich

mit sechzehntausend Mann zu Ross und Fuß. Des kament aber Herren und Städte zu ritten, und ward die Sach verthädiget und gesetzt uf die allerdurlichendeste Fürstin Frow Agnesen Königin zu Ungern, und solt jedweder Theil zwen ehrber Mann zu ihr sehen, und was da von dem Mehrtheil erkannt wurde, das solt gehalten werden. Nu hattend die von Zürich ihr Sachen also gesetzt, daß man (weder) ihnen, noch ihr Eidgenossen an ihr Eid noch an ihr Bünde, was das berühren möchte, nit sprechen sollte. Und umb daß semlich nit gehindert wurde, da sandten die von Zürich sechzehn ehrber Mann hinter den Herzogen gen Baden, ihm zu Ehren, umb daß jedermann ufbreche und von dannen zuge. Die sechzehn Mann soltend auch getröst syn an Litz und an Gut, und soltend da als lang leisten, unz daß der Usspruch beschehe, und gab der (Herzog) darumb seinen offenen versigelten Brief.

Indem ließ sie der Herzog fachen und in Thurn werfen, und besatz alle sin Stadt und Sloss, und schädiget die von Zürich wo er konnte, desgleich sie ihm hinwieder auch thatend, und zugend in sin Land gen Glarus und nament das in. Darnach umb die Wienechten zugen die von Zürich und ihr Eidgenossen gen Baden und verbrannten und verwusten die Bäder, und zugend des ab in Lindmag-Spieß, und verbrannten auch was sie funden. Uf Sant Steffans Tag zugen sie wieder für Baden uf. Nu hattend die Fiend dero von Zürich gewartet, nämlich die von Bremgarten, von Lenzburg, von Brugg und von Mellingen. Und als die Sonne untergieng, da kament sie aneinander und fachten meh dann ein Stund in die Nacht mit einander, und lagent die von Zürich ob und behubent das Feld und erslugent der Fienden bi fünfhundert Mannen, und wurdent von Zürich wohl bei vierzig Mannen erslagen, und brachten die von Zürich mit ihnen heim der vorgenannten vier Städten Paner, die auch darnach an dem Meitag usstieffen und umb Ehren willen ufhiengen.

Sitten des 14. Jahrhunderts.

Strafrechtspflege.

Aegidius Spielmann, Rathsherr von Bern, kam 1385 von der Tagessagung von Luzern zu Pferde und in Begleitung eines Knechtes zurück, und begegnete nicht weit von dem Städtchen Willisau einem gewissen Ulrich Wagner, Burger von Burgdorf, der aber als Wirth und Kaufmann in Willisau wohnte. Nach einigen Minuten bot Wagner, der in einem Wagen fuhr, dem Berner Gesandten an, seinen Mantelsack zu sich in den Wagen zu nehmen, worein



LES AUTRICHIENS DANS L'ENGADINE.

Die Oesterreicher im Engadin.



LUGANO

Canton du Tessin, côté du Nord.

Lugano

Canton Tessin, Nordseite.

dieser ohne Argwohn willigte. Bald eilte der Wirth unter dem Vorwande einiger Vorbereitungen zum würdigen Empfange seines Gastes voraus, und sobald er zu Hause angekommen war, öffnete er den ihm anvertrauten Mantelsack, und suchte das Familiensiegel des Rathsherrn, das er in einem kleinen ledernen Sacke fand. Dann bereitete er drei Pergamentblätter, an welche er nach dem damaligen Gebrauche die Siegel hieng, und that alles wieder an seinen Ort. Später machte er sich drei auf ihn lautende Schuldverschreibungen von 700 fl., 18 Mark Silber und 22 Pfund Plappert, die er durch drei Zeugen unterschreiben ließ, denen er durch einen dritten Geld hatte zustellen lassen, damit sie schwören könnten, sie seyen nicht von ihm erkaufte worden. Sieben Jahre nachher gieng er zu dem Rathsherrn Spielmann, um die Zahlung der drei Obligationen zu verlangen; dieser, der wußte daß er ihm nichts schuldig sey, war außerordentlich überrascht und verweigerte zu zahlen. Der falsche Gläubiger wandte sich nun an die Gerichte, welche die Titel als gültig und in gehöriger Form erkannten; um mehrerer Sicherheit willen ließ man die Zeugen kommen, welche ihre Unterschrift erkannten. Die Sache machte in Bern vieles Aufsehen; der Rathsherr Spielmann, der auf seinem Läugnen beharrte, war ein sehr geachteter Mann von anerkannter Rechtschaffenheit; indessen sollte er verurtheilt und an seiner Ehre geschädigt werden. Da traten seine Freunde in das Mittel, und er kam mit seinem angeblichen Gläubiger in Güte überein, dem er unter Bürgschaft versprach, die gedachte Summe in zwei Terminen zu zahlen. Indessen wurden die Zeugen, übelbeläumdete Männer, noch einmal abgehört, und sie gestanden alles, sey es in Folge von Drohungen, oder von Versprechungen, und wurden für immer verbannt. Als Wagner erfuhr, daß sein Streich fehl geschlagen, floh er nach Luzern, wo er, um sich zu entschädigen, in das Haus des Stadtschreibers schlich um ihn zu bestehlen; allein er wurde durch das Geschrei einer Magd verrathen, die er tödten wollte, und flüchtete sich auf die Dächer; endlich wurde er gefangen, gestand seine Verbrechen und büßte sie auf dem Rade. Die falschen Zeugen waren in der Folge auf das Berner Gebiet zurückgekehrt; sie wurden entdeckt und in einem Kessel gesotten.

So seltsame als grausame Strafen waren in der damaligen Rechtspflege nichts weniger als rar; hier folgen noch einige Musterchen zur Erbauung derjenigen Personen, welche die gute alte Zeit zurückwünschen. — „Der Scharfrichter Hanns wird auf zwei Stunden von der Stadt verbannt, weil er gegen ehrbare Männer und Frauen unziemliche Worte ausgestoßen; kehrt er heimlich zurück, so werden ihm die Augen ausgestochen.“ — „Dem Grafen Löwen-



stein wird, weil er ein Paar Lächer gestohlen, ein Ohr abgeschnitten und er auf zwei Stunden weit verbannt.“ — „Wenn jemand Geld beschneidet, so werden ihm die Finger gestutzt und er gehängt.“ — „Sack von Bern, welcher nach seiner Verbannung zurückgekehrt, wird mit Ruthen gestrichen und vor das Thor geführt; kommt er noch einmal, so wird er ersäuft.“ — „Wenn jemand gemünztes Geld außer Land führt, so wird sein Vermögen confiszirt und ihm die Hand abgehauen.“

Lavis.

Lavis, an dem See gleichen Namens, ist die bestgebaute und die gewerbsamste der drei Hauptstädte des Kantons Tessin. Sie zählt 450 Häuser und 4500 Einwohner; sie hat ein Collegium, 3 Manns- und 3 Frauenklöster, mehrere merkwürdige Kirchen, ein Theater und ein vor 1200 Jahren gestiftetes Spital. Ihre Lage an der Schweizerstraße und den Gränzen der Lombardie ist für den Transithandel sehr günstig. Man findet Hut- und Tabakfabriken, Spinnereien, Eisenwerke, Gerbereien, Papiermühlen etc., ebenso zwei Buchdruckereien, in welchen drei periodische Tagblätter erscheinen, worunter die Gazzetta Ticinese. Einige Straßen sind eng und krumm, und da die Häuser, wie in ganz Italien, große Altane haben, so könnte man beinahe mit einem Sprung von einem Hause zum andern kommen; die meisten Straßen sind jedoch ziemlich breit und einige mit Bogengängen geschmückt, worunter sich Magazine befinden, die aber mit denen von Bern

auf keine Weise verglichen werden können. Die Hauptkirche St. Lorenz ist merkwürdig durch ihre Bauart und ihre Lage auf dem höchsten Theile der Stadt, von wo man eine prächtige Aussicht über die Stadt und den See genießt. Im Allgemeinen ist die Lage von Lauis besonders schön; am Fuße der Alpen und unter dem schönen Himmel Italiens ist der Pflanzenwuchs derselben entsprechend. Die Umgebungen bieten die schönsten und malerischsten Ansichten dar, wo beständig das Angenehme mit dem Wilden wechselt. Nächst von der Stadt bemerkt man den Berg Bré oder Gottardo, mit Dörfern und Landhäusern bedeckt, halb verborgen in Oliven-, Feigen-, Citronen-, Pomeranzen- und Mandelwäldern, die mit ihren Blüten die Luft durchduften. Das Ufer des Sees ist von Nebengeländern beschattet, deren flatterndes Laubwerk in schönen und grünen Gewinden sich in den blauen Wellen spiegelt. Die Höhe des Berges decken Kastanienbäume, eine unvergleichliche Aussicht bietet sich über den See, die Stadt und die Umgebungen von Lauis darauf dar. Das reizende Dorf Castagnola, das unter mehreren andern am Fuße des Berges liegt, hat einen tessinischen Dichter zu schönen und gefühlvollen Versen begeistert. Auf der entgegengesetzten Seite, im Süden der Stadt, drängt sich der Berg St. Salvador als eine Halbinsel in den See, den er mit seinen rauhen und unfruchtbaren Abhängen beherrscht. Von seinem Gipfel, worauf sich eine Kapelle befindet, ruht das Auge träumend auf dem Seebecken und den umliegenden Thälern, oder es streift auf einer Seite über die prächtige, durch den Mont Rosa verschönerte Alpenkette hin, und auf der andern über die Ebenen der Lombardie, wo man bei sehr heiterem Wetter die Kuppel der Kirche von Mailand erblicken kann. Der Süden des Berges hat sehr malerische Parthien; man entdeckt da Spuren einiger nun verlassener Orte, deren Bewohner nach einigen durch die Pest aufgerieben wurden, nach andern aber durch die Vipern, wovon es am Fuße des St. Salvador wimmelt, gezwungen wurden, ihre Wohnsitze zu verlassen. Lauis gegenüber, auf dem jenseitigen Ufer, glaubt man ein Dorf zu sehen, es sind aber nichts als Keller oder Cantinen. Die Felsen des Berges Caprino sind von einer Menge Höhlen durchlöchert, aus denen beständig ein kalter Wind streicht. Die Bewohner haben diesen Umstand benutzt, und vor oder über jeder Höhle Gebäude errichtet, um ihre Weine im Kühlen zu haben. In der schönen Jahreszeit fahren die Eigenthümer zu Schiffe dahin in der doppelten Absicht, die Annehmlichkeiten der Spazierfahrt zu genießen, und die durch Boreas angenehm gekühlten Gaben des Bacchus zu schmecken.

Der Ursprung von Lauis ist unbekannt, allein es ist unzweifelhaft, daß es eine sehr alte Stadt ist.

Sie stand im Mittelalter bald unter Mailand, bald unter Como. Von den Welfen und Ghibellinen, welche lange um den Besitz des Langen- und Lauiser See's kämpften, hatte sie furchtbar zu leiden. Die Schweizer besuchten sie von der Mitte des 14. Jahrhunderts an, und schienen manchmal ihre Feinde an Grausamkeit und Barbarei übertreffen zu wollen. Als endlich im Jahr 1516 Franz I. die von dem Herzog von Mailand gemachte Abtretung der Bezirke Lauis, Bellinz und Luggarus an die Schweizer genehmigt hatte, hörten die Drangsale des Krieges auf; allein die damals auf ihre Freiheit so eifersüchtigen Schweizer schämten sich nicht, dieses Volk, das der Menschenrechte eben so würdig war als sie, despotisch zu behandeln. Diese Unterdrückung dauerte drei Jahrhunderte. Man darf sich daher über die Beweise von Unwissenheit und Bigotterie nicht wundern, welche noch heut zu Tage das Volk von Lauis gibt, indem es die zahlreichen Protestanten, welche der Handel dahin zieht, ihres Gottesackers beraubt, und ihnen einen entfernten Platz anweist, mit dem Verbote, ihre Todten, gleich den Verpesteten, bei Tage und mit den gewöhnlichen Ceremonien zu begraben. Der aufgeklärtere Staatsrath von Tessin hat die Ortsbehörde von Lauis eingeladen, sich den Bestimmungen der Verfassung zu fügen; bis jetzt aber waren seine Schritte fruchtlos. Im Jahr 1798 keimten in Lauis die ersten Gedanken an die Freiheit Tessins; einige junge Leute von guten Häusern, welche den Augenblick für günstig hielten ihre Unabhängigkeit zu erlangen, bildeten eine revolutionäre Partei, und stützten sich auf die cisalpinische Republik, mit welcher sie sich vereinigen wollten; allein der größte Theil der Lauiser, wenn sie gleich sich frei erklärten, wollten sich doch nicht von der Schweiz trennen. Die cisalpinische Partei, die mit den Waffen in der Hand in Lauis eingedrungen war, wurde in einem in den Straßen der Stadt gelieferten Gefechte geschlagen und zerstreut. Das tessinische Volk war übrigens zu unwissend, um den Sinn des Wortes Freiheit zu verstehen. Als die Franzosen in die Schweiz eingerückt und die helvetische Republik proklamirt war; als es sah, daß sich nichts änderte; daß der Reiche sein Vermögen nicht mit dem Armen theilte, und daß man wie vorher sein Brod im Schweisse seines Angesichts verdienen müsse: da reihete es die Republikaner unter die Zahl seiner Feinde; die Einrichtungen, die man ihm versprach, die Errichtung von Schulen, der Bau neuer Straßen, die Freiheit des Handels, die Einführung neuer Gewerbe, die Verbreitung der Einsichten durch den öffentlichen Unterricht: alles dieß waren nur Neuerungen, von denen das tessinische Volk nichts verstand; man wiederholte ihm beständig, daß sie die Religion in Gefahr bringen, und es bedurfte nicht mehr, um

es zu fanatisiren; von da an sah man überall Messer und Dolche zum Blutvergießen sich erheben. Am 28. April 1799 zogen sich die Franzosen vor den Russen und Oesterreichern zurück; die Stadt Laus füllte sich mit bewaffneten mordlustigen Landleuten. Die Maßregeln, welche die Behörden ergreifen wollten, waren das Signal zu einem gräßlichen Gemetzel, worauf das Volk vorbereitet war. Wehe den Anhängern der neuen Ordnung der Dinge, welche diesen fanatisirten Horden begegneten, sie wurden auf das Unwürdigste behandelt; die einen wurden in die Stadtgefängnisse geführt, die andern auf der Stelle mit Dolchschüssen und Flintenschüssen ermordet. Abends zerstörte und plünderte das Volk ungefähr 30 Häuser der Patrioten, und dieß alles im Namen der Religion. Am andern Tage stellte eine im Rückzug befindliche französische Brigade die Ruhe für einige Augenblicke wieder her; allein kaum hatte sie die Stadt verlassen, als der Pöbel sich auf die Tags zuvor eingekerkerten Magistratspersonen warf, sie mißhandelte, dann an den Fuß des Freiheitsbaumes band, und sie mit Axtstreichen und Flintenschüssen niedermetzte. Zwei anwesende Bürger, welche es gewagt hatten, diese Grausamkeiten zu tadeln, zahlten ihre unvorsichtige Menschlichkeit auf der Stelle mit ihrem Leben. Bald erschienen die Oesterreicher und die Russen, welche die Religion nicht in Gefahr brachten; daher wurden sie auch wie Götter empfangen, obschon sie die Grausamkeiten des Lauiser Pöbels bitter tadelten; übrigens aber waren sie für die an sie verschwendeten Zeichen von Vergötterung sehr wenig dankbar, denn sie verwüsteten das Land, nahmen das Vieh, plünderten die Häuser, mißhandelten die Weiber und spannten die Männer vor die Kanonen, welche sie an verschiedenen Orten des Landes genommen hatten. Die Verfolgungen gegen die Patrioten dauerten noch einige Zeit fort, allein die Rückkehr Bonapartes aus Aegypten machte diesen Unordnungen ein Ende und Tessin wurde einer der helvetischen Kantone. Indessen genossen Laus und das Tessin ihre Unabhängigkeit nicht lange. Unter dem Vorwande, daß die tessinischen Behörden die Befehle wegen der englischen und Colonialwaaren nicht strenge befolgten, bekümmerte sich Napoleon sehr wenig um das Völkerrecht und die schweizerische Neutralität und ließ in Laus ein Corps von 6000 Mann mit Reiterei und Geschütz einrücken, die sich in den Hauptorten des Kantons trotz aller Protestationen als Herren und Meister installirten; allein die Ereignisse von 1813 befreiten das Land von diesen lästigen Gästen. Einige Monate nachher war Laus abermals der Schauplatz blutiger Auftritte. Die Arbeiten einer neuen Verfassung hatten die Gemüther sehr aufgereggt und bald verwandelte sich die Unzufriedenheit in Aufruhr; Laus wurde von einer Bande Insurgenten überfallen,

welche alle Ausschweifungen begiengen. Eidgenössische Truppen hielten Tessin in Folge dieser Unruhen ziemlich lange besetzt.

Der See von Laus ist beinahe ganz von hohen Gebirgen eingeschlossen, die eine Reihenfolge von sehr tiefen Buchten bilden, so daß man nie mehr als einen Theil seiner Oberfläche auf einmal übersehen kann. Er ist 880 Fuß über dem Meere, oder 240 Fuß niedriger als der Langensee. Seine größte Tiefe beträgt 495 Fuß. Er ist 10 Stunden lang, 1 Stunde breit und äußerst fischreich. Eine der Sonderbarkeiten dieses See's ist, daß nur Bäche in denselben fließen, die ihm weit weniger Wasser zuführen, als durch die Tresa, einen beträchtlichen Fluß, abläuft, was vermuthen läßt, daß er von unterirdischem Wasser genährt werde. Einige Personen glauben, daß sein Spiegel, ehemals viel niedriger, durch den Einbruch großer Wassermassen gehoben wurde, die in den Höhlen der Gebirge verschlossen waren. So sah man 1518 aus einer Höhle oberhalb Campiglione plötzlich eine solche Menge Wasser hervorbrechen, daß die Bewohner eine allgemeine Ueberschwemmung befürchteten.

Das tolle Leben.

(Schluß.)

Der Rath sandte ihnen eine Gesandtschaft nach Burgdorf, wo sie hielten, sowohl um ihre Absichten zu erfahren, als auch sie von ihrem Vorhaben abwendig zu machen und ihnen den Beschluß der Regierung von Bern, ihren Marsch aufzuhalten, zu eröffnen. Sie schienen durch diese Behandlung sehr beleidigt; „Vergesst nicht, sagten sie, daß wir die Söhne derjenigen sind, die für euch bei Murten und Laupen kämpften, und daß das Andenken an den Schimpf, den ihr uns bereitet, lange in unsern Herzen eingeprägt bleiben könnte.“

Indessen hielt Bern seine Thore geschlossen und die tolle Bande, 700 Mann stark, befand sich an den Ufern der Aar bei einer strengen Kälte und in einer Unthätigkeit, die ihrem kriegerischen Muth nicht zusagte. Diese stürmische Jugend wurde dadurch gezwungen, sich ruhiger zu zeigen und den Ton herabzustimmen. Sie schickten eine Botschaft an die Räte von Bern, um denselben ihre Achtung zu bezeugen und zu bitten, ihnen den Durchpaß zu öffnen und sie als Eidgenossen zu behandeln, mit dem Versprechen, strenge Mannszucht zu beobachten und alle ihre Bedürfnisse baar zu bezahlen. Die Berner, von ihrer Beharrlichkeit gerührt, konnten ihnen ihre Achtung nicht versagen und öffneten die Thore in dem Augenblick, als sie sich anschickten den Fluß zu durchwatzen,

dessen Wasser um diese Jahreszeit sehr niedrig ist. Nachdem sie in dieser Stadt gastfreundlich behandelt worden waren, zogen sie nach Freiburg, dem allgemeinen Sammelplatze, wo ihre andern Gefährten sie erwarteten. Nun 2000 Mann stark, marschirten sie nach dem Waadtlande und hofften auf dem Wege ihre Zahl sich noch vermehren zu sehen, da viele ihrer Kameraden noch erwartet wurden.

Die unvermeidlichen Folgen einer der Ruhe und dem öffentlichen Frieden so zuwiderlaufenden Expedition wurden fühlbar; der Handel stockte, die Straßen von Bern nach Genf waren öde; das mit Recht erschreckte Volk klagte laut. Die bei der Annäherung des Gewitters bestürzten Genfer suchten es durch Abordnungen zu beschwören, die mit den jungen Abentheurern unterhandeln sollten; zugleich suchten sie das Einschreiten der schweizerischen Regierungen und ihrer Verbündeten nach. Eine Tagsatzung versammelte sich zu Freiburg und die Regierung von Bern verbot allen ihren Angehörigen bei strenger Strafe jeden Antheil an dieser Unternehmung. Man kam endlich mit dem Bischof, den Syndiks und den Räten von Genf überein, daß sie vor Ostern 8000 Gulden zahlten, und acht angesehene Personen der Stadt zu Geiseln stellten, welche unter die Waldkantonen vertheilt werden sollten. Lausanne wurde ebenfalls eine Brandschatzung von 4000 Gulden auferlegt. Indessen hatte die Bande erklärt, daß sie nicht mit leeren Händen nach Hause zurückkehren werde und bestand so sehr darauf, daß die Herzogin von Savoyen, deren Schatz gerade nicht mit Thalern angefüllt seyn mochte, sich genöthigt sah, ihnen ihre Juwelen zum Pfande zu geben. Die Genfer zahlten außerdem jedem zwei rheinische Gulden und sandten zwei Fässer Wein zum Abschiedstrunk.

Die Bande machte sich dann auf den Heimweg, allein mit dem Vorhaben, über das nördliche Ufer des Neuenburger See's zu ziehen, um den Wein des alten Marggrafen zu versuchen, dessen Sohn in Diensten Karls von Burgund gewesen. Als der Graf Rudolf den ihm zugedachten Besuch erfuhr, begab er sich ganz erschreckt nach Bern, wo er Bürger war, und beehrte inständig Hülfe. Sogleich sandte man 1000 Mann nach Neuenburg und in die Umgegend. Die Abentheurerbande hielt es daher für gerathen, über Freiburg nach Bern zu marschiren, wo sie durchzog ohne anzuhalten und ohne etwas von den Erfrischungen anzunehmen, die man ihr anbot, so groß war ihr Mergel gegen diese Stadt, die sie gehindert hatte, ihr Vorhaben auszuführen.

Um diese Sache zu beendigen, verbürgten sich Bern und Freiburg für die von Genf schuldige Summe, welche die Bürgerschaft von Straßburg den hartnäckigen Gläubigern vorschob.

Genf im 14. Jahrhundert.

Die Schweiz war frei und stark aus dem Kampfe getreten, den sie rühmlich gegen fremden Despotismus bestanden hatte; allein Genf wand sich am Ende des 14. Jahrhunderts noch mühsam unter dem aufgedrungenen Joch des Hauses Savoyen und der Adel der Umgegend verschonte die unglückliche Stadt eben so wenig. Die Grafen von Savoyen und Genevois, die Dauphins von Viennois und die Herrn von Faucigny und Gex, die in beständiger Fehde mit einander lebten, fochten sie häufig in der Gegend von Genf, wenn nicht in der Stadt selbst, aus. In dieses Schauspiel von Mord, Brand und Raub gewöhnt, ahmte der Adel den großen Herren, die Bürgerlichen dem Adel nach, so daß heimliche Nachstellungen, Raufereien, Meuchelmord und Todtschlag an der Tagesordnung waren. Die großen Herrn und der Adel, welche meistens dem Hause Savoyen ergeben waren, wußten auf alle Weise ungestraft durchzukommen. Der berühmte Prozeß der Familie Tavel mit dem Bischof Alamand de St. Joire gibt einen Begriff von den Sitten jener Zeit.

Die Familie Tavel war groß und mächtig, und überdies noch von den Grafen von Savoyen nachdrücklich unterstützt. Verwandte des Bischofs hatten mehrfältig und an verschiedenen Plätzen der Stadt Hinterhalte gegen mehrere Mitglieder jener Familie gelegt. Einst fanden sie Bartholomäus Tavel, welcher von Benzeron nach Genf zurückkehrte; sie überfielen ihn und suchten ihn zu tödten. Er vertheidigte sich tapfer, aber endlich mußte er der Zahl und mehreren erhaltenen Wunden unterliegen und sich an Nicodem von St. Joire ergeben, der ihn hart gebunden und enge in einen Koffer eingeschlossen in das Waadtland abführte. So eingesperrt und gebunden blieb er sechs Monate lang in diesem engen und verpesteten Kerker, ohne sich legen oder die Beine an sich ziehen zu können; kaum vermochte er zu athmen. Der Bischof, wenn er schon der Hauptanführer dieser Verwüsthungen war, läugnete jeden Antheil daran ab. Ein andermal sandte der Bischof Leute um das von der Frau und den Kindern des Bartholomäus Tavel bewohnte Haus niederzureißen. „Arbeitet, reißt ein!“ schrie er ihnen von seinem Schlosse zu. Der Landvogt von Gex und der Bischof ließen die Arbeiter verhaften, allein auf den Befehl des Bischofs mußte man sie wieder in Freiheit setzen. Man weiß nicht, auf welche Weise der durch diese Gewaltthatigkeiten entstandene Prozeß beendet wurde.



VALLANBIN.

Johann Jakob Stocker und die Waldenser.

Man hat von jeher behauptet, daß die Schweizer in Vertheidigung ihrer Freiheiten mit dem Schwerte gewandter seien, als mit der Feder. Wenn sie im Allgemeinen keine große Diplomaten in ihrer Mitte gezählt haben, so können sie nichts desto weniger einige ausgezeichnete Männer in diesem Fache aufweisen. Unter diese muß man Johann Jakob Stocker rechnen, geboren in Schaffhausen in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Eine sorgfältige Erziehung, eine große Anlage für die Wissenschaften, das Studium der griechischen und lateinischen Schriftsteller erhoben ihn frühzeitig in die Reihen der ausgezeichnetsten Männer seines Vaterlandes, und noch in seiner Jugend bewies man ihm Achtung dadurch, daß man ihm die ehrenvollsten Aemter übertrug. Er erwarb sich neue Kenntnisse auf seinen Reisen in Deutschland, in Frankreich und in England, in welchem letzterem Lande er einige Zeit verweilte. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland wurde er zum Stadtschreiber ernannt.

Der dreißigjährige Krieg wüthete damals in ganz Deutschland, und die Schweiz empfand die Folgen desselben in einem Grade, der hinreichend war, um ihre innere Sicherheit in Gefahr zu bringen. Zu dieser Zeit herrschte viele Bitterkeit zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen, und mehreremale standen sie einander feindlich gegenüber. Bei diesem Anlaß gab Stocker eine an die eidgenössischen Stände gerichtete lateinische Denkschrift heraus, deren patriotische Begeisterung seinen Landsleuten das Talent des Verfassers enthüllte.

Sechzehn Jahre später, als England und Holland in einen unheilvollen Krieg verwickelt waren, beschloßen die protestantischen Kantone einen Gesandten nach London zu schicken, um durch ihre Vermittlung an der Herstellung des Friedens zwischen diesen beiden Staaten mitzuwirken. Die Wahl fiel einstimmig auf Stocker, dessen Talente man schätzen gelernt hatte. Die ihm übertragene Sendung war schwierig und von delikater Natur. Er blieb beinahe zehn Monate in England, wo er durch seine Rechtlichkeit und Freimüthigkeit sich die Zuneigung und die Achtung aller Parteien erwarb; Cromwell empfing ihn mit aller möglichen Auszeichnung und gab ihm glänzende Beweise seines Zutrauens, das er ihm einzufößen wußte. Als seine Sendung in England beendet war, so schiffte er sich auf einem von dem Staate zu seiner Verfügung gestellten, mit 36 Kanonen bewaffneten und mit 800 Mann Schiffsvolk bemannten Kriegsschiffe nach dem Festlande ein. Seine Landung auf der holländischen Küste glich einem Triumphe; eine unermess-

liche Menschenmenge empfing ihn am Ufer mit donnerndem Beifall; jeder wollte den Schweizer sehen, den Boten des Friedens, an welchem er mit so viel Rechtlichkeit, Klugheit und Ausdauer gearbeitet hatte. Sein Aufenthalt in den Niederlanden dauerte achtzehn Wochen, bis alle Schwierigkeiten beseitigt wa-



ren, die sich der Vollziehung der in London unterzeichneten Verträge in den Weg stellten. Während dieser Zeit wurde er mit der größten Auszeichnung behandelt, und jedesmal, wenn in den Verhandlungen sich eine schwierige Frage erhob, bezeugte man die größte Bereitwilligkeit, den versöhnenden Worten Stockers Gehör zu geben. Endlich kehrte der Schaffhauser Vermittler, überhäuft mit Ehrenbezeugungen, in sein Vaterland zurück, und erhielt den unzweideutigsten Beifall von der in Baden versammelten Tagsatzung.

Von dieser Zeit an wurde Stocker öfters zu diplomatischen Sendungen verwendet; die wichtigste aber war die im Namen der protestantischen Kantone an den Hof von Turin in der Absicht, sich für die unglücklichen Waldenser in den piemontesischen Thälern zu verwenden. Diese Sekte, deren Existenz in Gefahr war, zog damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich und hatte besonders die Theilnahme der reformirten schweizerischen Kantone erregt.

Es gab zu allen Zeiten zahlreiche Anhänger der ursprünglichen, reinen und einfachen christlichen Kirche, die sich mit dem heiligen Stuhle in Widerspruch befanden. Sei es nun, daß die Waldenser die Dogmen der ersten christlichen Kirche beibehalten haben, oder daß sie dieselben später nach dem Beispiel des Bischofs Claudius von Turin annahmen, welchen Karl der Große und Ludwig der Gute beschützten, ihr Dasein wurde erst zu Anfang des zwölften Jahrhunderts bekannt, wo ein reicher Kaufmann von Lyon, Namens Peter Waldo, nach ihren

Lehrföhen zu predigen begann. Dieser Sektirer, nachdem er sein ganzes Vermögen den Armen gegeben, kündigte an, er wolle dem Beispiel der Apostel folgen, und leben wie sie. Der Papst verbot ihm und seinen Jüngern das Predigen, allein sie verweigerten den Gehorsam. Sie behaupteten, die Priester dürften keine zeitlichen Reichtümer besitzen; sie dürften keine bestimmten Einkünfte haben, sondern sie müßten nach dem Vorbilde der Apostel von ihrer Hände Arbeit leben; sie betrachteten den Eid als ein Verbrechen und hatten die gleiche Ansicht von dem Todesurtheile gegen einen Menschen; sie läugneten das Fegfeuer, verwarfen die Anbetung der Bilder, die Anrufung der Heiligen, die Gebete für die Todten; sie behandelten die Bischöfe als Mörder, weil sie das Blutvergießen befahlen, oder sogar selbst vergossen; sie behaupteten, daß die heiligen Sakramente unkräftig wären, sobald sie von einem unwürdigen Priester gespendet würden; daß die Bibel die einzige Quelle der Glaubenskenntniß sei u. dgl. Diese antikatholische Lehre zog ihnen mächtige Verfolger zu.

Der von dem Papste ausgesprochene Bannfluch hinderte indessen die Sekte nicht, sich im mittäglichen Frankreich und in der Lombardei auszubreiten. Ueberall waren sie die Zielscheibe von Bedrückungen und der größten Mißhandlungen; endlich, nachdem sie aller Orten fortgejagt waren, flüchteten sich die meisten in die piemontesischen Thäler. Allein erst im siebenzehnten Jahrhundert mußten sie die grausamsten Wirkungen der Intoleranz und des Fanatismus erfahren. Die Verfolgungen begannen im Jahr 1603; damals wurde ein Theil der Waldenser gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen. Zwar hatte der Herzog von Savoyen keine treueren, arbeitsameren Unterthanen, allein nichts desto weniger gab der Barfüßermönch, Theodor Belvedere, im Jahr 1636 ein Werk heraus, worin er sich bemühte zu beweisen, daß die 13,390 Waldenser, welche in 14 Gemeinden in drei Thälern lebten, für die Sicherheit Italiens sehr gefährlich seien. Im Jahr 1644 erneuerten sich die Verfolgungen, allein von 1655 an wurden sie methodisch. Der Herzog von Savoyen that den Bewohnern der Gemeinden Luserne, Lusernetta, St. Giovanni, Torre, Fenile, Campiglione, Bubiana, Bricherasio und Santa Seconda zu wissen, daß sie bei Todesstrafe und innerhalb drei Tagen ihre Wohnungen zu verlassen und diejenigen zu beziehen hätten, welche man ihnen anweisen werde. Vergebens stellten die Unglücklichen vor, daß die Orte, welche man ihnen bezeichnete, kaum die gegenwärtigen Bewohner fassen könnten, und daß die Gebirge unzugänglich seien: sie mußten gehorchen. Männer, Weiber und Kinder machten sich mitten im strengsten Winter auf den Weg; bei ihrer Ankunft auf dem Gebirge suchten sie Schirm in den

Felsenhöhlen, es lag aber so viel Schnee, daß sie nicht weiter vordringen konnten; der Hunger und die Kälte zwangen sie zu ihren alten Wohnungen zurückzukehren, die sie geplündert und zerstört antrafen. Nichts desto weniger wurde ihre Rückkehr als Empörung ausgelegt; ein Armeekorps marschierte gegen sie, und es blieb ihnen nichts übrig, als unter den Streichen der Soldaten zu unterliegen, oder mitten im Schnee durch Hunger und Kälte umzukommen. Sie verließen die Dörfer und flohen in die Gebirge, wo der größte Theil von ihnen den Tod fand.

Die protestantischen Schweizerkantone nahmen an dem Schicksal dieser Unglücklichen lebhaften Antheil; sie verwendeten sich für sie bei dem Herzoge von Savoyen und empfahlen sie dem Schutze der englischen Regierung, der Generalstaaten und verschiedener deutscher Fürsten. Da aber ihre Verwendung ohne Erfolg blieb, so schickten sie eine Gesandtschaft an den Herzog, in der Hoffnung, daß dieser Schritt eine bessere Wirkung haben werde, allein er blieb eben so fruchtlos, als der erste. Dann beschloßen sie einen neuen Versuch zu machen, indem sie im Namen der Kantone Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen eine zahlreiche Gesandtschaft an den Herzog abordneten, welche ihm den Maßstab der Theilnahme zeigen konnte, die sie für die piemontesischen Reformirten an den Tag legten. In Erwartung des Ergebnisses dieser Sendung stellte man öffentliche Gebete und milde Steuerersammlungen für sie an.

J. J. Stocker, welcher bei der Gesandtschaft war, erhielt den Auftrag, ihre Verrichtungen aufzuzeichnen. Der Inhalt dieses Dokuments ist nicht ohne Interesse, und wir geben unsern Lesern einige Auszüge daraus; sie werden dadurch einen Begriff von der Sitteneinfalt erhalten, welche damals noch unter den Schweizern herrschte.

Die Gesandtschaft bestand aus fünfzehn Personen, welche von acht Dienern begleitet wurden. Am 5. Juli trafen alle Gesandten in Murten zusammen, von wo sie sogleich nach Peterlingen abreisten. Zürich war repräsentirt durch Salomon Hirzel, Statthalter und Rathsherr, den Hauptmann Dietegen Holzhalb, Leonhard Werdmüller, Heinrich Hirzel, und Goldenmann, Vater und Sohn; Bern durch Karl von Bonstetten, Alexander Steiger, Beat von Willading, Ludwig Manuel, David von Büren und Abraham Brun von Neuenburg; Schaffhausen durch J. J. Stocker. Der Major Wyß von Bern war vorausgereist, um dem Züricher Hof die Beglaubigungsschreiben zu überbringen. Am 6. speisete die Gesandtschaft in Milden zu Mittag und schlief in Cully, wo sie von dem Landvogt von Lausanne empfangen wurde, der ihr den Ehrenwein reichen ließ. Am 7. schifften sich die Deputirten in Cully unter dem Donner der Kanonen ein, die man ihnen

zu Ehren abfeuerte, und nach einer zweistündigen Fahrt landeten sie in Vivis, wo sie eine Deputation von Genf antrafen, bestehend aus den Herren Pictet, Syndikus, Leger, Pfarrer, und Turretin, Professor. Nach dem Essen schifften sie sich von Neuem unter Kanonendonner ein. Der Prinz von Anhalt, der sich in Vivis befand, begleitete sie in seinem Schiffe und ließ ihnen zu Ehren eine Salve von dreißig Musketierern geben; dann stiegen sie in Villeneuve ans Land, wo sie unter Kanonendonner von dem Herrn Spitalmeister v. Luternau empfangen wurden, der sie mit Confekt und vortrefflichem Wein bewirthete. Sie blieben in Aalen über Nacht, wo sie ebenfalls mit Geschüßsalven empfangen wurden. Den folgenden Tag (es war ein Sonntag) begaben sie sich in die Kirche. Am gleichen Tage erhielten sie einen Kurier von dem Major Wyß, welcher sie benachrichtigte, daß der Herzog von Savoyen sie überhebe, sich zu ihm zu begeben, weil der König von Frankreich bereits die Rolle des Vermittlers übernommen habe. Die Gesandten bestanden aber nichts desto weniger darauf, ihre Sendung zu vollführen. Nachdem sie im Schlosse gefrühstückt und im Wirthshause zu Mittag gegessen hatten, zogen sie nach St. Moriz, wo sie die Nacht zubrachten. Der Gouverneur und der Oberamtmann bewillkomnten sie im Namen der Stadt. Sie tranken da so schwarzen Wein, daß man sich seiner als Tinte bedienen konnte. Den 9. Juli aßen sie in Branchier (St. Branchier) bei dem Kastellan zu Mittag, der sie ehrenmäßig traktirte; dann giengen sie nach Peter*), am Fuße des St. Bernhard, wo sie übernachteten und wo man ihnen mit einem Käse aufwartete, der die Form eines großen Bartes hatte. Am andern Morgen erstiegen sie bei guter Zeit und nicht ohne Gefahr den Berg (St. Bernhard), und aßen bei den Klostergeistlichen zu Mittag, die sie auf das Beste empfingen; der Wein war da so kalt, daß es unmöglich war, ein Glas auf einen Zug zu leeren. Die Gesandten machten dem Kloster ein Geschenk von anderthalb Louisdor (für 23 Personen und eben so viele Pferde.) Sie stiegen das Gebirge zu Fuß hinab bis nach Remy (St. Remy) und kamen bis nach Aosta, wo man sie salutirte. Den 11. kamen sie über Chatillon und schiefen in Verres, einer furchtbaren, dem Herzog von Savoyen gehörigen Festung, der eine Besatzung darin unterhält. Am 13. mußten sie der großen Hitze wegen in Eivas (Chivasso) bleiben; sie bezahlten ihr Nachtlager theuer.

Am andern Tage hielten sie ihren Einzug in Turin, wo die Gesandtschaften in einem Privathause, ihre Dienerschaft im Wirthshause zur Rose abstiegen. Sogleich erhielten die schweizerischen Abgeord-

neten den Besuch des Grafen Miraudant, Ceremonienmeisters, der sie im Namen Sr. königlichen Hoheit bewillkomnte. Er bot ihnen seinen Wagen an, was sie aber ausschlugen. Der Baron von Gressi, Gesandter in der Schweiz, besuchte sie ebenfalls.

Am Sonntag den 15. bot sich der Generalkontrolleur an, im Namen des Herzogs zu unterhandeln. Am nämlichen Tage besuchte sie der Graf Mauratori, um den Tag zu bestimmen, an welchem ihnen der Herzog Audienz ertheilen würde. Am 16. speiste der Wachtmeister Koli von Luzern, der aber in Turin geboren wurde, mit ihnen. Am nämlichen Tage sprach sie ein 126 Jahre alter Mann um ein Almosen an. Am 18. begab sich der Graf Mauratori mit zwei Gefährten in ihre Wohnung, um sie zur Audienz zu führen. Der Graf, die vier Gesandten und der Major setzten sich in den ersten Wagen, der mit sechs Pferden bespannt war; in dem zweiten waren die Personen des Ehrengeloses und ein dritter wurde gemiethet, um ihr übriges Gefolge aufzunehmen. Seine Hoheit war noch nicht angekleidet, sie mußten einen Augenblick warten. Endlich wurden sie in den Audienzsaal eingeführt, wo sich der Herzog umgeben von seinen Ministern und Hofleuten befand. Der Fürst begrüßte sie mit einem Handwinke und entblößte das Haupt, setzte aber sogleich wieder seinen Hut auf. Der Gesandte von Zürich hielt in deutscher Sprache eine Rede an ihn, durch welche er die lebhafteste Theilnahme bezeugte, die das Schicksal der verfolgten Waldenser den protestantischen Kantonen einflößte. Als er geendigt hatte, übergab er dem Fürsten eine französische Uebersetzung davon. Während seiner Rede hatte sich Hirzel bedeckt; der Ceremonienmeister bemerkte ihm sogleich, daß er mit dem Fürsten mit entblößtem Haupte sprechen müsse, allein er erwiederte, daß dieß bei ihm nicht der Brauch sei und blieb bedeckt. Der Fürst versprach mit leiser Stimme, in Kurzem seine Antwort zu geben, dann erlaubte er Hirzeln, ihm die Personen aus seiner Begleitung vorzustellen. Nachdem die Gesandten von dem Herzog Abschied genommen hatten, wurden sie in einen schönen Saal geführt, wo die Damen und Erfri- schungen sie erwarteten. Am 19. begaben sie sich in die Festung; der Kommandant, ein Franzose, empfing sie mit vieler Höflichkeit und zeigte ihnen alle Merkwürdigkeiten des Places; sie besuchten auch den Pallast des Herzogs zu Valenza. Am 20. übergab ihnen der Baron von Gressi die Antwort des Herzogs, worin dieser sein Betragen gegen seine Unterthanen von der angeblich reformirten Re- formirten Religion*), die er als Rebellen bezeichnete, zu rechtfertigen suchte.

*) St. Peter (St. Pierre). Diese protestantischen Herren wollten allem Anscheine nach nichts mit den Heiligen zu verkehren haben.

*) Im Jahre 1530 versuchte Desolampadius und andere schweizerische Reformatoren vergebens, die Waldenser zur Annahme der Dogmen über die Sakramente zu



Die schweizerischen Gesandten dachten, daß, um den Zweck ihrer Sendung zu erreichen, es nöthig sei, auch die Waldenser zu hören und sie zu einiger Nachgiebigkeit zu vermögen, und reisten nach Pignerola, einer Stadt am Eingange der Thäler, welche diese Unglücklichen bewohnten. Da trafen sie Genfer Abgeordnete und den französischen Residenten, bei welchem sie eine herrliche Mahlzeit hielten. Sie hielten dann mehrere Conferenzen mit den Waldensern, welche auf ihre Einladung sich entschlossen, gutwillig einige Orte zu verlassen, aus welchen der Herzog sie mit Gewalt vertreiben wollte. Am 26. speisten sie bei Hrn. v. la Bretonniere zu Nacht, wo sie, wie sich Stocker ausdrückt, „tüchtig zechten.“ Am 27. besuchten sie Pinache, eines der Waldenser Dörfer, in welchem sie dem Gottesdienste beiwohnten. Sie machten den Unglücklichen, welche ihre Wohnungen zu verlassen genöthigt waren, ein Geschenk von acht Louisdor, und eins von drei Louisdor 60 Füßlirern, die sie bei ihrer Rückkehr begleiteten.

bewegen. Calvin und Farel hatten 1536 mehr Erfolg; da sie ihnen vorstellten, daß ihre Existenz von ihrer Vereinigung mit der Reform abhängt, so willigten sie in Unterhandlungen in diesem Sinne, daß nach ihnen jeder Christ in gewissen Fällen vor der Obrigkeit einen Eid ablegen, daß ein Uebelthäter zum Tode verurtheilt werden, daß ein Priester Eigenthum besitzen, daß ein unwürdiger Priester die Sakramente gültig spenden könne; daß die Beichte nicht nöthig sei, dann erkannten sie noch das sakramentale Dogma der Calvinisten. Seit der Annahme dieser Bedingungen, welche ihnen in der That ziemlich wenig tolerante Reformatoren auferlegt hatten, wurden die piemontesischen Waldenser als Reformirte betrachtet.

Endlich nach vielen mühseligen Unterhandlungen gelang es ihnen, einen Vertrag abzuschließen, der, wenn er auch nicht allem entsprach, was man gewünscht hatte, wenigstens doch die Existenz der Waldenser sicherte. Nach einer Abwesenheit von 77 Tagen kehrten die schweizerischen Abgeordneten wieder in ihre Heimath zurück.

Im Jahr 1683 begann Ludwig XIV., dieser große und allerchristlichste König des achtzehnten Jahrhunderts, seine eigenen christlichen und kalvinistischen Unterthanen zu verfolgen, worin er sich auf der Stufe des Priesterdespotismus der barbarischen Jahrhunderte zeigte. Es gibt keine Qualen, die man den Protestanten nicht anthat, um sie zu zwingen ihren Glauben zu verläugnen. Bewaffnete Banden von Menschen, die man Dragoner nannte, drangen in die Häuser der Widerspännigen, bemächtigten sich der Geräthschaften, zerstörten alles, was ihnen unter die Augen kam, zogen die Bewohner bei den Haaren in die Messe, oder steckten sie in Säcke, die man über den Kaminen aufhieng, oder in Fässer, die man auf den Straßen wälzte. Man verbrannte sie lebendig bei langsamem Feuer; man goß ihnen siedendes Del oder Wasser auf den Leib etc. Diese Expeditionen nannte man Dragonaden. Die Weiber wurden nicht besser behandelt; man jagte sie nackt durch die Straßen und peitschte sie mit Ruthen, dann steckte man sie in die Klöster, wo man sie dem Hunger Preis gab und sie am Schlafen hinderte, indem man sie mit Nadeln stach oder durch Peitschenhiebe zum Tanzen zwang, so oft sich der Schlaf ihrer bemächtigte; man wollte sie zwin-

gen abzuschwören, aber viele unterlagen oder verloren den Verstand. Ludwig XIV. widerrief das Edikt von Nantes, und verurtheilte alle Calvinisten auf die Galeeren, die es versuchten, das Königreich zu verlassen. Dessen ungeachtet wanderten mehr als 500,000 Reformirte aus, und verpflanzten das Gold und die Industrie Frankreichs nach England, Holland, Deutschland und in die Schweiz. Der Tyrannie des Königs und dem Fanatismus seiner Räte hatte man es zu verdanken, daß ganze Provinzen in Armuth versanken und sich entvölkerten, während das größte Elend sich über das ganze Königreich verbreitete.

Ludwig XIV., nicht zufrieden der Henker seiner Unterthanen zu sein, machte durch seine Aufhebungen auch noch den Herzog von Savoyen meineidig, welcher mit Hintansetzung der bestehenden Verträge die Waldenser aufs Neue zu verfolgen begann. Eine neue schweizerische Gesandtschaft blieb ohne Erfolg. Der Herzog gab den Waldensern vierzehn Tage Zeit, ihre Güter zu verkaufen, seine Staaten zu verlassen und sich ein anderes Vaterland zu suchen. Die Schweiz, welche schon von mehreren Tausenden von flüchtigen Franzosen angefüllt war, nahm auch noch die unglücklichen Piemontesen auf, welche in die Kantone Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und in die Stadt St. Gallen vertheilt wurden. Im Anfange des Jahres 1687 überschritten diese Unglücklichen die mit Schnee bedeckten Gebirge und kamen auf dem gastfreundlichen Boden Helvetiens an; sie ließen aber unter den Händen fanatischer Priester eine große Anzahl ihrer Kinder, die man ihnen entrißen hatte.

Die Schweiz konnte indessen eine so große Menschenmasse nicht lange unterhalten; die Stadt Zürich allein hatte ihrer siebenhundert aufgenommen, was ihr in einigen Jahren einen Aufwand von 425,545 Gulden verursachte. England, die Generalstaaten, der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Würtemberg kamen ihnen durch Geldsendungen oder durch Aufnahme der Piemontesen auf ihrem Gebiete zu Hülfe. Der Kurfürst von Brandenburg erbot sich 2000 von ihnen in seinen Staaten aufzunehmen, allein es war beinahe unmöglich, diese Unglücklichen zu bewegen, die Schweiz zu verlassen, um sich in den Norden Deutschlands zu begeben und nur auf die Drohung, daß man sie mit Gewalt entfernen werde, gaben sie nach. Man bemerkte, daß ein großer Theil von ihnen sich heimlich Waffen verschaffte. Sie erklärten, sie werden nie einwilligen, sich mehr nördlich niederzulassen, während ihre Geislichen, ihre Weiber und Kinder noch in Piemont zurückgehalten würden. Man war daher genöthigt, sie gegen ihren Willen fortzuschaffen. Hierauf versuchten sie mit bewaffneter Hand in Piemont einzudringen, da sie aber bei St. Moritz von den Wallisern zurückgeschlagen

wurden, so kehrten sie zurück. Neunhundert von ihnen wurden hierauf in Basel eingeschifft, und ließen sich in der Rheinpfalz nieder. Als aber im Jahr 1688 die Franzosen die Pfalz verwüsteten, fanden die Unglücklichen kein Mittel mehr ihr Leben zu fristen und näherten sich, 1700 an der Zahl, der Schweiz wieder. Sie waren in dem erbärmlichsten Zustande, irrten schon lange ohne Obdach umher und nährten sich von Wurzeln und Kräutern. Man mußte sie entweder mit Gewalt fortjagen oder vor Elend umkommen sehen. Die Schweizer gaben den Fürsten ein edles Beispiel christlicher Mithätigkeit. Die flüchtigen Piemontesen wurden aufs neue aufgenommen, ernährt und während des Winters beherbergt, trotz des Mißfallens, welches der unsinnige Ludwig XIV. und der Herzog von Savoyen darüber bezeugten. Im Monat April 1689 wurden sie abermals mit dem nöthigen Getreide versehen an die württembergische Gränze geführt.

Im Allgemeinen wurde man ihrer Gegenwart müde; die immerwährenden Plakereien, die man ihremwegen zu ertragen hatte, und die Unannehmlichkeiten, welche ihr unruhiger und durch das Mißgeschick erbitterter Charakter verursachte, hatte endlich ihre Wohlthäter ermüdet. Ungeachtet der wohlwollenden Anerbietungen des Herzogs von Würtemberg und anderer deutschen Staaten beschloßen die meisten von ihnen, mit bewaffneter Hand in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie verschafften sich in St. Gallen, Neuenburg und Genf heimlich Waffen. Eine Bande von 120 Mann, welche die Kantone Schwyz und Uri durchzogen, um sich mit den andern zu vereinigen, wurde gefangen und dem Herzog von Savoyen ausgeliefert.

Das Hauptkorps der Truppen, 1500 Mann stark, versammelte sich an den Ufern des Genfersees, in einem Walde zwischen Rolle und Neus, und war glücklicher in seinem Unternehmen. Die Mannschaft, aus der es bestand, schiffte sich in einer Nacht ein und landete bei Yvoire auf dem savoyischen Ufer. Heinrich Arnaud war ihr geistlicher und militärischer Führer. Die kleine Armee wurde in neunzehn Compagnien eingetheilt, wovon sechs aus französischen Flüchtlingen bestanden. Es verbreitete sich Unruhe und Lärm durch das Land; allein ihre Anzahl und ihr entschlossenes Aussehen imponirten dem Volke, um so mehr als sie alles baar bezahlten. Nur hier und da nahmen sie einige Schloßvögte oder einige Mönche mit sich, welche Arnaud zwang, einen Brief zu unterzeichnen, der folgende Worte enthielt: „Diese Herren rücken zweitausend Mann stark vor; auf ihre Bitte begleiten wir sie, um Zeugenschaft ablegen zu können von ihrem guten Betragen, das ganz friedfertig ist, denn sie begehren nichts als den Durchpaß; darum bitten wir euch, ihrem Marsch kein Hinderniß in den Weg zu legen.“ Dieser offene

Brief, den man voranschickte, brachte die beste Wirkung hervor; die Bauern kamen ihnen entgegen, brachten Lebensmittel und boten ihre Dienste an. Bei Cluse indessen wären die Waldenser beinahe durch einen ihrer Gefangenen verrathen worden, der im Augenblick überrascht wurde, als er seinem Dienstherrn einen andern Brief übergab, welcher gerade das Gegentheil der oben angeführten Erklärung enthielt, und den er nach Sallanches tragen sollte. Nicht weit von diesem Orte entwaffneten sie ein Corps von 600 Savoyarden, das sich ihrem Zuge widersetzen wollte. Von hier aus begannen sie die Gebirge zu besteigen, allein sie trafen alle Dörfer verlassen an; die Bewohner flohen vor ihnen und von allen Seiten ertönten die Sturmglocken. Nichts desto weniger kamen sie an die Ufer der Isere und überschritten die Maurienne. Auf dem Mont-Cenis nahmen sie alle Postpferde weg und plünderten das Gepäck des Kardinals Ranuzzi, der sich nach Rom begab. Bei Suze begegneten sie den Dragonern von der Leibwache des Herzogs, welche ihnen einige Mann nahmen. In Salabertan widerstand sich der Marquis von Barrez ihrem Durchzuge mit einem beträchtlichen französischen Truppencorps. Die Waldenser griffen ihn mit der größten Unerblichkeit an, tödteten ihm 700 Mann und erzwangen den Uebergang über die Brücke; der Marquis selbst blieb todt auf dem Plage. In diesem Kampf verloren sie bloß 22 Todte und 8 Verwundete.

Am 26. August 1689 begrüßten sie ihr Vaterland, das sie von Ferne erblickten, mit Freudengeschrei. Dann zogen sie über den Col du Pis, wo sie 600 Schaafte wegnahmen, und jenseits machten sie eine ganze Compagnie Savoyarden zu Gefangenen, welche sie niedermegelten. In Peals bemächtigten sie sich der Kirche und stimmten den vierundsiebenzigsten Psalmen darin an. Im Hinabsteigen in das Luzernethal schlugen sie die Truppen des Herzogs abermals; diese flüchteten sich in Unordnung nach Nobi, allein die Waldenser bemächtigten sich dieser Stadt bald und verwandelten sie in einen Aschenhaufen. Auf dem Schlachtfelde ließ Arnaud seine Soldaten den Eid gegenseitiger Treue schwören, und nach allen Seiten verjagten diese die Truppen des Herzogs; da aber 2000 Franzosen in das Thal St. Martin eingedrungen waren, so mußten sich die Waldenser auf die Felsen der Umgegend zurückziehen, wo sie sich eine Zeit lang von Wurzeln und wilden Früchten nährten. Endlich zog der Feind ab und sie konnten wieder atmen.

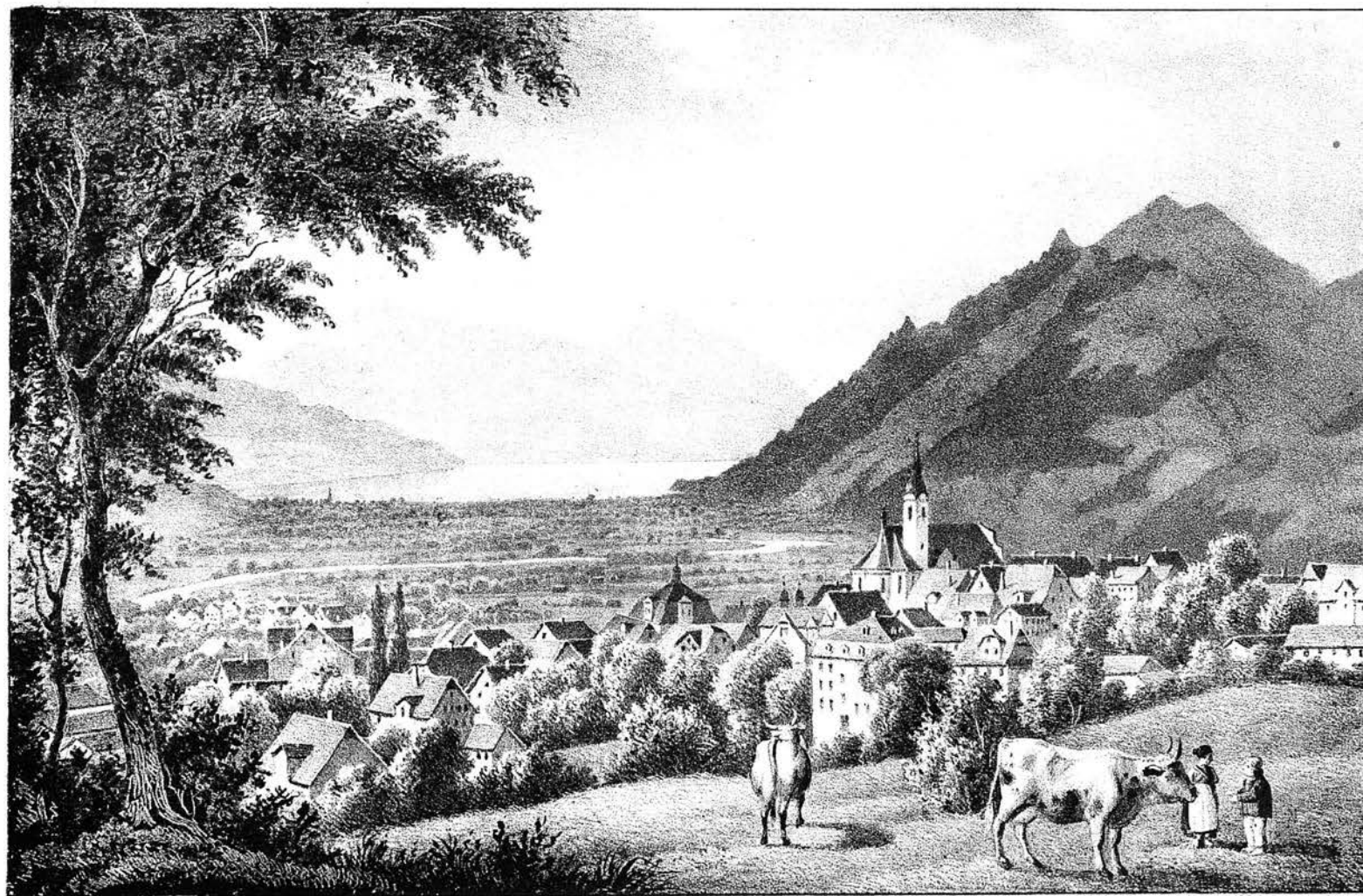
Alle Versuche des Herzogs, sie durch die Gewalt der Waffen zu unterwerfen, waren mißlungen, weswegen er ihnen Friedensvorschläge machen ließ, die jedoch erfolglos blieben, obgleich die Waldenser in ihren Forderungen sehr bescheiden waren und nur die Zurückgabe ihres Eigenthums und die Freiheit

begehrten, Gott nach ihrer Weise und nach ihrem Gewissen anzubeten. Der Krieg wurde fortgesetzt; 10,000 Franzosen unter den Befehlen Catinats, denen 1400 Bauern vorangingen, um die Wege vom Schnee zu säubern, vereinigten sich in Vossile mit 12,000 Savoyarden. Renaud hatte sich mit den Seinigen in den Wäldern hinter Kanonen aus Holz und Stein verschanzt. Fünfhundert Franzosen, welche diese Bastionen angreifen sollten, wurden in einem Ausfalle in Stücke gehauen. Die Elemente kamen den Waldensern ebenfalls zu Hülfe; es fiel viel Schnee und die Lawinen donnerten in den Thälern, was die verbündete Armee zum Rückzuge zwang. Feuquieris rächte die Niederlage Catinats; die Waldenser wurden aus ihren Verschanzungen vertrieben und mußten sich in die unzugänglichsten Gebirge zurückziehen. Indessen aber sah sich der Herzog mit einem Kriege von Frankreich bedroht, und schloß schnell Frieden mit ihnen.

Eine andere Truppe Waldenser, welche sich 1200 Mann stark in der Nähe von Lausanne unter der Anführung des Hauptmanns Bourgeois von Neuenburg versammelt hatte, drang durch das Thal Abondance in Savoyen ein. Da aber unter der Truppe, unter welcher 100 Schweizer und viele Franzosen waren, Unordnung einriß, so scheiterte die Expedition, und die meisten Theilnehmer kehrten in die Schweiz zurück; der Abentheurer Bourgeois wurde in Nyon verhaftet, wo ihm auf Befehl der Berner Regierung der Kopf abgeschlagen wurde.

Eine dritte Truppe von 800 Mann, welche aus Brandenburg und Württemberg herkam, zog durch das Rheinthal und Graubünden, um sich nach Piemont zu begeben. Auf ihrem Zuge durch diese Gegenden wurden sie von Katholiken und Protestanten mit gleichem Wohlwollen aufgenommen. Es waren noch viele Waldenser in der Schweiz und in Deutschland, indessen schien ihr Loos sich zu verbessern. Die europäischen Staaten, in welchen Intoleranz nicht alles Gefühl für Gerechtigkeit und Mitleiden erstickt hatten, nahmen Antheil an diesen Unglücklichen und beträchtliche Geldsummen waren ihnen von verschiedenen Monarchen zugekommen.

Die Waldenser hatten dem Herzog von Savoyen wesentliche Dienste erzeigt, indem sie die Gränzen gegen die französischen Heere muthig vertheidigten, sie hatten also einigen Grund auf seine Dankbarkeit zu zählen. Allein der Herzog schloß Frieden mit Frankreich und Ludwig XIV, erbitterter als je gegen die Calvinisten, forderte die Ausweisung der Waldenser. Der Herzog von Savoyen war indessen menschlicher als vorher; er bewilligte ihnen zwei Monate Zeit, sein Land zu verlassen und gestattete ihnen, ihre Habseligkeiten mitzunehmen unter dem Versprechen, daß dasjenige, was sie nicht mitnehmen könnten, ihnen baar bezahlt werden sollte. Drei-



LE BOURG DE SCHWIZ.

Der Flecken Schwiz.

tausend Personen, welche zusammen 336 Familien bildeten, zogen über den Mont-Cenis und wandten sich nach Genf, von wo man ihnen mit Wagen entgegen kam. Eine Tagsatzung der reformirten Kantone hatte beschlossen, daß sie auf Kosten dieser Kantone von einer Stadt zur andern bis nach Schaffhausen geführt werden sollen, und daß man da zu Fortsetzung ihrer Reise jedem Pfarrer zehn Reichsthaler, jeder andern Person sechs und jedem Kinde drei Thaler gebe; außer diesen Subsidien sollten sie noch 12,000 Gulden, wozu Bern die Hälfte herschoß, zu ihrer Niederlassung in Deutschland erhalten. Als man aber diese Unglücklichen krank und niedergeschlagen sah, so gewann das Mitleid die Oberhand über jede andere Rücksicht, und sie konnten in der Schweiz bleiben. Bern, welches schon 6000 französische Flüchtlinge aufgenommen hatte, übernahm auch noch einen großen Theil der Piemontesen; glücklicherweise kamen Unterstützungen von andern Staaten, deren Fürsten die Vorschriften des Evangeliums nicht verläugnet hatten.

Bern und Zürich mußten noch beträchtlichen Aufwand für Waffenrüstungen machen, welche ihre Sicherheit erforderte, denn sie hatten gegründete Ursachen, der hinterlistigen Politik Ludwig XIV. zu misstrauen. Bern unterhielt einige Zeit in Genf eine Garnison von 2000 Mann, und überdies hielten beide Staaten 30,000 Mann für allfällig bedrohte Punkte marschfertig.

Indessen entsproßte ein neues Geschlecht aus den Trümmern des unglücklichen Stammes der Waldenser, sei es von denen, welche aus den Kerker entlassen wurden, oder von denen, welche dem Schwerte des Feindes entgangen waren, oder endlich von denen, welchen es gelang, in das Land ihrer Väter zurückzukehren; allein das Unglück verfolgte sie fortwährend. Im Jahr 1727 mußte der Herzog von Savoyen einige von den Waldensern bewohnte Thäler an Frankreich abtreten, und der Nachfolger Ludwigs XIV., gegen die Calvinisten erbittert, wollte lieber sein neues Gebiet in eine Wüste verwandeln, als Waldenser darin dulden, und abermals mußten diese Unglücklichen eine Auswanderung in die Schweiz antreten. Dank sei es der Verwendung der protestantischen Staaten, der Herzog von Savoyen gestattete ihnen endlich die Freiheit ihres Gottesdienstes; allein zu arm, um ihre Kirchen und Geistlichen unterhalten zu können, mußten sie aufs neue zu der Mildthätigkeit ihrer Religionsgenossen ihre Zuflucht nehmen. Die Königin Maria, Gemahlin Wilhelms III. von England, bewilligte ihnen eine jährliche Rente, die königliche Subsidie genannt; andere Staaten und die protestantischen Kantone trugen ebenfalls zum Unterhalt ihrer Geistlichen und ihrer Schulen bei. Unter der französischen Regierung erhielten die Waldenser die gleichen Rechte mit den Katholi-

ken, und ihre Pfarrer wurden vom Staate bezahlt. Allein im Jahr 1814 beeilte sich der König von Sardinien alles wieder auf den alten Fuß zu stellen, im Jahr 1816 jedoch machte er ihnen einige Zugeständnisse. Der Bischof von Pignerole unternahm es, die Waldenser vermittelt Schriften, welche er in ihrem Lande verbreiten ließ, zu bekehren, und um seinen Schritten mehr Gewicht zu geben, versprach er einem jeden, der sich bekehren würde, 200 Franken. Allein der eifrige Prälat verfehlte sein Ziel vollkommen, und machte sich so lächerlich, daß der Hof von Turin ihn von seinem Posten abberufen mußte. Im Jahr 1824 erbauten die Waldenser ein Spital für die Kranken vermittelt einer Kollekte, welche sie in der Schweiz und andern europäischen Ländern sammelten.

Auf einem Umfange von 24 Quadratstunden enthalten die Waldenser Thäler gegenwärtig 20,000 Einwohner, welche sich mit dem Wein- und Ackerbau beschäftigen; sie sind arbeitsam und verständig, daher auch ihre Ländereien am besten angebaut sind. Sie leben in gutem Vernehmen mit den Katholiken, ihren Nachbarn und denen, die sich unter ihnen befinden, und deren Achtung sie sich erworben haben. Die Vergehen sind selten unter den Waldensern; man sagt, daß man nie einen Verräther bei ihnen gefunden habe. Die Handelsleute von Turin stellen sie wegen ihrer Treue und Rechtschaffenheit vor allen andern als Commis und Cassierer an. Indessen gestattet ihnen eine intolerante Gesetzgebung nicht, an öffentlichen Aemtern Theil zu nehmen, noch Advokaten oder Aerzte zu sein. Ueberdies müssen in den Gemeindebehörden auf fünf Municipalräthe drei Katholiken sein. Die Waldenser vergessen die Wohlthaten nicht, welche ihnen die protestantischen Kantone erwiesen haben; wenn daher ein Angehöriger dieser Kantone zu ihnen kommt, so ist er sicher, mit dem freimüthigsten Wohlwollen empfangen zu werden.

Der Flecken und der Bezirk Schwyz.

Der Bezirk Schwyz ist der größte und der bevölkerteste derjenigen, aus welchen der Kanton dieses Namens besteht; er umfaßt allein beinahe die Hälfte der Gesamtbevölkerung des Landes, dessen Kern oder ältesten Theil er bildet. Die letzten Zählungen geben seine Bevölkerung auf 16,317 Seelen an, welche in 2174 Häusern wohnen. Dieser Bezirk ist auch der fruchtbarste des Kantons; der Ackerbau gewinnt an Ausdehnung, indeß wird bei weitem das für seinen Bedarf erforderliche Getreide noch nicht gebaut, und erst seit 1833 kann man etwas Erdäpfel in die andern Bezirke ausführen. Der hervorragendste Charakterzug des Volkes vom alten Lande oder von dem

Bezirk Schwyz ist die Liebe zur Freiheit und eine außerordentliche Anhänglichkeit an seinen religiösen Glauben, und aus diesem doppelten Gesichtspunkte beurtheilt es alles, was ihm Neues vorkommt. Daher gehen auch die Verbesserungen langsam oder finden gar keinen Eingang, und die Zahl derjenigen, welche sie wünschen oder sie hervorrufen, ist sehr beschränkt. Eben so beschränkt ist auch ihr Patriotismus, denn er erstreckt sich nicht weit über die Grenzen ihres Distriktes hinaus. Wenn indessen von den höhern Klassen hierin ein Anfang gemacht würde, so ist es unzweifelhaft, daß Kenntnisse und Einsichten sich auch unter dem Volke von Schwyz ausbreiten und dasselbe auf eine höhere Stufe der Civilisation stellen würden, denn die natürlichen Anlagen hiezu fehlen ihm durchaus nicht.

Der Flecken Schwyz, der Hauptort des Kantons und des Bezirkes gleichen Namens, ist an einem fruchtbaren Hügelabhang gebaut und in einer herrlichen Lage am Fuße des Mythen, der sich in eine Höhe von 4600 Fuß über die Erdoberfläche erhebt, nahe an dem Lowerer See und der Ausmündung des Muottathales. Der Kirchsprengel Schwyz umfaßt 4885 Einwohner in 650 Häusern, welche aber so zerstreut sind, daß man in dem eigentlichen Flecken kaum die Hälfte davon zählt. Zwei Hauptstraßen durchschneiden denselben; ein geräumiger Platz nimmt ungefähr den Mittelpunkt ein, wo man auf der einen Seite auf einer Anhöhe die St. Martinskirche bemerkt, welche von 1769 bis 1774 erbaut wurde. Sie ist von einer sehr werthen Bauart, ihre sieben Altäre sind von schönem, rothem, weißgeaderten Marmor; einige Freskogemälde zeichnen sich durch ihr Colorit aus, auch die Orgel verdient die Beachtung der Liebhaber. Was aber jeden guten Schweizer noch mehr ansprechen wird, ist das Grabmal des ausgezeichneten Patrioten Alois Reding, dessen Hauptschmuck eine edle Einfachheit ist. Die andern hauptsächlich Gebäude von Schwyz sind zwei Klöster, das Rathhaus, das Zeughaus, ein Spital u. s. w.; allein alle diese Gebäude haben nichts besonders Merkwürdiges. Das Kloster zu St. Peter ist ein Frauenkloster vom Dominikanerorden, das sich vom Jahr 1272 herschreibt. Hartmann zum Bach schenkte vier Schwestern dieses Ordens ein kleines Gebäude, worin diese zehn Zellen einrichten ließen; während dieser Zeit schloßen sie in einer Scheune. Im Jahr 1283 bauten sie sich eine kleine Kapelle, sie waren aber so arm, daß sie erst im Jahr 1400 einen Kapellan auf ihre Kosten unterhalten konnten. Während der Hungersnoth im Jahr 1449 empfanden die armen Schwestern das Drückende dieser unglücklichen Epoche auf eine schmerzhaft Weise, da sie einige Zeit sich einzig von der Mildthätigkeit anderer ernährten. Zur Zeit der Reformation stand das Kloster während vierzig Jahren öde und verlassen; später

verlor es einen Theil seiner Einkünfte durch eine unredliche Verwaltung.

Gewisse Unordnungen, welche später unter den Bewohnern des Klosters vorkamen, hatten zur Folge, daß die Clausur wieder hergestellt und eine Ringmauer um das Gebäude aufgeführt wurde, um jede Berührung mit der äußern und verderbten Welt zu vermeiden. Im Jahr 1799 störten bisher unerhörte Ereignisse die beschauliche Ruhe der Klosterfrauen; sie wurden gezwungen sich zu ungewohnten Diensten herzugeben, Charpie zu zupfen, Verbandzeug für die französische Armee zu machen; aber was noch weit schlimmer war, das war die Nothwendigkeit, in welcher sie sich befanden, militärische Einquartierung aufzunehmen, und für die Soldaten Patronen zu machen. Eines Tages, als sie mit ihren Andachtsübungen beschäftigt waren, kam ein französischer Dragoner zu Pferde in die Kirche und sprengte im Galopp bis in die Mitte des Gebäudes vor. Man denke sich den Schrecken dieser schüchternen Herde! es war dieß ein Wolf mitten in einem Schafstalle; der härtige Reiter aber, nachdem er sich einen Augenblick umgesehen und wahrscheinlich nichts gefunden hatte, was seinem Geschmacke zusagte, setzte seinem Pferde die Sporen in den Leib und entfernte sich zum größten Vergnügen der erschrockenen Klosterfrauen. Im Jahr 1800 wurde in dem Kloster eine Schule für junge arme Mädchen errichtet, sie ging aber aus Mangel an Schülerinnen bald wieder ein, weil diese es vorzogen, auf den Straßen zu betteln. Gegenwärtig enthält das Kloster 25 Nonnen.

Unter den sehr werthen Merkwürdigkeiten von Schwyz darf man das Medaillencabinet des Hrn. J. C. Hedlinger nicht vergessen, in welchem man eine große Anzahl von Medaillen von seiner Arbeit und viele andere ältere und neuere findet, unter denen es manche Meisterstücke gibt.

Nichts ist schöner als die Lage und die Umgebungen von Schwyz, es ist dieß ein englischer Garten, in welchem jedoch die Kunst keine Hand an den natürlichen Schmuck gelegt hat. Eine Menge hübscher Fußwege durchschlängeln die Umgegend nach allen Richtungen und bilden ebenso viele Spaziergänge. Mehrere dieser Fußpfade ziehen sich oberhalb des Fleckens nach dem Abhange des furchtbaren Mythen; der eine führt zu der Kapelle St. Joseph, ein anderer zu der von St. Agathe; diese beiden Lagen bieten entzückende Aussichtspunkte dar, besonders des Abends, wann die Sonne auf dem Punkte, sich hinter den Anhöhen des Rigi zu verbergen, ihre vergoldeten Strahlen auf die Fläche des von blendendem Lichte schimmernden Lowerer See's wirft, während der Vierwaldstätter See, ernsteren Charakters, schon in den Schatten des Abends ruht, und die hohen Gebirge, die ihn umgeben, und besonders die schneebedeckten Höhen von Uri noch von Gold und Purpur



ZUG DEVIENT SUISSE.

Zug wird Schweizerisch.

strahlen. Rechts ist der Horizont durch den Ruisberg und den Rigi beschränkt; zwischen ihnen befinden sich die traurigen Trümmer von Goldau. Im Mittelpunkt sieht man die Gebirge von Unterwalden über den Vierwaldstätter See emporragen; links die Grondalp und die Gebirge von Uri. Der Schauende verläßt diese ersten Schönheiten, um seine Blicke mit Entzücken auf dem Thale von Schwyz ausruhen zu lassen, auf seinen Dörfern, seinen Kirchen, seinen hübschen schneeweißen Kapellen, auf jener Menge von Wohnungen, welche bald zerstreut, bald auf grünen, von herrlichen Nussbäumen beschatteten Wiesen beieinander liegend sich darstellen, und wo man hin und wieder die Muotta sich durchschlängeln sieht. Zu den Füßen des Zuschauers breitet der Flecken Schwyz seine hübschen Landhäuser aus. Das in diesem friedlichen Thale herrschende Stillschweigen wird nur durch den Gesang eines Hirten, das Gebimmel der Heerdeglöckchen oder das Geläute der Glocken einiger benachbarten Kirchen unterbrochen. Wendet man die Augen auf die entgegengesetzte Seite, so erschrickt man beinahe bei dem Anblicke der Pyramide des Mythen, dessen entblößte und von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne gerötheten Wände sich senkrecht bis zu den Wolken erheben, und der dem Anscheine nach so nahe ist, daß man glauben sollte, ihn mit den Händen erreichen zu können.

Zug wird schweizerisch.

Die Grafen von Lenzburg waren die ersten bekannten Besitzer der Gegend, worin die Stadt Zug liegt, und man glaubt sogar, daß einer von ihnen der Gründer der Stadt gewesen sey. Im dreizehnten Jahrhundert gehörten die meisten der umliegenden Dörfer, Ländereien und Bauernhöfe frommen Stiftungen an, wie z. B. dem Kapitel von Luzern, von Einsiedeln, den Klöstern von Muri, von Kappel u. s. w. Nach damaligem Gebrauche waren die Anhöhen von den Burgen des Adels der Gegend besetzt, allein das ganze Land so wie die Stadt hieng von dem Herzog von Oesterreich ab, der sich durch einen Landvogt vertreten ließ, welcher in Zug wohnte. Die Stadt gedieh im Schatten der ihr verliehenen Freiheiten; adeliche Familien aus der Nachbarschaft hatten in derselben das Bürgerrecht erlangt, allein ohne deßhalb größere Vorrechte zu genießen, als andere Bürger. Die Waldkantone hatten das Joch des Herzogs von Oesterreich abgeworfen und seine Landvögte fortgejagt; allein sie wußten wohl, daß der Herzog geschworen hatte, diese Beleidigung seiner Hoheitsrechte zu rächen, daher war auch eine der ersten Maßregeln, welche sie zu ihrer Sicherheit zu ergreifen hatten, sich der Stadt Zug zu bemächtigen,

die am Eingange in ihre Thäler lag und welche sie von ihren Verbündeten von Zürich trennte. Schon einige Zeit vorher hatten sie erfahren, von welcher Wichtigkeit der Besitz dieser Stadt sey, die für jene Zeiten sehr gut befestigt war. Während sie der Stadt Zürich zu Hülfe geeilt waren, hatte die Besatzung von Zug ungestraft einen Ausfall nach Arth gemacht und die Umgegend verwüstet. Aus dieser Veranlassung belagerten die Waldstätte mit einer Mannschaft von 2000 Köpfen, zu welchen noch 600 Züricher stießen, die Stadt Zug. Das Landvolk, das mit den Eidgenossen mehr harmonirte als mit den Bürgern von Zug, verband sich mit ihnen, um gegen seinen Lehenherrs Krieg zu führen. Die Waldstätte forderten die Stadt zur Uebergabe auf, erklärten aber dabei, daß sie dieselbe bei ihren Rechten und Freiheiten ungekränkt erhalten, und sogar die Rechte des Herzogs von Oesterreich respektiren wollten; daß sie aber zur Sicherung ihrer Gränzen entschlossen wären, sich dieses Ortes zu bemächtigen, und daß die Einwohner, wenn sie ihnen Widerstand leisteten, alles von ihrem Zorne zu befürchten hätten. Zug war schlecht mit Lebensmitteln versehen, seine Besatzung nicht zahlreich und die Bürger unter sich uneinig; ein Theil derselben neigte sich auf die Seite der Schweizer. Sie begehrt daher einen Waffenstillstand, der ihnen bewilligt wurde, dann ordneten sie in aller Schnelle eine Gesandtschaft an den Herzog ab, der sich in Königsfelden befand.

Der Fürst schickte sich gerade an auf die Jagd zu gehen, als die Gesandtschaft von Zug anlangte; er sprach mit einem seiner Falkenjäger, während man die Pferde und die Hundekuppeln herbeiführte. Kaum gab er auf die Bürger von Zug Acht, die sich vor ihm stellten. Indessen nahm einer von ihnen das Wort: „Eure getreuen Unterthanen, die Bürger von Zug,“ sagte er, „sind in großer Gefahr; zu schwach den Waldstätten zu widerstehen, welche die Stadt belagern und hart bedrängen, bitten sie euch inständig, sie nicht zu verlassen und ihnen schnell zu Hülfe zu kommen.“ Der Herzog achtete wenig auf die Worte des Abgesandten, warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort mit seinem Falkenier zu sprechen. Herrmann (so nannte sich der Bürger von Zug) wurde von dieser Gleichgültigkeit schmerzlich ergriffen, und er verhehlte es nicht; da er aber sah, daß alle seine Bitten und Vorstellungen kein Gehör fanden, so rief er aus: „Sind wir denn nicht mehr werth, als die Falken?“ „Geht immerhin,“ erwiderte ihm der Herzog „ich werde Alles bald wieder erobert haben.“ Mit Recht entrüstet über eine solche Verachtung kehrten die Bürger von Zug zurück und erzählten ihren Mitbürgern, welchen Antheil der Herzog von Oesterreich an ihnen nehme. Sogleich ließen die Bürger die Eidgenossen in ihre Stadt einziehen und gaben einstimmig ihre Absicht kund, in

den helvetischen Bund einzutreten; ein Bundesvertrag wurde sogleich abgeschlossen; indessen wurde Zug erst im Jahr 1352 ein schweizerischer Kanton, zu welcher Zeit es den siebenten Rang in der Eidgenossenschaft einnahm. Der Herzog von Oesterreich stellte zwar ein mächtiges Heer auf, um die verbündeten Kantone wieder zum Gehorsam zu bringen; er belagerte zuerst Zürich, allein nach einigen Tagen, die er in nutzlosen Demonstrationen zubachte, war er wohl zufrieden, daß er sich im Schutze der Nacht mit seinem Heere zurückziehen konnte, ohne beunruhigt zu werden. Bei Morgarten erfuhr er es noch nachdrücklicher, daß dieser neue Bund nicht so leicht zu brechen sey.



Valangin.

Unter den Thälern des Kantons Neuenburg behauptet das Val de Ruz (Rudolphsthal) mit den es bedeckenden zwanzig Dörfern einen wichtigen Platz in der Geschichte des Landes. Wie alle benachbarten Gegenden, gehörte auch es im zehnten Jahrhunderte Vasallen des transjurassischen Burgunds. Finstere Wälder und Sümpfe bedeckten damals den Grund dieses Thales, wo man jetzt grüne Wiesen und Ackerfelder erblickt. Einige sehr seltene, hie und da zerstreute Wohnungen belebten diese Einsamkeit; sie waren indessen an beiden Enden zahlreich genug, um zwei Dörfer zu bilden: St Martin mit einer Kapelle, und Coffrane, das eine Kirche und Edelleute dieses Namens besaß. Einige befestigte Thürme, welche die seit langer Zeit besuchten Engpässe des Jura vertheidigten, waren durch einige nur vom König oder Kaiser abhängige Edelleute besetzt.

Bei dem Tode Ulrichs II. von Neuenburg im Jahr 1132 theilten sich seine drei Söhne in seine Staaten: Berchtold erhielt unter dem Titel eines Lehens den ganzen im Norden des Seyon gelegenen Theil der Grafschaft. Sobald er Besitz davon genommen, begann er damit, einen Theil der Wälder auszuröden und einiges ungebraute Land urbar zu machen; er zog Bewohner herbei, und gründete und befestigte die Stadt Bonneville. Der Graf Rudolph von Neuenburg hatte eine gewisse Anzahl seiner Unterthanen zu seiner Verfügung gestellt, um ihm seine beinahe öden Staaten bevölkern zu helfen, jedoch unter der Bedingung, daß er ihm eine gleiche Anzahl wieder erstatte, sobald seine Grafschaft eine hinlängliche Anzahl Einwohner enthalte. Berchtold dachte dann darauf, sich einen seiner würdigen Wohnsitz zu bauen. Hiefür wählte er einen Felsen am Eingang einer tiefen Schlucht, welche durch das geborstene Gebirge gebildet wurde, das im Süden des Ruzthales liegt, und wodurch der Seyon dem Neuenburger See zu-

fließt. Die Wahl Berchtolds war seinem Jahrhundert entsprechend. Der Gipfel, auf welchen er das Schloß Valangin baute, war von höhern Felsen und steilen, mit düstern Wäldern bedeckten Abhängen umgeben. Ein Flecken entstand am Fuße des Felsen; der Anbau des Bodens hat die Dürstheit dieses Aufenthalts vermindert, wo während eines Theils des Jahres die Bewohner des Anblicks der Sonne gänzlich beraubt sind.

Berchtold, der erste Herr von Valangin, starb im Jahr 1160, Eberhard, sein ältester Sohn, war sein Nachfolger; die Geschichte erwähnt übrigens der ersten Grafen von Valangin nur vorübergehend. Erst Wilhelm machte durch seinen Ungehorsam die Chronikschreiber jener Zeit auf sich aufmerksam. Sobald er im Besitz seines Lehens war, forderte ihn der Graf Berchtold von Neuenburg auf, seine als Vasall schuldige Huldigung zu leisten. Auf seine Weigerung aber, und auf seine Erklärung, daß er nicht von Neuenburg abhänge, bewaffnete Berchtold die Bürgerschaft von Neuenburg, um ihn mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu bringen. Zum erstenmal seit vielen Jahrhunderten ertönten die Schlände des Seyon von Waffengeöse. Wilhelm indessen, erschreckt durch die Waffenrüstungen, die man gegen ihn machte, schätzte sich glücklich, mit der bloßen Furcht davon zu kommen, und kehrte zu seiner Pflicht zurück.

Der Namen des Herrn von Valangin erlosch mit seinem Tode, und die Herrschaft gieng an Ulrich, aus dem Hause Neuenburg und Grafen von Narberg über. Dieß war ein weiser und wohlthätiger Herr; er munterte den Ackerbau in seinen Staaten auf, und ertheilte seinen Unterthanen mehrere Freiheiten, besonders denen von Bonneville. Für seine Wohlthaten dankbar halfen ihm diese die Stadt Narberg gründen und die zwei Brücken erbauen, wodurch sie mit beiden Ufern verbunden wird. Bei seinem Tode gab er seinen Unterthanen noch einen letzten Beweis seiner Liebe, indem er ihnen einen Brief ausstellte, der sie von dem Brückengeld in Narberg befreite. *)

Von seinen vier Söhnen erbte Ulrich II. die Herrschaften Narberg und Valangin. Ein anderer, Heinrich, welcher später Bischof von Basel wurde, zeichnete sich durch seine Habsucht aus; er wandte alle ersinnlichen Mittel an, um seine Brüder ihres Erbtheiles zu berauben. Bei dem Regierungsantritt Ulrichs II. war Luthold von Narberg noch Bischof von Basel, ein Mann, den der Ehrgeiz verzehrte, und der alle Mittel versuchte, um diese Leidenschaft zu befriedigen. Es gelang ihm durch schöne Ver-

*) Dieses Vorrecht wurde erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufgehoben; Dank sey es aber der Verwendung des Königs von Preußen, die Bürger von Valangin genießen es seit etwa zwanzig Jahren wieder.

sprechungen, den neuen Herrn von Valangin zu überreden, sich als seinen Vasallen anzuerkennen, was der letzte die Schwachheit hatte zu thun. Allein der Graf von Neuenburg griff zu den Waffen und zwang den Herrn von Valangin, auf seine Verbindungen mit dem Bischof von Basel zu verzichten; dann machte er einen Einfall in die Länder dieses Letztern und kehrte siegreich nach Neuenburg zurück. Indessen machte sich der Bischof, der nicht der Mann war, seine Rache lang zu verschieben, heimlich in das Nuzthal, überfiel in einer finstern Nacht und mit Hülfe einiger Verräther die Stadt Neuenburg und verwandelte sie in einen Aschenhaufen. Beide Parteien waren nun erbitterter als jemals. Der Graf von Neuenburg bemächtigte sich des Nuzthales von neuem und drang in das Bisthum ein; allein die hinterlistigen Einflüsterungen seines Bruders Heinrich von Neuenburg, welcher damals noch Eborherr war, bestimmten ihn, sich zurückzuziehen. Die Geschichte erwähnt mehrere Male eines Johann und eines Dietrich von Harberg, Söhne oder Enkel Ulrichs II., und welche beide Herren von Valangin waren.

Von 1200 bis 1293 hatte die Stadt Genf von den Spaltungen vieles zu leiden, welche zwischen ihrem Bischof und dem Grafen von Genevois herrschten. Einige Familien sahen kein Ende ihrer Leiden; sie entschlossen sich ihr Vaterland zu verlassen und begehrten Grund und Boden von den Herren von Valangin. Johann und Dietrich, welche lebhaft wünschten, ihre Staaten sich bevölkern zu sehen, nahmen sie mit Vergnügen auf. Sie hatten sich zuerst an den Grafen von Neuenburg gewendet, der ihnen Ländereien in dem Traversenthal angewiesen hatte; da sie aber die Bedingungen vortheilhafter fanden, welche ihnen die Herren von Valangin machten, so siedelten sie sich in dem Nuzthale an, die einen oberhalb Coffrane, die andern oberhalb Fontaines. Sie rodeten die dichten Wälder aus, welche den Boden bedeckten, baueten sich hölzerne Häuser und widmeten sich gänzlich dem Ackerbau. Diese Genfer, welche im Ganzen 45 Familien bildeten, hießen anfänglich: „Francs-abergeans Geneveysans,“ und um das Andenken ihres Vaterlandes zu erhalten, nannten sie ihre Dörfer les Geneveys.

Der Bischof von Basel hatte auf seine Ansprüche an das Lehen von Valangin noch keineswegs verzichtet, und er benutzte die Jugend Rollins, Grafen von Neuenburg, um ihm neue Verlegenheiten zu bereiten. Wegen einigen, zwischen den Herrn von Valangin vorgefallenen Streitigkeiten begannen jene ungesäumt die Feindseligkeiten. Den Schiedsrichtern gelang es indessen, alles wieder auszugleichen, und die Angreifer willigten sogar ein, eine Stutte und einen Mantel zurückzugeben, den sie dem Vastarden eines Eborherrn von Neuenburg genommen hat-

ten. Nichts destoweniger war der Frieden nicht von langer Dauer; der Bischof von Basel fuhr fort, in Geheim die Grafen von Valangin zu bearbeiten, die nur zu geneigt waren, ihm Gehör zu geben. Der Graf Rollin, oder vielmehr seine Vormünder, die etwas von dem vermutheten, was vorgieng, forderten von den Herrn von Valangin den Eid der Treue. Diese suchten eine Zeitlang Ausflüchte bis sie mit dem Bischof von Basel einen Vertrag abgeschlossen hatten, wonach sie ihm Valangin und alle ihre Herrschaften übergaben, und sie dann unter dem Titel von Lehen wieder aus seinen Händen empfingen. Der Graf Rollin und seine Vormünder beschloßen, diese Lehenstreulosigkeit (Felonie) zu züchtigen; sie versammelten die Stände der Grafschaft, denen sie das Vorgefallene mittheilten. Mit Heftigkeit forderten diese die Bestrafung der Schuldigen; Neuenburg erhob sein Banner, um welches sich die Vasallen des Grafen unter der Anführung Heinrichs von Neuenburg, den Herrn von Colombier und Madäus von Baugtravers sammelten. Die Herren von Valangin waffneten sich ihrerseits ebenfalls; der Bischof von Basel selbst zog an der Spitze seiner Truppen seinen Schülern zu Hülfe. Die beiden kleinen Heere stießen zwischen Valangin und Coffrane zusammen; die Neuenburger, obschon an Zahl geringer, schlugen sich tapfer; der Bischof war mit seinen Soldaten geflohen und ließ diejenigen im Stiche, welche er zu diesem Kriege verleitet hatte, und Johann und Dietrich wurden gefangen genommen. Zu einer gänzlichen Unterwerfung gezwungen, flehten sie die Gnade des jungen Grafen Rollin an. Obschon ihre Verrätherei die Todesstrafe verdient hätte, so begnadigte sie dieser doch unter der Bedingung: daß sie eine Kriegsteuer von 2,000 Pfund (ungefähr 600 Schweizerfranken) zahlten, daß sie das Schloß Valangin in die Hände des Grafen Rollin überlieferten, daß sie auf den mit dem Bischof von Basel geschlossenen Treue- und Huldigungsvertrag verzichteten und endlich, zum Gedächtniß ihrer todeswürdigen Treubrühigkeit gehalten seien, zwei Köpfe von Silber, jeden im Gewicht von fünf und zwanzig Mark, zu liefern; welche mit den ihnen abgenommenen zwei Fahnen in dem Chor der Stiftskirche von Neuenburg aufbewahrt werden sollten. Da blieben sie bis zur Zeit der Reformation, wo die eifrigen Jünger Farel's gegen die Bilder und Gemälde den heiligen Sturm liefen. Einer von ihnen, welcher ohne Zweifel den Werth dieser Köpfe kannte, nahm sie mit sich fort und sagte, er wolle sich zu Hause damit belustigen, sie zu zerbrechen; seither hat man sie nicht wieder gesehen, wenn nicht allenfalls in der Form von Thalern.

Der Bischof von Basel, welcher an dem Friedensschluß keinen Theil genommen hatte, verkaufte seine vorgeblichen Rechte auf Valangin dem Grafen

Reinhard von Mömpelgard, dem er Klein-Basel zum Pfand geben mußte für die Summen, welche er ihm seit dem unglücklichen Feldzuge schuldig war, den er unbefonnener Weise gegen denselben unternommen hatte. Indessen bereitete er sich den Krieg gegen den Grafen von Neuenburg auf's Neue zu beginnen, und im Einverständnisse mit den unbesserlichen Herrn von Valangin, legte eine Besatzung nach Bonneville. Der Graf Rollin, über diese neue Verrätherie entrüstet, rief seine getreuen Neuenburger unter die Waffen und zog an ihrer Spitze gegen Bonneville, längs dem Fuße des Chaumont hin und durch Fenin. Die Besatzung und die Einwohner leisteten zuerst nachdrücklichen Widerstand, aber endlich wurde die Stadt mit Sturm genommen, von Grund aus zerstört, die Soldaten des Bischofs ließ man über die Klinge springen, und die Einwohner wurden gefangen nach Valangin geführt, um den am Fuße des Schlosses gebauten Flecken zu bevölkern. Ein Theil von ihnen, dem wenig daran gelegen war, diese wilde Gegend zu bewohnen, entfloß bei der Nacht und flüchtete sich an die Ufer des Bieler See's auf die Besitzungen des Bischofs, wo sie Neuenstadt gründeten. Diejenigen, welche in der Grafschaft blieben, ließen sich in der Nähe von Valangin nieder und bauten das Dorf Engollon. Kaum sieht man heut zu Tage noch einige Spuren von Bonneville, und der Pflug durchfurcht jetzt den Boden, wo einst diese Stadt stand.

Nach der Einnahme von Bonneville zog der Graf Rollin geradenwegs vor das Schloß Valangin, worin sich Johann und Dietrich eingeschlossen hatten, welche aber, als sie das Schicksal von Bonneville erfuhren, keinen Widerstand versuchten, sondern sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Der Verwendung des Bischofs von Lausanne hatten sie es zu danken, daß Rollin sich auch diesmal wieder gnädig zeigte. Man schloß einen neuen Vertrag ab, durch welchen er seinen Vettern neue Rechte einräumte; aber er behielt Boudrevilliers, dessen er sich schon im Jahr 1295 bemächtigt hatte. Der Bischof von Basel, aller seiner Unfälle ungeachtet, konnte sich doch nicht entschließen, seine Ansprüche auf Valangin aufzugeben und begann sein Ränkespiel von neuem; er bot Johann von Valangin (Dietrich war so eben gestorben) Mannschaft und Waffen an, um von ihm die Abtretung des Schlosses Hocquincourt zu erhalten, woraus er einen Waffenplatz zu machen beabsichtigte. Dieses Schloß lag am Eingange des Ruzthales auf der Seite der Staaten des Bischofs; ein Schloßvogt und eine kleine Besatzung hielten sich da auf. Der Graf Rollin er-

hielt von diesen Umtrieben des Bischofs von Basel Nachricht, und wollte die Wirkungen derselben nicht abwarten. Er zog in einer Nacht, einzig von jungen Leuten von Neuenburg begleitet aus, überfiel das Schloß Hocquincourt, welches das gleiche Schicksal erfuhr wie Bonneville, und zwar zum großen Vergnügen der Bewohner der Umgegend, die alle möglichen Bedrückungen von dem Schloßvogt zu erdulden hatten. Man sagt, dieser habe Nachricht von der Annäherung des Grafen Rollin erhalten und noch Zeit genug gehabt, sich mit den Seinigen zu flüchten und seine Schätze mit sich zu nehmen. Die Neuenburger, welche hofften sich großer Reichtümer bemächtigen zu können, hatten nichts eiligeres zu thun, als den Ort aufzusuchen, wo sie verborgen sein könnten, aber oberhalb der Thüre waren die Verse angeschrieben:

N'ouvrez pas cette porte,
Crainte de vous blesser;
Car tout son or j'emporte
Sans vous en rien laisser.

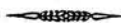
Zu deutsch:

Lasset diese Thür verschlossen,
Denn fort ist der Schatz.
Wunden könntet ihr nur finden,
An des Goldes Platz.

Dieser Warnung ungeachtet wollten die Neuenburger in das unterirdische Gewölbe eindringen; allein in dem Augenblicke, wo die Thür geöffnet wurde, setzte eine geheime Feder eine Maschine in Bewegung, welche die zwei Vordersten der Bande tödtete. Der Schatz war wirklich leer, indessen drei Jahrhunderte später fanden einige Bauern mehrere römische Medaillen auf diesem Plage.

Der Bischof von Basel setzte den Krieg gegen Neuenburg fort; allein Johann I., durch die Erfahrung klüger geworden, nahm keinen Theil mehr daran; er beschäftigte sich im Gegentheile mehr mit der Vermehrung des Wohlstandes seiner Unterthanen und der Bevölkerung seiner Ländereien, wovon der größte Theil noch wüste lag. Die Thäler von Roce, von Lachaugdefonds, von La Sagne, Les Ponts erhielten unter seiner Regierung ihre ersten Bewohner. Der Ruf der Weisheit und Tapferkeit, welchen sich Johann I. erworben hatte, verbreitete sich weit umher. Der Kaiser Ludwig der Baier, welchem er wichtige Dienste geleistet hatte, vertraute ihm die Obervogteiat über die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden an.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)





KOSTÜME DER FREIBURGER.

Freiburger Trachten.

Der Kanton Freiburg.

Der Kanton Freiburg ist der neunte in der Rangordnung der eidgenössischen Stände; er wird von den Kantonen Bern und Waadt gänzlich eingeschlossen; der letztere begränzt ihn im Westen und der erstere im Osten, beide bilden die Gränze im Süden und vereinigen sich mit dem Neuenburgersee, um ihn im Norden einzuschränken. Sein Flächengehalt beträgt 26½ geographische Meilen oder nach neuem Maße 58 schweizerische Geviertstunden; seine größte Länge beläuft sich auf 14, seine größte Breite auf 11 Stunden; seine Bevölkerung auf 87,200 Seelen, folglich 1503½ auf eine Schweizerquadratkunde.

Mit Ausnahme von 8560 Reformirten, welche in dem Bezirke von Murten wohnen, bekennet sich die ganze Bevölkerung zur katholischen Religion, indessen findet man sowohl in der Hauptstadt, als auch in andern Theilen des Kantons eine große Anzahl Protestanten. Obschon der mittägliche Theil des Kantons sehr hohe Gebirge enthält, so erreicht doch keines die Linie des ewigen Schnee's. Die höchsten Spizen sind die Dent de Brenleyre, welche 7353 und die Dent de Folliera, welche 7195 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben ist; sie befinden sich an den mittäglichen Gränzen des Saanenlandes. Im Osten trennen ihn einige hohe Gebirge von dem Simmenthal im Kanton Bern; das höchste, die Kaiserck, hat 6318 Fuß Höhe. Der Moleson, dessen höchste Spitze sich 6167 Fuß erhebt, schließt eine Gebirgskette, welche sich von dem Becken der Rhone nach dem Greizerlande hinzieht. Mehrere Verzweigungen des Jorat (Furten) in Form von abgerundeten Hügeln durchschneiden neben einander hinlaufend den Norden und Nordwesten des Kantons; eine der vorzüglichsten endigt sich mit dem Mistelaken zwischen dem Murten- und Neuenburgersee, und eine andere durch den Gibloux zwischen der Saane und der Glane, dessen höchste Spitze 3708 Fuß hat. Außer der Nachbarschaft des Murten- und Neuenburgersees, ist der Boden des Kantons hoch und sehr ungleich, wenn schon im Allgemeinen abträglich. Die Thäler und die Berge des südlichen Theiles haben herrliche Weiden; von dem Süden nach dem Norden neigt sich das Land gegen den Neuenburger- und Murtensee, und es ist dieß eine an Getraide, Wiesen und schönen Baumgärten reiche Gegend; indessen liegt an dem östlichen Ende dieser beiden Seen ein großes Moos, aus dem ein fruchtbarer Boden gemacht werden könnte, wenn einmal

die theilhaftigen Kantone sich über seine Trockenlegung verständigen würden, ein Unternehmen, das man in jeder Beziehung dem Linthunternehmen kühn an die Seite setzen dürfte. Die Ebene, in welcher die Stadt Bulle (Boll) liegt, ist nicht minder merkwürdig durch die schönen Gebirge, die sie umgeben, als durch das prächtige Grün, das sie bekleidet.

Die ersten Bewohner des Kantons Freiburg sind ziemlich unbekannt, indessen kann man nicht wohl zweifeln, daß die Kelten oder die Helveten diese Gegend bewohnten; es ist auch ziemlich wahrscheinlich, daß die Römer das Klima zu rauh fanden, um darin eine bleibende Stätte zu gründen, wenigstens blieb außer in der Gegend von Wiflisburg und Murten keine Spur von ihnen zurück. Nach den verwüstenden Einfällen der Germanen und Hunnen in Helvetien im 4ten und 5ten Jahrhundert wurde das ganze zwischen der Aar, der Saane und der Broye liegende Land eine Einöde, welche ungeheure Wälder bedeckten, die wilde Thiere bewohnten, bis im elften Jahrhundert die Burgunder sich in ihrem westlichen Theile niederließen, während die Deutschen allmählig den östlichen Theil bevölkerten. Schon im zehnten Jahrhundert machte dieses Land einen Theil des transjurassischen Burgundes aus, und man nannte es Uechtland, wüstes, ödes Land, ein Namen, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Von dem Jahre 1127 an wurde das transjurassische Burgund ein Reichslehen und stand im Namen des Reichs unter der Regierung der Herzoge von Zähringen, welche den Titel als Reichsverweser oder Rektoren führten. Berthold IV. von Zähringen gründete im Jahr 1175 die Stadt Freiburg um den Adel der Umgegend im Zaum zu halten, der anfangs zu mächtig zu werden. Unter dem Schutze dieser neuen Stadt wuchs die Bevölkerung schnell an; ihr Gebiet, das anfänglich nur 24 Pfarreien enthielt, dehnte sich unter der Herrschaft der Grafen von Kyburg und Habsburg, welche in dieser Gegend die Nachfolger der Herzoge von Zähringen waren, beträchtlich aus; später vergrößerte sich das Gebiet der kleinen Republik durch Verträge und Eroberungen; sie erwarb durch Kauf Chatel St. Denis (Kastels) im Jahr 1513, Corbieres (Corbers) und Greycz im Jahr 1554, Attalens im Jahr 1615 u. s. w. Sie eroberte mit Bern Echallens, Grandson, Orbe, und Murten, hatte ihren Antheil an den italienischen Vogteien, erwarb im Jahr 1475 ein Drittel von

Stäfs, dann 1488 und 1632 die zwei andern Drittel; im Jahr 1536 eroberte sie Romond (Remund), Rue (Ruw) und Surpierre; Volle und Roches ergaben sich im gleichen Jahre freiwillig an Freiburg. Allein im Jahr 1798 verlor dieses seinen Antheil an den italienischen Vogteien, Echallens, Orbe, Grandson und Schwarzenburg, und behielt nur Murten. Als man im Jahr 1802 in Paris an der Mediationsakte arbeitete, wollte man dem Kanton Freiburg sowohl zur Entschädigung seiner Verluste als zur Abrundung seines Gebietes die reichen gegenwärtigen Bezirke Peterlingen und Wislisburg zutheilen; da aber die Bewohner derselben reformirter Religion waren, so schlug der erste Landammann von Freiburg, der seinen Kanton repräsentirte, dieselben aus; aus diesem Grunde sind die Gebiete von Waadt und Freiburg in der Nähe des Neuenburger- und Murtensee's eines von dem andern so sonderbar umschlossen.

Freiburg war unter österreichischem Einfluß lange feindlich gegen die Schweiz gestimmt; während mehr als hundert Jahren führte es Krieg mit Bern, kurze Waffenstillstände unterbrachen bloß diese Feindseligkeiten, welche im Jahr 1339 begonnen hatten, und schon vor dieser Zeit hatten beide Städte blutige Zwiste miteinander; endlich im Jahr 1482 wurde Freiburg in den eidgenössischen Bund aufgenommen.

Die Geschichte der freiburgischen Verfassung ist der der andern Hauptstädte der Schweiz gleich; ihre Regierung war im Anfang rein demokratisch, allein sie artete nach und nach in Aristokratie und Oligarchie aus. Im Jahr 1781 machten einige Bürger von der Stadt und dem Lande einen vergeblichen Versuch, die alte Ordnung der Dinge wieder einzuführen; die Revolution von 1798 hatte einen bessern Erfolg, allein die Restauration im Jahr 1814 stellte alles wieder auf den alten Fuß bis zum Jahr 1830, wo das Volk von Freiburg die Gleichheit der Rechte und die Volkssouveränität aussprach. Gegenwärtig ist der Kanton in dreizehn Bezirke eingetheilt, die eine dem Verhältniß der Bevölkerung angemessene Anzahl von Abgeordneten stellen, aus welchen der Große Rath, aus 86 Mitgliedern bestehend, zusammengesetzt ist, und die auf neun Jahre erwählt sind und alle drei Jahre zu einem Drittel erneuert werden. Der Große Rath repräsentirt die höchste Gewalt; der Staatsrath, dem die vollziehende Gewalt übertragen ist, besteht aus 13 Mitgliedern, er ernennt seinen Präsidenten oder den Schultheißen auf eine Amtsdauer von zwei Jahren. Das Appellationsgericht ist aus dreizehn, auf Lebensdauer gewählten Mitgliedern zusammengesetzt. Jeder Bezirk hat seinen Präfecten, Friedensrichter und ein Bezirksgericht. Es besteht auch ein Polizeirath, der über die öffentliche Sicherheit wacht, so wie über die Unterhaltung der Straßen etc. Ein Finanzrath

beschäftigt sich mit der Postadministration, den Zöllen, den Abgaben, dem Münzwesen u. s. w. Die Justiz wird durch die Friedensrichter, die Bezirksgerichte und das Appellationsgericht verwaltet. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 407,128 Fr. im Durchschnitt, und die Ausgaben auf 406,540 Fr. Man zählt im Kanton 295 Weltgeistliche, 200 Mönche und 204 Nonnen. Derselbe enthält sechs Städte, nämlich: Freiburg, Murten, Boll, Stäfs, Remund und Greyerz, neun Manns- und acht Frauenklöster.

Der Boden des Kantons ist im Allgemeinen fruchtbar; man findet 68,680 Fucharten Wiesen, 99,378 Fucharten Ackerland, 739 Fucharten Weinberge, 34,480 Fuch. Waldungen und 19,700 F. Weiden. Obgleich der Ackerbau Fortschritte gemacht hat und die Felder im Allgemeinen gut angebaut sind, so erwartet doch noch ein großer Theil des Bodens arbeitsame Arme, um nützlich verwendet zu werden, wie z. B. ein großer Theil der Gemeindegüter, welche nur etwas Gras und Gesträuche erzeugen. Der Weizen, der Roggen, der Dinkel, die Gerste und der Haber bilden das Getreide, das gewöhnlich gebaut wird; die Erdäpfel sind ein in dem ganzen Kanton sehr verbreitetes Nahrungsmittel. Der gebirgige Theil des Landes ernährt eine schöne Zucht Hornvieh, dessen Zahl im Kanton 61,000 Stücke beträgt; man zählt da ferner 15,200 Pferde, 23,134 Schafe, 5143 Ziegen und 16,380 Schweine. Die in Freiburg bestehende ökonomische Gesellschaft hat vieles dazu beigetragen, um mehrere Verbesserungen in der Landwirthschaft zu verbreiten; besonders hat man den Werth des Futterkräuterbaues schätzen gelernt, der sich in mehrern Theilen des Kantons in einem gedeihlichen Zustande befindet. Die Bezirke Murten und Stäfs liefern einen geringen Wein; der erstere hat einen großen Reichthum an Gemüsen und Obstbäumen. Die Holzansuhr ist ein beträchtlicher Erwerbszweig für den Kanton; der größte Theil geht in den Kanton Waadt. Uebrigens zeigt sich erst seit wenigen Jahren bei der freiburgischen Bevölkerung einige Gewerbsthätigkeit. Die hauptsächlichsten Zweige derselben sind Strohgeflecht und Gerberei; das erste erzeugt jährlich ein Kapital von ungefähr 150,000 Franken, und die zweite beschäftigt 30 Gerberwerkstätten mit 150 Gruben, welche jedes Jahr 20,000 Häute von Schlachtvieh ausrüsten, diejenigen ungerechnet, welche Privatpersonen für eigene Rechnung gerben lassen. Im Jahr 1827 gab es im Kanton 10 Färbereien, 2 Buchdruckereien, 2 Papiermühlen, 158 Schmieden, worunter 3 Hammerschmieden, 240 Getreidemühlen, 9 Bierbrauereien, 11 Ziegelbrennereien, 21 Oelmühlen, 125 Sägemühlen, 1 Glashütte etc. Indessen ist der Ackerbau und die Viehzucht immer die Hauptbeschäftigung der Freiburger, die mit Recht die Ehre in Anspruch

nehmen, ein in ganz Europa bekanntes gastronomisches Produkt zu erzeugen: den Greyerzerkäse, der übrigens häufig seinen Namen dem gleichen Produkt aus andern Gegenden leiht. Das Vieh des Kantons Freiburg ist von seltener Schönheit, das große Hornvieh ist das schönste in der Schweiz, die Pferde sind ebenfalls stärker und beliebter als die des Kantons Bern, sie sind besonders für den Zug sehr gesucht.

Das Wild ist in diesem Kanton ziemlich rar, allein Fische giebt es im Ueberfluß, besonders in dem Murtensee, welcher zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit ist. Die Broye, welche in dem Furten entspringt, durchströmt abwechselungsweise verschiedene Theile der Kantone Freiburg und Waadt, tritt dann in den Murtensee und führt seine Gewässer dem Neuenburgersee zu. Die Saane ist der Hauptfluß des Kantons, den sie von Süden nach Norden in seiner ganzen Länge durchzieht; sie entspringt in den Gletschern des Saanetsch im Kanton Bern, in welchen sie bei Laupen wieder tritt, um sich mit der Aar zu vereinigen. Ihre Zuflüsse auf dem rechten Ufer sind: die Faur, der Negernbach und die Sense, welche mehrere Stunden lang von Osten nach Norden gegen den Kanton Bern die Gränze bildet. Die Glane, welche in dem Bezirk Rue entspringt, ist ihr beträchtlichster Zufluß auf dem linken Ufer. Außer dem Murtensee, der beinahe ganz dem Kanton Freiburg angehört und dem von Neuenburg, welcher ihm auf einigen Punkten zur Gränze dient, befinden sich noch drei andere Seen im Kanton, nämlich der von Rüsch und von Seedorf, welche kaum eine halbe Stunde im Umfang haben, und der malerische Schwarzsee, eine halbe Stunde lang und zwanzig Minuten breit.

Wie gesagt, zeigt das freiburgische Volk durch seine Sprache, seinen Charakter, seine Tracht und seine Volksfagen eine noch in unsern Tagen sehr merklich verschiedene Abkunft. Die romanische Race, welche von den alten Burgundern und Lateinern abstammt, hat den ganzen, westlich von der Hauptstadt gelegenen Theil des Kantons inne; die germanische Race aber den entgegengesetzten Theil. Unter der ersten finden sich verschiedene Schattirungen, die ziemlich auffallend sind; man unterscheidet sie durch ihren Dialekt oder ihr Patois. Das Greyerzer wird in dem obern Theile gesprochen, das Quetzu in dem mittlern und das Broyard in dem Thale der Broye, an den Ufern des Neuenburgersees und dem Mistellaken. Obschon das Französische in dem ganzen romanischen Theile des Kantons gesprochen wird, so ist doch das Patois die gebräuchlichste Sprache. Das Greyerzer ist das sanfteste und das originellste. In der Stadt Freiburg selbst ist das Französische jetzt die herrschende Sprache, das Deutsche wird nur noch in der untern Stadt gesprochen. Dagegen sind die Murtenner, die Nachbarn des Mistellaken, Deutsch-

Berner nach Sprache und Sitten. Die deutschen Freiburger sprechen ungefähr die gleiche Sprache wie ihre Nachbarn aus dem Kanton Bern. Sie besitzen weniger Frohsinn, als die, welche französisch sprechen und vielleicht findet man bei ihnen mehr Ueberbleibsel der Sitten der vergangenen Jahrhunderte. Die Festtage sind bei den einen so zahlreich als bei den andern, und was abergläubische Meinungen anbetrifft, so übertreffen die ersten die letzten. Beide lieben den Tanz sehr, und es mangelt nicht an Gelegenheiten sich darin zu üben. Man tanzt bei den Hochzeiten, am Fastnacht-Montag und Dienstag; man tanzt drei Tage hintereinander an der großen Kirchweih, welche im Herbst gefeiert wird. Die Gaben des Bacchus fließen an diesen Tagen in Strömen und lärmende Fanfaren bekrunden die allgemeine Fröhlichkeit. Die deutschen Freiburger haben in ihren Sitten mehr Ernsthaftigkeit und Robheit beibehalten, als die französischen, allein bei beiden bilden Gutmüthigkeit und Biederkeit hervorstechende Charakterzüge.

Es fehlt ihnen nicht an natürlichen Fähigkeiten, und wenn Unwissenheit und Aberglauben noch hie und da ihre Herrschaft ausüben, so muß man die wenigen Unterrichtsmitteln und der Gleichgültigkeit der Freiburger für Verbesserungen zuschreiben. Dieser Zustand der Dinge hat aber aufgehört, und ein glücklicher Anfang wurde gemacht; überall macht der öffentliche Unterricht rasche Fortschritte und bekämpft die Unwissenheit und die alten Vorurtheile siegreich. Der Distrikt von Murten hat schon längst Beweise einer edeln Nachseiferung gegeben, um den Unterricht unter der Jugend zu verbreiten. Erst seit 1816 besteht in dem Kanton ein Erziehungsrath und seit 1833 giebt es auch einen Primarschulinspektor. Im Jahr 1834 zählte man 213 solcher Schulen, die gegenwärtig von mehr als 12,000 Schülern besucht werden. Eine Secundarschule wurde, jedoch nicht ohne Mühe, im Jahr 1835 in Freiburg gegründet. Das Collegium dieser Stadt, das seit 1818 von den Jesuiten geleitet wird, war im Jahr 1834 von 504 Zöglingen besucht. Die Erziehungsanstalt der Jesuiten zählt ebenfalls eine große Anzahl Zöglinge. Das im Jahr 1830 gegründete Schullehrerseminar kann auch glückliche Resultate aufweisen.

Unter der freiburgischen Bevölkerung zeichnen sie die Greyerzer durch ihre Sprache, ihre Sitten und ihre besondern Gebräuche aus; sie haben mehr Aehnlichkeit mit den Bewohnern des Berner Oberlandes, als mit der Bevölkerung von Freiburg, Männer und Weiber sind von schöner Gestalt, schönem Geblüte und verhältnißmäßigen Formen, und in dieser Beziehung stehen sie den Oberhaslern nicht nach. Ihre Sprache, mit Ausnahme des Jaunthales, wo man deutsch spricht, ist die französische; allein

gewöhnlich gebrauchen sie das romanische Patois, und es ist noch nicht lange her, daß das Französische für sie noch die Sprache der Gelehrten war.

Die Freiburgertracht weicht nach den Dertlichkeiten sehr ab. In dem französischen Theile tragen die Weiber ihre Haare, in ausgestopfte Zöpfe geflochten, am Hinterkopfe befestigt. Diese dicken Zöpfe werden an Brunktagen mit einem großen Strohhute bedeckt, der rings mit schwarzen Spitzen eingefast ist und auf welchem ein Strauß von künstlichen Blumen steckt; der übrige Theil der Kleidung hat nichts besonders Ausgezeichnetes. Der Kopfsputz der Deutschen ist bescheidener, ihre Haarzöpfe sind nicht ausgestopft und ihr Hut bloß mit einem schwarzen Bande eingefast. Ihr rothes Nieder und ihr schwarzer gefalteter Rock sind steif und nicht sehr gefällig. In beiden Theilen des Kantons tragen die Weiber an den Arbeitstagen ein farbiges Tuch um den Kopf. Die Männer des deutschen Kantonsheils kleiden sich in selbstverfertigtes braunes Tuch und tragen große Filzhüte. In Grenerz bedecken sich die Weiber an Festtagen mit schwarzen Filzhüten mit breiten Rändern, woran die Spitzen, die Bänder, die Blumen und das Glitterwerk nicht gespart sind. Bei großen festlichen Anlässen entwickeln die Freiburgerinnen den ganzen Luxus ihres Putzes; dieß ist dann eine ganz andere Tracht; der Scharlach ist dabei die vorherrschende Farbe mit Ausnahme einer schwarzen seidenen Schürze; der Kopfsputz ist aus so mannichfaltigen Stücken zusammengesetzt und so bunt, daß es schwer ist, ihn zu beschreiben. Auf der Brust tragen sie eine große silberne Schachtel oder Agnus Dei an einer langen Kette hängend. Ihre Trauerkleidung ist nicht weniger charakteristisch; sie ist mit Ausnahme eines weißen Schleiers ganz schwarz. Ein Mantel umhüllt sie von den Schultern bis zu den Hüften. Der Schleier bedeckt ihnen die Stirn und fällt über die Schultern auf den Rücken, wo er in einen Zipfel ausläuft. Ein anderes Stück ebenfalls weißen Tuches umhüllt den ganzen untern Theil des Gesichts, so daß man von demselben nur Nase und Augen sieht. Man kennt den Ursprung dieser Trachten nicht, welche so ziemlich an die des Morgenlandes erinnern. In dem Bezirk Murten ist die alte Tracht ziemlich allgemein durch die aus der Umgegend von Bern verdrängt worden. Diese sonderbare Tracht der Männer bestand aus einem kleinen niedrigen Filzhute, der das Haupt bedeckte, aus einer weiten braunen Weste mit rothen Bändern auf den Nähten geziert, weiten Pumpbosen von weißer Leinwand, welche mit einer Menge Bänder an den Gürtel geknüpft, und Schuhen, die mit einem breiten Stück rothen Stoffes bedeckt waren. Denke man sich dazu noch einen langen Bart, groß genug, um das Kinn eines Patriarchen würdig zu

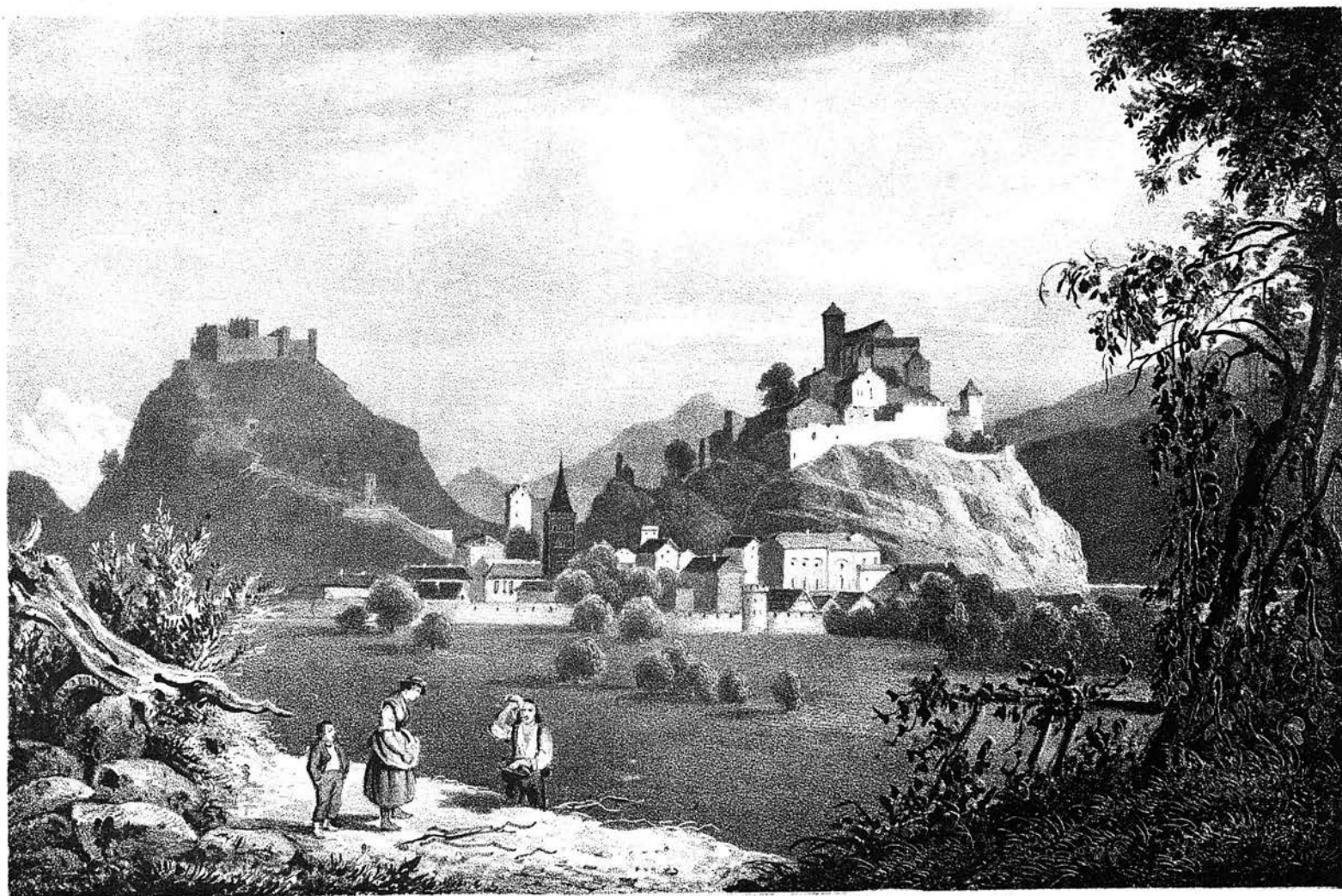


schmücken, und man hat die ursprüngliche Tracht der Bewohner Murtens. Noch vor einigen Jahren sah man zu Kerzerz, einem Dorf in diesem Bezirke, auf diese Art ausgestattete Greise; heut zu Tage sieht man sie nur noch auf Kupferstichen. Die Bewohner vom Mistellaken haben auch ihre besondere Tracht, die jedoch nichts Merkwürdiges darbietet.

Die Wohnungen der Freiburger sind im deutschen Theile gewöhnlich in Holz gebaut und mit Stroh oder Schindelein gedeckt. In den Bauten des romanischen Theiles verwendet man häufig Steine und Ziegel, jedoch haben diese Wohnungen nicht das sorgfältige und malerische Aussehen der Berner Häuser. In den Städten schreiben sich beinahe alle Bauten aus dem Mittelalter her, und der Kanton ist reich an Denkmälern aus diesem Zeitraum.

Sitten.

Nichts ist in die Augen fallender und malerischer, als der äußere Anblick von Sitten und der Gegend, worin diese alte Stadt liegt. Umgeben von Gräben, von Wällen und von gothischen Thürmen, lehnt sie sich an einen ungeheuern Felsen von bizarrer Form, welchen die Trümmer von drei Schlössern bekränzen, und dessen Nacktheit mit der Frische der Landschaft und dem lachenden Pflanzenwuchs der Gegend grell absteht. Die schönsten Obstbäume verbreiten da ihren Schatten; terrassenweise ansteigende Weinberge, deren Laub sich an den Bäumen und Felsen hinanrankt, bedecken die Abhänge und sind mit kleinen Maisfeldern oder Maulbeer- und Feigenbaumgehölzen untermischt, wo man im Sommer den Gesang der Grille vernimmt. Oberhalb dieser Region bestet sich das Auge auf den verschiedenartig gefurchten Abhang



SION.

Sitten.



der Gebirge, auf dessen Schluchten oder seine engen und tiefen Thäler, die mit Dörfern, Feldern, Wäldern und Baumgütern besät sind. Sobald man aber die alte Stadt betritt, so ändert sich der Anblick; alles darin ist traurig; die Straßen, die Häuser und die Einwohner, alles ist finster und schweigend, und nichts kündigt die Thätigkeit einer Handelsstadt an. Selten begegnet man einem Gesichte mit frischer, gesunder Farbe, lebhaften und ausdrucksvollen Augen; desto mehr aber sieht man Leute mit gelben Gesichtern, welker Haut und drüsigem Halse. Indessen darf man nicht allem dem Glauben beimessen, was gewisse schreibende Reisende oder reisende Schreiber auf das Wort anderer hin behaupten, daß man in Sitten bei jedem Schritte Eretinen, Bettler und Dünghaufen antreffe, welche dem Geruchsorgan übel mitspielen. Ehemals konnte es vielleicht der Fall seyn, allein heut zu Tage sieht man keine Dünghaufen mehr in den Straßen, nur selten begegnet man einem wirklichen Eretin, und noch seltener einem Bettler. Es ist war, man wird sich auf den Straßen und an den Fenstern vergebens nach einem hübschen Gesichte umsehen, und unter die Tugenden der Walliser darf man die Reinlichkeit nicht rechnen. Die Bewohner von Sitten führen ein sehr eingezogenes Leben, und man wirft ihnen vor, gegen die Fremden nicht sehr gesellschaftlich zu seyn, daher sagen auch diese gewöhnlich mehr oder minder wahr: sie hätten Sitten gesehen, ohne die Einwohner zu bemerken. Wenn man sich indessen am Sonntag in die Kirchen begiebt, oder eine Prozession vorbeiziehen sieht, so kann man sich überzeugen, daß die Stadt bei weitem nicht entvölkert ist. Während der Jahreszeit, in welcher die Fremden gewöhnlich das Wallis besuchen, verläßt der interessanteste Theil der Bevölkerung von Sitten die Hauptstadt, um eine große Anzahl kleiner Landhäuser zu bewohnen, welche an dem Abhange eines im Süden der Stadt gelegenen Berges erbaut sind. Diese Landgüter heißen die Maiensässe von Sitten, und da sie zum Theil sehr hoch über dem Thale liegen, so genießen sie ein gemäßigtes und gesundes Klima, während man in Sitten im Sommer zugleich einer feuchten Temperatur und einer drückenden Hitze ausgesetzt ist, welche letztere ziemlich häufig dreißig Grade übersteigt. Die Lage dieser Landgüter ist herrlich; sie bietet eine unendliche Folge von hübschen Landschaften, Gehölzen, Bächen, Wasserfällen, durch schöne Bäume beschatteten Fußpfaden, malerisch gelegenen Dörfern und Sennhütten dar, mit einem Wort, sie enthält die schönsten, abwechslungsreichsten und angenehmsten Aussichtspunkte. Wenn man die Maiensässe von Sitten besucht hat, so wird man sich nicht mehr darüber verwundern, daß man in der Ebene nicht häufiger hübsche Gesichter sieht. Im Sommer besuchen die

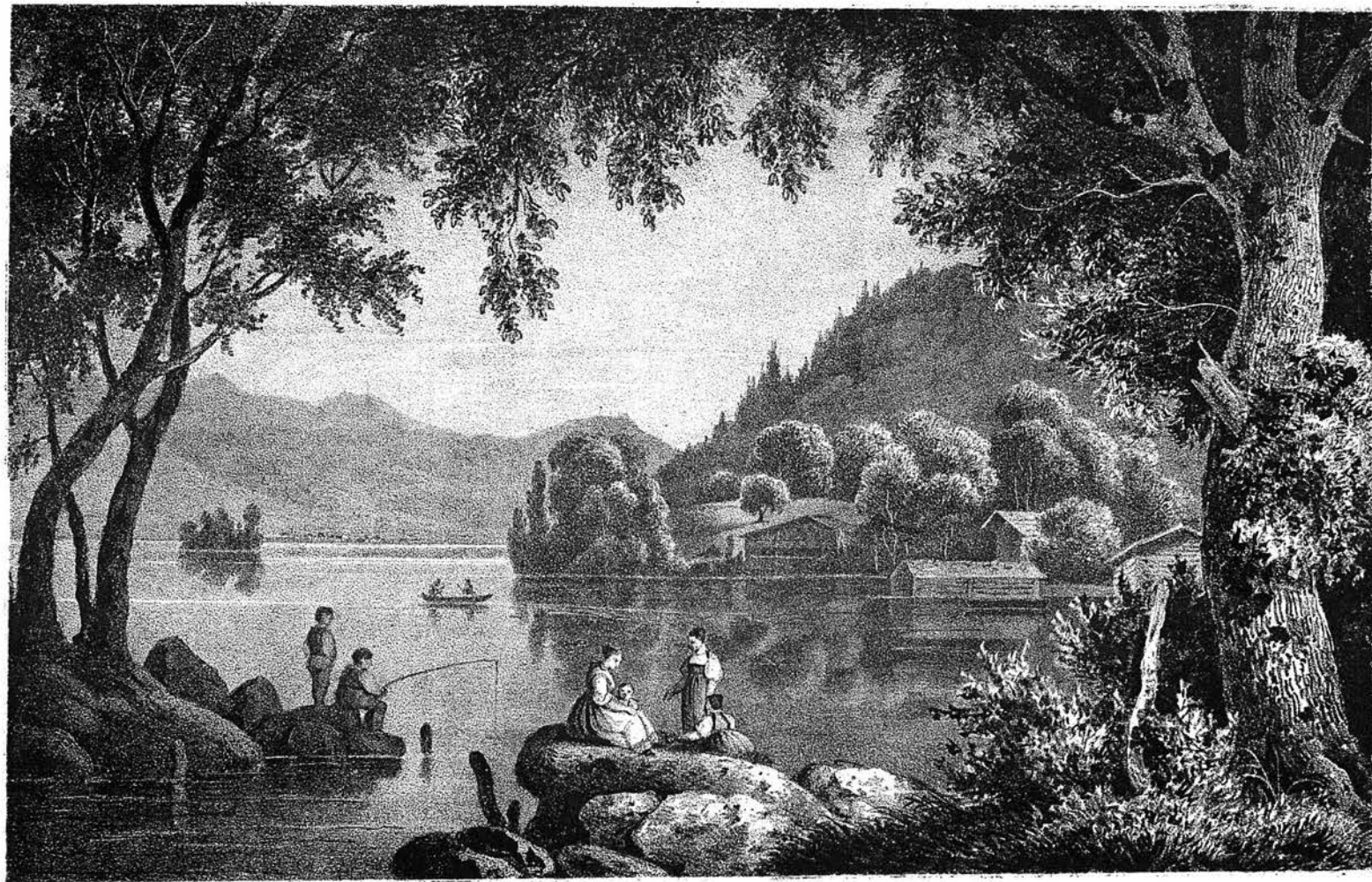
vermöglichen Familien von Sitten auch noch andere Orte, z. B. Sieders und die Leuker Bäder. Der Vorwurf, den man den Bewohnern der Hauptstadt des Wallis wegen ihres ungeselligen Benehmens macht, läßt Ausnahmen zu; denn es giebt eine Klasse in der Gesellschaft, wo Höflichkeit, Freimüthigkeit und Gastfreundschaft Familientugenden sind, und wo das schöne Geschlecht sich durch seine Sanftmuth, seine Fröhlichkeit und seine Bescheidenheit auszeichnet. Im Allgemeinen sind die Frauen gute Haushälterinnen, mildthätig, ihren Pflichten treu, und diese Eigenschaften wiegen wohl die Gleichgültigkeit oder Schläfrigkeit auf, die man ihnen zumißt, und die im Allgemeinen den Wallisern eigen ist.

Sitten, die Hauptstadt des Kantons, ist zugleich der Hauptort des siebenten Zehntens, der Sitz der Regierung, des Bischofs und des Kapitels und der Versammlungsort der wallisfischen Tagsatzung. Sein Ursprung verliert sich in der Nacht der Zeiten. Die Seduner hatten vor Alters diese Gegend inne; sie waren der mächtigste der keltischen Stämme in den penninischen Alpen. Die Stadt Chur erhielt von ihnen den Namen Sedunum, den ihr die Römer zu den Zeiten Augusts gaben oder erhielten. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bauten diese Beherrscher der Welt in Sitten ein Kastell, um sich ihrer Eroberung zu versichern, und man glaubt, daß diese Feste das gegenwärtige Schloß Valeria sey, das seinen Namen von Valerius, dem ersten römischen Präfecten in dieser Gegend, erhalten haben soll. Schon im fünften Jahrhundert ließen sich die Bischöfe von Octodurum (Martinach) in Sitten nieder. Von da an wurde keine Stadt in Helvetien von den Elementen und den Menschen mehr mißhandelt, als diese. Unter der Feudalregierung war sie allem Ungemach ausgesetzt, welches die unaufhörlichen Kriege zwischen ihren Bischöfen und dem Adel, oder zwischen diesem und dem Volke nach sich zogen. Seit Rudolf I., König des transjurassischen Burgunds, sich ihrer bemächtigt hatte, wurde diese Stadt achtmal mit Sturm genommen und beinahe ebenso oft mit Feuer und Schwert verheert. Die letzte Expedition dieser Art, welche nicht die mindest traurige war, war die der Franzosen im Jahr 1798. Die schrecklichste Feuersbrunst, womit Sitten heimgesucht wurde, war die von 1788. Das Feuer brach in dem Hause eines Luchhändlers aus, und verbreitete sich schnell über die benachbarten Häuser; viele Gebäude waren von Holz aufgeführt, der größte Theil mit Schindeln gedeckt, die von einem heftigen Winde getrieben, sich in einem Feuerregen über die Stadt und die Umgegend verbreiteten. Die Flammen erhoben sich im gleichen Augenblick in verschiedenen Quartieren der Stadt, sie erreichten sogar das Schloß Majoria, die Residenz des Bischofs

und das noch viel entferntere Schloß Tourbillon, und ihre Fortschritte waren so reißend, daß man kaum Zeit hatte, die kostbarsten Gegenstände zu retten. Mitten unter dem Gekläne der Glocken, dem Geschrei der Weiber und Kinder und dem Krachen der einstürzenden Häuser lähmte eine unbefreibliche Verwirrung alle zweckmäßigen Maßregeln um den Fortschritten des Feuers Einhalt zu thun, die Feuersprützen verbrannten vor den Häusern aus Mangel an Händen, während das Volk hin und her lief, oder sich in die Kirchen flüchtete. In wenig Stunden wurden 260 Häuser, Scheunen, Stallungen und andere kleine Gebäude ein Raub der Flammen. Unter den ersten befanden sich das Kanzlei- und mehrere andere beträchtliche Gebäude.

Die gegenwärtigen Gassen von Sitten sind weder schön, noch regelmäßig; die ansehnlichste ist unwidersprechlich die große Brücke, wo der Markt gehalten wird und das Wirthshaus zur Krone steht. Diese Straße wird von der Sionne durchschnitten, die in einem mit Brettern bedeckten Bette dahin strömt. Dieß ist ein manchmal so reißender Bergstrom, daß er schon oft die größten Verwüstungen in der Stadt angerichtet hat. Sitten, mit seinen 2500 Einwohnern, zählt fünf Kirchen, wovon die vornehmsten die zu St. Theodul und die der heil. Jungfrau geweihte Hauptkirche sind, und die auf dem Felsen liegt, wo sich das Schloß Valeria befindet. Dieß ist ein großes, durch seine Lage, seine kostbaren Reliquien und den Umstand merkwürdiges Gebäude, daß es allem und jedem Ungemach entgangen ist, welches die Hauptstadt des Wallis je betroffen hat. Man zählt nicht weniger als fünfzehn Altäre darin; der Leib des Chorberrn und Dechanten Will, gestorben im Jahr 1696 und der im Lande in hoher Verehrung steht, ist in dieser Kirche niedergelegt, wohin das Volk durch die Wunder, die er noch heut zu Tage bewirken soll, in Menge angezogen wird. Das Rathshaus ist wegen seiner schönen gothischen Bauart und seiner Uhr merkwürdig. Man bemerkt in Sitten noch das Kanzleigebäude, das Zeughaus, von dem die Franzosen nur die vier Mauern übrig gelassen haben, und außerhalb der Thore ein von barmherzigen Schwestern versehenes Spital. Man findet in Sitten auch herrliche Spaziergänge, allein die Natur hat dabei alles gethan; übrigens werden sie wenig besucht und man begegnet auf denselben nur hin und wieder einem Studenten, der da Frische gegen die hier unerträgliche Hitze der Hundstage sucht, und mit einem tuchenen Mantel manchmal mit zwei oder drei Krügen nach der Schuldisziplin bekleidet ist. Der Fremde beeilt sich, seinen Spaziergang in den Straßen von Sitten zu beendigen, um freier auf den hohen Felsen zu athmen, welche die Stadt beherrschen und deren sonderbarer Anblick bei der Annäherung zur Stadt ihm so aufgefallen ist. Eine

tiefe Schlucht theilt diese Felsen in zwei Theile. Bei'm Austritt aus der Stadt bemerkt man zuerst die Trümmer des Schlosses Majoria, das auf der niedrigsten und vordersten Seite des Felsen liegt. Es besteht aus einem großen Thurm, einer Kapelle und einigen zum Theil noch bewohnten Gebäuden, die von beiden Seiten von den senkrechten Felsen eingeschlossen sind, welche die Stadt beherrschen. Während mehrerer Jahrhunderte war dieses Schloß der Wohnsitz der Bischöfe von Sitten; mehrere Male wurde es von den Flammen zerstört, und besonders durch die Feuersbrunst von 1788, welche es beinahe ganz einäscherte; seither wurde es nicht wieder aufgebaut. Ein wenig höher sieht man einen großen einzelnen Thurm, der mit dem Schlosse mittelst eines nackten Felsenkamms und einer Zugbrücke in Verbindung stand; man nennt ihn den Hundsturm. Durch einen in der Schlucht angebrachten Weg steigt man fortwährend aufwärts, dann verläßt man denselben und erklimmt den sehr steilen Felsen links auf einem beschwerlichen, in den Felsen gehauenen Fußwege. Man kommt durch ein Thor am Rande eines Abgrundes und bald darauf zu den Ruinen des Schlosses Tourbillon, welches Bonifazius von Chablant im Jahr 1294 erbaute, und wohin die Bischöfe in unruhigen Zeiten oder während der Pest sich zurückzogen. Ehemals stand es mit dem Schlosse Majoria mittelst einer Brücke über einen tiefen Graben in Verbindung. Die Ruinen sind von großem Umfange; man bemerkt die Ueberbleibsel einer St. Georg geweihten Kapelle und die Trümmer einer großen Cisterne. Das Schloß wurde mit den dort sorgfältig aufbewahrten Bildnissen der Bischöfe durch die Feuersbrunst von 1788 zerstört. Aus dem Hauptthurme des Gebäudes machte man ein Pulvermagazin, das der Blitz einige Monate nachher in die Luft sprengte. Das Merkwürdigste auf dem Felsen, wo sich die Ruinen des Schlosses Tourbillon befinden, ist jetzt die schöne Aussicht, die man auf den Lauf der Rhone und einen großen Theil des Wallis hat, auf der einen Seite bis nach Siders und auf der andern bis nach Martinach. Im Herabgehen von Tourbillon zieht man sich nach der andern Seite des Felsen, wo das geräumige Schloß Valeria liegt, das die Hauptkirche enthält. Im Vorbeigehen bemerkt man eine kleine Kirche, die ebenfalls auf den Felsen gebaut ist und die das Gepräge eines hohen Alterthums trägt; man sagt, es sey die erste christliche Kirche des Landes gewesen. Ein Theil der Gebäude des Schlosses Valeria liegt in Trümmern, andere werden von den Chorberrn und Kaplanen der Hauptkirche bewohnt. Dieses Schloß liegt nicht so hoch, als Tourbillon, allein man hat ebenfalls eine schöne Aussicht auf den mittäglichen Theil des Thales.



ISELTWALD.

Isektwald.

Iselfwald.

An dem mittäglichen Ufer des Brienzersees, in der Tiefe einer kleinen Bucht und am Fuße des Schwabhorn, welches dem berühmten Faulhorn zur Stütze dient, liegt ein kleines, beinahe unbekanntes Dorf, weil es mit andern bewohnten Orten nur mittelst eines kleinen und schlechten Fußweges in Verbindung steht; es heißt Iselfwald. Besucht man diesen See, so sagen die Schiffeleute wohl: „Da liegt Iselfwald;“ da man aber nichts Merkwürdiges da sieht, so begnügt man sich, im Vorbeifahren einen Blick darauf zu werfen. Indessen ist es unmöglich, sich einen angenehmer gelegenen Ort zu denken: jene Felsen, jene ländlichen Wohnungen, die sich in den so ruhigen Gewässern des See's abspiegeln, jene kleine, an der Einfahrt der Bucht gelegene grüne Insel, die auf dieser schönen Landschaft verbreitete Ruhe, endlich die ganze Gegend: alles dies zusammengekommen, bildet ein reizendes, poetisches Gemälde. Iselfwald ist zu Lande zwei Stunden von Interlaken entfernt, selten aber benutzt man den malerischen Fußweg dahin, man zieht den bequemen Weg zu Wasser vor.

Das Wappen des Dorfes, sagt man, ist ein Bär, der eine Rübe in einer seiner Tassen und zwei in seinem Gürtel trägt. Nach der Legende soll folgendes der Ursprung dieses sonderbaren Wappens seyn. Der deutsche Kaiser hatte einen großen Krieg vor und ließ daher alle Vasallen des Reichs auffordern, sich mit ihren Truppen zu ihm zu begeben. Die Hirten des Oberlandes schickten ihrem Herrn und Meister nur drei Mann, das waren aber drei Riesen, welche in dem Dorfe Iselfwald wohnten, und die sich zum Kampfe in Bärenfelle kleideten. Als der Kaiser diese drei ungeheuern Bursche ohne Waffen und in ihrer sonderbaren Kleidung sah, fragte er sie, woher sie kämen? worauf sie antworteten, daß sie das Kontingent seiner getreuen Unterthanen aus dem Oberlande bildeten; der Kaiser gerieth in gewaltigen Zorn, weil er glaubte, man wolle Spott mit ihm treiben. „Eure Majestät wolle sich nicht erzürnen,“ sagten die Riesen, „wir wollen ihr sogleich zeigen, daß man nicht auf die Zahl sehen muß.“ Dann giengen sie in den Wald; jeder riß eine Tanne aus, wovon sie sich Keulen machten und stellten sich in die Reihen der Kämpfenden. Die beiden feindlichen Armeen stürzten sich bald auf einander und es entspann sich ein furchtbarer Kampf. Die drei Riesen aber mit ihren ungeheuern Keulen richteten so schreckliche Verheerungen in den Reihen der gegenüberstehenden Truppen an, daß diese, von einem panischen Schrecken ergriffen, nur noch auf eilige Flucht dachten, was dem Kaiser einen vollständigen Sieg verschaffte. Er erkannte den ganzen

Umfang des wichtigen Dienstes, welchen ihm das Kontingent des Oberlandes so eben geleistet hatte; er ließ die drei Bärenmenschen, aus denen es bestand, vor sich kommen, und sagte ihnen, daß er ihnen als Preis ihrer Tapferkeit alles dasjenige bewillige, was sie von ihm begehren werden. Aber die Forderungen der drei Riesen waren mehr als bescheiden; sie beehrten einzig das Vorrecht, den kaiserlichen Adler auf ihrer Fahne führen zu dürfen, sobald ihre Gemeinde im Stande sey, hundert wehrfähige Männer zu stellen, und daß man ihnen das immerwährende Recht bewillige, so oft sie über das Gebiete des Reiches giengen, jedesmal drei Rüben ausreißen zu dürfen, wovon sie eine in der Hand und zwei andere im Gürtel trügen. Es kam dem Kaiser nicht schwer an, ihnen ein Vorrecht zuzugestehen, das ihm so wenig kostete, und die Einwohner von Iselfwald machten einen fleißigen Gebrauch davon, denn das Reichsgebiet begann schon in Bönigen, eine Stunde von ihrem Wohnorte; allein niemals gelang es ihnen, hundert Mann auf die Beine zu bringen, nicht einmal Riesen.

Valangin.

(Fortsetzung.)

Johann I. starb im Jahr 1326 und hinterließ zwei Söhne, Gerhard und Walter. Der erste war sein Nachfolger; seine Regierung war aber nicht von langer Dauer. Im Taumel unbesonnener Jugendhitz trat er unkluger Weise in die Verbindung des Kaisers mit dem Adel gegen die Stadt Bern und war einer der ersten, welche die Feindseligkeiten begannen. Als er sich in das Lager von Laupen begab, wo der Adel alle seine Streitkräfte versammelte, verleitete er die Bürger von Landeron, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Gerhard sah seine Staaten nicht wieder; er blieb mit vielen andern auf dem Schlachtfelde von Laupen; seine Fahne und die von Landeron machten einen Theil der Trophäen der Sieger aus. Bald nachher züchtigten die Berner diejenigen, welche die Waffen gegen sie ergriffen hatten; die Einwohner von Landeron empfanden zuerst die ganze Schwere ihres Zornes und das Val de Ruz entgieng einer gänzlichen Verwüstung nur deshalb, weil die Anführer die unbekannten Fußpfade fürchteten, die zu diesem Thale führten.

Johann II. war ein guter Fürst; er war es, welcher im Jahr 1352 die Bürgerschaft von Valangin errichtete, die in der Folge eine so große Ausdehnung erhielt.

Johann III. trat seine Regierung im Jahr 1372 an; er ertheilte den Bewohnern von Locle und La

Sagne Freibriefe und erzeugte sich als ein ebenso wohlthätiger Fürst, wie sein Vorfahrer. Nach seinem Tode übernahm seine Wittve Mechthilde (Mahault), aus dem Hause Neuenburg, die Vormundschaft über ihre minderjährigen Söhne. Diese eitle und hochmüthige Frau, die den Schweizerbund als den größten Feind des Adels betrachtete, schwor ihm ewigen Haß, den sie gleich anfangs dadurch äußerte, daß sie den Bürgerrechtsvertrag brach, welchen Johann III. weißlich mit Bern geschlossen hatte. Dann sandte sie das Banner von Valangin dem Herzog von Oesterreich, welcher mit seinem ganzen Adel den neuen schweizerischen Bund zu erdrücken trachtete. In der Schlacht von Sempach verlor der Herzog mit 676 Adlichen das Leben und die Fahne von Valangin blieb in den Händen der Sieger. Bern forderte dann die gänzliche und vollständige Vollziehung des Bürgerrechtsvertrags zwischen beiden Staaten; allein die Wittve Johanns III. deren unsinniger Stolz die Vernunft erslickte, antwortete auf beleidigende Weise; sie wurde jedoch bald dafür bestraft. Eine Schaar Berner drang in dem Ruzthale ein, verbrannte und plünderte mehrere Dörfer und führte das Vieh weg; das Eigenthum des Herrn von Valangin, das in andern Gegenden lag, wurde nicht besser geschont. Nach dem im Jahr 1410 erfolgten Tode Mechthildens beeilte sich ihr indesß volljährig gewordener Sohn Wilhelm, den Bürgerrechtsvertrag mit Bern auf ewige Zeiten wieder aufzurichten. Er fand in Conrad von Neuenburg einen wohlwollenden Beschützer, der ihm großmüthig einige Gebietstheile abtrat, um das seinige zu vergrößern. Von da an befand sich die Herrschaft Valangin in einem herrlich blühenden Zustande, ihre Gränzen erstreckten sich, wie noch heut zu Tage, von dem Seyon bis zum Doubs. Man zählte im Jahr 1318 25 Dörfer in derselben, deren Bewohner größtentheils im Wohlstande lebten, den sie dem Gewerbsfleisse verdankten, welcher schon damals sich in ihren Thälern zu verbreiten begann. Wilhelm war zu dieser Zeit der mächtigste Vasall des Hauses Neuenburg; er verheirathete sich mit Johanna von Beaufremont, welche ihm die Herrschaft dieses Namens und 3500 Goldthaler als Ausstattung zubrachte. Allein dieser Wohlstand machte Wilhelm undankbar und hochmüthig. Im Jahr 1411 hatte er Conraden von Neuenburg den Eid der Huldigung und Treue geleistet; dreizehn Jahre nachher ließ er auf einen Felsen oberhalb des Seyon einen prächtigen Galgen mit vier Säulen erbauen. Conrad betrachtete diesen Rechts eingriff als eine Handlung der Empörung, er sandte Johann von Sales an Wilhelm, um ihm zu bedeuten, daß wenn binnen drei Tagen der Galgen nicht weggeschafft sey, so werde er ihn durch seine Leute niederreißen lassen. Wilhelm gehorchte nicht

und sah mit Wuth, wie die Leute Conrads jene Säulen, welche die Zeichen seiner Landeshoheit seyn sollten, in die Schluchten des Seyon stürzten. Um sich zu rächen, ließ er eines Tages Johann von Sales auf der StraÙe verhaften; dieser verteidigte sich aber und wurde getödtet. Conrad war nicht der Mann, der eine solche Beleidigung ungestraft hingehen ließ, und rüstete sich zu einem Zuge gegen Valangin. Da erschrock Wilhelm und suchte die Vermittlung Johann von Rochetaillée, Bischofs von Besançon und Patriarchen von Constantinopel an, was indessen nicht verhindern konnte, daß er gezwungen wurde, Abbitte zu thun und auf den Knien anzuerkennen: er sey Vasall des Grafen von Neuenburg und ihm Gehorsam schuldig; ferner mußte er für die Kriegskosten zehn Mark feinen Silbers bezahlen. Unter diesen Bedingungen wurde ihm gestattet, einen bescheidenen Galgen und mit bloß drei Säulen zu errichten.

Johann IV., der Nachfolger Wilhelms, machte seine Unterthanen durch seine Habsucht unzufrieden. Die Bewohner des Dorfes Bussi, überdrüssig seines Dienstes, entflohen in einer schönen Nacht mit allem, was sie mit fortnehmen konnten, und ließen sich bei Mildes nieder, wo sie ein Dorf gründeten, das noch jetzt diesen Namen führt. Als Johann von der heimlichen Flucht seiner Unterthanen Kunde erhielt, setzte er ihnen nach, und kam gerade noch zeitlich genug in Auvernier (Abernach) an, um sie mit vollen Segeln dem andern Ufer des See's zusteuern zu sehen. Der burgundische Krieg war eine verführerische Gelegenheit für ihn, sich frei zu machen, vielleicht fühlte er auch die Versuchung dazu; allein nach einigem Zaudern ergriff er klüglich die Partei der Schweizer und kämpfte für sie bei Grandson und Murten. Claudius, einer seiner Söhne, wurde im Jahr 1495 sein Nachfolger; er machte eine Reise nach Rom, um seinen Antheil an den Ablässen zu haben, welche der Papst mit vollen Händen bei Anlaß des großen Jubiläums spendete. Allein während der Ueberfahrt von Genua erhob sich ein so wüthender Sturm, daß der Herr von Valangin das Gelübde that, im Fall er mit dem Leben davon komme, eine Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria zu erbauen. Er entging der Gefahr und kam nach Valangin zurück, mit der Ermächtigung des Papstes zum Bau seiner Kirche versehen; er führte sie außerhalb des Fleckens Valangin nebst Wohnung für sechs Chorberrn auf, und sie wurde im Jahr 1506 mit vieler Pracht eingeweiht. Fünf Jahre nachher ließ er eine Kirche in dem Dorfe Breners bauen, die zwölfte in seinen Staaten; auch stiftete er eine Kapelle in Lachaugdefonds. Claudius hatte von seiner Gemahlin, Wilhelmine von Vergy, nur eine Tochter, die schon Wittve war und ihm nachfolgte, bald aber



mit Hinterlassung eines Sohnes, Reinhard, starb, den sie von ihrem Gatten Philibert von Challant gehabt hatte. Reinhard bewohnte seine Staaten von Balangin selten; er hielt sich beinahe beständig an dem Hofe des Herzogs von Savoyen auf. Wilhelmine blieb Regentin von Balangin bis zu ihrem Tode im Jahr 1543. Die Reformation machte unter ihren Unterthanen schnelle Fortschritte, trotz ihres Widerstandes und aller willkürlichen Maßregeln, die sie ergriff, um ihr Hindernisse in den Weg zu legen. Der Reformator Farel predigte einige Zeit in der Kirche von Balangin, nicht ohne öfters in seinem Werke durch den Gouverneur, den Kaplan und sogar durch den Kutscher aus dem Schlosse beunruhigt zu werden; der Kaplan bemächtigte sich der Kirche mit Gewalt und Farel war genöthigt auf der Gasse zu predigen. Dann kam der Kaplan mit den Chorherren und den Chorknaben, und las oder schrie vielmehr die Messe aus vollem Halse; Farel aber fuhr nichtsdestoweniger mit aller Geduld in seiner Predigt fort. Da Wilhelmine sah, daß dieses Mittel nichts fruchtete, so erdachte sie ein anderes, das eben so neu als originell war, um die Zuhörer Farel's zu zerstreuen: sie ermächtigte oder beauftragte vielleicht ihren Kutscher, auf den Platz, wo Farel predigte, einen Hengst und eine Stute zu führen. Bei diesem ärgerlichen Schauspieler bemächtigten sich die Anwesenden, in gerechtem Zorne entbrannt, der Kirche, zertrümmerten die Heiligenbilder und jagten die Chorherren fort. Einige Tage nachher wurde Farel von Wilhelminens Leuten auf der Straße gefangen, blutrünstig geschlagen und auf das Schloß geführt. Die Bürger von Neuenburg griffen zu den Waffen, um ihren Pfarrer zu befreien und Wilhelmine beilegte sich, ihn in Freiheit zu setzen. Man nahm endlich seine Zuflucht zu Bern um diese Unruhen

zu beschwichtigen; Wilhelmine erhielt für ihre Unuldksamkeit eine derbe und drohende Zurechtweisung von der mächtigen Stadt, und die Bürger von Balangin wurden angehalten, die in dem Tempel angerichteten Verwüstungen wieder auszubessern. Indessen war die Gewissensfreiheit errungen und das ganze Land nahm bald darauf die Reformation an.

Reinhard, welcher um diese Zeit nach Balangin zurückkam, wußte, ob er schon ein ganz guter Katholik war, aus einem Zustand der Dinge Nutzen zu ziehen, den er nicht mehr verhindern konnte; er bemächtigte sich der Kirchengüter. Aber die alte Wilhelmine von Vergy konnte sich über diese Veränderung nicht trösten; sie verließ das Schloß Balangin und bezog eine bescheidene Wohnung in Chezard, in der Pfarrei St. Martin. Indessen war diese Frau nicht bödsartig; man hat sogar einen Zug von ihr aufbewahrt, welcher ihr Andenken ehrt: Eines Abends, als sie sich vertraulich mit einigen Nachbarinnen unterhielt, wagten diese, sie zu bitten, den Zehnten zu vermindern, der auf ihren Ländereien lastete. „Herzlich gerne, Kinder,“ antwortete sie, „allein es fällt mir etwas ein: ich lasse euch die Hälfte des Zehntens von allem Felde nach, um das ich in einem Tage herumgehen kann.“ Unsere Frau spottet über uns, sagten die Weiber, als Wilhelmine sich entfernt hatte, denn kaum kann sie, die achtzig Jahre alt, und dabei ganz gekrümmt ist und hinkt, zwanzig Schritte in einem Tage machen; unsere Zehnten werden nicht sehr stark vermindert werden. Indessen am andern Tage, ehe noch die Sonne die Gipfel des Gestelers und der Tete de Rang vergoldete, war Frau von Vergy schon auf den Beinen und stützte sich mit der einen Hand auf ihren Stock und mit der andern auf den Arm einer starken Bäuerin. Zu Jedermanns Erstaunen begann sie fröhlich ihre Wanderschaft, und gieng lange ohne besonders müde zu werden; sie ruhte wohl einige Male aus, um Athem zu schöpfen und einige Nahrung zu sich zu nehmen, und als die Sonne die Hälfte ihres Laufes vollbracht hatte, wandte sie ihre Schritte nach der Heimath, wo sie mit Sonnenuntergang ankam; allerdings sehr müde, allein auch zufrieden, wie Jemand, der ein gutes Werk gethan hat. Sie ließ die Bewohner des Dorfes versammeln und bestätigte ihnen den bewilligten Nachlaß, wobei sie dieselben versicherte, daß sie gewünscht hätte, ihre Kräfte möchten ihr gestattet haben, noch einen größern Weg zurückzulegen; daß sie übrigens mit ihren Beinen zufrieden sey, weil sie so gut ausgehalten haben. Man braucht wohl nicht zu sagen, daß Wilhelmine von den Weibern von Chezard mit Segenswünschen überschüttet wurde; noch heut zu Tage stellt diese Gemeinde die zweiundzwanzigste Garde statt der eilften. Die Weiber von Fenin, durch diese Herablassung Wilhelminens ermuntert, stellten eine gleiche

Bitte an sie wegen des Hanfzehntens, welcher ebenfalls entsprochen wurde. Diese gute Fürstin starb im Jahr 1543, in einem Alter von 86 Jahren.

Ihr Enkel Reinhard verheirathete sich mit Maria von Braganza, aus dem königlichen Hause von Portugal. Allein diese Verbindung war die Ursache des Verfalls seiner Dynastie; um sich ihrer würdig zu machen, mußte er eine Pracht entwickeln, für welche seine Einkünfte nicht hinreichten; er nahm seine Zuflucht zu Anleihen. Bern borgte ihm unter andern die Summe von 30,000 Thalern, wofür er seine Ländereien und die Herrschaft von Valangin verpfändete. Später bewohnte Reinhard mit seiner Gemahlin das Schloß seiner Väter. Die Verbesserungen, welche er in der Verwaltung der Rechtspflege einführte, und einige weisen Einrichtungen bewiesen, daß er von einer großen Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen beseelt war. Er machte mehrere Versuche, um sich unabhängig zu machen; die Verschwendungssucht Johanna's, Gemahlin Ludwigs von Orleans und Fürstin von Neuenburg, bot ihm hiezu eine günstige Gelegenheit dar. Sie borgte von ihm die Summe von 6000 Pfund mit dem Versprechen, daß wenn sie solche innerhalb drei Jahren nicht zurückzahlen könnte, die Grafschaft von Valangin aufhören würde, ein Lehen von Neuenburg zu seyn und mithin ihre Unabhängigkeit erhielte. Wie Reinhard vorausgesehen hatte, so verfloß der Termin und Johanna zahlte nicht. Allein die Fürstin hatte weder das Recht, Geld zu entleihen, noch ein Lehen oder sonst einen Theil ihrer Staaten zu veräußern, und nur vermittelt einer unwürdigen List, deren sich ein Hofmann Reinhard's bediente, konnte man eine Uebereinkunft abschließen. Es wurde festgesetzt, daß Reinhard noch tausend Pfund zahle, und daß die Gräfin von Neuenburg förmlich auf alle ihre Lebensrechte auf die Herrschaft Valangin Verzicht leiste; daß die Gräfin ferner gegen weitere neuntausend Pfund die Meierei Boudrevilliers an Reinhard von Challant abtrete. Dieser Vertrag war in sich selbst ungünstig; Johanna hatte alle ihre Souveränitätsrechte ihren Kindern abgetreten und war wegen ihrer Verschwendung unfähig erklärt worden, zu contrahiren. Reinhard stützte sich nichts desto weniger auf seinen Vertrag, spielte den Herrn und als erster Akt seiner Souveränität ließ er einen Galgen mit vier Säulen bauen, und der Gouverneur von Neuenburg, sey es aus Schwäche oder aus Fahrlässigkeit, widersetzte sich den ehrgeizigen Schritten des Herrn von Valangin nicht.

Reinhard hatte von Marien zwei Töchter gehabt: Philiberte, welcher er in seinem Testamente die Herrschaften Valangin und Beaufremont vermachte, und Isabella, Gattin Johann Friederichs von Madruz, Grafen von Arv und Marquis von Surianne, welcher er ein Heirathsgut von 35,000 Tha-

lern und die Baronie Virieux le Grand zusicherte. Allein Philiberte vergaß, daß sie aus königlichem Geblüte entsprossen war; sie verliebte sich in einen Menschen von niedriger Herkunft, und um ihrer Neigung ungestört folgen zu können, entfloß sie heimlich mit ihm, nachdem sie ihrem Vater Juwelen im Werthe von dreitausend Thalern entwendet hatte. Reinhard, über die niederträchtige Aufführung seiner Tochter entrüstet, zögerte nicht, sie das ganze Gewicht seines Zornes fühlen zu lassen. Er machte im Jahr 1557 ein neues Testament zu Mailand, welches das erste für nichtig erklärte, und wodurch Isabella seine alleinige Erbin wurde, mit Ausnahme eines einzigen Dukaten, welchen er Philiberten vermachte. Diese hatte sich nach Venedig geflüchtet, wo ihr der Tod den Gatten ihrer Wahl entriß. Verlassen und ohne Hülfquelle blieb ihr nichts übrig, als die Neue. Eines Tages vernahm sie, daß ihr Vater in Venedig sey; sogleich gieng sie hin, demüthigte sich vor ihm, und rührte durch ihre Thränen sein Herz solchermassen, daß er ihr verzieh und durch ein drittes Testament das zweite widerrief.

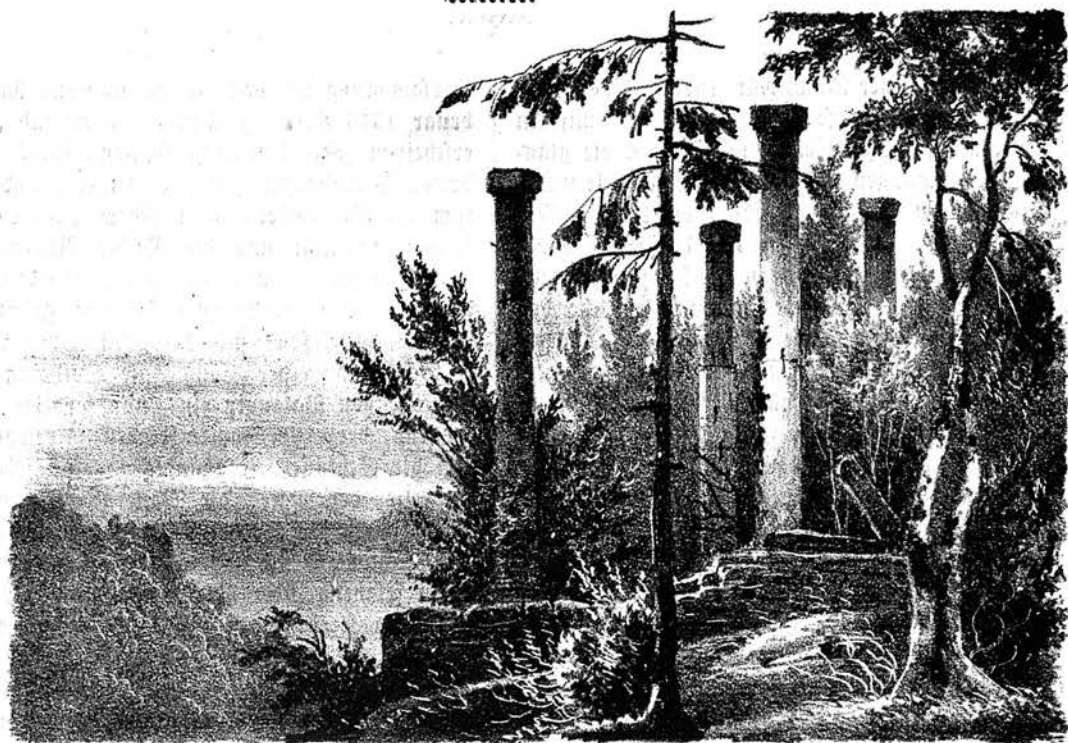
Reinhard von Challant starb im Jahr 1565. Sobald er die Augen geschlossen hatte, begab sich Isabelle mit dem zu ihren Gunsten verfaßten Testament nach Bern, um sich als alleinige Erbin von Valangin anerkennen zu lassen. Der Rath von Bern, der keinen Argwohn gegen die Gültigkeit des Testaments hatte, gewährte das Begehren Isabellens und erneuerte den Bürgerrechtsvertrag mit ihr, wie er mit ihrem Vater abgeschlossen gewesen war. Nach Valangin zurückgekehrt, ließ sie sich den Huldigungseid von den Einwohnern der Herrschaft leisten, und handelte als unumschränkte Herrscherin ohne Neuenburg zu erwähnen. Endlich um die Bevölkerung zu ihren Gunsten zu stimmen, ertheilte sie Bürgerrechte und alle Arten von Privilegien. Als Philiberte vernahm, was in Valangin vorgieng, eilte sie schnell nach Lothringen, um Besitz von Beaufremont zu nehmen, was ihr Gelegenheit verschaffte, sich einen neuen Beschützer zu gewinnen, den Grafen von Tournell, mit welchem sie sich nach Bern begab und die beiden Testamente mit sich nahm, welche ihr Vater zu ihren Gunsten gemacht hatte. Der Rath von Bern wurde unschlüssig und zögerte. Isabella und ihr Gatte, welche gegründete Ursachen hatten, das Erscheinen des letzten Testaments Reinhard's zu fürchten, nahmen ihre Zuflucht zu einer schändlichen Betrügerei. Sie beriefen Meister Wilhelm Grossourdy, den Gemeindschreiber, auf das Schloß und befahlen ihm, ein Testament zu schreiben, welches die letzten Verfügungen Reinhard's zu Gunsten Philibertens vernichtete, um es dem von 1557 zu substituiren, wie wenn es kurze Zeit vor seinem Tode gemacht worden wäre. Sey es Furcht vor den Folgen, oder daß er wirk-

lich ein rechtschaffener Mann war, Meister Grossourdy wollte sich nicht in diese ungerechte Sache mischen und entschuldigte sich bestmöglichst; da ihn die glänzenden Versprechungen nicht wankend machen konnten, so gieng man zu Drohungen über, die keine bessere Wirkung hatten. Dann ließ ihn der Graf durch vier Knechte packen, die ihn an ein Fenster führten, um ihn über die Felsen hinabzustürzen, welche den Seyon in schrecklicher Tiefe bekränzen. Der arme Grossourdy, über den Sprung erschreckt, zu dem man ihn jetzt nöthigen wollte, willigte eiligst in alles, was man von ihm verlangte; das Testament wurde geschrieben und abgeliefert. Der Betrug wurde anfänglich nicht erkannt, obschon das plötzliche Erscheinen dieses Instrumentes viele Zweifel erregte; indessen fiel es Jemanden ein, das Papier, worauf es geschrieben war, gegen die Helle zu halten und man erkannte darauf das Zeichen der Papiermühle von Serrieres; da nun die Gründung dieser Fabrike erst seit dem Tode Reinhards stattgefunden hatte, so war der Betrug augenscheinlich; Grossourdy wurde verhaftet, Zeugen wurden abgehört, und der unglückliche Schreiber, überwiesen mit seiner Feder Fälschern gedient zu haben, mußte für diejenigen büßen, deren Ansehen sie vor gerichtlichen Verfolgen sicherte. Er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet für ein Verbrechen, dessen Begünstiger er nur nothgedrungen gewesen. Isabella war damals in Chambray; es wäre ihr ein Leichtes gewesen, den Schreiber Grossourdy zu retten; allein mehrfacher und wiederholter Gesuche der Leute von Valangin ungeachtet, war sie niederträchtig genug, den Unglücklichen seinem Schicksale Preis zu geben.

Trotz dieser Vorfälle blieb Isabella im Besitz von Valangin; Philiberte wandte sich an den Grafen von Neuenburg, Ludwig von Orleans, welcher faktisch einziger zuständiger Richter bei einem solchen Anlasse war, weil rechtlich Valangin nicht aufgehört hatte, ein Lehen von Neuenburg zu seyn. Die beiden Schwestern wurden vor die drei Stände zu Neuenburg geladen, deren Versammlung Philiberte begehrt hatte, nachdem sie vorher, am 10. Mai 1569, dem Grafen von Neuenburg für das Lehen von Valangin gehuldigt. Da Isabella an dem bestimmten Tage nicht erschienen war, und sogar auch alle andern, ihr bewilligten Termine fruchtlos verstreichen ließ, so erklärten die Stände Isabellen, Gräfin von Arv, ihrer Rechte auf Valangin verlustig und übertrugen sie auf Philiberte, Gräfin von Tournell. Allein die unerschütterliche Isabella blieb nichts desto weniger im Besitze von Valangin, und Maria von Bourbon, Regentin im Namen ihres Sohnes Heinrich I., war genöthigt, nach Neuenburg zu kommen, und die Verwendung der mit Neuenburg verbündeten vier Kantone anzurufen. Es fand in der That eine

Versammlung der theilhaftigen Kantone am 23. Februar 1576 statt; Isabella weigerte sich, dabei zu erscheinen, oder den nachgefolgten und öfters wiederholten Vorladungen Folge zu leisten, und dieß bis zum 17. September, an welchem Tage das frühere Urtheil bestätigt und die Rechte Neuenburgs auf Valangin vollkommen anerkannt wurden. Dieser Urtheilspruch wurde zum Vollzug gebracht; drei Tage nachher fand sich der Maire von Neuenburg in Begleitung einer Compagnie Soldaten vor dem Schlosse von Valangin ein, und forderte den Gouverneur, der es im Namen Isabellens bewachte, auf, ihm die Schlüssel einzuhändigen; auf seine Weigerung ließ der Maire die Mauern ersteigen und die Thore durch die Soldaten aufsprengen, welche von dem Schlosse Besitz nahmen. Bei dieser Nachricht schrie Isabella über Verrätherie und appellirte an alle Schweizerkantone. Ihrer Seits hatten die Bürger von Valangin sich geweigert, Philiberten den Eid der Treue zu leisten, unter dem Vorwande, daß sie des Isabellen geleisteten Eides noch nicht entbunden seyen. Bern, dieser Zänkereien endlich müde, beschloß, denselben auf eine andere Weise ein Ende zu machen. Dieser Stand wollte nun für die beträchtlichen Summen bezahlt seyn, welche er Reinhard und seinen Söhnen geliehen hatte; daraus erfolgte die Besitznahme der Herrschaft Valangin von Seite Berns, welches nachher dem Grafen von Neuenburg die Herrschaft gegen die Summe von 68,154 Goldgulden übergab, die man ihm schuldig war. Abgeordnete von Bern und Neuenburg begaben sich sofort nach Valangin, um das Volk, das sich auf einer benachbarten Wiese versammelt hatte, in Eid und Pflicht zu nehmen. Nikolaus von Grafenried von Bern hielt eine Rede an dasselbe, worin er es aufforderte, seinem neuen Herrn den gebräuchlichen Eid zu leisten, allein Hugue, der Gerichtschreiber von Fenin, welcher das Wort im Namen des Volkes ergriff, wendete dagegen ein, daß so lange sie des der Gräfin von Arv geleisteten Eides nicht entbunden seyen, sie auch denjenigen nicht leisten könnten, den man von ihnen verlange, und er beehrte einen Aufschub von zwei Monaten. Dank sey es der Hartnäckigkeit Isabellens, die Erledigung dieser Angelegenheiten wurde noch bis zum Jahr 1584 verzögert. In diesem Jahre endlich entschied die eidgenössische Tagsatzung zu Baden die Frage; Isabella wurde genöthigt nachzugeben und die Valanginer leisteten den Huldigungs Eid an Maria von Bourbon, welche in Gegenwart der Abgeordneten von Bern und Solothurn, ihrer Verbündeten, und der von der Tagsatzung abgeschickten Landammänner von Schwyz und Uri alle ihre Freiheiten bestätigte.

So wurde nach einer Trennung von 455 Jahren die Herrschaft Valangin aufs Neue wieder mit



Neuenburg vereinigt, und von da an bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte sie einen besondern Gouverneur. Den Grafen von Tournell und von Arx gelang es indessen, dem Grafen von Neuenburg neue Unannehmlichkeiten zu erwecken. Beide, genöthigt auf die Herrschaft von Valangin zu verzichten, verkauften ihre Ansprüche darauf an den Herzog von Württemberg-Mömpelgard, der nun diese erworbenen Rechte geltend machen wollte. Nach langen Unterhandlungen begnügte er sich mit der Summe von 70,000 Goldthalern, welche ihm Maria von Bourbon zahlte. Nichts desto weniger vermachte Isabella in ihrem Testamente die Herrschaft Valangin ihrem jüngern Sohne, der sie wieder an seinen Tochtermann verkaufte. Ein Sohn des letztern versuchte es, seine Rechte vor einer in Baden versammelten Tagsatzung geltend zu machen, diese wies ihn aber, der Treulosigkeit aller dieser Herren überdrüssig, ab. Valangin erhielt im Jahr 1707 den Titel einer Grafschaft.

Das Schloß von Valangin ist nicht alt; es wurde in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf den Trümmern des vorigen erbaut, von welchem ein Theil der Ringmauer und Bastionen noch besteht. Uebrigens wird der Wohnsitz dieser verlichtigten Herren nur noch von einem Gefangenwärter und den Gefangenen bewohnt, deren Hut jenem anvertraut ist.

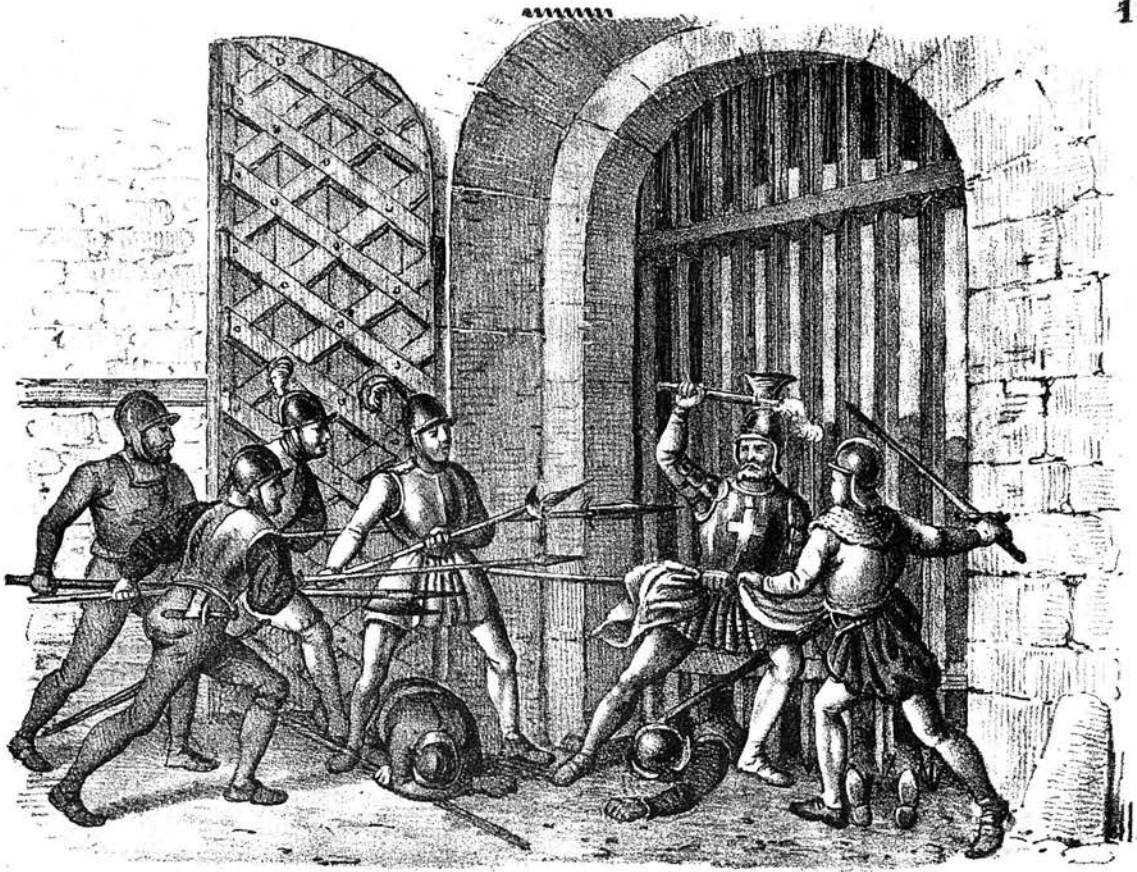
Der herrschaftliche Galgen besteht noch; allein seine vier Säulen, die Sinnbilder der Souveränität des Ortsherrn, sind beinahe gänzlich unter Bäumen versteckt, welche sich des feuchten Bodens bemächtigt haben; ihre von dem Zahn der Zeit benagten Grundmauern sind mit Trümmern bedeckt und mit Dornen und Gebüsch, unter welchen einige gelbliche Knochen liegen, welche bezeugen, daß die Nachrichter diesen einsamen Ort seit langer Zeit nicht mehr besucht haben. Indessen ist der ganz nahe vorbeiführende Fußpfad den Liebhabern von wilden Gegenden und schönen Ausichten wohlbekannt, denn von dem Galgen von Valangin genießt man eine der malerischsten Ausichten, einer Seits auf einen Theil der Alpen und das Becken des Neuenburgersee's, und anderseits auf das Auzthal und die Schlucht des Seyon.

Der Flecken Valangin wäre sehr traurig und einsam, wenn er nicht durch die hindurchführende Straße nach Lachauxdefonds belebt würde. Man zählt da höchstens 50 Häuser, allein die Meierei dieses Namens enthält ungefähr 6000 Seelen, welche 1084 Häuser bewohnen. Man weiß übrigens, daß Valangin vor einigen Jahren bei der versuchten Emancipation eine gewisse Rolle gespielt hat.



NIEDERT DIE STUFEN!

Stausgins Todt.



Rudolph Stüssi und Ital Reding.

Rudolph Stüssi, aus dem Kanton Glarus gebürtig, ließ sich im Jahr 1375 in Zürich nieder, wo er das Bürgerrecht erlangte. Ueberlegene Talente erwarben ihm bald das Vertrauen seiner neuen Mitbürger, welche ihm allmählich mehrere Ehrenstellen übertrugen. Sein Sohn Rudolph betrat frühzeitig die nämliche Bahn; sein Eifer für die Interessen des Landes, sein Scharfsinn, seine Geschicklichkeit in Leitung der öffentlichen Geschäfte ließen ihn zu großen Dingen bestimmten Mann in ihm ahnen. Von seinem Eintritt in die politische Laufbahn an gab er Beweise einer großen Thätigkeit, einer Willenskraft und einer Ueberlegenheit des Talentes, so daß diese Eigenschaften ihn schnell zu den ersten Staatsämtern und endlich im Jahr 1430 zu der Würde eines Bürgermeisters der Republik führten.

Damals war Sigmund Kaiser von Deutschland; allein seit er auf dem Concilium von Constanz sein Johann Huß gegebenes Wort gebrochen hatte, mußte er unaufhörlich mit Widerwärtigkeiten kämpfen und

seine Staaten Spaltungen Preis gegeben sehen, welche den Boden Deutschlands mit Blut tränkten. Ohne die Theilnahme der deutschen Fürsten in Anspruch zu nehmen, beschloß er nach Rom zu gehen, und sich von dem Papst Eugen IV. krönen zu lassen. Da er seinen eigenen Unterthanen nicht trauen durfte, so beehrte er von den Schweizern eine Bedeckung zu seinem Schutze während seiner Reise nach Italien. Die Stadt Zürich, aus Rücksicht für das Oberhaupt des Reiches, entsprach diesem Ansuchen und stellte achthundert Mann mit dem Banner der Stadt zu seiner Verfügung, über welche der Bürgermeister Rudolph Stüssi den Befehl führte. Die Schweizer begleiteten den verlassenen Fürsten bis nach Rom, wo ihr Aufenthalt sich bedeutend in die Länge zog. Während dieser Zeit gab ihnen Sigmund sprechende Beweise seiner Achtung und seiner Freundschaft für ihre Nation. Rudolph Stüssi wurde ganz besonders mit der kaiserlichen Zuneigung beehrt.

Unter den angesehenen Schweizern, welche dem

Kaiser gefolgt waren, befand sich Ital Reding von Schwyz, der in seinem Kanton in gleichem Ansehen stand und den gleichen Einfluß übte, wie Stüssi in Zürich, und der, wie er, stolz und hochmüthig, ehrgeizig und neidisch über den Ruhm anderer war. Reding sah mit Verdruss die Vertraulichkeit, welche Stüssi bei dem Kaiser genoss; allein als nach der Krönungszeremonie der Kaiser die Zürcher und noch einige andere Schweizer Anführer zu Ritttern schlug, und als er im Angesicht eines ungeheuern Zulaufs von Volk, das dieser Ceremonie beizuwohnte, lange mit Stüssi vertraulich sprach, faßte der Schwyzer Anführer einen geheimen Haß gegen diesen Mann, den er als den Nebenbuhler seines Ruhms betrachtete.

Stüssi, dessen Einfluß von den Fürsten gesucht wurde und dessen Credit bei den eidgenössischen Ständen von Gewicht war, hatte die Freundschaft des Grafen Friederich von Toggenburg gewonnen, an dessen Hof er seinen Sohn zu seiner Bildung schickte. Der Graf Friederich war von einer Menge junger Herren aus Deutschland, der Schweiz und Rhätien umgeben, welche seinen Hof zu einem der glänzendsten Oberdeutschlands machten. Der junge Stüssi, welcher sich aus der hohen Stellung seines Vaters ein Verdienst machte, von seinen Eigenschaften aber nichts besaß als den Stolz, suchte sich eine große Wichtigkeit zu geben. Dieses Benehmen hatte keine andere Folge, als daß er sich in den Augen seiner Kameraden lächerlich machte, die durch ihre Geburt sich ohne Zweifel über ihn erhaben glaubten. Er wurde am Ende der Gegenstand aller möglichen Spöttereien, was seinen Zorn dermaßen erregte, daß er eines Tages plötzlich den Hof des Grafen von Toggenburg verließ, ohne daß dieser den Grund seiner plötzlichen Abreise errieth.

Der stolze Bürgermeister betrachtete das, was seinem Sohne widerfahren, als einen seiner Person und der Stadt Zürich angethanen Schimpf, und ermangelte nicht dem alten Grafen Friederich seine Empfindlichkeit hierüber fühlen zu lassen, welcher mit dieser Stadt so wie mit Schwyz einen Bürgerrechtsvertrag hatte. Die unmittelbare Wirkung dieser Empfindlichkeit war, daß der Graf einen Proceß verlor, den er in Zürich hatte, und daß diese Stadt in Folge der bestehenden Verträge von ihm verlangte, er solle seine Erben bezeichnen; denn der Herr von Toggenburg war der letzte seines edeln Stammes, und sein hohes Alter rechtfertigte diese Vorsicht. Da der Graf sich mit Zürich überworfen sah, so versicherte er sich des Schutzes von Schwyz und beeilte sich nicht sehr, dem Begehren der Stadt zu entsprechen. Um indessen die Zürcher nicht zu sehr gegen sich aufzubringen, denn es lag ihm daran, sich nicht ihre Feindschaft zuzuziehen, bezeichnete er

seine Gemahlin als Erbin, allein heimlich verfügte er über seine Besitzungen zu Gunsten eines entfernten Verwandten und schenkte den Bezirk Uznach an Schwyz als Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten guten Dienste. Bei dem Tode des Grafen betrachtete sich seine Wittve als seine gesetzliche Erbin, und beeilte sich, der Unterstützung Zürichs sich durch die Abtretung des Bezirks Uznach an diese Republik zu versichern, welchen ihr Gemahl ohne ihr Wissen bereits den Schwyzern geschenkt hatte. Als die Schwyzer von dieser Abtretung Nachricht erhielten, besetzten sie eilig einen Theil des bestrittenen Gebiets militärisch, während sich der Bürgermeister Stüssi an der Spitze einer Deputation nach Uznach begab, um die Bewohner huldigen zu lassen. Diese widersetzten sich dem Begehren, und der Bürgermeister von Zürich, außer sich vor Zorn, sprach zu ihnen: „Ihr wollet uns widersetzen? Wisset, ihr Uznacher, daß ihr uns gehöret, ihr, eure Stadt, euer Gebiet, euer Vermögen, sogar eure Eingeweide.“ *) — „Das wollen wir sehen“, antworteten sie. Die hochmüthigen Worte Stüssi's wurden nicht vergessen.

Die Bewohner des Ober- und Unter-Toggenburgs befanden sich durch den Tod und die letzten zweideutigen Verfügungen des Grafen Friederich in einer sehr schwankenden Lage, und beschloßen, sich an Schwyz zu wenden, um auf jeden Fall eine sichere Stütze zu haben. Das Anerbieten wurde angenommen von diesem Kanton, der, um im Nothfall einen Verbündeten zu haben, Glarus zur Mit-Regentschaft über Toggenburg, die March und Uznach zuließ. Zu gleicher Zeit bat die Bevölkerung der Grafschaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur verpfändet gewesen, den Herzog Friederich von Oesterreich, sie wieder einzulösen, und sie von neuem unter seinen Schutz zu nehmen, was wirklich geschah.

Diese Ereignisse verursachten die größte Unzufriedenheit in Zürich, welches im Wege der Repräsentation jede Verbindung mit der March und dem Sarganser Land unterbrach. Diese Maßregel war für jene Gegenden um desto mehr empfindlich, da sie bereits Mangel an Lebensmitteln litten. Der Herzog von Oesterreich machte hierüber lebhaftere, aber vergebliche Vorstellungen. Da er seine neuen Unterthanen zu anmaßend und die Erwerbung schlecht fand, so trat er sie dem Grafen von Werdenberg ab. Allein da auch der neue Herr sich nicht geneigt zeigte, allen ihren Wünschen zu entsprechen, so riefen sie den

*) Diese auffallenden Ansprüche des Bürgermeisters von Zürich an die Eingeweide der Uznacher bedeutete, daß sie von Zürich abhingen, weil sie sich auf keine andere Weise Lebensmittel verschaffen konnten, als auf dem Markte von Zürich, von dem man sie ausschließen konnte.

Schutz Zürich's an. Sogleich begab sich Stüssi nach Sargans und schloß mit den Bewohnern einen Vertrag ab, welcher, mit Ausschluß von Schwyz, von Glarus und sogar des neuen Landesherrn, den Zürchern ein entschiedenes Uebergewicht über diese Gegend gab. Auf diese Nachricht und um zu verhindern, daß die andern Theile der Erbschaft des Grafen von Toggenburg nicht ähnlichen Fällen ausgesetzt würden, machten Schwyz und Glarus den Anfang, und ließen sich von den Bewohnern von Achnach, von Toggenburg und andern Gegenden huldigen. Um endlich die Angelegenheiten noch mehr zu verwirren, gab der Kaiser seinem Kanzler das Toggenburger Land, Achnach, das Prättigau und Davos als Reichslehen. Die erbitterten Zürcher ergriffen die Waffen und machten militärische Demonstrationen. Die Schwyzer und Glarner besetzten ihre Gränzen.

Die Gemüther erhitzen sich immer mehr, und die Feindseligkeiten waren auf dem Punkt zu beginnen, als die andern Schweizerkantone, erschreckt über die Wendung, welche diese Angelegenheiten zu nehmen drohten, eine Tagsatzung in Luzern zusammenberiefen. Die geachteten Männer der Schweiz, welche sich bei dieser Versammlung einfanden, bemühten sich den Sturm zu beschwören, der die Ruhe der ganzen Schweiz zu vernichten drohte; allein an dem Stolz und dem Hasse zweier Männer scheiterte jeder Versuch gütlicher Beilegung. Diese beiden Männer waren Rudolph Stüssi und Ital Reding. Um ihrer persönlichen Rachsucht zu fröhnen und die Privatinteressen ihrer Kantone geltend zu machen, scheuten sie sich nicht, das Wohl der Schweiz aufs Spiel zu setzen. Jedes ihrer Worte zeugte von dem leidenschaftlichen Haß, der sie beseelte.

Zu dieser Zeit (1439) zeigte sich die Pest, welche hundert Jahre vorher große Verwüstungen angerichtet hatte, von neuem während einer Theuerung, die mehrere Jahre anhielt. Die Stadt Zürich verlor mehr als ein Viertel ihrer Bevölkerung; allein Stüssi und Reding starben weder an der Pest noch an der Hungersnoth und die zwischen ihnen herrschende Erbitterung nahm von Tag zu Tag zu. Zürich verschloß den Bewohnern von Glarus und Schwyz, sowie ihren Anhängern seine Märkte gänzlich, und diese wenig patriotische Maßregel verschlimmerte die gegenseitigen feindlichen Gesinnungen so weit, daß die Zürcher zu Feld zogen. Indessen achteten sie noch das eidgenössische Band; sie beschränkten sich für den Augenblick ihre Waffen gegen den Herzog von Oesterreich, in dem Sarganser Land zu wenden, wo sie sich Wallenstadts und einiger Schlösser bemächtigten *). Die vermittelnden Stände hatten

*) Siehe die siebente Lieferung des ersten Jahrgangs des Albums der malerischen Schweiz.

viele Mühe ernsthaftere Feindseligkeiten zu verhindern; allein sie konnten, und nicht ohne vieles Bitten, nur kurze Waffenstillstände erlangen, die aber so häufig wiederholt wurden, daß während eines ganzen Jahres keine Feindseligkeiten begangen wurden. Indessen warteten beide Partheien nicht bis dieser Stillstand abgelaufen war, um eine kriegerische Stellung zu nehmen, und der Bürgerkrieg wurde von nun an unvermeidlich.

Die Zürcher sandten den Schwyzern ihren Fehdebrief, und zogen sogleich gegen die March, wo die Letztern eine starke Stellung auf dem Ehel inne hatten. Ital Reding befehligte die Schwyzer, und Stüssi die Zürcher. Im Augenblicke, wo die Feinde einander gegenüber standen, kamen noch in aller Eile Abgeordnete von Unterwalden und Uri zu Ital Reding, die ihn beschworen, noch einen letzten Versuch zu machen, um zu vermeiden, daß nicht zum erstenmale Schweizerblut durch Schweizer vergossen werde. Im gleichen Augenblicke kam auch ein Abgeordneter von Luzern mit einem Briefe des Rathes der Republik an, welcher die kriegsführenden Partheien im Namen Gottes und des Vaterlandes bat, die Feindseligkeiten einzustellen. Aber schon war Blut geflossen; eine Schaar Zürcher hatte die Schwyzer angegriffen und war mit Verlust zurückgeschlagen worden.

Es gelang zwar den Eidgenossen einen Waffenstillstand zu erhalten und die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen; allein die Zürcher beharrten darauf, den Kaiser zum Schiedsrichter zu verlangen, und die Einmischung der schweizerischen Kantone von der Hand zu weisen, daher erlosch jede Hoffnung zur Versöhnung. Das Benehmen Zürichs in diesem Falle erschien so beleidigend für die Kantone, welche bisher neutral geblieben waren, daß sie ihre Waffen mit denen von Schwyz und Glarus vereinigten. Zürich, hierdurch in Schrecken gesetzt, schien nun geneigt nachzugeben, und es gelang einen Friedensvertrag abzuschließen, der jedoch alle Keime eines bürgerlichen Kriegs in sich trug. Allein während man noch an der Beseitigung aller Schwierigkeiten arbeitete, traten Stüssi und seine Anhänger heimlich in Unterhandlungen mit Friederich von Oesterreich, der seit Kurzem den kaiserlichen Thron bestiegen hatte. Es handelte sich von nichts Geringerm, als einem Bündnisse zwischen dem Kaiser und den Zürchern zum Nachtheil der andern Schweizer-Kantone, welche der erstere, begünstigt durch einen Bürgerkrieg, zu unterjochen hoffte.

Als die Eidgenossen vernahmen, daß Zürich die Sache des gemeinschaftlichen Vaterlandes verlasse, um sich mit ihrem ältesten Feinde zu verbinden, so beobachteten sie in ihrer Entrüstung keine Schonung mehr mit diesem Kanton, und der Krieg begann

aufs neue im Jahr 1440. Die Stadt Zürich erhielt eine starke österreichische Besatzung unter den Befehlen Thürings von Hallwyl und des Markgrafen von Baden. Nichtsdestoweniger blieben die Eidgenossen in den meisten Treffen Sieger, und besetzten endlich das ganze Gebiet des Kantons bis unter die Mauern der Hauptstadt.

Indessen war Neding, unversöhnlich in seinem Haffe und grausam in seiner Rache, noch nicht zufrieden; der stolze Bürgermeister von Zürich wollte seiner Seits von keiner Nachgiebigkeit hören. Das Blut floss in Strömen, eine Menge Dörfer waren zerstört, die Landschaft verwüstet, die Kirchen entheiligt, die Klöster und die Gräber entweicht, die Gefangenen und die friedlichen Bewohner wurden ermordet. Die Berner und Solothurner, welche sich später mit den Truppen von Unterwalden, Schwyz, Glarus, Luzern, Uri und Zug vereinigten, erklärten, daß wenn diese Grausamkeiten fortführen, sie sich aus dem Bündnisse zurückziehen würden.

Das schweizerische Heer, mit Ausnahme der Berner und Solothurner, näherte sich Zürich am 22. Juli 1443 in der Absicht, einen entscheidenden Schlag auszuführen. Es stand unter den Befehlen Neding's und Jost Eschudi's, Landammann von Glarus. Einer der Zürcher Posten auf dem Uetliberg, in einer kleinen Entfernung von der Stadt, sah mit Tagesanbruch einige von ihren Hunden herbeilaufen, welche drei große Schweizerhunde verfolgten; hierdurch von der Annäherung des Feindes benachrichtigt, waren sie auf ihrer Hut. Allein während sie den Feind erwarteten, welcher das Gebirge ersteigen sollte, erblickten sie denselben über sich, woraus sie sich überzeugen konnten, daß ihre Stellung umgangen war. Der ganze Posten ergriff die Flucht und machte Lärmen in Zürich, wo in diesem Augenblick der Rath unter dem Vorsitz Stüssi's versammelt war. Alles setzte sich in Bewegung; die Bürger jeden Alters und Standes griffen zu den Waffen, drängten sich in Masse in den Straßen und zogen in Unordnung und ohne ihre Anführer zu erwarten aus der Stadt. Als Stüssi diese Verwirrung sah, rief er: „Bürger von Zürich, ihr gehorcht euerm Feldherrn nicht; seid ihr seiner müde? sagt es, und ich höre auf es zu sein!“ Erst eine Viertelstunde von der Stadt, als sie die schweizerischen Fahnen den Abis herabkommen sahen, brachten die Zürcher ein wenig Ordnung in ihre Reihen. Hans von Rechberg, einer ihrer erfahreinsten Hauptleute, rückte mit einiger Reiterei zur Rekognoszirung des Feindes vor. Mit einem Blick übersah er ihre Zahl und ihre Absicht, und er rieth es laut ab, mit diesem unbändigen Haufen die Schlacht gegen einen Feind anzunehmen, der sich in so guter Haltung befand. Dieser Rath war aber für eine solche



von kriegerischem Feuer erhitze Menge zu flug, die keineswegs geneigt war, die Rathschläge der Vernunft anzuhören. Alles, was man von ihr erhielt, war, daß sie sich so gut als möglich zwischen der Sihl und der Stadt in einer festen Stellung in Schlachtordnung stellte, während die Reiterei den Feind beschäftigte.

Ital Neding faßte dann den Entschluß, die Zürcher zu umgehen, und ihre Verbindung mit der Stadt abzuschneiden. Während seine Hauptmacht sich gegen Wiedikon hinzog, suchte er zweihundert junge Leute von Schwyz aus, auf deren Brust er das rothe österreichische Kreuz heften ließ, während sie auf dem Rücken das weiße eidgenössische trugen; dann sandte er sie auf einem Umwege hinter die Zürcher, wie wenn sie einen Theil ihrer Truppen ausmachten. Seine Absicht war, Schrecken und Unordnung unter den Zürcher Truppen zu verbreiten, während er sie nach seinen Dispositionen angriff. Die Sonne stand schon hoch am Horizont und war den Schweizern sehr beschwerlich, die sie im Gesicht hatten; die Hitze war drückend und die Eidgenossen hatten nicht die gleichen Hülfsmittel sich zu erholen, wie die Zürcher. Diese überließen es der österreichischen Reiterei, mit dem Feinde zu scharmützeln, und hatten sich zuerst zwischen der Stadt und der Sihl, wie schon gesagt, einer unbezwinglichen Stellung bemächtigt; aber diese lärmende Schaar fand es ihrer Tapferkeit unwürdig, den Feind hinter ihren Verschanzungen zu erwarten, wo sie den Sieg mehr der Natur des Terrains als ihrem Muth zu verdanken haben konnte; sie gieng über den Fluß, trotz des Rathes und der Befehle Stüssi's und der andern Anführer, und stellte sich im freien Felde auf. Nichts konnte die Absichten Neding's besser

unterstützen. Die Zürcher befanden sich auf den Wiesen zwischen dem Dorfe Wiedikon und dem alten Spital und der Kapelle St. Jakob. Sie schickten Leute in die Stadt, um Wein, Brod und andere Lebensmittel zu holen; dann in Erwartung der Gelegenheit andere Beweise ihrer Tapferkeit geben zu können, überließen sie sich der Freude, sangen, lachten und trosteten dem Feinde mit dem Glas in der Hand, den man wohl am Fuße des Gebirges herziehen sah, dessen Angriff man aber nicht fürchtete. Jeder machte den Prahlhans auf seine Weise und sprach mit Verachtung von dem gegenüberstehenden Feind, dem man den Rückzug abschneiden wollte, indem man ihn zwischen die Limmath und die Sihl drängte und ins Wasser sprengte. Die Bürger von Zürich dachten so wenig an die Möglichkeit einer Niederlage, daß viele unnütze Leute aus der Stadt gekommen waren, um dem Kampfe zuzuschauen. Stüssi war indessen nicht so vertrauensvoll wie seine Mitbürger, die er gar wohl kannte; er schien von einer geheimen Besorgniß bewegt, die indessen nicht die Wirkung der Furcht war, denn Stüssi war persönlich eben so tapfer, als erfahren in der Kriegskunst. Seine Miene war kriegerisch und drückte Kühnheit und Stolz aus. Er war von erhabener Statur, starken Körperbau's und entwickelte eben so viel Gewandtheit als Kraft in allen ritterlichen Übungen.

Der Bürgermeister schien betroffen, als er vom Friesenberg herab die 200 Schwyzer kommen sah, welche Neding auf die Flanke der Zürcher geschickt hatte; er beruhigte sich jedoch, als er die rothen Kreuze erblickte. Indessen rückten die Schweizer immer vor; sie waren 6000 Mann stark. Ihre Vorhut, überdrüssig der fortwährenden Neckereien der österreichischen Reiterei, griff diese nun an ihrer Reihe mit solchem Ungestüme an, daß sie dieselbe zurückschlug. In diesem Augenblick bildeten sich die zweihundert Eidgenossen mit den rothen Kreuzen in Colonne, und fielen über die österreichische Reiterei her, die sehr bestürzt war, sich den Streichen derjenigen ausgesetzt zu sehen, die sie für Zürcher hielten und hinter der Sihl aufgestellt glaubten.

Bei der Annäherung des Feindes stellten sich die Zürcher mit einigem Anschein von Ordnung auf den Wiesen der Sihl in Schlachtorde, hinter einem Grünhag, das sie von dem Feinde trennte. Nachdem sie dem Gebrauch gemäß ihr Gebet verrichtet hatten, ließen sie ihre Büchsen und Armbrüste gegen die Schweizer spielen. Plötzlich wurde die österreichische Reiterei, welche auf den Flügeln agiren sollte, von einem großen Schrecken ergriffen; sie nahm die Flucht, gieng über die Sihl zurück und wendete sich in Unordnung zur Stadt. Viele Ritter

waren indessen abgestiegen, um in den Reihen des Fußvolks zu kämpfen. Während dieser Zeit näherten sich die zweihundert Schwyzer mit den rothen Kreuzen der Sihlbrücke im Rücken der Zürcher, und im Augenblicke, wo die andern Eidgenossen die Truppen der Stadt von vorne angriffen, stiegen sie an aus Leibeskräften zu schreien: „Rettet Zürich, rette sich wer kann!“ Da bemächtigte sich plötzlich ein panischer Schrecken der Zürcher, sie zerstreuten sich und flohen ohne Kampf gegen die Brücke zu, weil sie den Rückzug abgeschnitten befürchteten. Die Verwirrung und die Unordnung wurden außerordentlich; vergebens wendeten die Anführer Bitten und Drohungen an, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, ihre Stimme wurde fortwährend mißkannt; jeder beeilte sich diese Brücke zu erreichen, über welche man einige Stunden vorher gezogen war, wie wenn man zum sichern Siege gieng. Die Sihl bildete indessen eine natürliche Verschanzung, hinter welcher die Flüchtigen sich leicht hätten aufstellen und den Feind zurückschlagen können. Dieß lag auch im Sinne Stüssi's, welcher hoffte, mit Hilfe einiger seiner Gefährten von der Gesellschaft der Böcke *) die Schweizer aufhalten und den Seinigen Zeit geben zu können, sich zu sammeln.

Die ganze Zürcherische Armee floh immerwährend an Stüssi vorüber, ohne daß ein einziger daran dachte, das Beispiel seines Anführers nachzuahmen, der unerschütterlich am Eingang der Brücke mit seiner Streitaxt in der Hand stand. Schon hatte er mehrere seiner Freunde fallen sehen, unter andern den alten Hegenauer, den edeln Ulrich von Lommis, beide von der Gesellschaft der Böcke, und Albert von Buznang. Der letzte, mit Wunden bedeckt am Boden liegend, bot einem Schwyzer eine große Summe als Lösegeld; aber dieser verhöhnte ihn und sprach: „Wenn du so reich bist, warum bist du nicht zu Hause geblieben!“ und hiemit erschlug er ihn.

Die Eidgenossen, mit den Flüchtigen vermischt, näherten sich der Brücke und machten die erschreckten Bürger ohne Widerstand nieder; die Ritter, welche zu Fuß kämpfen wollten, vertheidigten sich tapfer; vierzig von ihnen hatten schon auf der Wiese in das Gras gebissen.

Der Feind hatte die Brücke erreicht; Stüssi blickt um sich herum, er sucht seine Freunde, aber er ist allein, alle seine Gefährten sind entweder gefallen, oder hatten ihre Pflichten vergessen. In diesem gefährlichen Augenblicke wollte er jedoch den Flüchtigen nicht folgen, eben so wenig als er ihnen hatte vorangehen wollen; er fand es seiner durch Arbeit und Sorgen gebleichten Haare, des Hauptes der Republik unwürdig, den Posten zu verlassen,

*) Siehe die fünfte Lieferung des zweiten Jahrgangs.

den ihm Ehre und Pflicht anwiesen. Ein großer Gedanke durchdrang ihn; er, der sein Vaterland vielleicht zu leidenschaftlich liebte, der so viel für seinen Wohlstand gethan: er zögerte in diesem feierlichen Augenblicke nicht, sich auch für dasselbe zu opfern. Allein am Eingang der Brücke, mit seiner hohen Gestalt sich unerschütterlich wie ein Thurm aufrichtend, mit drohendem Auge, trozte er dem Feinde; er schlug mit seiner schweren Streitaxt alle diejenigen nieder, die sich ihm näherten, und verschloß ihnen den Durchpaß. Der Feind, über so viele Kühnheit betäubt, wagte nicht mehr sich dem furchtbaren Manne zu nähern; da schlüpfte ein Luzerner, Namens Lütthard von Merischwanden, unter die Brücke auf das Grien, hob ein Brett auf, ohne daß es Stüssi in der Hitze des Kampfes bemerkte, und durchstieß ihn mit seinem Spieße. Der Held erschütterte in seinem Falle die Brücke, die von dem Gepressel seiner Rüstung erdröhnte. Sogleich brachen sich die Schweizer Bahn über seinen Körper und die andern Leichname, die um ihn her lagen, zogen über die Brücke und verfolgten die Züricher; nichts hielt mehr ihren Andrang auf, wehrlose Kinder und Greise fielen als Opfer ihrer Wuth.

Die letzten Flüchtlinge fanden das Thor geschlossen, eine große Zahl war schon unter den Streichen der Anstürmenden gefallen, als das Thor von neuem geöffnet wurde; dann aber drangen Freunde und Feinde mit einander ein; der Schrecken herrschte in der Stadt und die Betäubung war so groß unter den Bürgern, daß niemand daran dachte, das Thor wieder zu verschließen oder das Fallgatter niederzulassen. Die Bürger verschlossen sich in ihre Häuser, die Bewaffneten versperrten die Gassen; ein Theil der fremden Besatzung suchte auf der andern Seite der Stadt zu entfliehen, und nur wenige dachten darauf sich zu vertheidigen; alles schien verloren, als eine Frau, Namens Ziegler, die Geistesgegenwart hatte, auf ein Mittel zu verfallen, welches tausende von Furcht geblendete Männer vernachlässigt hatten: sie ließ das Fallgatter nieder, so daß die in die Stadt gedrungenen Schweizer darin eingeschlossen waren. Unter ihnen befand sich Rudolph Rügg, Landschreiber von Glarus; er hatte so eben den Benner Conrad Meyer, von der Gesellschaft der Böcke, getödtet, der das Banner von Zürich trug. Da er sah, daß er nicht mehr entweichen konnte, so reichte er dieses Siegeszeichen seinen Landsleuten durch das Fallgatter hindurch, und fiel dann, so wie seine Gefährten, unter den Streichen der Züricher, welche sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten und wieder Muth zu fassen begannen. Hierauf führten sie Kanonen auf den Lindenhof, der damals, als die darunter stehenden Häuser viel nie-

driger waren, als jetzt, die Umgegend bis nach St. Jakob beherrschte; sie setzten die Mauern und Thürme der Stadt in Verteidigungsstand, und hielten die Schweizer mit Büchsen- und Kanonenschüssen entfernt. Diese Vorsichtsmaßregeln hinderten die letztern nicht, den Umgebungen der Stadt vieles Uebel zuzufügen; sie plünderten die Vorstadt und steckten sie in Brand; alle Wohnungen zwischen der Sihl und der Hauptstadt wurden in Asche gelegt, die Kirchen St. Stephan und St. Anna hatten das gleiche Schicksal, ebenso die Dörfer Wiedikon, Nieden und Altstätten.

Dreihundert Vertheidiger der Stadt Zürich, worunter 146 Bürger der Stadt, waren umgekommen. Der Körper des heldenmüthigen Stüssi war gefunden worden, man beraubte ihn seiner Kleider, schleppte ihn von der Sihlbrücke bis hinter eine Hecke; er athmete noch; die Sieger beschimpften den Leichnam, rissen ihm die Eingeweide aus, schmierten sich die Schuhe mit seinem Fette, zerrissen sein noch pochendes Herz mit den Zähnen und warfen sich seine verstümmelten Gliedmaßen zu, denen sie die beschimpfendsten Beinamen gaben; endlich zerschnitten sie den Leichnam in tausend Fetzen, welche sie in die Sihl warfen. Die Sieger überließen sich hierauf einer fröhlichen Schwelgerei; der Wein wurde nicht gespart; die verstümmelten Leichname der Besiegten dienten ihnen zu Tischen und Sitzen, und der Schein der Feuersbrunst statt der Fackeln. Diese Schlemmereien wurden jedoch bisweilen durch die Kugeln gestört, die man ihnen von der Stadt zuschickte; eine Kanonenkugel unter andern fiel auf eine Gruppe Glarner, und nahm dem ersten den Kopf weg; dann fegte dieser Kopf und die Kanonenkugel den Tisch so rein, daß nichts mehr darauf blieb und die Gäste genöthigt waren, einen günstigeren Platz für ihre barbarische Freude zu suchen. Es wäre schwer, solche Unmenslichkeiten zu glauben, wenn nicht mehrere Schriftsteller und selbst Eschudi sie bestätigt hätten.

Dies waren leider nicht die letzten Opfer dieses blutigen Kampfes. Schon als die Schweizer bis an die Thore Zürichs vordrangen und die größte Unordnung in der Stadt herrschte, bemerkte ein Bauer von Rüschnacht unter den Fliehenden den Stadtschreiber Michael Graff, welcher einer von denen war, die am meisten dazu beigetragen hatten, die Fackel der Zwietracht zu entzünden, und lief auf ihn los, indem er ausrief: „Du mit deiner verdammten Feder bist Schuld an all' diesem Unheil, da hast du den Lohn dafür!“ und stieß ihn nieder. Um die Züricher zu verböhen, blieben die Schweizer drei Tage auf dem Schlachtfelde. Allein sollte man es glauben, daß drei Züricher Bürger, welche einige Zeit nachher einer Konferenz in Baden bewohnten, wo man an der Her-



L'ABBAYE DE PFEFFERS.

Kloster Pfeffers.

stellung des allgemeinen Friedens arbeitete, zum Tode verurtheilt und in Zürich öffentlich hingerichtet wurden, weil sie für den Frieden gestimmt hatten? Die Zürcher hofften damals auf die Hülfe Karls VII., Königs von Frankreich. In der That näherte sich der Dauphin der Schweiz an der Spitze eines furchtbaren Heeres; allein die Schlacht von St. Jakob am 26. August 1444 vernichtete verbrecherische Hoffnungen; der Dauphin machte Frieden mit den Schweizern, deren Verbündeter er wurde.

Die Belagerung von Zürich wurde für den Augenblick zwar aufgehoben, deswegen dauerte aber dennoch der Kampf noch einige Jahre fort. Der im Jahr 1445 erfolgte Tod Ital Redings erleichterte indeß die Annäherung der Parteien; der Krieg wurde anfänglich mit weniger Barbarei und Erbitterung geführt, und da die Schweizer eben so sehr zum Frieden geneigt waren, als die Zürcher, so gaben sie in ihren Forderungen bedeutend nach und die vorläufigen Friedensbedingungen zwischen Zürich, Oesterreich und den Schweizer-Kantonen wurden durch Vermittelung mehrerer Reichsfürsten festgesetzt, allein der endliche Frieden wurde erst am 13. Juli 1450 abgeschlossen, fünfzehn Jahre nach dem Anfang der bürgerlichen Spaltungen, welche diesen bedauerlichen Kampf herbeiführten. Man gab Zürich sein ganzes Gebiet zurück, mit Ausnahme eines kleinen Bezirkes, der die Dörfer Pfäffikon und Wollerau enthielt und an Schwyz abgetreten wurde. Dagegen mußte Zürich auf sein Bündniß mit Oesterreich verzichten. Der Schall der Glocken, welcher in der ganzen Schweiz und bis in den entlegensten Alpenthalern wiederhallte, verkündete den Völkern die glückliche Wiederkehr der Ruhe. Der Zürcher Landmann konnte seine zerstörten Wohnungen wieder aufbauen, seine verwüsteten Felder wieder pflügen und den von dem Feinde ausgerissenen Weinstock wieder pflanzen; aber ein beträchtlicher Zeitraum verfloß, ehe zahlreiche Heerden die Fluren wieder belebten und die Bäume zu fruchtbarem Ertrage herangewachsen waren. Die Stadt Zürich hatte nicht minder gelitten; ihre Industrie und ihr Handel schwächeten lange; die Pest, der Krieg und die Auswanderung hatten überdies die Bevölkerung um die Hälfte vermindert.

Das Mißtrauen zwischen beiden Parteien war so groß, daß es den bevollmächtigten Gesandten den Gedanken einflößte, ihre erste Konferenz auf dem Zürcher See zu halten. Unter den einflußreichen Männern aller Parteien der Schweiz, die sich bei dieser wässerigen Versammlung befanden, war Hugo von Montfort, Commenthur des Johanniter-Ordens, der in einem kleinen Schiffe zwischen beiden Parteien dahin fuhr und sie zum Vergessen aller Unbilden und zum Frieden ermahnte. Trotz der tiefgefühlten Nothwendigkeit eines ruhigern Zustandes der Dinge

zeigten sich dennoch hier und da Ausbrüche der eingewurzelten Feindschaft. Der tapfere Ritter Rechberg, welcher im Namen Zürichs und Oesterreichs der Konferenz beizuhöhen, hatte mit Wärme aber ohne Bitterkeit für seine Partei gesprochen. Der Landammann von Schwyz, Ab Jberg, wandte sich hierauf an ihn und sagte: „Es ist vergebens, Rechberg, daß du von unserer Seite eine gefällige Sprache erwartest; ein Mann für den andern; für mich bist du du, ohne daß dieß deinen Adelstiteln Eintrag thue, so wenig als meinen Wiesen in Schwyz.“ — „Eure spöttischen Reden, die sehr zur Unzeit kommen, mein lieber Ammann, versezte Rechberg, können meinen Adel nicht beflecken; allein da ich im Dienste der Stadt Zürich bin, so giebt es oft Gelegenheit mich auf eurer Gränze zu befinden, und ohne Zweifel wird sich ein günstigerer Augenblick zeigen, um Schimpfworte auszuwechseln.“

Der Feldzug der Armagnaken in Oberdeutschland hatte den Fürsten des Reichs gezeigt, daß es in ihrem Interesse liege, an der Herstellung des Friedens in der Schweiz zu arbeiten. Auf einem zu Konstanz gehaltenen Congresse bewiesen sie den größten Eifer, um zu diesem Ziele zu gelangen, und der Rang der Personen, die sich auf diesem Congresse einfanden, ist ein Beweis von der Wichtigkeit, welche sie auf die Lösung dieser Frage legten. Unter einer Menge von Herren und Staatsmännern, die sich nach Konstanz begaben, war der Pfalzgraf vom Rhein, der Herzog Albrecht von Oesterreich, der Graf von Neuenburg &c., in allem mehr als zwei tausend Pferde.

Eine Merkwürdigkeit aus dem Zürcher Kriege ist, daß der Name der Schweiz sich von dieser Zeit herschreibt. Vorher nannte man die Eidgenossen die Bergleute, den oberdeutschen Bund, den Bund der Waldstätte. Da aber während dieser unglücklichen Periode Schwyz zuerst die Waffen ergriffen hatte und gewissermaßen das Haupt oder der Anstifter des gegen Zürich geschlossenen Bundes war, so nannte man endlich die ganze Partei die Schwyz, im Gegensatz von der Zürcher Partei.

Die Abtei Pfeffers.

Ein heiliger Mann, Namens Pirminius, welcher mit einigen Gefährten aus Gallien hergekommen war, ließ sich zu Anfang des achten Jahrhunderts in Helvetien nieder. Er bewohnte eine wilde Einöde im Kanton Zürich, wo er sich mit Werken der Frömmigkeit und besonders mit der Bekehrung einiger noch heidnischer Stämme der Gegend beschäftigte. Von dem Geiste jener Zeit beseelt, baute er mehrere

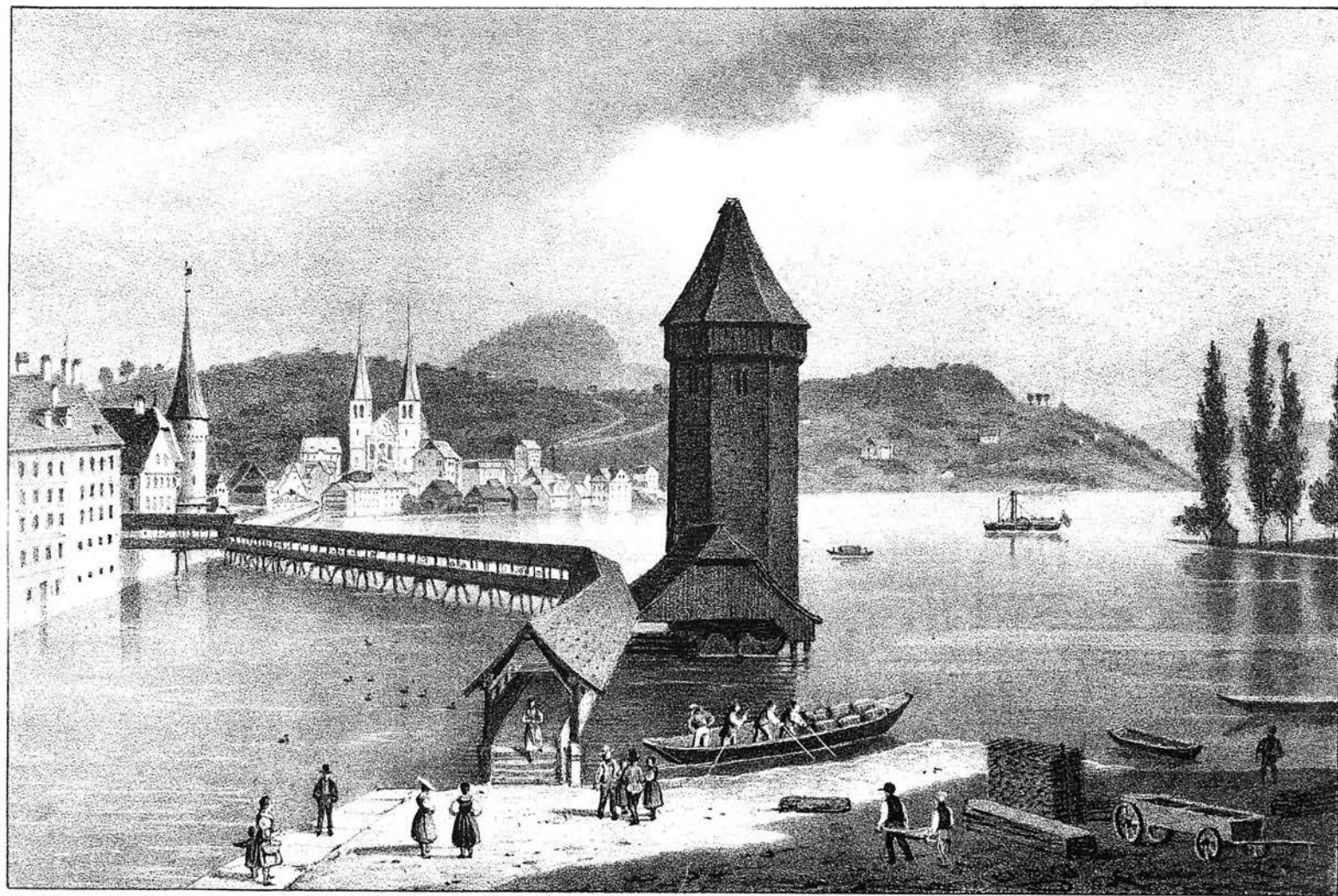
Klöster, unter andern das von Pfeffers, dessen erster Abt er war. Die Legende erzählt hierüber, daß Pirminius in der Absicht, da ein Kloster zu errichten, wo der Rhein das rhätische Land verläßt, mit eigener Hand das Holz des neuen Gebäudes zimmerte, als er sich mit der Art verwundete. Eine weiße Taube ließ sich neben ihm nieder, nahm einen der Spähne, auf welchen sein Blut gespritzt war, in ihren Schnabel und erhob sich mit ihrem Gang in die Lüfte. Der hierüber erstaunte Pirminius folgte dem Vogel bis auf eine Anhöhe hinter dem gegenwärtigen Flecken Ragaz, wo die Taube den Spahn niederlegte. Ueberzeugt, daß dieß eine Deutung des göttlichen Willens sei, erbaute er an diesem Orte ein Kloster, das er dem heil. Benedikt weihte. Die Geschichte dieser Abtei war diejenige aller andern Institutionen dieser Art im Mittelalter; diese gegen die Barbarei jener Zeit errichteten Schranken bevölkerten sich schnell mit Mönchen, während die umliegenden Ländereien von fleißigen Bauern urbar gemacht wurden, welche unter jenen Mauern Schutz suchten. Das Kloster Pfeffers erwarb große Reichthümer, und seine Äbte, welche von 1106 an Reichsfürsten waren, wurden mächtige und oft von ihren Nachbarn gefürchtete Selbstherrscher. Ihre ursprüngliche Bestimmung vergessend, vertauschten sie die Rutte gegen den Harnisch und das Schwert, und bekämpften ihre Gegner mit geistlichen und weltlichen Waffen.

Allein wie in dieser Welt alles seine Zeit hat, so hörten auch die Mönche von Pfeffers auf Krieg zu führen und wurden sogar sehr friedfertig, ohne daß sie jedoch bessere Verwalter ihrer Güter geworden wären, welche, obschon sie sehr beträchtlich waren, doch nicht zum Unterhalt von 22 Kapitularen, ihres Abtes und von drei Laienbrüdern zureichten, welche das Personal des verschuldeten Klosters ausmachten. Es scheint, daß in neuerer Zeit eine gewisse Anzahl dieser Mönche starke Lust bekam, das klösterliche Leben zu verlassen, denn zwei von ihnen reichten dem apostolischen Nuntius eine Petition um die Auflösung des Klosters ein; allein ihrer Bittschrift wurde nicht entsprochen. Indessen aber hat der Große Rath von St. Gallen diese Angelegenheit unter Hand genommen und unterm 26. Februar 1838 ein Dekret erlassen, das die Klosterkörperschaft von Pfeffers aufgehoben erklärt, und jedem ihrer Mitglieder einen lebenslänglichen Gehalt aussetzt, nämlich: dem Abte 1800 fl., dem Defan 1000 fl., jedem der Ältesten 800 fl., jedem Conventualen 600 fl. und jedem Laienbruder 400 fl.; außerdem erhielt jeder von ihnen eine Ausstattung nach seiner Wahl im Werthe des dritten Theiles seiner Pension. Der Ueberschuß des Klostervermögens soll für den öffentlichen Unterricht verwendet werden.

Bei der Prüfung der Rechnungen ergab sich ein Aktivvermögen des Klosters von 801,232 fl. und ein Schuldenbestand von 384,866 fl.; sein ganzes reines Vermögen belief sich also noch auf 416,368 fl., was zu 4 vom Hundert 16,640 fl. einbrachte. Allein da in den letzten Zeiten der jährliche Aufwand der Kapitularen sich auf 37,000 fl. belief, so ergab sich ein jährlicher Rückschlag von 20,360 fl. Diese Säcularisation erfolgte nicht ohne lebhaften Widerstand von Seite einer gewissen Anzahl Kapitularen; vier von ihnen gaben bei dem katholischen Großraths-Kollegium von St. Gallen eine Protestation ein; allein die Liquidation des Klostervermögens wurde nichts desto weniger beschlossen und eine Kommission zu deren Vollziehung ernannt. Am 1. März versammelte sich das Generalkapitel des Klosters und beschloß, sich wegen dieser Auflösung an den heil. Vater zu wenden; allein dieser Schritt war in jedem Fall zu spät, denn am 9. wurde die Uebergabsurkunde an den Staat ausgefertigt. Uebrigens wurde die Nachricht von der Auflösung der Congregation mit so wenig Widerwillen von dem größten Theil der Mönche aufgenommen, daß sie solche durch ein, wie man sagt, sehr fröhliches Fest feierten. Die wirkliche Auflösung hatte am 1. April statt; an diesem Tage verließen die Mönche mit verschiedenen Gefühlen alle ihren Aufenthalt, um in die Welt zurückzukehren.

Die Nachbarschaft des Bades gleichen Namens, welches zu der Abtei gehört und das wegen seiner heilsamen Wirkungen berühmt ist, und die malerische Lage, in welcher es sich befindet, werden dem alten Kloster stets einen wohlverdienten Ruf erhalten. Das Gebäude und die Kirche sind geräumig und gut gebaut, und man hat eine schöne Aussicht auf das Sarganserthal und den Rhein. Im Westen fließt die Tamina, von dem Pfefferserbade herkommend, in einer so tiefen Schlucht, daß man sie nicht erblickt. Die Umgebungen sind reich an Weinbergen, schönen Baumgärten und wohl ausgestatteten Wäldern, und einige Wohnungen bilden einen Weiler. Im Norden des Klosters, auf einem das Thal beherrschenden Felsen, sieht man die Trümmer des alten Schlosses Wartenstein, welche eines Besuches werth sind, nicht allein wegen der wilden und malerischen Lage, worin sie sich befinden, sondern auch wegen der schönen Aussicht, die man auf das Sarganserthal und seine Gebirge, auf den Flecken Ragaz und seine Umgebungen, der nur eine halbe Stunde entfernt ist, auf einen Theil der Gebirge Bündens und des Tirols hat, deren Fuß der Rhein bespült. Im Süden erblickt man die Abtei Pfeffers, umgeben von lieblichem Grün.

Die Geschichte des Schlosses Wartenstein erinnert an die Wortbrüchigkeit, welche gewöhnlich die



LUCERNE.

Lucerne.

Handlungen des Adels des Mittelalters bezeichnete, und von welcher er ohne das geringste Bedenken Gebrauch machte.

Conrad I., Abt von Pfeffers im Jahr 1206, befürchtete, daß sein Kloster kein hinlänglich sicherer Zufluchtsort gegen seine Feinde wäre, und zog einen Edelmann, der sein Vasall war, über ein Mittel zu Rathe, um besser für seine Sicherheit zu sorgen. Der Edelmann schlug ihm vor, ein Schloß auf einen Felsen zu bauen, welcher die Zugänge zu der Abtei und die Straße von Sargans nach Chur beherrscht. Der Abt billigte diesen Plan höchlich, und überließ seine Ausführung dem, der ihn gefaßt hatte. Der Edelmann ließ sogleich die Arbeiten beginnen, welche vermittelt der großen Zahl frohnpflichtiger Leute, die er zu seiner Verfügung hatte, rasch vorrückten. Als der Abt diese furchtbaren Mauern sich erheben sah, konnte er sich vor Vergnügen kaum fassen; er glaubte sich schon vor den Streichen aller seiner Feinde gesichert. Als der Bau vollendet war, erlaubte der Abt dem Edelmann, eine gute Besatzung nach seiner Wahl darein zu legen, und Lebensmittel, Kriegsbedarf und Waffen einzuführen. Als nun alles auf diese Weise besorgt war, wollte der Abt von seinem Schlosse Besitz nehmen; aber der Edelmann benahm sich gegen ihn, wie die Hündin in der Fabel gegen ihre Gefährtin; er zeigte die Zähne und sagte: „ich bin bereit mit meiner ganzen Bande auszugiehen, wenn ihr uns hinausbringen könnet.“ Der arme Abt war ganz betäubt, als er sich so in seinen eigenen Besitzungen behandeln sah; aber was machen? mit aller seiner Macht hätte er nicht mit Gewalt in das so wohl gelegene und befestigte Schloß eindringen können. Der Usurpator blieb hiebei nicht stehen; er begann den Abt zu beleidigen, seine Vasallen zu plündern und Krieg gegen ihn zu führen. Dann beklagte sich der Abt bei dem mächtigen Herrn von Hohenfag, dem Schutzherrn des Klosters, hierüber. Dieser wollte es nicht versuchen, das Schloß mit Gewalt zu nehmen, sondern er wartete eine gute Gelegenheit ab, überfiel den treubruchigen Edelmann in einem Hinterhalte und hielt ihn drei und ein halbes Jahr gefangen. Nach diesem Fang ergab sich das Schloß Wartenstein ohne Widerstand an den Freiherrn von Hohenfag. Dießmal glaubte der Abt seine Sache gewonnen zu haben und natürlich erschöpfte er sich in Dankbezeugungen gegen seinen Befreier; aber wer malt seine Bestürzung und seinen Verdruß, als der Freiherr ihm rund heraus erklärte, dieses Schloß gefalle ihm recht wohl und deßhalb behalte er es für sich. Der arme Mann war von diesem neuen Schlage so übernommen, daß er starb. Sein Nachfolger Wipert ließ sich durch den Kaiser Friedrich II. von der Schirmvogtei des Barons von Hohenfag frei machen, aber er gewann

durch diese Aenderung nichts; der Freiherr ließ ihn aufheben und ließ ihn erst nach siebenwöchiger Gefangenschaft und nach der Verpflichtung frei, förmlich auf sein Eigenthumsrecht auf das Schloß Wartenstein zu verzichten. Im Jahr 1257 kam ein Bettelmönch in diese Gegenden, der so heftig gegen diejenigen predigte, welche übel erworbene Güter besaßen, daß der Sohn und Nachfolger des Barons von Hohenfag, in der Furcht verdammt zu werden, der Abtei das Schloß Wartenstein gegen 300 Mark Silbers zurückgab. Aus Mangel an Bewohnern und Unterhalt verfiel es.

Ursprung der Stadt Luzern.

Die Gebirgsformation der Umgebungen von Luzern läßt vermuthen, daß zu einer längst vergangenen Zeit der Spiegel des Vierwaldstätter See's höher stand, als jetzt. Beträchtliche Wassermassen aus den Thälern und den tiefen Schluchten des St. Gotthards, brachen zu verschiedenen Zeiten heftig in den niedrigeren Gegenden ein, und setzten die tiefsten Theile derselben unter Wasser. Wahrscheinlich hatte der See damals rechts und links von der Stadt Luzern mehrere Abflüsse, von denen man noch die Spuren sieht. Dieses Steigen des Wassers, das nur zufällig war, hörte sogleich auf, als alle Dämme gebrochen waren, welche die Gewässer in den Tiefen des St. Gotthard zurückgehalten hatten; dann senkte sich der Spiegel des See's und sein Wasser nahm den Ablauf, den es noch heut zu Tage hat. Seine Oberfläche war sogar noch niedriger als jetzt, denn noch vor einigen Jahrhunderten war die ganze Bucht, an dessen Ende die Stadt Luzern liegt, ein unzugänglicher Sumpf, durch welchen sich die Reuss in mehreren Kanälen hinabschlängelte.

Es ist gänzlich unbekannt, wer die ersten Bewohner der Umgegend von Luzern gewesen waren, und ob auf der Stelle, wo sich jetzt die Stadt Luzern befindet, vor dem Einfall der Römer ein bewohnter Ort gestanden. Es ist anzunehmen, daß das Volk, welches diesen Ort bewohnte, keltischen Ursprungs war, wie die übrigen Helvetier; indessen deutet der Name Lucerna, der nicht von keltischer Abstammung ist, einen neueren Ursprung an. Es ist wahrscheinlich, daß schon lange Fischer ihre Wohnungen an dem Ufer des See's aufgeschlagen hatten; aber nicht wahrscheinlich ist es, daß die Römer je eine nur etwas beträchtliche Niederlassung hier errichtet hatten, weil damals der Paß über den St. Gotthard noch nicht geöffnet war, und weil die Verhältnisse dieser Eroberer zu den freien Völkern, die an den Fuß der Alpen zurückgedrängt waren, sich nicht freundschaftlich genug gestalteten, um das

Gedeihen einer Stadt an diesem sumpfigen und ungesunden Orte zu begründen. Indessen waren diese Weltbeherrscher mit zu viel Klugheit begabt, um hier nicht irgend einen Wall gegen die Angriffe der Urbewohner, die in den Gebirgen hausten, aufzuführen. Sie bauten daher ein Schloß an der Stelle, wo die Reuß dem See entströmt, auf dem linken Ufer des Flusses; allein da sein Bett sehr breit und sumpfig war, so bauten sie vielleicht noch ein Kastell oder vielmehr einen Thurm auf einer kleinen Insel, die sich über die Oberfläche des Wassers erhob, um den Eingang des Flusses zu vertheidigen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser Thurm gleich anfangs zum Leuchthurm gedient hat, wie man gewöhnlich glaubt, weil die Römer kein Interesse dabei hatten, die Schifffahrt auf diesem See zu begünstigen, an welchem sie keine Niederlassung hatten, und der auf dieser Seite bloß von einigen Fischernachern befahren wurde.

Zur Zeit des Einfalls der Barbaren erfuhren die römischen Niederlassungen an den Ufern der Reuß das nämliche Loos, wie die im Norden Helvetiens. Die Gegenden blieben beinahe öde bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, wo die Lombarden in dem Norden Italiens Fuß zu fassen begannen. Dieses unternehmende Handelsvolk drang bis in die Mitte der rhätischen und penninischen Alpen vor, die von den Rhätiern und Lepontinern bewohnt waren. Abenteurer dieser Nation folgten dem Laufe des Tessins und gelangten auf die Hochebene des St. Gotthard und in das Urferntal; sie entdeckten die Engpässe, welche in das Oberwallis und nach Rhätien führen; allein die Felsenwände, welche das Thal von Urfern im Osten schließen und nur der schäumenden Reuß einen engen Durchpaß ließen, waren lange Zeit ein unübersteigliches Hinderniß gegen das Eindringen in das Reußthal. Indessen überwandten sie dieses Hinderniß durch Ausdauer, und brachten eine in Ketten hängende Brücke über den Abgrund an. Dann drangen sie in die furchtbare Schlucht der Schöllenen und stiegen das Reußthal hinab bis zum Vierwaldstätter See, dessen früherer Name unbekannt geblieben ist, ebenso wie der des Volkes, das seine Ufer bewohnte. Die Lombarden verfolgten ihre Entdeckungen, besaßen den einsamen und wilden See, und kamen an das Ende, wo die Reuß demselben entströmt, um sich ein unregelmäßiges und schlammiges Bett zu brechen. Da sie diese Lage für ihren Handel vortheilhaft fanden, so gründeten sie da eine Waarenniederlage, wo die Römer ihr Kastell erbaut hatten, und von wo sie ihre Handelsunternehmungen nach dem nördlichen Helvetien und nach Deutschland betrieben. Die Franken, welche nach dem Eroberungsrechte die Herren des Landes waren, begnügten sich mit einer mäßigen Abgabe von ihren Waaren.

Von dieser Zeit an ist das Dasein der Stadt Luzern gewiß, obgleich dieß im Anfang nur ein kleiner ärmlicher Ort war, der aus einigen Fischerhütten und einigen Waarenniederlagen bestand. Auf der Anhöhe, wo man nunmehr die Hofkirche sieht, hatte man eine kleine, St. Nikolaus, dem Schutzheligen der Fischer und Schiffer, geweihte Kapelle erbaut; dieß war vermuthlich das erste christliche Gebäude in dieser Gegend. Der See hatte damals noch keinen andern Namen als den des großen See's. Da die beladenen Schiffe nur mit großen Schwierigkeiten bis zur Stadt gelangen konnten, so errichtete man auf einer Insel, eine Stunde von der Stadt, bei Meggenhorn ein Zollhaus und Magazine für die vom St. Gotthard kommenden Waaren. Diese Insel führt noch heute den Namen Altstaad (altes Gestade). Ohne Zweifel machte man Versuche, um den Fluß schiffbarer zu machen, indem man sein Bett enger, regelmäßiger und tiefer machte; allein es scheint, daß die Wasserbaukunst der Luzerner, oder ihre Ausführungsmittel einem solchen Unternehmen nicht gewachsen waren, denn es mißlang. Die Einwohner von Luzern versielen dann auf ein einfacheres Mittel, ihren Zweck zu erreichen; sie zogen es vor, einen See vor sich zu haben, statt eines Sumpfes, und bauten einen Damm durch die Reuß, der den Spiegel des See's auf eine Höhe brachte, die hinreichend war, um das ganze sumpfige Land zwischen Meggenhorn und der Stadt zu bedecken. Von da an landeten die Schiffe ungehindert in der Stadt. Vielleicht erst damals machte man einen Leuchthurm aus den muthmaßlichen Resten des von den Römern erbauten Thurms.

In dem Maße wie die Ufer des Vierwaldstätter-See's sich bevölkerten, und der Handel über den St. Gotthard zunahm, gewann die Stadt Luzern auch an Wichtigkeit; ihre Bevölkerung, welche schnell zunahm, bildete eine Gemeinschaft unter dem Schutze der fränkischen Könige und später unter dem der deutschen Kaiser. Diese ließen diese Provinzen durch Herzoge regieren, welche von Zeit zu Zeit kamen, um im Namen des Kaisers die hohe Gerichtsbarkeit auszuüben. Diese Sitzungen hatten öffentlich und an dem Orte statt, wo die Hofkirche steht, die ihren Namen hievon erhalten hat. Einer dieser Herzoge, Namens Wifard, stiftete an diesem Orte ein Benediktinerkloster, dessen Gründungsurkunde vom Jahr 695 datirt ist; dieß ist die erste Schrift, welche Luzerns erwähnt. Das neue Kloster wurde von Clovis III. und andern Herren reichlich ausgestattet, und auf diese Weise kam es in den Besitz des ganzen Gebietes in der Umgegend des See's bis nach Sarnen, Stanz, Rüschnacht und vieler anderer Lehen, unter andern auch Luzern. Die Bürgerschaft dieser Stadt erhielt ausgezeichnete Vorrechte und

vervollkommnete ihre Institutionen ruhig unter dem Schutze des Klosters. Bald aber hatte sie Gelegenheit zu bemerken, daß ihre Freiheiten sehr beschränkt seien, denn im Jahr 758 verließ Pipin der Kleine einen seiner Lieblinge, dem Abte von Murbach im Elsaß, die Prälatur des Klosters und die Belehnung mit allen Lehen, Luzern mit eingerechnet. Indessen hatten die Luzerner über ihren neuen Herrn sich nicht zu beklagen. Die Abte von Murbach bedurften öfters Geld, und die Luzerner wußten dieß zu benutzen, um mehrere Freiheiten und Vorrechte für klingende Münze zu erlangen; einer dieser Abte aber, verschwenderischer noch als die andern, verkaufte die Stadt Luzern an Kaiser Rudolph um 2000 Mark Silbers. Vergebens protestirten die Luzerner gegen diese Veräußerung; als jedoch Albrecht von Oesterreich ihnen versprochen hatte, ihre Privilegien aufrecht zu halten, zeigten sie sich nicht mehr widerspenstig. Allein dieser Fürst, welcher anfangs sehr gütig gesonnen hatte, unterdrückte die Luzerner unaufhörlich; sie mußten in ihrer Unterwürfigkeit sogar Krieg mit ihren Nachbarn, den Waldstätten, führen, was ihrem Handel sehr nachtheilig war. Von da an nahm auch der Wohlstand in Luzern ab, bis endlich die Bewohner des Landes, der österreichischen Tyrannei müde, das Joch abschüttelten und im Jahr 1432 in den Schweizerbund traten *).

Das reiche Kloster St. Leodegar versiel dergestalt, daß man es aufheben und im Jahr 1455 durch ein Chorherrnstift ersetzen mußte. Im Jahr 1479 kaufte sich die Stadt von allen ihren Verpflichtungen gegen das Kapitel um die Summe von 2500 fl. los, mit Ausnahme einer einzigen, nach welcher die Bürger von Luzern und ihre Nachkommen alljährlich eine vierpfündige Wachskerze für den Altar des heiligen Leodegar liefern mußten. Die Kirche des Benediktinerklosters war schon 1406 wieder aufgebaut worden; allein das neue Gebäude wurde im Jahr 1633 ein Raub der Flammen, mit Ausnahme der beiden Thürme, welche unversehrt blieben; die Orgel, welche 3000 fl. gekostet hatte, mehrere Glocken, wovon eine 118 Zentner wog, giengen verloren. Man arbeitete 10 Jahre lang an dem Wiederaufbau dieses Gebäudes, das 222,889 fl. kostete. Die Architektur desselben ist imposant und in ziemlich schönem Styl. Das Merkwürdigste im Innern ist ein Gemälde von Lanfranc und eine Orgel, welche die Aufmerksamkeit aller Kenner verdient; sie hat 2826 Pfeifen, wovon die größte 37 Fuß hoch ist und 1100 Pfund wiegt. Die Stadt Luzern verwendete nach dem mit dem Unternehmer abgeschlossenen Afford auf dieses große Werk die Summe von 6600 fl., welcher man später noch 1700 fl. nachschob; man schenkte ihm außerdem noch eine Woh-

nung im Werth von 1200 fl.; man bezahlte seinen Bäcker, reichte ihm zwei Malter Korn und zwei Fässer Wein; seine Frau erhielt ein Geschenk von 48 fl. und seine Arbeiter 10 fl.

Zu den Merkwürdigkeiten Luzerns gehören seine hölzernen, bedeckten Brücken von ungewöhnlicher Länge, welche die verschiedenen Stadtquartiere mit einander verbinden. Die eine, die Hofbrücke, welche den Mittelpunkt der Stadt mit der Hauptkirche verbindet, ist 1380 Fuß lang. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt; sie stammt wahrscheinlich von den Abten von Murbach her, welche sie zur Erleichterung des Verkehrs mit der Stadt erbauten, wofür letztere eine gewisse Abgabe an das Kloster entrichtete. Unter dem Dache der Brücke sind 119 Tafeln angebracht, welche auf jeder Seite einen Gegenstand aus der heiligen Geschichte vorstellen. Die zweite Brücke oder die Kapellbrücke, welche 1303 erbaut wurde, ist 1000 Fuß lang. Man sieht auf ihr 77 Tafeln mit 154 Gegenständen aus der Schweizer Geschichte. Neben dieser Brücke und beinahe in der Mitte ihrer Länge ist der berühmte Wasserturm, der, wenn nicht von den Römern erbaut, dennoch ein hohes Alter hat; indessen darf man annehmen, daß der gegenwärtige Thurm auf die Ruinen eines ältern gebaut wurde. Daß er ehemals als Leuchthurm gedient und der Stadt den Namen Lucerna gegeben habe, ist eben so ungewiß; früher bewahrte man die Archive und den Schatz der Stadt darin. Indessen hat weder dieser Thurm, noch die Länge und die originelle Bauart dieser Brücken ihnen Berühmtheit verschafft, sondern die herrliche Aussicht, welche man unter ihren Dächern und vor Regen und Sonne geschützt, genießt. In der That, nirgends hat man einen majestätischen Anblick; rechts und links erheben sich zwei riesige Schildwachen, der Rigi von seinem Fuße bis zum Scheitel mit einem grünen Mantel bedeckt, und der Pilatus, dessen nackte und zerrissene Felswände den Gewittern und den Adlern zur Zufluchtsstätte dienen. Zwischen diesen Bergen scheint etwas rückwärts eine dreifache Gebirgskette aus den reinen und ruhigen Gewässern des schönen See's sich zu erheben, dessen vielfach abgeschnittene Ufer zugleich die schönsten und die wildesten Bilder darbieten.

Wir werden noch mehreremal Gelegenheit haben, von der Stadt und den Umgebungen Luzerns zu sprechen. Die hier beiliegende Lithographie zeigt in dem Hintergrunde die Hofkirche, vornen die Kapellbrücke; die Hofbrücke liegt hinter Gebäuden versteckt; rechts ist der Wasserturm, dessen Form und Bauart ein hohes Alterthum verrathen.

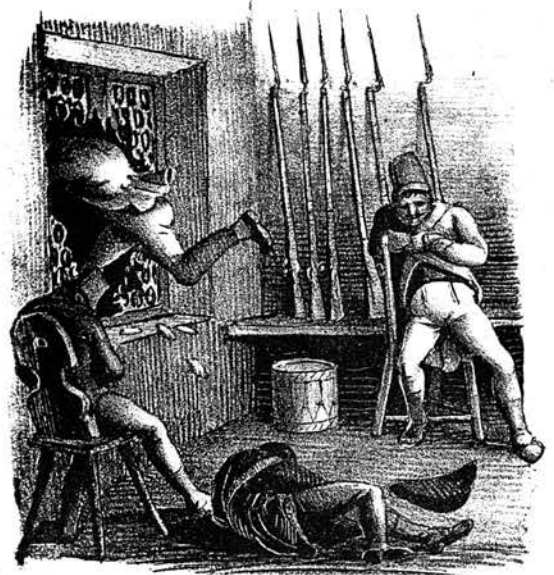
Diesseits und jenseits dieser Brücken sieht man beständig, besonders aber im Herbst und Winter, einen zahlreichen Trupp Wasserhühner, die herbeileiten,

*) S. sechzehnte Lieferung des ersten Jahrgangs.

wenn man sie ruft, um sich die Brodkrumen freitig zu machen, welche die Vorübergehenden ihnen zuzuworfen pflegen. Da Niemand diesen Wasservögeln etwas zu Leid thut, außer einigen Fischern, welche behaupten, das Dasein dieses Geflügels sei ihrem Gewerbe nachtheilig, und die aus diesem Grunde die Verordnung übertreten, welche verbietet dasselbe auszurotten, so sind sie so zahm geworden, daß sie die Umgebung in keiner Jahreszeit verlassen.

Der gefangene Appenzeller.

Den seit vierhundert Jahren im ganzen Umfange des Wortes freien Appenzellern behagte die Regierungsform schlecht, welche ihnen eine fremde Macht im Jahr 1798 auflegte; allein man mußte der Gewalt nachgeben, denn die französische Republik war damals allmächtig. Als man 1801 vernahm, daß es nach dem Friedensvertrag von Lüneville der Schweiz freistünde, sich eine Regierung nach ihrem Belieben zu geben, fanden die Appenzeller diese Bestimmung im Allgemeinen sehr vernünftig, allein die Bewohner des Dorfes Urnäsch äußerten durch Thaten und Worte ihre Abneigung gegen den damaligen Zustand der Dinge so laut, daß die helvetische Einheitsregierung Argwohn schöpfte, und um den Urnäschern begreiflich zu machen, wie sie die Sache verstehe, ließ sie zwei Kompagnien von der helvetischen Legion von St. Gallen aufbrechen, um diese Gemeinde zu besetzen. Das Personal, aus welchem diese Truppe bestand sowohl als der Zweck ihrer Sendung, reizten die Bewohner dieser Pfarrei auf das äußerste, und wenn sie nicht die Folgen eines Aufstandes befürchtet hätten, würden sie sich ihrer Gäste auf eine Weise entledigt haben, wie sich ihre Vorfahren die Soldaten des Abtes von St. Gallen vom Halse schafften. Man kann sich daher leicht denken, daß der Empfang der helvetischen Truppen nicht der freundlichste war; es gab sogar mehrere Schlägereien am Tage ihrer Ankunft. Keiner aber zeigte sich störrischer, als ein gewisser Martin Weiß, welcher Fäuste wie Zangen hatte, und unter dem Schutze des Lüneviller Friedens eine Gelegenheit suchte, sich auszuzeichnen. Sie ward bald gefunden; der erste Soldat der Republik, welchem er Abends begegnete, wurde dermaßen durchgewalzt, daß sein Geschrei die ganze Besatzung in Aufruhr brachte. Der Appenzeller wurde an der Arbeit ergriffen und auf die Wache geführt, wo er von zwanzig Mann bewacht wurde. Der Gefangene wurde die Zielscheibe der Wiße und Spöttereien der Soldaten; da er aber in diesem Augenblicke nicht der Stärkere war, so erwiderte er nichts, sondern dachte, daß die Reihe auch an ihn kommen werde,



denn er hegte bereits einen Plan. Seine Hüter, endlich müde ihn zu verhöhnen, überließen sich allmählich dem Schlafe; die einen schliefen nur leicht, die andern schnarchten nach Herzenslust, allen aber war die Sehkraft mehr oder minder geschwächt, was von den zahlreichen Zügen in Rheinwein herrührte, den sie nicht gespart hatten. Mitten in dem allgemeinen Stillschweigen, das in der Wachstube herrschte, ließ sich plötzlich ein so furchtbarer Lärm vernehmen, daß in einem Augenblicke die ganze Truppe auf den Beinen war, und zu den Waffen rief. Der Offizier des Postens stellte seine Leute in Schlachordnung, ließ die Glieder schließen und wollte vielleicht Feuer kommandiren, als er bemerkte, daß Glas, Blei und Holzwerk eines Fensters weggenommen und in tausend Stücke zerbrochen und der Gefangene verschwunden war. Dann begriff man, was geschehen war; man stürzte sich aus der Wachstube um den Flüchtling zu verfolgen. Das Lustigste an der Sache war, daß die Kriegshelden, welche ihre reichlichen Libationen noch empfanden und die Dertlichkeit nicht kannten, allen Arten von Mißgeschick ausgesetzt waren; die einen stürzten zu Boden, die andern blieben an den Dornen der Gebüsche hängen, über welche sie hinwegsetzen wollten; diese fielen in einen Bach, jene versanken im Koth. Das Ergebniß aller ihrer Bemühungen war, daß keiner von ihnen Martin wieder sah, der sich wohl hütete, sich zum zweitenmal fangen zu lassen. Man begreift wohl, daß die Lacher auf Seiten des Flüchtlings waren; selbst diejenigen Soldaten, welche diesem Streiche fremd geblieben waren, belustigten sich lange auf Kosten ihrer Kameraden.



Die Gemse.

Die Gemse ist ein vierfüßiges Thier von dem Geschlechte der Antilopen und von der Ordnung der Wiederkäuer; indessen hat sie auch Vieles von dem Geschlechte der Steinböcke und der Ziegen. Sie ist größer als die gemeine Ziege; ihre Hörner sind ungefähr sechs Zoll lang, leicht gefurcht, zuerst gerade, dann hinterwärts gekrümmt, spitzig und von schwarzer Farbe. Die Gemse hat den schlanken Wuchs des Hirschens; sie hat keine Schneidezähne an der obern Kinnlade, dagegen aber acht an der untern. Ihre Füße sind gespalten, ihre Klauen stark und lang. Ihre Farbe wechselt mit jedem Monate; während des Winters ist ihr Haar lang, dicht und tief schwarzbraun, welche Farbe in dem Maße heller wird, wie die Witterung sich mildert; im Monat Juli und August ist es hell röthlichbraun, ausgenommen auf dem Rücken, wo ihr ein schwärzlicher Streifen bleibt. In der Schweiz beobachtet man zwei Abarten, allein der Unterschied zwischen den-

selben beruht keineswegs auf charakteristischer Verschiedenheit in dem Geschlechte; die eine dieser Abarten heißt Walddhier und die andere Grathier. Die erste, welche die mittlern Alpen und die Wälder bewohnt, ist größer und von stärkerm Gliederbau; Kopf und Hals sind dicker, die Hörner länger und weiter auseinander stehend. Die Beine sind stark und die Klauen viel länger als bei den Grathieren. Das Walddhier versteigt sich niemals freiwillig in die höchsten Regionen der Gebirge; im Gegentheil, es kommt manchmal bis in die bewohnten Thäler herab, um Nahrung zu suchen, und ohne eine große Furcht bei dem Anblick der Menschen zu zeigen. Das Grathier hingegen verläßt niemals die höchsten Regionen, die Nähe des ewigen Schnees, außer im Winter, wo es sich der obersten Waldregion nähert. Es ist listiger, wilder und flinker als das Walddhier; es flieht die Gegenwart des Menschen, in welcher Entfernung es ihn auch be-

merken möge, daher ist seine Jagd auch sehr schwierig. Es ist von kleinerem Wuchse als das erste, seine Glieder sind feiner und geschmeidiger, sein Kopf und sein Hals kleiner und seine Hörner oben nahe aneinanderstehend. Ehemals war die Gemse sehr gemein, sowohl auf den höhern als auf den niedrigeren Alpen; es war keine Seltenheit, Heerden von 60 bis 100 Stücken bei einander zu sehen; allein seit 50 Jahren hat sich ihre Zahl außerordentlich vermindert; kaum sieht man heut zu Tage noch ein Duzend bei einander, was man der unbegrenzten Jagdfreiheit im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts und einigen sehr strengen Wintern zuschreibt.

Das Weibchen trägt 20 Wochen lang und wirft im Mai oder Juni ein Junges, selten zwei. Dann trennt es sich gänzlich von der Heerde, bis sein Junges ihm folgen kann, was nach einigen Tagen der Fall ist. Die Lieblingsnahrung der Gemse ist das feine und saftige Gras, das auf den hohen Gebirgen wächst. Vor Sonnenaufgang verläßt sie truppweise den Ort, wo sie die Nacht zugebracht, um ihrer Nahrung nachzugehen; den Tag über bleibt sie gerne im Schatten eines Felsen, nahe dem Schnee, wo sie auch die Nacht zubringt. Während dieser Zeit verläßt die Mutter ihr Junges nicht, sie hilft ihm mit ihren Hörnern, sich auf den Beinen zu halten, oder geht an schwierigen Stellen voran und bezeigt überhaupt die größte Aufmerksamkeit auf dasselbe. Allein nach einigen Tagen ist die Erziehung der jungen Gemse bereits vollendet, denn sie gleicht ihrer Mutter an Behendigkeit und Kühnheit. Wenn die Gemse im Sommer fett ist, so ist ihr Fleisch saftig und zart; allein es ist nicht also im Winter, wo sie keine andere Nahrung hat, als die Moose, welche sie mit ihren Füßen unter dem Schnee hervorscharrt, oder diejenigen, welche an den Ästen und Stämmen der Bäume wachsen. Bei jedem Rudel ist immer eine alte Geis, welche denselben anführt und über seine Sicherheit wacht; sobald sie eine Gefahr bemerkt, so giebt sie durch einen durchdringenden Ton das Zeichen. Dann ergreift die ganze Heerde, welche bisher in der größten Sorglosigkeit weidete, mit unbegreiflicher Schnelligkeit die Flucht, jedoch immer bergaufwärts und niemals abwärts, es wäre denn, daß sich ihr hier nur ein Ausweg zum Entkommen darböte. Wenn der Anführer getödtet ist, so geräth die Gesellschaft in die größte Verwirrung; sie weiß nicht, nach welcher Seite hin sie fliehen soll und wird eine leichte Beute der Jäger. Die erwachsenen Männchen leben nicht in Gemeinschaft mit den Weibchen, von denen sie sich absondern; im Herbst aber nähern sie sich denselben, die großen Heerden vertheilen sich und jeder Gemsbock nimmt eine gewisse Anzahl Ziegen

unter seinen Schutz, die er keinen Augenblick verläßt; er hat die größte Sorgfalt für sie und bezeigt ihnen alle mögliche Aufmerksamkeiten. Der Galante setzt seine Dienstbefissenheit so lange fort, bis er eine der unter seine Obhut genommenen Schönen sich geneigt gemacht hat; aber wehe derjenigen, die das Unglück hat, einem andern zu gefallen. Dann legt der eifersüchtige Liebhaber sein schmeichelndes Wesen ab und nimmt seinen ganzen Stolz wieder an; er greift seinen Nebenbuhler an und jagt ihn in die Flucht, wenn derselbe der Schwächere ist; sind aber beide gleich stark, so kämpfen diese gewöhnlich so sanften und schüchternen Thiere mit einer solchen Wuth, daß oft eines von ihnen todt auf dem Plage bleibt; dann erwartet der Sieger mit triumphirender Miene den Preis des Ueberwinders. Indessen ist der Gemsbock, trotz seiner Eifersucht und seiner Heldenthaten, nichts weniger als beständig in seinen Liebchaften; er wird der Weibchen, für die er kürzlich so tapfer kämpfte, bald satt und kehrt in seine Einsamkeit zurück, ohne sich weiter weder um die Verlassenen, noch um seine Nachkommenschaft zu bekümmern.

Die Gemen haben einen erstaunlich feinen Geruch und ein außerordentlich scharfes Gesicht; sie wittern den Jäger auf mehrere tausend Schritte weit, und sehen in großer Entfernung den geringsten ihnen verdächtig scheinenden Gegenstand. Ihre Behendigkeit ist nicht weniger erstaunlich, sie sehen über Felsen und Abgründe weg, welche nur den Vögeln zugänglich scheinen, und sie laufen an beinahe senkrechten Felsabhängen mit einer unbegreiflichen Sicherheit und Schnelligkeit hin. Indessen werden sie zuweilen die Opfer ihrer Verwegenheit, denn manchmal kommen sie an Derter, wo sie weder vor, noch rückwärts mehr können, und dann ist ihr Sturz für sie tödtlich. Allein ihr Untergang ist um so unfehlbarer, wenn sie von einem Feinde verfolgt werden, sei dieß ein Mensch oder ein Thier. Ihre Glieder werden durch das Herabstürzen manchmal so zerschmettert, daß sie für den Jäger von keinem Nutzen mehr sind, und nur allein die Geier noch Gebrauch von ihnen machen können.

Dieses friedliche Thier hat grausame Feinde. Die Bären, die Wölfe, die Geier und die Luchse führen einen beständigen Krieg gegen dasselbe; allein seine Gewandtheit und die Feinheit seiner Sinne sind ihm in solchem Falle nützlicher, als die furchtbarsten Waffen, denn es entgeht seinen Verfolgern beinahe immer. Die Lawinen sind ihm unendlich gefährlicher, dieß ist ein unsichtbarer Feind, der es in seinem raschen und zerstörenden Lauf plötzlich dahintrifft. Aber der unbarmherzigste und wegen seiner List und Gewandtheit furchtbarste Feind ist der Mensch.

Man weiß, daß die Gamsjagd eine wahre Leidenschaft für den Alpenbewohner ist, und doch giebt es keine gefährlichere und keine mit größeren Mühen und Beschwerden verknüpftere. Selten stirbt ein Gamsjäger eines natürlichen Todes, beinahe immer findet er sein Grab in der Tiefe eines Abgrundes. Derjenige, welcher sich dieser Jagd ergiebt, muß mit ganz besondern Eigenschaften ausgerüstet sein; er muß ein vortrefflicher Schütze sein, einen ganz schwindelfreien Kopf und feste Füße haben, um über die von schrecklichen Abgründen umgebenen Felsenkämme und die von Klüften, deren Tiefe das Auge nicht erreicht, durchfurchten Gletscher wegzukommen; in beiden Fällen hat ein unsicherer Gang gewöhnlich den Tod des Jägers zur Folge. Außerdem muß der Jäger eine starke Körperkonstitution besitzen, damit er allen Widerwärtigkeiten des Wetters Trotz bieten und alle Arten von Strapazen und Entbehrungen ertragen könne. Es ist unumgänglich notwendig, daß sein Muth und seine Kaltblütigkeit erprobt seien; viele Geduld und Ausdauer sind ihm nicht weniger nützlich. Die Ausrüstung eines Gamsjägers besteht in einem guten Stücker, einem Bergstock, einer Art von Haue, um Tritte in das Eis zu hauen oder sich an den Felsen zu halten, in Fuß-eisen, einer Waidtasche, welche einen kleinen Vorrath von Käse und Brod, Pulver und Blei und gewöhnlich ein Fernrohr enthält; eine mit Enzian-Brauntwein gefüllte Flasche darf nicht vergessen werden.

So ausgerüstet macht sich der Jäger entweder allein, oder mit einem oder zwei Gefährten auf den Weg, nachdem er sich vorher versichert, daß es am folgenden Tag schönes Wetter sein werde. Die erste Nacht bringt er in einer bewohnten oder unbewohnten Sennhütte zu; dann am andern Morgen verläßt er vor Sonnenaufgang sein Lager und geht langsam, aber festen und gemessenen Schrittes auf steinigten und steilen Fußpfaden nach den Dertern, welche die Gamsen besuchen. In dem Maaße, wie er vorrückt, belebt sich sein Auge, er schenkt der Richtung des Windes die größte Aufmerksamkeit, denn das Gelingen der Jagd hängt von diesem Umstande ab: befindet er sich ob dem Winde, so muß sie mißlingen, er sucht daher beständig sich gegen den Wind zu halten in Beziehung auf den Ort, wo er Gamsen vermuthet; ist der Wind ihm nicht günstig, so macht er einen langen Umweg, um eine günstigere Richtung zu finden. Je mehr er sich dem Ziele seiner Wanderung nähert, desto mehr wendet er Vorsicht an; von Zeit zu Zeit hält er an, er horcht und blickt mit der größten Aufmerksamkeit nach allen Seiten, indem er jeden Felsenvorsprung benützt, um, ohne Furcht bemerkt zu werden, seine Forschungen zu erneuern. Wenn er auf dieser Seite

nichts entdeckt, so wendet er sich nach irgend einem hohen Felsengrath, um seine Beobachtungen anzustellen; dann verdoppelt er seine Vorsichtsmaßregeln, er klettert von Felsen zu Felsen wie eine kriechende Schlange oder wie ein schleichender Luchs, um seine Beute zu überfallen. Von Zeit zu Zeit bleibt er plötzlich und unbeweglich wie eine Bildsäule stehen, dann macht er sich wieder unter Beobachtung der gleichen Vorsicht auf den Weg, und benützt jede Vertiefung des Bodens, um seinen Marsch zu verbergen. Wenn er sich an einer offenen Stelle befindet, so kriecht er auf den Knien oder schleppt sich auf dem Bauche fort. Glaubt er Gamsen in der Ferne bemerkt zu haben, so hält er sich unbeweglich in der Stellung, in welcher er sich befand, bis er sich versichert hat, daß er nicht bemerkt worden ist. Er kommt endlich auf den Grath, er schiebt sich auf den Knien hinter einen Felsblock; wenn aber noch etwas seine Aussicht hindert, so läßt er seinen Stücker, seine Waidtasche und Alles, was ihm im Wege ist, zurück, dann kriecht er auf dem Bauche an den äußersten Rand des Abgrundes; hier nimmt er sein Fernrohr und untersucht im Schutze einiger großen Steine, wenn es deren giebt, die Gegend aufmerksam. Hat er Gamsen entdeckt und Gefährten bei sich, so bleiben diese zurück. Durch Zeichen mit den Fingern zeigt er ihnen die Zahl der Gamsen an, die er bemerkt, und die Richtung, worin sie sich befinden; dann steigt er wieder zu ihnen herab, fortwährend sich auf dem Bauche hinschleppend. Hierauf berathen sich Alle miteinander über die Art und Weise des Angriffs auf das Wild; gewöhnlich macht sich der eine auf die Fährte und die Andern auf den Anstand an einem Orte, wo sie vermuthen, daß es durchbrechen werde. Ist der Jäger allein, so ist seine Aufgabe schwieriger; er muß sich den Gamsen so sehr als möglich nähern und stets den Wind gegen sich haben. Deshalb muß er oft große Umwege machen und alle mögliche Vorsicht anwenden, um sich dem Blicke des misstrauischen Wildes zu entziehen. Hier nun muß er sich mit Muth und Geduld waffnen, um über Abgründe wegzusehen, beinahe unzugängliche Felsen zu ersteigen, auf dem Eise Schlünde zu umgehen, die ihn bei jedem Schritte zu verschlingen drohen. Endlich hat er sich bis auf 200 oder 250 Schritte genähert, was er aus der Krümmung der Hörner schließt, die man in dieser Entfernung zu unterscheiden beginnt. Er liegt auf dem Bauche und kriecht vorwärts, wobei er so wenig als möglich Bewegungen macht, um sich noch mehr zu nähern. Allein plötzlich hört die wachhaltende Gemse auf zu weiden, erhebt den Kopf und richtet ihre durchdringenden Augen auf den Ort, wo der Jäger sich fauert, und durch eine starke Einathmung kommt ihr Geruch ihren Augen zu Hülfe, welche fest auf



den verdächtigen Ort geheftet bleiben. Dann behält der Jäger die unbewegliche Stellung wie ein Baustamm bei, bis die endlich wieder beruhigte Gemse aufs neue zu weiden anfängt. Oft verstreicht aber mehr als eine halbe Stunde, ehe das beunruhigte Thier seine frühere Stellung wieder einnimmt. Wenn der Jäger vor diesem Augenblicke die geringste Bewegung machte, so würde die Gemse der Truppe sogleich das Zeichen geben, die in einer Sekunde verschwunden wäre, und alle Mühen, alle überstandenen Gefahren würden nutzlos sein. Endlich befindet sich der Jäger auf hundert und etliche Schritte bei seiner Beute, er hält hinter einem Felsen, erhebt den Kopf, schlägt seinen Stutzer an und zielt einen Augenblick, aber ohne zu schießen, denn die Wache hat aufs neue ebenfalls den Kopf erhoben, und beide bleiben unbeweglich. Wenn der Jäger, obgleich auf Schußweite, in diesem Augenblicke feuerte, so könnte sein Schuß fehlen, denn die aufmerksamen Gemen würden beim Anblick des Rauches fliehen, ehe sie die Kugel erreichte. Indessen sind sie ruhig geworden, der Jäger zieht seinen Stutzer zurück, seine Schuhe ab und entledigt sich alles dessen, was ihn hindern könnte, um freier zu sein; dann macht er noch einige Schritte, einen Stein zu finden, um seinen Stutzer zu mehrerer Bequemlichkeit auflegen zu können; er schlägt zum zweitenmal an und einen Augenblick nachher durchzuckt ein Blitz die Felsen, ein Knall durchdonnert die Gebirge und erweckt das Echo dieser traurigen Einsamkeiten. Der Rauch zerstreut sich und der Jäger, seine Beute auf dem

Schnee erblickend, stößt ein Freudengeschrei aus; alle andern Gemen sind verschwunden, nicht daß sie durch den Knall erschreckt worden wären, denn sie sind an den Donner der Lawinen gewöhnt, sondern der Geruch des Pulvers und der Anblick des Schützen hat sie in die Flucht gejagt. Wenn das Thier nur verwundet ist, wenn ihm ein Bein zerschmettert ist, so hindert dies es nicht, eben so schnell zu fliehen, als die andern, deswegen nähern sich die Jäger so sehr als möglich, um es am Halse oder am Kopfe zu treffen, was ihnen selten mißlingt. Oft ist der Jäger durch einen tiefen Abgrund von dem getödteten Thier getrennt; in diesem Fall muß er einen großen Umweg machen und neue Gefahren laufen, um seine Beute zu holen, was ihn oft nöthigt, diese beschwerliche Arbeit auf den andern Tag zu verschieben. Sobald er im Besitz des Thieres ist, bricht er ihm den Bauch auf, weidet alles nicht Esbare aus, dann bindet er die Vorderfüße mit den hintern zusammen und ladet das Thier auf seinen Rücken, so daß die zusammengebundenen Füße sich an seine Stirne stützen, was ihm das Tragen seiner Last erleichtert. Wenn dem Jäger seine Expedition nicht gelungen ist, oder er eine zweite Gemse zu tödten hofft, so verbirgt er die erste unter einem Felsen und sucht sich ein Nachtlager in den Höhlen des Gebirges. Oft ereignet es sich, daß diese Lebensweise sich mehrere Tage hinauszieht; dann haben diese abenteuerlichen Menschen mit Hunger, Kälte und Ermattung zu kämpfen; allein nichts schreckt sie ab. Zuweilen geschieht es auch, daß eine Gemes-

Heerde so gejagt wird, daß ihr kein anderer Ausweg zum Fliehen mehr übrig bleibt, als die Stelle, wo der Jäger steht; dieß ist nicht ohne Gefahr für diesen, denn wenn der Durchpaß sehr eng ist, so wirft sich die ganze Heerde mit gesenktem Kopf auf ihn; das Beste, was der Jäger in diesem Fall thun kann, ist, sich platt auf den Bauch zu legen und die ganze verzweifelte Bande über sich wegpässiren zu lassen. Wenn indessen diese Thiere keine andere Wahl mehr haben, als entweder nach der Seite des Jägers hin zu laufen, oder sich von einem senkrechten Felsen hinabzustürzen, so wählen sie oft dieses letztere, was für sie einem gewissen Tode gleich kommt.

Man jagt die Gemsen auch mit Hunden, was indessen sehr selten ist; in diesem Fall stellt sich der Jäger da auf den Anstand, wo er denkt, daß die Gemsen vorbeikommen werden; in weniger als einer Stunde ist das beständig gejagte Thier ermüdet und ruht oft aus, wodurch es am Ende leicht die Beute des Jägers wird. Die alten Böcke geben keine Acht mehr auf den Menschen, sondern stellen sich gegen die Hunde und werden da leicht getödtet.

Es geschieht oft, daß alle List des Jägers an der Wachsamkeit der wachhaltenden Gemse scheitert; die Klugheit dieses Thieres ist wahrhaft erstaunlich; es hält sich einige Schritte von der Heerde, gewöhnlich gegen den Wind gekehrt, während die andern ruhen oder weiden, ist es immer aufrecht und auf der Lauer; dann aber ruht es aus, wenn die andern auf das zu achten scheinen, was um sie her vorgeht. Wenn es etwas Beunruhigendes gesehen oder gewittert hat, so läßt es ein leichtes Pfeifen aus seinen Naslöchern hören; seine Augen wenden sich nicht von der Richtung ab, wo es die Gefahr entdeckt zu haben glaubt, es hält den Kopf hoch, geht hin und her, horcht und wittert; um sich zu vergewissern, ob seine Besorgnisse gegründet sind, besteigt es einen höhern Felsen, von wo aus es seine Nachforschungen mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit fortsetzt, bis es die Gewißheit erlangt hat, daß keine Ursache zur Besorgniß vorhanden ist. Hat es aber die Gegenwart irgend eines lebendigen Wesens entdeckt, oder hat es etwas sich bewegen sehen, so giebt es sogleich das der ganzen Truppe wohlbekannte Zeichen, welche wie der Wind entfliehet. Nichts desto weniger läßt sich dieses so wachsame und ebenso kluge als misstrauische Thier durch eine Lockspeise fangen, welche auch die Ziege anzieht. Es giebt Felsen, durch welche salzige Theile sickern, und bei welchen sich die Gemsen in großer Anzahl versammeln, um ihre Naschhaftigkeit zu befriedigen; diese beherrscht sie dergestalt, daß sie alle Sicherheitsmaßregeln vernachlässigen, und man sieht sie heerdenweise bei diesen Felsen mit Wollust die köstliche Flüssigkeit lecken, dann sind sie leicht zu überfallen.

Die Jäger im Berner Oberland benutzen indeß diese Gelegenheit nicht, sie würden einen so leichten und ruhmlosen Sieg als eines ächten Gemsjägers unwürdig betrachten. Wenn der Jäger kann, so wählt er sich die fetteste Gemse als seine Beute; dieß sind die, welche die dunkelste Farbe haben; allein oft muß er sich mit derjenigen begnügen, welche ihm gerade schußgerecht ist.

Eine erwachsene Gemse wiegt 60 bis 70 Pfund, manchmal auch mehr, mit Einrechnung von 6 bis 7 Pfund Anschlitt oder Talg; ihr Fleisch ist sehr geschätzt, sowie ihre Haut, welche von den Sämischgerbern sehr gesucht wird und woraus man vortreffliche Handschuhe macht. Die Hörner haben auch ihren Werth, man ziert die Handgriffe der Stöcke damit, und macht Ringe und andere Kleinigkeiten davon. Die Jäger trinken manchmal das noch warme Blut der Gemsen, da sie behaupten, daß es ein unfehlbares Mittel gegen den Schwindel sei. Man findet oft in dem Magen der Gemsen eine aus Haaren, Kräutern und Wurzeln zusammengesetzte Kugel, welche ehemals für die Jäger von großem Werthe war, denn sie schrieben ihr die Eigenschaft zu, alle Koliken zu heilen; seit aber die Leichtgläubigkeit nicht mehr so an der Tagesordnung ist, hat der Werth dieser Art von Bezoar sich sehr vermindert. Der wirkliche Werth einer Gemse mag zwanzig bis vierundzwanzig Franken sein, dieß zahlt nun natürlich die Mühen und Gefahren der Jagd nicht. Aber nicht aus Habsucht troßt der Gemsjäger allen Gefahren, überspringt er die Spalten der Gletscher, erklimmt er senkrechte Felsen und Felswände, wohin außer den Gemsen, die er verfolgt, kein lebendiges Wesen sich wagen würde, und wo er, ohne an die Möglichkeit einer Rückkehr denken zu können, von der Nacht oder dem Nebel überfallen wird, genöthigt zu bleiben und eine Nacht ohne Obdach und ohne Schlaf neben dem Eise und schauerlichen Abgründen zuzubringen, aller Mittel beraubt, seine durch die eisige Gebirgsluft erstarrten Glieder zu wärmen, und ohne seinen Hunger und Durst befriedigen zu können, welche noch durch Strapazen und die scharfe Luft gereizt werden. Ist es eine eitle Habsucht, die ihm den Muth und die Ausdauer einflößt, wenn er sich aufs neue den nämlichen Mühseligkeiten und den nämlichen Gefahren aussetzt, denen er kaum entgangen ist, wenn das listige Wild die wohlberechnete Taktik des Jägers scheitern macht? Nur der abenteuerliche Mensch, welcher die Gefahren unter allen Gestalten und Abwechslungen bestanden hat, kann den sonderbaren Reiz begreifen, der sich an das Leben dieser, den Strapazen und Gefahren geweihten Menschen knüpft. Die kleine Zahl der Jäger, welche in diesem Gewerbe alt geworden, trägt auf ihrem Gesichte das Gepräge ihrer Profession, ein fester und durchdringender Blick,

harte, wilde und stark ausgedrückte Züge unterscheiden sie leicht von den andern Menschen.

Es entstehen bisweilen zwischen den Jägern verschiedener Gegenden Nebenbuhlerschaften, welche zu verdrüsslichen und manchmal blutigen Auftritten Anlaß geben; wir geben hier ein Beispiel davon: Ein Jäger von Sigt in Savoyen verwundete eine Gemse tödtlich, sie hatte aber noch die Kraft zu entfliehen. Zwei Walliser Jäger, welche sich zufällig in der gleichen Gegend befanden, tödteten das verwundete Thier, auf welches nach den Jagdgesetzen beide Theile gleiche Ansprüche hatten. Allein der Savoyarde, welcher näher dabei war, bemächtigte sich desselben und lud es auf seine Schultern; Terrainhindernisse hielten die Walliser ab, sich zeitlich genug zu nähern, sie riefen aber dem Savoyarden zu, das getödtete Wild nicht anzurühren, und zugleich pffiff ihm eine Kugel an dem Ohre vorbei. Dieser setzte nichts desto weniger seinen Weg mit seiner Beute fort, bis eine zweite Kugel ihm hart an dem Gesichte vorbeisagte. Der Weg war sehr beschwerlich; er konnte mit seiner Last nur langsam fortkommen und es fehlte ihm an Munition, um auf die Stutzer-schüsse zu antworten, die man ihm nachschickte, daher entschloß er sich, die Gemse im Stich zu lassen. Indessen verbarg er sich, von Zorn und Rache beseelt, hinter einem Felsen, um die beiden Walliser zu beobachten, weil er dachte, der Abend sei zu weit vorgerückt, als daß sie nach Hause zurückkehren könnten, und daß sie wahrscheinlich in einer verlassenen Sennhütte der Nachbarschaft die Nacht zubringen würden. Dieß geschah. Nachdem er sich, der Dunkelheit ungeachtet, der Sache versichert hatte, kehrte er nach seinem zwei Stunden entfernten Dorfe zurück, kaufte Pulver und Blei und gieng, ohne in seinem Hause einzusprechen, wieder in das Gebirge, lud seinen Stutzer doppelt, und näherte sich der Sennhütte, wo die beiden Walliser waren. Durch die Oeffnungen zwischen den Balken des Gebäudes bemerkte er die beiden Jäger, welche sich an einem guten Feuer wärmten. Er brachte den Lauf seines Stuzers in eine der Oeffnungen; allein in dem Augenblicke, als er abdrücken und mit Einem Schuß seine beiden Gegner tödten wollte, dachte er nach, daß diese beiden Menschen, welche ihn hatten umbringen wollen, noch nicht Zeit gehabt hätten zu beichten und demnach, wenn sie so stürben, unfehlbar verdammt wären. Dieser Gedanke entwaffnete ihn, er zog sein Gewehr zurück, gieng in die Sennhütte hinein und erzählte den bestürzten Wallisern, was seine Absicht gewesen sei. Diese, über die Gefahr erschrocken, in welcher sie geschwebt, dankten ihm für seine Großmuth, und theilten die Gemse mit ihm, welche die Ursache ihrer Feindschaft gewesen war.

Noch ein anderes Beispiel, welches die Gefahren

beweist, denen der Gemsjäger ausgesetzt ist. Drei Jäger verfolgten die Fährte einiger Gemsen in einem Gebirge des Kantons Bern. Sie waren auf einem mit frischem Schnee bedeckten Gletscher angekommen; ganz mit ihrem Wilde beschäftigt, hatten sie die von der Klugheit gebotenen Maßregeln vernachlässigt. Plötzlich fühlte einer von ihnen den Schnee unter seinen Füßen einbrechen, und im gleichen Augenblick wurde er von einer jener schrecklichen Spalten verschlungen, worin schon mehr als ein Jäger sein Grab gefunden hat. Allein im Fallen hatte er die Geistesgegenwart, Arme und Beine auszustrecken und so den Fall zu schwächen, indem er sich gegen die zwei Eismände anstemmte. Diese Wände näherten sich in der Tiefe einander immer mehr, und so blieb er endlich in einer großen Tiefe, aber über einem noch tiefern Abgrunde stecken, in welchem das Gletscherwasser brauste. Als ihn seine Kameraden hatten verschwinden sehen, riefen sie ihm laut, und da sie aus seiner Antwort vernahmen, daß er noch lebe, riefen sie ihm zu, Geduld zu haben, sie werden allem aufbieten, um ihn wieder herauszubringen; dann liefen sie nach der nächsten Sennhütte, die indessen zwei Stunden entfernt war. Während dieser langen Stunden gab sich der Unglückliche in seiner Eisgruft alle mögliche Mühe, sich in der Stellung zu erhalten, in der er sich anfangs befand; allein seine Kräfte nahmen fühlbar ab, und er konnte es nicht verhindern, daß er an diesen Eismänden nicht immer tiefer hinabsank; schon tauchten seine Füße in das Eiswasser, seine Glieder waren von Kälte erstarrt, während er von dem Luftdrucke beinahe erstickte. Drei Stunden waren in dieser schrecklichen Lage vergangen, das Wasser reichte ihm bereits bis über die Knie und er erwartete nichts mehr als einen langsamen und grausamen Tod, als er endlich Stimmen über seinem Kopfe vernahm. Bald kam ein Seil zu ihm herab, er ergriff es und band es sich, wiewohl seiner eingewängten Lage wegen mit vieler Mühe, um den Leib. Endlich zogen seine Kameraden auf ein gegebenes Zeichen das Seil nach oben; aber ach! dieses Seil, von dem das Dasein des Unglücklichen abhieng, war aus Riemen von Betttüchern gemacht, die man in der Eile zerschnitten und an ihren Enden zusammengeknüpft hatte. Der arme Jäger war bis an die Mündung des Schlundes gekommen und man wollte ihn eben mit den Händen ergreifen, als plötzlich das Seil brach und er unter den gleichen Umständen an den nämlichen Ort zurückstürzte, wie das erste Mal. Aber seine Lage war noch schrecklicher geworden; das Seil, von welchem seine Rettung abhieng, war verkürzt, und um sich ein anderes zu verschaffen, hätte man während der Nacht auf drei bis vier Stunden weit laufen müssen, und während dieser Zeit wäre der Unglückliche unfehlbar

umgekommen, denn schon fühlte er seine Kräfte erschöpft, sein ganzer Körper war gequetscht und er bemerkte, daß er einen Arm gebrochen habe. Seine Kameraden hatten jedoch den Muth nicht verloren, sie schnitten die breitesten Riemen entzwei, um das Seil zu verlängern, welches aufs neue auf den Grund der Schlucht gelangte. Beinahe aber hatte der Unglückliche keine Kräfte mehr, was ihn hinderte, an seiner Befreiung kräftig mitzuwirken. Nach vielen Anstrengungen gelang es ihm dennoch, das Seil, welches man auf Kosten seiner Festigkeit verlängert hatte und wodurch die Sicherheit des Erfolgs vermindert war, sich um den Leib zu knüpfen. Jedoch gelang diesmal das Herausziehen und der Jäger entging einem gewissen und schrecklichen Tode.

(Schluß in nächster Nummer.)

Ein Reisender im siebenzehnten Jahrhundert.

Ungeachtet der großen Anzahl von Männern, welche von dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an sich als die Verfechter der Wissenschaften sogar in unserer Schweiz erklärten, erstaunt man über die Zeit, der es bedurfte, um ein wenig den Schleier der Finsterniß und der Unwissenheit zu lüften, der noch Europa und unser Vaterland insbesondere bedeckte. Es ist daher auch merkwürdig, die von den Gelehrten jener Zeit geschriebenen Berichte über die Gegenden Helvetiens nachzulesen, welche so viele Ansprüche an unsere Theilnahme und Bewunderung hatten und noch haben.

Luzern konnte sich rühmen, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in seinen Mauern drei Gelehrte aus der nämlichen Familie hervorgehen zu sehen. Dieß waren: Renwart, Johann Leopold und Johann Eysat.

Johann Leopold, der Chorberr war, hat uns eine kleine Reisebeschreibung um den Vierwaldstättersee hinterlassen, die noch sehr interessant ist, da sie dazu dienen kann, den Zustand der Naturwissenschaften zu jener Zeit anzugeben.

Nachdem der Verfasser von den Annehmlichkeiten des See's gesprochen, beschreibt er mit vielen Umständen alle Arten von Fischen, die man zu seiner Zeit darin fand. Wir werden uns begnügen, die wunderbarsten davon bekannt zu machen. So sah man einen, der vier Beine und einen Froschkopf hatte. Es gab auch Karpfen, die Höcker auf dem Rücken, und andere, welche den Kaken ähnliche Köpfe hatten. Die Aale gehören keinem Geschlechte, weder dem männlichen, noch dem weiblichen an, sagt unser Naturforscher; da sie manchmal aus dem

Schlamm in der Tiefe des See's entstehen, so sind sie eine unverdauliche Nahrung, und man zieht diejenigen vor, welche von dem Hechte zur Welt gebracht werden. Mehrere Fischarten haben Steine in den Köpfen, deren man sich mit Erfolg gegen verschiedene Krankheiten bedient. Im Jahr 1642 fand der Verfasser einen dieser Steine in einem Krebse, der in dem Sempacher See gefangen wurde, und auf diesem Steine sah man das Bild unseres Heilandes. Es befand sich auch in dem Vierwaldstätter See ein ungeheurer Fisch, der das Rindvieh, welches an die Ufer zur Tränke kam, ergriff und verschlang. Man fand in einem dieser Fische (er sagt nicht, wie derselbe gefangen wurde) einen Menschenkopf und eine Hand, an deren Finger zwei goldene Ringe waren. Man könnte glauben, daß dieses Thier ein Haifisch wäre; allein da der Verfasser beifügt, daß es weder Schuppen noch Zähne in den Kinnladen hatte, so konnte es nichts anderes sein als ein Wallfisch, der ohne Zweifel den Rhein, die Aare und die Reuß heraufgekommen war. Sein Fleisch war schlecht, aber es besaß große Eigenschaften; es machte die Stimme derer helle, die davon aßen; es heilte den Durchlauf, das Hüftweh, Geschwüre etc.

Die Froschregen sind keine Erdichtung unserer Tage. Eines Tages im Jahr 1610, als ich mit meinem Großvater aus der Stadt über die Musegg gieng, erzählt Eysat, welcher gerne etwas weitläufig ist, wurden wir plötzlich von einem Froschregen überfallen; die Frösche fielen um uns herum und auf unsere Hüte. . . Diese Frösche waren sehr mager und schienen noch jung. Diejenigen, welche auf die Straße fielen, waren todt; die aber, welche auf das Gras fielen, schienen von ihrem Sturze nicht zu leiden. Wir sahen eine unglaubliche Menge derselben.

Gänzlich natürlich ist unser gelehrte Schriftsteller ein großer Vertheidiger der Drachen und anderen Gewürmes dieser Art; da er aber nicht weiß, ob er sie in die Klasse der Fische, der Vögel oder der vierfüßigen Thiere setzen soll, so macht er eine besondere für sie und beweist ihr Dasein triumphirend, indem er alle alten und mittelalterlichen Schriftsteller anführt, die von denselben gesprochen haben. Was er an diesen Drachen als das Wunderbarste findet, ist abermals ein Stein, ein wahres Universalmittel gegen eine Menge von Krankheiten; leider ist er äußerst selten, was leicht zu begreifen ist. Indessen gab es einen in Luzern; dieß ist, nach Eysat, eine durch zwei Dokumente, das eine von 1509 und das andere von 1523, und die sich in den dortigen Stadtharchiven vorfinden, bewiesene Thatsache:

Zwei Bürger erschienen vor dem Ortsgerichte. Der Kläger erzählte, wie sein Großvater, als er

auf dem Felde arbeitete, plötzlich einen ungeheuren Drachen von dem Berge Rigi wegstiegen und seinen Flug nach dem Mons Fractus (Pilatus) nehmen sah; erschreckt bei dem Anblick des Ungeheuers, das ganz nahe über ihm wegzog, fiel er in Ohnmacht; als er wieder zu sich selbst kam, bemerkte er neben sich einen Haufen geronnenes Blut, in dessen Mitte sich ein abgerundeter braungefleckter Stein von der Größe eines Gänseeies befand. Der Bauer kannte den Werth des ihm zugefallenen Schazes; er und seine Nachfolger bewirkten Wunder mit diesem Steine, sie heilten eine große Menge Leute von den schwersten Krankheiten und sogar von der Pest. Indessen scheint es nicht, daß die Besitzer dieses wunderthätigen Steines sich damit große Reichthümer erworben haben, denn der letzte Besitzer war genöthigt gewesen, denselben, um einiges Geld zu erhalten, bei einem Aeskulapen des Orts zu verpfänden; er erschien vor dem Gerichte in der Absicht, den Inhaber anhalten zu lassen, ihm denselben zurückzugeben, ungeachtet die bestimmte Zeit verfloßen war. Der Doktor wurde in seinem Rechte befunden und blieb Eigenthümer des Drachensteins. Vierzehn Jahre später sah man den nämlichen Chirurgen, oder Arzt, oder Wundarzt, Geburtshelfer und vielleicht sogar Barbierer alles in einer Person, kurz den Doktor, abermals vor dem Magistrat erscheinen, um ein förmliches Zeugniß über die Wirksamkeit seines Wundersteins, schnell alle Krankheiten zu heilen, zu erhalten. Zur Unterstützung seines Begehrens brachte er das mündliche Zeugniß einer großen Menge vor, die er geheilt hatte, indem er den köstlichen Talisman einige Minuten auf das Uebel oder bloß auf eine Hand legte. Die Magistraten, durch das ihn begleitende imposante Gefolge überzeugt, bewilligten die Urkunde, welche gehörig unterzeichnet und mit dem Staatsiegel versehen wurde. Es wäre schwer zu sagen, was aus diesem Stein geworden ist; sein Zauber verschwand wahrscheinlich mit der Leichtigkeit unserer guten Vorfahren.

Der Verfasser endigt seine wundervolle Beschreibung des Thierreichs mit der eines Riesen, dessen Gebeine man unter einer Eiche fand; derselbe war nur $18\frac{1}{2}$ Fuß lang, wenn man Eysat glauben kann, der es dem berühmten Doktor Felix Platter von Basel, welcher ihn gemessen haben soll, nachschreibt.

In Fortsetzung seiner Reise um den Vierwaldstätter See beschreibt der Verfasser jeden mehr oder minder von dem Ufer entfernten Ort bis in die kleinsten Umstände. Er nimmt seinen Weg zuerst gegen Küsnacht, umgeht das Vorgebirge Meggenhorn, der Insel Altstad gegenüber, und spricht von Weinbergen, die es umgaben und von denen man heutzutage keine Spur mehr sieht. Von Mörlishachen bis nach Küsnacht, sagt er, ist das Land außerordentlich

fruchtbar. Indem er dem mittäglichen Ufer der Seebucht folgt, erzählt er wie ein gutmüthiger Reisender, der die Abenteuer liebt, eines, das ihm bei Greppen begegnete: Zwei Bursche, sagt er, der eine von Weggen, der andere von Küsnacht, schifften sich auf dem See mit einem jungen Mädchen ein, nachdem sie ohne Zweifel den Gaben des Bacchus ein wenig zu reichlich zugesprochen hatten. Jeder von ihnen glaubte ganz allein das Recht zu haben, auf die Liebe des jungen Mädchens Anspruch zu machen, und gerieth mit seinem Nebenbuhler in Streit; von den Worten kam es zu Thätlichkeiten und beide von gleicher Eifersucht angefeuert, kämpften lange mit Erbitterung um den Besitz der neuen Helena. In ihren Bemühungen, einander gegenseitig in das Wasser zu werfen, fielen endlich beide hinein. Man sollte glauben, daß eine solche Abkühlung dem Kampfe hätte ein Ende machen sollen; aber nein, jeder wollte ohne den andern das Schiff besteigen, bald schwanden ihre Kräfte und sie versanken. Die junge Schönheit kehrte allein an das Land zurück und beweinte den Verlust zweier so ergebener Liebhaber. Einige Zeit nachher fand man die zwei Leichen, welche sich noch so fest umschlungen hielten, daß man Mühe hatte, sie zu trennen.

Eysat zeigt sich von der Umgebung von Weggis bis an den Fuß des Rigi ganz bezaubert; der Weinstock, sagt er, die Feigen-, die Kastanien- und die Mandelbäume gedeihen da wie in Italien. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist merkwürdig, deshalb sind auch die Einwohner wohlhabend, sie verkaufen einen großen Theil der Landesprodukte auf dem Markte in Luzern, was ihnen beträchtliche Summen einbringt. Auch die Fischerei liefert einen beträchtlichen Gewinn. Die Weiber pflanzen die Nelken und den Rosmarin mit so vielem Erfolg, daß diese beiden Gegenstände im Sommer und Winter ein wichtiger Ausfuhrzweig geworden sind.

Noch ein Abenteuer, diesmal aber ein lustiges. Im Jahr 1617, an einem Sonnabend vor dem Feste des Kirchenpatrons von Weggis bestieg der Seckelmeister der Pfarrei, Namens Fischlein, eines jener kleinen Schiffe, die man damals auf dem See gebrauchte und die aus einem einzigen Stücke ausgehöhlten Eichenholzes bestanden, wie die Kähne der Wilden. Er fuhr nach Luzern, um Wein, geistige Getränke, Fleisch und andere Gegenstände für die Festlichkeiten des folgenden Tages einzukaufen. Unser gute Mann kam wohlbehalten in Luzern an; er machte seine Einkäufe; als seiner Kenner kostete er verschiedene Weinsorten, um diejenige Qualität auszusuchen, welche die Leckermäuler von Weggis am besten befriedigte. Nach Beendigung seiner Geschäfte schiffte er sich wieder ein, die Sonne näherte sich dem Horizonte, ein leichter Wind vom Pilatus her



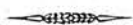
trieb sein kleines Fahrzeug in der Richtung gegen Weggis, alles gieng aufs Beste; der Argonauten zog sein kleines viereckiges Segel auf, legte sich auf den Boden seines Schiffes und betrachtete die Gestirne, welche sich am Firmamente zu zeigen begannen. Unterdeffen fiengen die Weindünste an auf sein Gehirn zu wirken, die Sterne tanzten und erschienen ihm doppelt, er schloß die Augen zu und überließ dem Winde die Sorge, ihn sanft in den Hafen zu führen. Aber der Wind hörte auf zu wehen, oder vielmehr er veränderte seine Richtung; das Wasser war sehr hoch und die Strömung gegen die Mündung der Reuß um so fühlbarer. Da wurde der Seckelmeister von Weggis mit seinen Vorräthen krebsgängig und dermaßen, daß der Wasserzug ihn in die Mündung des Flusses, unter der ersten, dann unter der zweiten und endlich unter der dritten Brücke wegriß; ruhig wogte er dahin bis an einen Ort, wo das Wasser der Reuß heftig bewegt war und seinem Fahrzeuge so derbe Stöße versetzte, daß er endlich erwachte. Er glaubte, er sei zu Hause angekommen und brauche nur auszustiegen; allein wie groß war sein Schrecken, als er bemerkte, daß es Nacht sei, und als er sich erhob, sah, wie sein Schiff auf einem Flusse mit schrecklicher Geschwindigkeit dahin glitt. Nach vielen Anstrengungen gelang es ihm zu landen; aber ein neuer Schrecken wartete seiner: er befand sich unter dem Luzerner Galgen. Der arme Mann war in Verzweiflung, es war ihm unmöglich, aufwärts zu fahren; er zog also sein Schiff auf den Sand und lief in die Stadt, um einen Wagen und Arme zu holen, die jenes wieder in den See brachten. Diesmal darf man glauben, daß er sich in der Stadt nur aufhielt, um Wasser zu trinken; er kam auch wohlbehalten mit seinen Vorräthen nach Weggis, aber zu spät, das Fest war vorüber!

Der Verfasser schiffte sich in Lüzern aus, dessen

von den Luzernern sehr besuchte Bäder kurz vorher von einem Bergsturz zerstört wurden. Ganz nahe dabei bemerkt er eine Haselstaude, welche anderthalb Klafter im Umfang hatte. Er bestiegt den Rigi, besucht im Vorbeigehen mehrere merkwürdige Grotten, deren eine von Zwergen, einer Art von Berggeistern (Bergmännlein, Schratteln) bewohnt war; aber glaube dieß, wer will, fügt unser Verfasser bei, der den Freigeist spielen will. Hinter dem Gebirge ist ein merkwürdiges Haus; wenn es regnet, so läuft das Wasser seiner Dachrinnen nach drei Seiten in drei verschiedene Seen, nämlich den Zuger, den den Lomzer und den Luzerner. An Versau, Brunnen und der Telskapelle vorüber, kommt er nach Flüelen, am äußersten Ende des See's, wo er aufsteigt, um das Urner Land zu besuchen; dann fährt er längs der westlichen Küste hin, schiffte sich bei Seelisberg von neuem aus und ersteigt die Anhöhe, auf welcher sich ein kleiner, sehr fischreicher See befindet; um sich selbst von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was die Landleute Wunderbares über die Umgebung ausagten. Man versicherte ihm, daß man wenige Jahre vorher manchmal durch das helle Gewässer des See's eine Herde Schweine gesehen habe, die sich sogleich auf den Rücken legte. Ein sehr geachteter Geistlicher aus dem Kanton Uri hatte ihm ebenfalls versichert, daß er auf einem hohen Berge des Landes einen Theil eines großen Schiffes gesehen habe; da keine menschliche Kraft im Stande gewesen, es dahin zu bringen, so schließt der Verfasser daraus, daß es seit der Sündfluth da geblieben sei. Zur Unterstützung dieses Schlusses führt er einen Schriftsteller an, welcher erzählt, man habe im Kanton Bern in einer Erzgrube und in einer Tiefe von 100 Ellen ein Schiff gefunden, worin sich vierzig Leichname von Menschen, Anker und zerrissenes Tackelwerk befanden; viele angesehene Personen sollen es gesehen haben.

Eysat setzt seine Reise fort und kommt nach Beckenried, wo man einen Zieger macht, den man mit Erfolg gegen die Pest gebraucht. Am Fuße des Bürgen ist in der Tiefe des See's eine Quelle; wenn man ihr dreimal stark ruft, so fängt das Wasser so heftig an zu kochen, daß man nur noch Zeit hat zu fliehen; aber der Berwegene, welcher gerufen hat, stirbt im Verlauf eines Jahres, was durch das Zeugniß achtungswerther Personen bestätigt wird; indessen zeigt sich der Verfasser hier ein wenig ungläubig. Die Schiffbrüche sind sehr häufig am Fuße des Bürgen. In diesem Berge giebt es am Ufer des See's Höhlen, wo eine beständige Kühle herrscht; man hält darin große Krüge mit Wasser, aus denen die Fischer und Schiffer sich erfrischen, sie aber jedesmal sorgfältig wieder füllen. Dieser Gebrauch ist in Verfall gerathen, weil im neunzehnten Jahrhun-

dert die Schiffer auf dem Vierwaldstätter See nicht oft Wasser trinken. Von Stanzstaad aus besucht der Verfasser das Unterwaldner Land, dessen Bewohner, wie er sagt, verschiedenen Ursprungs sind; die von Obwalden stammen von Eimbrern her, welche sich unter ihrem Anführer Rumo in dieser Gegend niederließen. Die Bewohner von Nidwalden verdanken ihren Ursprung einer Colonie von während der Bürgerkriege verbannten Römern. Endlich nach Luzern zurückgekehrt beschließt der Verfasser seine Reise und begleitet sie mit einer Karte des Vierwaldstätter See's, auf welcher man eine Menge für jene Zeit, wo sie gemacht wurde, sehr anziehende Einzelheiten findet. Das Werk führt folgenden Titel: Beschreibung des berühmten Luzerner oder vier Waldstätter See's, von dessen fürtrefflichen Qualitäten und sonderbaren Eigenschaften u. s. w.; in Luzern gedruckt in 4. im Jahr 1645.



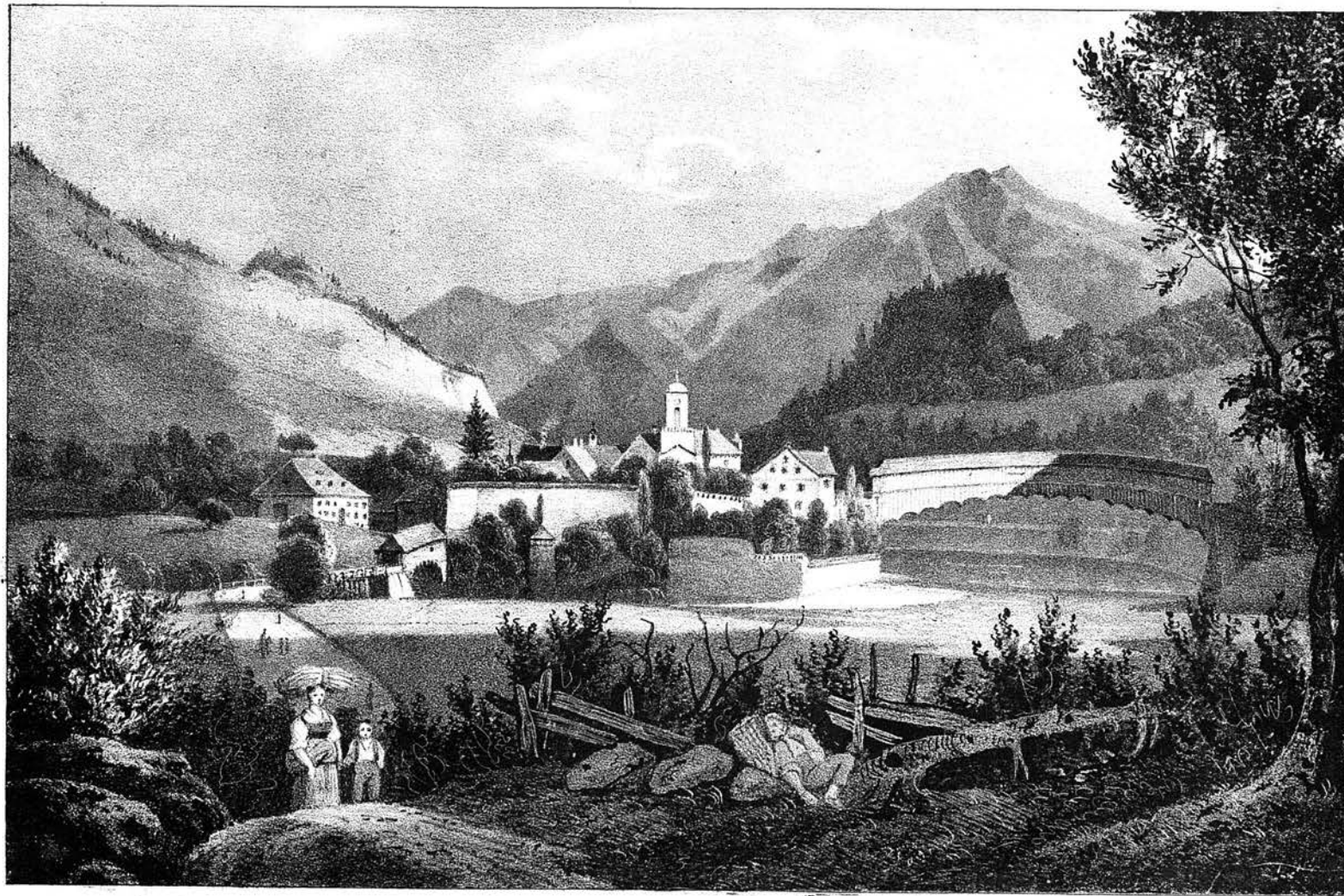
Reichenau.

Der Reisende, welcher aus den Alpenthälern Graubündens kommt, wird bei dem ersten Anblicke des schönen Schlosses Reichenau angenehm überrascht, welches an der Stelle liegt, wo der Hinterrhein seine grünlichen und klaren Gewässer mit den dunkelgrünen und trüben Wellen des Vorderreins, seines Bruders, vermischt. Die düstere Schattirung der hohen Gebirge, welche diese Gegend umgeben, hebt die Weiße der Häuser und ihre mit schönen Gärten gezierten Terrassen vortheilhaft heraus. Man gelangt zu diesem Orte von dem Schamser Thal herkommend auf einer über den Hinterrhein führenden hölzernen Brücke, und man verläßt ihn in der Richtung von Chur beinahe im gleichen Augenblicke über eine andere Brücke. Diese letzte, von dem berühmten Grubmann erbaute Brücke ist dadurch merkwürdig, daß sie in Holz nur einen einzigen Bogen von 200 Fuß Länge bildet. Auf diesem Schlosse Reichenau suchte ein französischer Prinz während der Schreckenszeit der französischen Revolution einen Zufluchtsort.

Zu Ende des letzten Jahrhunderts hatte Herr Tschärner von Chur eine Erziehungsanstalt in Reichenau gegründet; man suchte einen Lehrer der französischen Sprache, als man eines Abends in dem Schloßhofe einen jungen Menschen ankommen sah, der an seinem Stocke ein kleines Päckchen trug. Seine staubigen Schuhe, sein ermüdetes Aussehen zeigten an, daß er einen weiten Weg zu Fuß gemacht habe. Sein Anzug war zierlich ohne etwas Gesuchtes zu haben; seine Miene, seine Haltung kündigten einen Mann an, der in einem höhern gesellschaftlichen Range gelebt hatte. Mit einer gewissen Schüch-

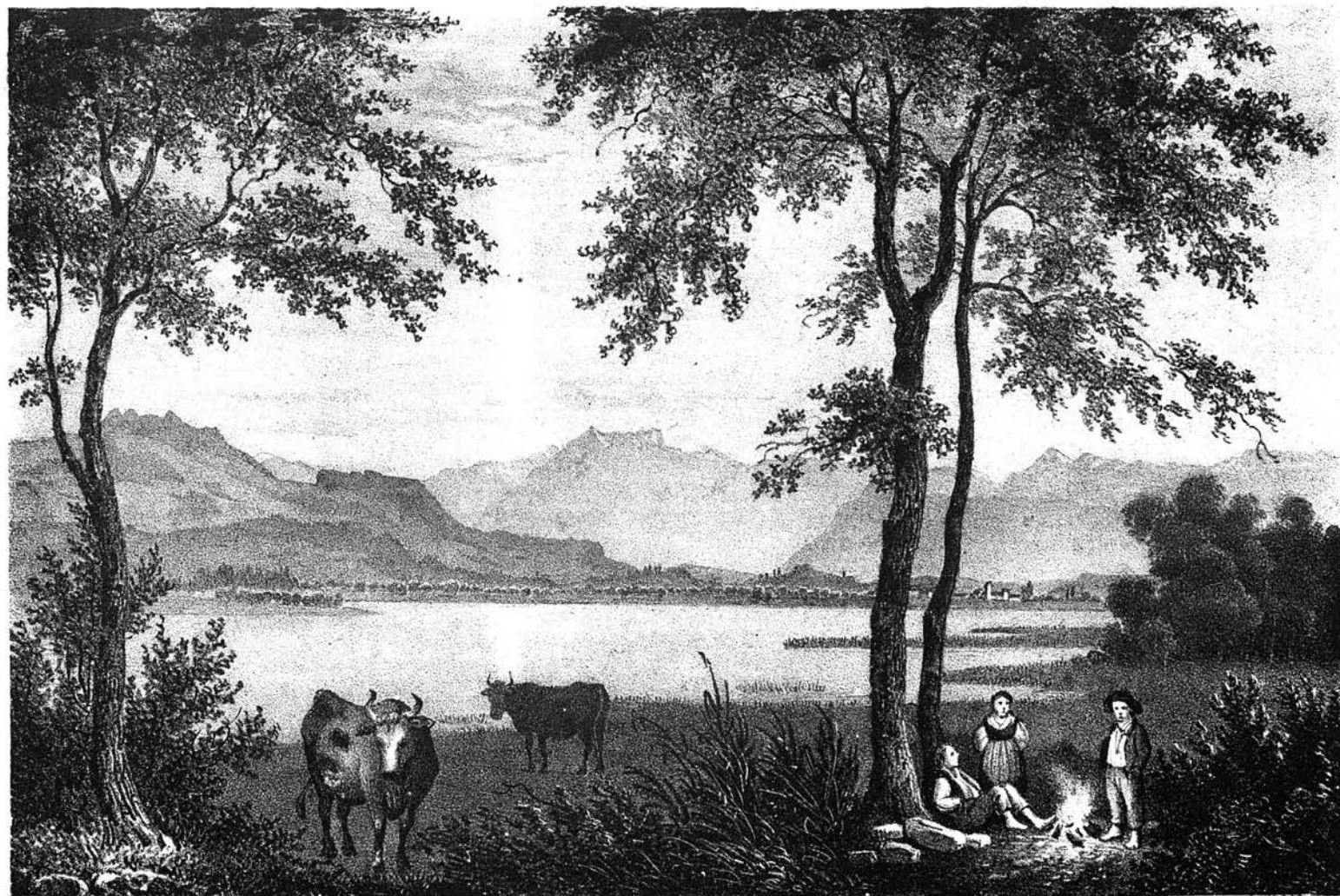
ternheit fragte er in einem Deutsch, dessen Aussprache den Fremden verrieth, allein mit sanfter und angenehmer Stimme, nach Hrn. von Fost, dem Direktor der Anstalt, und übergab ihm ein Empfehlungsschreiben. Einige Tage nachher erfuhren die Kostgänger, daß der Neuangekommene Hr. Chabos heiße, und in der Anstalt als Professor der französischen Sprache und der Mathematik angestellt sei. Der junge Professor sprach außer seiner Muttersprache, das Englische und das Deutsche; außer diesen Sprachen konnte er in der Mathematik, Physik und Geographie Unterricht ertheilen. Sein Gehalt wurde auf 1400 Fr. bestimmt. Durch seine Freundlichkeit und seine sanften und zuvorkommenden Manieren gewann der neue Professor bald die Zuneigung und die Achtung aller Personen des Hauses, allein Niemand vermuthete, außer dem Direktor, daß dieser junge so bescheidene Mann Ludwig Philipp, Herzog von Chartres, Sohn des Herzogs von Orleans, jetzt König der Franzosen wäre. Der junge Prinz hatte sich als Divisionsgeneral in der republikanischen Armee ausgezeichnet; allein als sein Kopf zu gleicher Zeit mit Dumouriez bedroht war, mußte er fliehen und flüchtete sich auf den gastfreien Boden der Schweiz. Er lebte einige Zeit in Bremgarten, Kantons Aargau, bei seinem Freunde, dem General Montesquieu. Allein die Heere der französischen Republik näherten sich der Gränze der Schweiz, und obschon Niemand daran dachte, ihn vom Boden Helvetiens zu vertreiben, so erforderte doch die persönliche Sicherheit des Prinzen, daß er sich aus dieser Nachbarschaft und der Menge der französischen Emigranten entferne, welche die Schweiz überschwemmten. Auf diese Weise fand er durch die Empfehlungen seiner Freunde für den Augenblick eine sichere Zufluchtsstätte in Reichenau. Aber auch dieses Asyl mußte er bald wieder verlassen; die französischen Armeen machten überall Fortschritte und drohten die ganze Schweiz an sich zu reißen.

Indessen besetzten zuerst die Oesterreicher Graubünden im Jahr 1798, dann kamen die Franzosen, dann abermals die Oesterreicher, welche im Monat Juli 1800 auch Reichenau inne hatten. Eine Colonne Franzosen marschirte von Ragaz ab, um die Oesterreicher zu umgehen; bei dem Pfefferser Bade vorbei kamen sie während der Nacht an den Kunkelspaz oberhalb Reichenau; hier befand sich ein österreichischer Posten, die Schildwache gab Feuer und tödtete den Führer der Franzosen, was diese nöthigte, an dem Orte, wo sie sich befanden, den Tag zu erwarten. Auf diese Weise hatten die Oesterreicher Zeit, sich in Verteidigungszustand zu setzen; sie zogen sich auf das rechte Rheinufer zurück, und begannen bei dem Anrücken der Franzosen die Brücke abzubrechen, was ein lebhaftes Gefecht veranlaßte.



REICHENAU
Cant. des Grisons.

Reichenau
Cant. Graubünden.



LAC DE PTERFIKON.

W. H. F. L. L. L.

Allein eine neben der Brücke aufgeführte österreichische Batterie brachte die Franzosen zum Weichen. Da nahm der General Jourdan unter jeden Arm ein Brett und legte sie an der Spitze seiner Soldaten über die Oeffnung, welche die Oesterreicher in die Brücke gemacht hatten, und diese mußten nun ihrerseits weichen. Heutzutage findet sich in Reichenau nichts mehr von der Anstalt, worin der künftige König Frankreichs lehrte, als einige wohl erhaltene Gebäude und schöne Gärten, welche Hr. v. Planta anlegte, und die die schönste Zierde des Ortes und für den Botaniker ein beachtungswürdiger Gegenstand sind.

Pfeffikon.

Pfeffikon ist ein Bezirk des Kantons Zürich, der an den Kanton St. Gallen gränzt und 21,800 Einwohner zählt. Der Hauptort gleichen Namens ist ein großes Dorf an dem Pfeffiker See. Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Landbau und der Fabrikation von Baumwollentuch; man zählte im Jahr 1835 in diesem Orte 750 Webstühle. In der Umgegend findet man einige wenige Nebel, und auf einem angenehmen gelegenen Hügel die Ruinen des Schlosses der Ortsherren, welches so wie das Dorf im Jahr 1386 von den Zürchern zerstört wurde, weil dieser Herr im Kriege mit Oesterreich sich gegen die Schweizer erklärt hatte. Albrecht von Landenberg hatte dieses Schloß so wohl besetzt, daß die Schweizer es anfänglich nicht versuchten, dasselbe zu nehmen. Da aber die Besatzung sich erlaubte, ihnen grobe Scheltworte nachzurufen, als sie sich bereits von seinen Mauern entfernten, so entflammte dieß den Zorn der Schweizer dermaßen, daß sie sogleich wieder umkehrten, und so wüthend gegen das Schloß Sturm liefen, daß sie es im ersten Anlauf eroberten und die Besatzung über die Klinge springen ließen. Im Jahr 1444 verbrannten die Schweizer Pfeffikon, weil es Zürich gehörte. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahres noch wurde dieses Dorf der Raub einer Feuersbrunst, welche mitten in der Nacht 20 Häuser mit allen Geräthschaften einäscherte. Man baut es gegenwärtig nach einem allgemeinen und regelmäßigen Plane auf.

Wenn schon der Pfeffiker See nur drei Viertelstunden lang und eine Viertelstunde breit ist, so fehlt es ihm doch nicht an Annehmlichkeiten; mehrere Dörfer beleben seine mit glänzendem Grün bedeckten Ufer; östlich und westlich sind sie von mittelmäßigen Hügeln begränzt, auf denen man einige Weinberge, Obstbaumgruppen oder Eichengebüsche findet, deren Wurzeln die Wellen des See's bespü-

len. Im Hintergrunde des Gemäldes bemerkt man die Gebirge von Schwyz und Glarus, unter welchen sich der Glärnisch durch seine Höhe und seine eckige Gestalt auszeichnet. Der See liegt 360 Fuß höher als der Zürcher; seine größte Tiefe ist 70 Fuß; und wenn er schon den Stürmen nicht ausgesetzt ist, so hat er doch auch schon seine Opfer gefordert. Vor einigen Jahren machte eine Gesellschaft von Musikliebhabern eine Spazierfahrt auf seinen ruhigen Gewässern. Zwei junge, des Fahrens gewohnte Knaben folgten in einem kleinen Schiffe demjenigen der Musiker; zuerst führten sie zwei Frauen und ein kleines Kind, welches einer derselben gehörte; drei Männer und ein kleiner Knabe stiegen später ein. Das kleine Fahrzeug war überladen und fand sich leer; vergebens suchte man das Wasser auszuschöpfen, die Oeffnung mit Mastluchern zu versstopfen; das Schiff schlug um mit allen denen, welche darin waren; die drei Knaben verschwanden sogleich, einer der Männer rettete die zwei Frauen und das kleine Kind, das sich an seine Mutter angeklammert hatte, die andern Männer retteten sich ebenfalls, indem sie sich an dem Schiffe hielten.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man beim Pflügen in der Nähe von Pfeffikon viele alte Waffen, Gebeine und römische Münzen gefunden. — Man darf die Asche des Hrn. von Champagne nicht vergessen, welche auf dem Friedhofe von Pfeffikon ruht. Dieser Mann war aus Berlin gebürtig, wo seine Voreltern, geflüchtete Franzosen, sich niedergelassen hatten. Seit vielen Jahren wohnte er beständig in Pfeffikon, wo er sich durch seine wahrhaft christliche Milde thatigkeit und Frömmigkeit nicht allein die Achtung und Verehrung der umwohnenden Separatisten erwarb, deren religiöse Meinungen er theilte, sondern auch aller andern Personen, welche Gelegenheit hatten ihn zu sehen und zu hören.

Episode aus dem Schwabenkriege.

Während des Schwabenkrieges belagerten die Schweizer die kleine hübsche Stadt Chiengen am Eingang des Schwarzwaldes, die den Grafen von Sulz gehörte und deren Hut Dietrich von Blumenstein, einem abgesagten Feinde der Schweizer, anvertraut war. Er wurde für einen tapfern Offizier gehalten, die Besatzung war zahlreich und die Festungswerke, welche man in guten Stand gestellt hatte, waren mit furchtbarem Geschütze versehen; kurz Alles kündigte den Schweizern eine hartnäckige Vertheidigung an. Indessen begannen die Mauern unter den Streichen der Belagerer zu weichen, als Blumenstein beschloß, den Ausgang nicht abzu-

warten, da er doch keinen Ersatz mehr zu hoffen hatte. Also benutzte er eine finstere Nacht, um sich heimlich davon zu schleichen; nachdem er, um den Feind zu täuschen, ein eidgenössisches Kreuz hinten an seinen Hut angebracht hatte. Der Besatzung hatte er vorgegeben, daß er hinausgehe, um Hülfe zu holen; allein die Soldaten ließen sich nicht irre führen, sie verfolgten ihn; es entstand Lärm, so daß die Schweizer, glaubend, die Besatzung mache einen Ausfall, hervorrückten. Blumenstein rief ihnen im Fliehen zu: „Wackere Eidgenossen, laßt diese Schurken nicht entkommen, welche zu entfliehen trachten.“ Da man ihm aber mit Büchsen schüß, so wurde einer seiner Begleiter getödtet und man fand wichtige Papiere auf ihm. Unterdeß waren die Schweizer und die Belagerten auf einander gestoßen, und es gab ein Scharmüzel, worin ungefähr zwanzig dieser Letztern auf dem Plage blieben; die Besatzung glaubte, der Feind werde nun Sturm laufen und beehrte daher zu capituliren, was ihr aber abgeschlagen wurde. Am andern Tage beschloß man sich von beiden Seiten sehr lebhaft; Abends waren die Belagerer sehr erstaunt, als sie einen Priester sich an einem Seile an der Stadtmauer herablassen sahen, der auf sie zukam, ihre Gnade anflehte und ihnen vorstellte, daß sie an den Missethaten ihres Herrn und ihres Kommandanten unschuldig seien, der feiger Weise die Flucht ergriffen und sie ihrem Schicksale überlassen habe. Die Belagerer ließen sich rühren und versprachen der Garnison das Leben, allein weiter nichts, und unter der Bedingung, daß man ihnen zwanzig Edelleute nach ihrer Wahl und die im Ort befindlichen Juden stelle. Der Priester kehrte mit dieser Antwort in die Stadt zurück, welche aber nicht jedermann befriedigte. Die Edelleute, welche sich in der Stadt befanden, sagten, es sei besser, sie kommen Alle mit einander um, als sich auf solche Bedingungen ergeben; allein die Bürger und die Soldaten theilten diese Meinung nicht, sie dachten, die edeln Herren könnten gehängt werden, ohne daß sie ihnen Gesellschaft leisteten, und eröffneten ohne Weiteres den Belagern die Stadthore. Nach der getroffenen Uebereinkunft behielten diese zwanzig von den vornehmern Vertheidigern der Stadt, mit Einrechnung des Barbiers des Grafen von Thingen; alle andern, 1400 an der Zahl, mußten zuerst die Waffen niederlegen, dann alle Kleider bis auf das Hemde ausziehen; dann gab man einem Jeden einen Restekuchen in die eine, und einen Laib Brod in die andere Hand. Hierauf ließ man sie schwören, daß sie bis zum Frieden nicht mehr die Waffen gegen die Eidgenossenschaft führen wollten, und in diesem erbärmlichen Zustande mußten sie, je zwei und zwei, durch die Reihen der Schweizer hinziehen, dann



ließ man sie ihren Weg nach Freiburg im Breisgau fortsetzen, wo der Kaiser war. Ihre Kleidung war für die Jahreszeit doch etwas leicht, fügt der Chronikschreiber hinzu, denn man war in der Mitte Aprils, und es war erbärmlich sie zu sehen; aber das sagt der Chronikschreiber nicht, ob der Kaiser sie in diesem Aufzug Musterung passirte. Unter ihnen befanden sich einige Edelleute, welche diese Uniform auch angenommen hatten, damit sie nicht erkannt würden; da sie aber den Gedanken eines solchen Schimpfes nicht ertragen konnten, so brachen sie ihr Versprechen schon am zweiten Tage. Die andern Edelleute retteten ihr Leben nur mit schwerem Gelde. Der Beklagenwertheste war ein Jude, welcher sich in der Stadt befand. Ein geschickter Schütze, hatte er von den Wällen den Büchsenmeister von Freiburg, den Fährndrich von Sursee und einige Andere getödtet. Ein solches Verbrechen konnte nicht ungestraft bleiben, man übergab ihn den Freiburgern, um mit ihm zu machen, was ihnen beliebte; sie hingen ihn an den Füßen an einen Baum auf. Nachdem er 24 Stunden in dieser Stellung zugebracht hatte, verlangte der Unglückliche einen Priester, um zu beichten, indem er versicherte, daß während der Nacht ihm die Jungfrau Maria erschienen sei und das Leben gerettet habe; er wolle als guter Christ sterben. Dieses Bekenntniß und Wunder rührte die Freiburger wenig; dem bekehrten Juden wurde die einzige Gnade gewährt, daß ihm der Kopf abgeschlagen wurde, während er an den Füßen hing. Die Sieger fanden in der Stadt Thingen eine große Beute, welche die Bewohner der Umgegend dahin geflüchtet hatten; die Stadt selbst gieng durch einen Zufall in Flammen auf.



Krieg der Klosterfrauen im Klingenthal in Basel im Jahr 1480.

Man sieht in Klein-Basel eine Kirche und ein geräumiges Gebäude, im Klingenthal genannt, das ehemals von Augustinernonnen bewohnt wurde, welche sich 1274, vom Elsaß und vom Schwarzwald kommend, in Basel niederließen, um mehr in Sicherheit zu sein. Alle diese Frauen waren von adelicher Abkunft und stolz auf ihre Geburt. Sie standen zuerst unter der Aufsicht der Dominikaner, welche auch ein Kloster in Basel hatten; da sie aber, wie es scheint, einige gegründete Ursachen hatten, mit der zu großen Nähe ihrer Aufseher unzufrieden zu sein, so verlangten sie einen entfernten Beschützer und der Bischof von Konstanz nahm sie unter seinen unmittelbaren Schutz. Das Kloster war reich und prächtig, und ebenso die Kirche, allein dieß alles genügte diesen Damen nicht; sie hatten weltliche Vergnügungen kennen gelernt und sie konnten sich nicht mehr ihren strengen Ordensregeln unterwerfen; statt zu den gesetzten Stunden in die Kirche zu gehen, machten sie Besuche in der Stadt oder empfingen ihre Bekannten. Eine davon, nicht zufrieden mit so vieler Freiheit, hatte Lust sich den auferlegten Regeln ganz zu entziehen, etwas bis jetzt Unerhörtes

und beinahe Unmögliches, daher sie auch kein anderes Mittel fand, zu ihrem Zwecke zu gelangen, als das Kloster in Brand zu stecken, was sie that. Ein großer Theil der Gebäude brannte nieder mit allem, was darin enthalten; die Chronik sagt nicht, ob die Nonne ihre Freiheit erhielt; sie erzählt bloß, daß die Dominikaner, welche die Nonnen von Klingenthal mit Bedauern sich ihrer Aufsicht hatten entziehen sehen, sie bei dem Papste Sixtus IV. anklagten, sie führen ein ausschweifendes Leben, und begehren, daß dieselben von neuem unter ihre väterliche Leitung gestellt würden. Der heil. Vater gab den Söhnen des heil. Dominikus Recht und die Bulle wurde ausgefertigt. Ein Abgeordneter wurde gewählt, um dem Kloster Kenntniß von dem Inhalte derselben zu geben; kaum aber hatten sie sein Ordenskleid erblickt, als die zornglühenden Augen der Nonnen dem armen Abgeordneten verkündeten, daß seine Sendung sehr übel aufgenommen werden würde. Es gieng noch schlimmer; als die ganze Schaar versammelt war, begann er muthig das Verlesen; allein kaum hatte er angefangen, als die heiligen Jungfrauen ihn unterbrachen und schwuren,

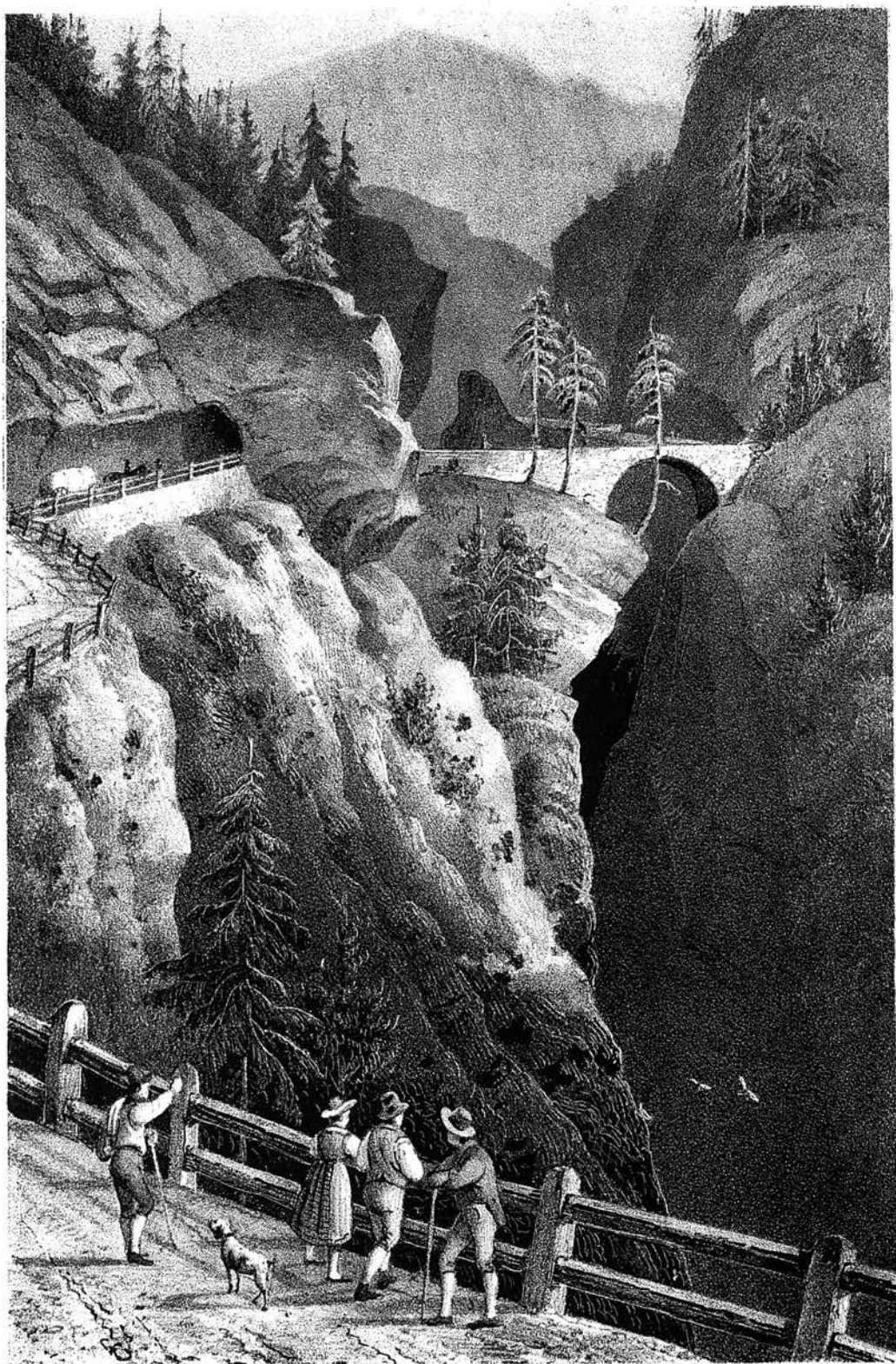
cher das Kloster in Brand zu stecken, als nachzugeben; sie stießen zugleich alle zusammen ein solches Wuthgeschrei aus, daß der arme Dominikaner erschrocken entfloß. In der That verließen alle Nonnen das Kloster, mit Ausnahme von zweien, deren eine 70 Jahre vorher darein getreten war. Mit der Einwilligung des Papstes und des Kaisers ersetzte man die Flüchtlinge durch 13 Nonnen aus dem Kloster die Himmelspforte zu Gebweiler im Elsaß. Damit war aber die Sache nicht abgethan; die stolzen Nonnen schlugen großen Lärmen bei ihren Verwandten und Freunden — dem benachbarten Adel, die sich ihrer Sache annahmen. Dem Papst und dem Kaiser zum Troß erklärten sie und ihre mächtigen Verbündeten den Dominikanern von Basel den Krieg. Man suchte zu unterhandeln und ihren Zorn zu beschwichtigen, aber vergebens; die Feindseligkeiten begannen. Der junge Freiherr von Klingenstein und der Graf Oswald von Thierstein, deren Vorfahren zur Stiftung des Klosters Klingenthal beigetragen hatten, ergriffen eifrig die Partei ihrer Schützlinge; der erste ritt durch die ganze Stadt Basel und brachte den Dominikanern seinen Fehdebrief auf der Spitze seiner Lanze; er schwur ihnen zugleich, daß er alle, die gefangen in seine Hände gerathen würden, so behandeln werde, wie man die Hüter des Harems des Großsultans behandle. Die Basler litten durch diesen Krieg; ihre Kaufleute, welche auf die Frankfurter Messe giengen, wurden von den am Rhein wohnenden Edelleuten angehalten und geplündert. Die Dominikaner, welche sich hüteten auf die Messe zu ziehen, erlitten persönlich nichts; allein ihre Feinde bemächtigten sich alles dessen, was ihnen außer der Stadt angehören konnte. Die Basler, welche tägliche Verluste erduldeten, suchten bei dem Kaiser und der Eidgenossenschaft Hülfe; man versuchte zuerst die Ueberredung, um die Nonnen von Klingenthal zur Vernunft zu bringen. Da man aber endlich einsah, daß es unmöglich sei, ihren Starrsinn zu überwinden und um diesen lästigen Krieg zu beendigen, gab man ihnen nach, und die 24 Nonnen zogen siegreich und triumphirend in ihr Kloster, dem Papste und dem Kaiser, den Dominikanern und den Baslern zum Troß, die es wahrscheinlich unter ihrer Würde fanden, diesen Kampf gegen einige eigensinnige Nonnen fortzusetzen. Die 13 Schwestern von Gebweiler waren daher genöthigt, an ihrer Reihe den Platz zu räumen, und in ihre alte Wohnung zurückzukehren. Die Damen von Klingenthal erhielten überdies noch eine Entschädigung für die Kriegskosten von 12,000 Pfd. und wurden unter die unmittelbare Aufsicht des Papstes gestellt, der ihnen das Recht einräumte, unter sich eine Abtrissin statt einer Priorin zu wählen.

Von den Pensionen.

Die für die Schweiz so verderblichen fremden Pensionen oder Jahrgelder haben zur Zeit des burgundischen Kriegs ihren Anfang genommen, als der König von Frankreich mit den Schweizern ein Bündniß schloß. Niklaus von Diesbach von Bern war der erste, der Gold von einem fremden Fürsten empfing; tausend Pfund schenkte ihm der König von Frankreich, damit er auf die Eidgenossen zu seinen Gunsten wirke. Seither machten sich die Schweizer eine reiche Geldquelle daraus für Geld fremden Fürsten zu dienen. Die Obrigkeiten erließen mehrere Male strenge Verbote dagegen aber immer vergeblich, denn die Geldgier war bei den Rathsherrn und beim Landvolk gleich groß. In Zürich wurde ein Rathsherr mit dem Tode bestraft weil er sich gegen das Verbot, von fremden Höfen mit Gold hatte bestechen lassen. Hier folgt sein merkwürdiges Urtheil: „Im Jahr 1526 auf Dienstag vor aller Heiligenfeyer den 30. Tag des andern Herbsts, schlug man Junkern Jakob Grebel, Rathsherrn zu Zürich, das Haupt ab, Nachmittag um Zwei. Der hatte einen schneeweissen breiten Bart, und ein schneeweiss Haar, dann er über sechzig Jahr alt und wohl gehalten war. Der hat über das, was man alle Jahr zweimal schwört, gethan, daß niemand mehr, er sey geistlich oder weltlich, edel oder unedel, solle nehmen Pension, Provision, Jahrgeld, Miet, Gaben oder Schenkungen, mit viel kostlichen Worten, so derselbe Brief innehaltet, hier nicht kommlisch zu melden; und hat er es aber angenommen von des Pabst Legaten, dem Puccio, von dem Kayserlichen Regenten, so zu Zürich bey dem roten Haus lagen, und vor denen allen der König von Frankreich, alles unter dem Schein Conrad Grebels seines ehelichen Sohns, der vor dieser Enthauptung in diesem Jahr tod war.“

Diese Strenge dauerte aber nicht lange und es gieng bald ärger als jemals, bis die Regierungen sich entschlossen durch förmliche Verträge mit den Fürsten eigene Schweizerregimenter zu bilden, die unter schweizerischen Hauptleuten stehen, nach eigenen Gesetzen gerichtet und regelmäßig besoldet werden sollten. Den ersten Vertrag der Art machte der König von Frankreich in den Jahren 1479 und 1480. Das Haus Oestreich warb auch später um Schweizerfoldaten; selbst der Papst Julius II. miethte sich eine Leibgarde von Schweizern.





LA VIA-MALA.

The Via-Mala.

Die Via mala.

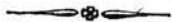
Wir haben früher schon den Eingang der Via mala von Luzern aus beschrieben; diesmal werden wir tiefer in diese furchtbare Schlucht eindringen, welche eine Viertelstunde von diesem Orte beginnt. Eine Viertelstunde weiter tritt man in eine feuchte Gallerie, das verlorne Loch genannt, einzelne Tannen bekränzen die hohen Felsen, zwischen welchen der Rhein in einer großen Tiefe seine brausenden Fluthen hinwältzt; rechts läßt man die Ruinen des auf einem Felsen gelegenen Schlosses Ober- und Unter- und bald gelangt man zu der Meierei Ronghella, an einem Orte, wo die Schlucht sich beträchtlich erweitert. Dies ist der einzige bewohnte und bewohnbare Ort auf der zwei Stunden langen Strecke der Via mala. Bald aber nähern sich die Felsen des Piz Beverin und des Muttnerhorns von neuem; der Rhein fließt pfeilschnell in der Tiefe des Abgrundes und in seinem krummen und engen Bette; manchmal nähern sich die Felswände, bedeckt mit schwarzen Tannen, bis auf einige Klafter und hängen dergestalt über, daß man den Fluß nicht erblicken kann. Die Lage wird immer schauerlicher, die Dunkelheit nimmt zu; über dem Haupte hat man schwarze, wolkenanstrebende Felsen, unter sich einen 400 Fuß tiefen Abgrund, wo der Strom einem kriechenden Wurme gleich, sich mühsam eine Bahn bricht, so eng, daß man mit einem Sprünge darüber wegspringen könnte, wenn die Annäherung möglich wäre. Endlich gelangt man zu einer steinernen Brücke von einem einzigen Bogen, ungefähr in der Mitte des Engpasses gelegen. Diese Brücke ist ohne Zweifel in Betracht ihrer Lage sehr merkwürdig, allein einige hundert Schritte von da findet man eine andere, welche schnell die Erinnerung an die erste vertilgt. Ehe man sie erreicht, kommt man zu einem durchbrochenen Felsen, jenseits dessen nicht mehr Raum genug vorhanden ist, um den Weg fortzusetzen, man mußte ihn also auf dem andern Ufer suchen, das zwar nur vierzig Fuß entfernt ist, allein der Abgrund, welcher beide trennt, ist so schauerlich, daß man Mühe hat, die Kühnheit zu begreifen, welche eine Brücke an einem solchen Orte zu bauen unternahm. Diese Brücke, wie sich von selbst versteht, hat nur einen Bogen und ist von Stein; sie erhebt sich über einen 480 Fuß tiefen Abgrund, in dessen Tiefe der Rhein, nach der Weiße seines Schaumes zu urtheilen (denn man hört ihn kaum) sich wüthend durchwindet. Man kann sich nicht wohl etwas Schauerlicheres denken, als den Anblick, welchen man von dieser so zwischen den fürchterlichsten Abgründen schwebenden Brücke hat. Auf allen Seiten oberhalb hat man Felsen von zwölf bis fünfzehnhundert Fuß Höhe, sie sind beinahe nackt und ohne Pflanzenwuchs,

nur hier und da konnten einige Tannen Wurzel fassen. Unter der Brücke breiten sich die Felsen ein wenig aus, dann nähern sie sich aber dermaßen, daß sie kaum eine Oeffnung lassen, um den weißen Faden zu unterscheiden, welcher sie trennt und den Rhein vorstellt. Etwas weiter oben verschwindet auch dieser Raum; es ist nur noch eine dunkle Spalte, in welcher der Strom eingeschlossen ist; der Raum scheint so eng, daß man nicht glauben sollte, er habe zwei Fuß Breite.

Der Schrecken und das Entsetzen, welches diese düstere und wilde Schlucht einflößt, wird durch die Erinnerung an eine abscheuliche That vermehrt. Ein Priester, der ein junges Mädchen verführt hatte, verleitet dasselbe, ihn auf diesem Wege zu begleiten, und als sie auf dieser Brücke angekommen waren, stürzte er sie in den Abgrund, überzeugt, daß sein Verbrechen unbekannt und in Vergessenheit begraben bleiben werde, wie das unglückliche Mädchen in diesem Schlunde; allein die Vorsehung fügte es anders, und das Ungeheuer erhielt die wohlverdiente Strafe.

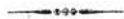
Eine Stunde von dieser Brücke findet man eine dritte am Ausgange des Engpasses, bei dem Dorfe Sils, in dem Schamsferthal. Diese in ihrer Art einzige Straße, von einer der kühnsten Bauarten, ist aus Felsen gesprengt, die sich über dem Haupte wölben; ehemals war sie nur drei bis vier Fuß breit, gegenwärtig aber zwölf bis achtzehn, und bietet überall die größte Sicherheit dar. Vor Zeiten war es nicht so, sie war sehr gefährlich und besonders im Winter und Frühling, wo man sie nur mit Maulthierern und Pferden, oder zu Fuße bereisen konnte. Dank sey es den großen Arbeiten, welche man seit einigen Jahren ausgeführt hat, sie ist nun in jeder Jahreszeit für die größten Wagen gangbar, welche den sehr lebhaften Transithandel über den Splügen und den Bernharden befördern. Vor den letzten Bauten kam die Post von Mailand mit Maulthierern hier durch; an einem Wintertage stürzte eines dieser Thiere in der Nähe der mittlern Brücke in den Abgrund. Dieser Verlust war um so fühlbarer, als das Maulthier ein Fell-eisen voll Geld trug; allein der Kourier, welcher keine Möglichkeit sah, das Uebel wieder gut zu machen, setzte seinen Weg fort. Ein kühner Gensjäger, Matthias Hungar von Luzern, welcher von diesem Unfall Kunde erhielt, begab sich mit einigen seiner Freunde an Ort und Stelle, und ließ sich an Seilen in eine Tiefe von 500 Fuß hinab. Da, in diesem schrecklichen Abgrunde über dem rasch dahin-strömenden Flusse schwebend, machte er lange vergebliche Versuche mit einem Haken, um das Fell-eisen herauszuholen. Glücklicherweise sind in dieser Jahreszeit die Gewässer außerordentlich niedrig, und diesem Umstande, seinem Muth und seiner Beharr-

lichkeit gelang es, seinen Zweck zu erreichen, und er übergab dem Courier das Felleisen unverletzt, wie er es gefunden hatte. Vor Alters gieng man nicht durch diese Schlucht, um von Tüsis nach Sils zu gehen; ein langer und beschwerlicher Weg führte über den Biß Beverin und die Durenalp in das Schamsferthal.



Von Mißwesen der Kriegsknechten und von guter Ordnung der Stadt Bern und andern Eydgnossen, wi- der sie gemacht.

Und als nun nach des alten Königs Tod die Bündniß mit den Eydgnossen uß war, und die Franzosen vermeynten Friden ze haben, ließent sie der Eydgnossen Knecht übel abgefertiget heim ziehen, auch vor erforderet. Und als die heim kommen, vil Anspruchen und Tröuwen, darzu alle Kriegs- und frömde Laster und Ueppigkeit heim brachten, ihr obern mit ihren Ansprachen und bösem, ungehorsamem Wesen ganz unrüwig machtent, auch ihr Bürger und Landlüt mit unmäßigem Zehren, Spilen und ungemeistertem Müßiggahn, mit schändlicher Kleidung, unlandtlichen Gweren, gotteslästerlichen Schwüren, mit frevner, fridsamer Lüten Verachtung, Beschälfung, ja Raub und Todtschlägen, item und mit biderber Lüten Rinden und Diensten Verführung und Ußwigung also unhydenlich und übel beleidigten; daß ein göttliche, lobliche und ganz nothwendige Ordnung wider sie von g'meinen Eydgnossen ward gestellt, uf gemeinem Tag zu Münster im Aergßuw, deß Jahrs, uf dem vierzechenden Tag Jenner gehalten.

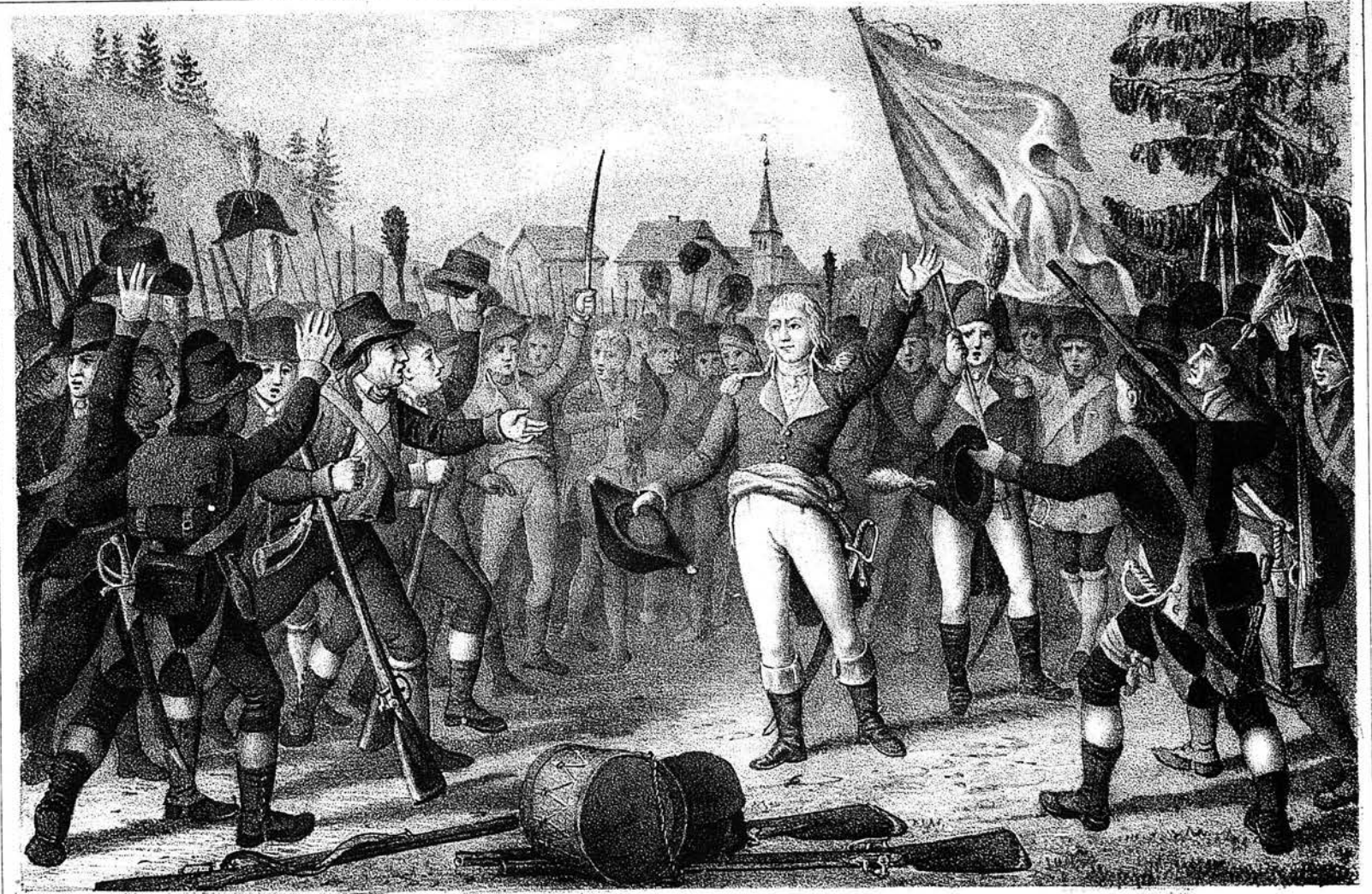


Alois Reding und die Schweizer im Jahr 1798.



Wir hören oft sprechen von den glorreichen Tagen am Morgarten, bei Laupen und bei Sempach, wo die Schweizer durch ihren Muth und ihre Einigkeit ihre Unabhängigkeit errangen und die Bande einer Eidgenossenschaft bildeten, welche bis auf den heutigen Tag ununterbrochen fortbestanden hat; aber kaum erwähnt man der Thaten, die sich in neuerer Zeit zugetragen haben und die nicht weniger glorreich sind; man sollte glauben, der helvetische Patriotismus bestehe nur in Ueberlieferungen.

Die große Nation (die französische Republik), welche so laut und so heftig ausgesprochen, daß kein fremdes Volk sich in ihre innern Angelegenheiten zu mischen habe, machte sich kein Gewissen daraus, im Jahr 1798 die Schweiz zu überfallen, und alle ihre Institutionen über den Haufen zu werfen, um ihr mit dem Bajonette eine Regierungsform aufzudringen, die ihren Sitten und Neigungen zuwider war. Die Zeughäuser und die Kornkammern wurden ausgeleert, die Kassen und die Schätze wurden genommen, beinahe unerschwingliche Kontributionen erhoben und das Land methodisch ausgeplündert. Dieß war der Preis des Einschreitens der Befreier der helvetischen Nation. Indessen wollten die demokratischen Kantone, welche in dieser Regierung von neuer Fabrik den Untergang ihrer Freiheiten und ihrer Religion zu erblicken glaubten, sie nicht an-



ALOIS REDING
et les Suisses le 1^{er} Mai 1798.

Alois Reding
und die Schweizer am 1.^{ten} May 1798.



erkennen, noch sich ihren Befehlen unterwerfen. Der ungerechte Angriff Frankreichs hatte den Unwillen Europa's erregt, eine neue Ungerechtigkeit kostete ihm nichts. Die Schweiz wurde von den neuen Gesetzgebern in drei unabhängige Republiken getheilt unter den lächerlichen Namen der helvetischen und der rhodanischen Republik und des Tellgau's. Unter dieser letzten Benennung waren begriffen die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Da diese Eintheilung an ihren alten Einrichtungen durchaus nichts änderte, so nahmen die demokratischen Kantone sie mit um so größerer Sicherheit an, als der General Brune ihnen zuschrieb: Die französische Armee wurde nur durch die Oligarchen von Bern in die Schweiz gezogen; allein die Freundschaft der französischen Republik für die demokratischen Kantone hat nicht aufgehört, und es kommt ihr nicht in den Sinn, ihr Gebiet mit Waffen zu überziehen. Kaum aber hatte diese neue Regierungsform einige Tage bestanden, als man wieder auf den ersten Gedanken, die republikanische Einheit, zurückkam. Die am 16. März promulgirte Einheitsverfassung, welche die Einrichtungen umstürzte, die seit 500 Jahren das Glück der demokratischen Kantone gewesen und ihnen so theuer als ihr Leben waren, verbreitete Furcht und Schrecken unter der Bevölkerung. Eine Tagsatzung der fünf Kantone versammelte sich unverzüglich in Schwyz, von wo aus sie an das französische Direktorium eine Denkschrift voll Kraft und Würde erließ. „Wir könnten keine Worte finden,“ sagte sie darin, „um Euch den Schmerz und das Ersauern auszudrücken, das wir bei der Nachricht empfanden, daß die Verfassung, welche seit mehreren Jahrhunderten unser Glück machte, zu bestehen aufhören soll. Erlaubet, daß wir Euch freimüthig fragen, ob Ihr in unsern Einrichtungen etwas gefunden habt, das mit den Eurigen im Widerspruch wäre? Könnet Ihr Euch eine Regierungsform denken, welche die Ausübung und das Recht der Souveränität ausschließlicher in die Hände des Volkes legt, wo die bürgerliche oder politische Gleichheit vollkommener wäre? Wir tragen keine Ketten, als die der Religion und der öffentlichen Moral, und kein Joch lastet auf uns, als das der Gesetze etc. Unser unveränderlicher Wunsch ist, die Verfassung beizubehalten, welche der Muth und die Klugheit unserer Väter uns zum Erbe hinterlassen haben — und welche andere Verfassung könnte in besserer Uebereinstimmung mit der Eurigen sein? — Wie könntet Ihr den Willen haben, unser Glück zu vernichten, indem Ihr eine politische Organisation auflöstet, die Ihr erst kürzlich zu achten versprochen habt? Selbst dann, wann Ihr die Macht dazu habt, was kann Euch bewegen es zu thun?

Wir sind ein Volk von Hirten und Gebirgsbewohnern, treu den Einrichtungen und der Sitteneinfalt unserer Väter, zufrieden mit unserer Mittelmäßigkeit; wir haben wenige Bedürfnisse; die geringen Einkünfte unserer Kantone würden nicht zureichen, die Kosten dieser neuen Regierung zu bestreiten, von der wir keinen Vortheil einsehen. — Eure große Nation, welche ihre Größe in hochherzigen Handlungen sucht, wird ihre glorreichen Annalen nicht mit der Unterdrückung eines friedlichen Volkes zu besetzen suchen, welches sie niemals beleidigt hat, und welches weder den Willen noch die Macht hat, Euch zu schaden!“ Aber die Stellvertreter der großen Nation wurden von diesen Worten wenig gerührt, und die Denkschrift gelangte nicht einmal an ihre Bestimmung; sie blieb unbeantwortet, und diejenige Macht, welche überall Krieg den Königen, Friede den Hütten verkündigte, ließ eine Armee gegen ein Ländchen marschieren, wo es nur Hütten und keine Könige gab. Die ganze Bevölkerung der demokratischen Kantone erhob sich erbittert bei der Nachricht, daß ihre Abgesandten mit Verachtung empfangen worden; die Greise und Mütter munterten ihre Söhne und ihre Gatten auf, die Freiheit zu vertheidigen; die Hirten verließen ihre Heerden, die Mönche ihre Zellen; die Aufreizung bemächtigte sich aller Gemüther. Priester, die mehr eifrig als verständig und aufgeklärt waren, versprachen den Vertheidigern des Vaterlandes Wunder über Wunder; sie erinnerten an die Zeiten von Morgarten und Sempach, und prophezeiten den Gläubigen den Sieg. Man verglich Frankreich Oestreich wie es 1308 war; die Stellvertreter der französischen Republik Geflern und Landenberg; den Freiheitsbaum mit demjenigen, vor welchem einst Tell zu beugen sich weigerte. Sonderbarerweise waren die französischen Nationalfarben, roth, blau und weiß, gerade diejenigen, welche die alten Mäler für die Kleidung Geflers gewählt hatten, als sie die merkwürdigsten Scenen der Befreiungsgeschichte der Waldstätte vorstellten. Die Abgeordneten, welche die Denkschrift nach Paris bringen sollten, erstatteten ihren Bericht auf einer allgemeinen Landsgemeinde, bei welcher man auch eine Proklamation des französischen Commissärs Recartier und eine Aufforderung des Generals Schauenburg verlas, welcher den demokratischen Kantonen in dem verächtlichsten Tone befahl, sich innerhalb zwölf Tagen zu unterwerfen, widrigenfalls Regenten und Priester behandelt werden sollten, wie die Oligarchen. Eine stumme Entrüstung schien alle Zungen gelähmt zu haben, das tiefste Stillschweigen herrschte unter dieser durch die Ueberraschung niedergedonnerten Menge; jeder schien an der Möglichkeit zu zweifeln, daß die Freiheit, welche sie seit fünf Jahrhunderten

ten genossen, so wie die Achtung aller Völker dem Willen des unverschämten Fremdlings aufgeopfert werden könnte. Endlich bemächtigte sich die höchste Wuth der Versammlung, Geschrei ertönte durch das ganze Thal, Thränen des Jorns und des Schmerzens wurden vergossen, jeder schwur bei Gott und allen Heiligen für Freiheit und Religion zu sterben. Die Versammlung gieng auseinander, nachdem sie alle für die Vertheidigung des Landes zweckmäßigen Vorkehrungen verabredet hatte.

Wenn alle Schweizer von dem gleichen Geist beseelt gewesen wären, wie das Schwyzervolk an diesem Tage, Schauenburg und seine Armee hätten ohne Zweifel ihr Grab in der Schweiz gefunden. Aber die mit so gebrechlichen Bundesverhältnissen, wie die, welche die Kantone verband, unzertrennliche Uneinigkeit schien von Anfang an die Sache der Waldkantone untergraben zu wollen. Mehrere Gegenden, welche einige Tage zuvor geschworen hatten, dieser Sache bis in den Tod zu dienen, zogen sich aus Egoismus oder Ortsgeist zurück. Obwalden machte sich sogar von dem Bunde los und nahm die Einheits-Verfassung an. Nidwalden verließ für den Augenblick seine Verbündeten unter dem Vorwande seiner eigenen Sicherheit; Uri zauderte und schien sich auf die Vertheidigung seines Kantons beschränken zu wollen. Indessen näherten sich die französischen Brigaden von allen Seiten, und die Eidgenossen rüsteten sich zum Kampfe. Durch die Vereinigung alles dessen, was die Waffen tragen konnte, bildeten sie ein Corps von 10,000 Mann streitbarer Mannschaft, die meisten schlecht bewaffnet und schlecht exercirt, und mit welchen sie die Offensive gegen 30,000 kriegsgewohnte Feinde ergreifen wollten; vielleicht wäre es ihnen gelungen, wenn mehr Einigkeit in ihren Reihen geherrscht hätte. In der That ein erster Erfolg hätte den größten Theil des schweizerischen Volkes gegen die Franzosen zum Aufstand gebracht. Die Abtei Einsiedeln, welche ihre ungeheuren Schätze zu hüten hatte, hatte sich bisher begnügt, einen gewissen Sieg zu versprechen; sie hatte den Kämpfern vollkommenen Ablass, die Freuden des Paradieses den im Kampfe für das Vaterland Gefallenen und alle Arten von Zeichen und Wundern zugesagt; als aber die Gefahr sich näherte, so entschloß sie sich zu einem Opfer von 1000 Dublonen für die Vertheidiger des Vaterlandes; sie bot sogar noch mehr an.

Der linke Flügel der Schweizer, bestehend aus 800 Mann von Nidwalden, 600 von Uri, 400 von Schwyz, 54 von Gersau, 400 von Glarus und später 600 von Obwalden, sollte sich an den Brünig auf der Grenze des Kantons Bern anlehnen. Der Major Hauser, der ihn befehligte, sollte sich des Oberlands und Thuns bemächtigen. Der rechte Flügel,

unter den Befehlen des Obersten Paravicini, sollte das südliche Ende des Zürcher See's besetzen; er war 3300 Mann stark, wovon 600 von Glarus, 400 von Sargans, 600 aus der March, 500 von Schwyz und die übrigen von Gaster, Mönach und anderen Gegenden; er sollte in den Kanton Zürich eindringen. Das Centrum, unter den Befehlen von Alois Reding, Landammann von Schwyz, bestand aus 2400 Mann von Schwyz, 750 von Zug und 500 von Unterwalden, und sollte den Kanton Luzern besetzen und zum Aufstand bringen. Am 22. April marschirten 1300 Schwyzer unter dem Commando von AufderMauer, eines jungen, entschlossenen und muthvollen Mannes, und von Paravicini Sohn nach Obwalden, welches die Sache der Eidgenossen verlassen hatte. Zu Kerns begegneten sie 300 Mann von Obwalden, welche entschlossen schienen, den Paß zu vertheidigen; die Lärmkanone erdröhte durch das Thal, Bruderblut sollte von Bruderhand fließen; aber die Stimme der Natur trug den Sieg davon, die Obwaldner verweigerten sich zu schlagen, und sie willigten nicht allein ein, den von den Schweizern begehrten Durchpaß zu gestatten, sondern auch die Landsgemeinde, die man in aller Eile versammelte, beschloß einstimmig, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Schweizer drangen in das Oberhaslithal, wo sie die Bevölkerung ganz zu ihren Gunsten gestimmt fanden. Allein es war schon zu spät, man hatte eine kostbare Zeit verloren, welche die Franzosen besser zu benutzen wußten. Während dieser Zeit war der rechte Flügel ebenfalls vorgeückt; ein Corps von 1300 Mann, unter den Befehlen von Andermatt, war in die vormaligen freien Nester eingedrungen, deren schlecht bewaffnete Bevölkerung sich angeschlossen. Bald stand man den Franzosen gegenüber und die Schweizer strömten mit Freudengeschrei herbei; die Scharfschützen von Zug begannen den Angriff und bewiesen Muth und Geschicklichkeit; jeder ihrer Schüsse machte eine Lücke in die feindlichen Reihen; der Kampf wurde blutig; die Franzosen, welche viele Leute verloren, mußten sich hinter ihre Reiterei zurückziehen. Andermatt befahl den Halberdardierern aus den freien Nestern, auf diese loszugehen; allein statt zu gehorchen, ergriffen sie schimpflich die Flucht, was Andermatt nöthigte, sich in aller Eile zurückzuziehen, in dem Augenblick als die Franzosen mit verstärkter Macht wieder auf ihn anrückten. Der Verlust der Schweizer war im Vergleich desjenigen des Feindes sehr schwach.

Während dieser Zeit hatte der rechte Flügel Besitz von der Stadt Rapperswil genommen, und das Mitteltreffen näherte sich Luzern. Diese Stadt, welche die helvetische Constitution angenommen hatte, sah sich genöthigt, einige Truppen zu Deckung ihrer Grenzen gegen Schwyz aufzustellen; aber das Volk

im Allgemeinen verhehlte seine Bereitschaft nicht, mit den demokratischen Kantonen gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Kriegsrath der Eidgenossen erließ an das Luzerner Volk eine Proklamation in der Absicht, diese Stimmung noch mehr zu entwickeln. Dieser Schritt verfehlte seinen Zweck nicht, denn überall fand die Sprache des Kriegsraths Anklang. Am 29. April befanden sich die Schwyzer und die Unterwaldner mit Tagesanbruch vor Luzern. Mehr als dreitausend Luzerner vom Lande hatten versprochen, sich zu gleicher Zeit einzufinden, aber nicht ein einziger erschien. Nichts destoweniger ließ Nedding die Stadt auffordern, sich zu ergeben; eine große Verwirrung herrschte unter den Bürgern, welche zu wenig zahlreich um sich zu vertheidigen, an die Anführer der Eidgenossen Parlamentäre absandten, um über die Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. Man bewilligte mündlich die Sicherheit der Personen und des Eigenthums und die Eidgenossen nahmen Besitz von der Stadt. Ihre Anführer begaben sich sogleich auf das Rathhaus, wo sie mit den Luzernischen Behörden eine Uebereinkunft abschlossen, welche die Verhältnisse dieser Behörden zu den Eidgenossen feststellte. Gleich nach ihrem Einzuge in die Stadt begaben sich die Eidgenossen in die Kirche und ließen ihre Waffen bloß unter der Hut einiger Schildwachen außen stehen. Nach ihrem Dankgebet verbreiteten sie sich in Unordnung in den Straßen, in den Wirthshäusern, wo sie den Wein tranken oder wegnahmen, dann plünderten sie das Zeughaus und begiengen alle möglichen Unordnungen. Vergebens wollten die Anführer diese Gewaltthatigkeiten verhindern, welche ein Bruch der Kapitulation waren, ihre Stimme wurde nicht gehört. Ein Kapuziner, Namens Paul Styrer aus dem Kanton Schwyz, welcher die Armee nicht verließ, hatte durch seine Grobssprechereien eine solche Gewalt über die Soldaten erlangt, daß er oft das Ansehen der Heerführer nichtig machte; auf einer Kanone sitzend, leitete er die Plünderung des Zeughauses, und rief: „Nehmet, Kinder, nehmet; alles ist euer, ihr seid die Sieger!“ Dieser Kapuziner, ein wahrer Beseffener, folgte der Armee zu Pferde, seinen Gürtel voller Pistolen, in einer Hand das Kreuz und den Degen in der andern; verschlagen und grausam, friechend und hochmüthig zugleich, versiegten auf seiner Zunge die heftigsten Aufforderungen nie, die geeignet waren, die Leichtgläubigen zu fanatisiren.

Eine schlimme Nachricht machte der Unordnung ein Ende; man vernahm, daß die Franzosen Zug besetzt hatten; sogleich wurde der Rückzug, sowohl auf der Seite von Luzern, als auf der von Meiringen beschlossen, und die Offensive aufgegeben. Am 30. griffen die Franzosen das Gebiet von Schwyz

vom Zürcher See her an; zweimal wurden sie mit Verlust von den Soldaten von Olarus, der March, von Pfeffikon und Wollerau zurückgeschlagen; als sie aber ihre Anführer Paravicini und Häuser von Näfels, welche beide schwer verwundet wurden, verloren hatten, zogen sie sich in Unordnung zurück. Ein französischer Offizier (Gressinet, der Kommandant dieses Armeekorps) bemerkte, als er über das Schlachtfeld gieng, den braven Häuser unter den Todten; er hielt ihn für einen Offizier von seiner Nation und da er sah, daß er noch athmete, so sagte er zu ihm: „Muth, Muth, mein Freund!“ „Nicht der Muth fehlt mir, antwortete Häuser mit erloschenem Auge und sterbender Stimme, „sondern die Kräfte!“ Der Franzose, von diesen Worten gerührt, ließ Häuser sorgfältig verpflegen, welcher wieder von seinen Wunden genas. Am nämlichen Tage griffen die Franzosen das Schwyzer Gebiet auf zwei andern Punkten an, nämlich auf dem rechten und linken Ufer des Zuger See's, allein sie wurden mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Am andern Morgen begannen sie, durch frische Truppen verstärkt, den Angriff aufs Neue bei der Kapelle, wo Geflügel von dem Pfeile Tell's durchbohrt fiel; allein die Schwyzer leisteten ihnen so heftigen Widerstand, daß sie nach einem kurzen Kampfe abermals geworfen und in die Flucht geschlagen wurden. Indessen fühlten die Schwyzer Truppen seit den Kämpfen des vorigen Tages das Bedürfniß, von einem erfahrenen Chef befehligt zu werden; sie verlangten, daß man ihnen den Landammann Nedding sende; kein anderer war dieses Postens würdiger und verdiente das Vertrauen der Nation in diesem Grade.

Allois Nedding, geboren im Jahr 1764, stammte von jener Familie Nedding ab, welche seit fünf Jahrhunderten so viele Helden geliefert hatte. Noch sehr jung trat er in das Regiment seines ältern Bruders in spanischen Diensten, die er wegen Gesundheitsumständen mit dem Grade eines Oberstlieutenants verließ; er kehrte mit dem Rufe eines tapfern und geschickten Offiziers in sein Vaterland zurück. Von dieser Zeit an bis zum Ausbruch der Revolution widmete er sich gänzlich den Wissenschaften und dem Landbau. Nedding hatte sich auf diese Weise ausgezeichnete Kenntnisse erworben, und in dieser Beziehung dem größten Theile seiner Landsleute weit überlegen, begriff er besser, als irgend einer von ihnen die Unvollkommenheit des Bundesystems, welcher die Schweizer Kantone verband, so wie der Verfassungen, nach welchen die Waldkantone regiert wurden; er selbst wünschte Reformen, er fühlte ihr Bedürfniß, aber seine erhabene Seele entrüstete sich bei dem Gedanken, daß Fremdlinge seinem Lande neue Institutionen aufdringen wollten; er zog den Degen mit dem Entschlusse, den Untergang seines

Waterlandes nicht zu überleben. Sobald ihm das Oberkommando nach dem Wunsche aller Soldaten übertragen worden war, begab er sich in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai auf alle von den Schwyzern besetzte Posten. Zu Schorno, nahe bei dem berühmten Engpasse von Morgarten, begegnete er 500 Mann von Uri, welche zu den Schwyzern stießen; zu St. Jost fand er ebenfalls eine Kompagnie Zugur, welche an den Strapazen und Gefahren der Eidgenossen Theil nehmen wollten, obschon ihr Land von den Franzosen besetzt war; allein er war noch mehr überrascht, als er bei seiner Ankunft auf der Schindeleggi die Männer von Wollerau und Bäch fand, welche trotz ihrer Niederlage Tags zuvor, trotz der Einäscherung ihrer Wohnungen, der Flucht ihrer Weiber und Kinder, der von ihnen ergriffenen Sache bis zum Ende getreu bleiben wollten. Die gegenwärtigen Bezirke Pfeffikon und Wollerau, auch die Höfe genannt und an dem Zürcher See liegend, gehörten seit dem Zürcher Krieg 1440 zu Schwyz. Ebenso wie die äußern Bezirke, wurden sie bis 1798 als Unterthanen behandelt, wo ihnen das alte Land die Freiheit gab. Sie wollten zeigen, daß sie dieser Freiheit würdig seien, und kämpften bei allen Anlässen mit heldenmüthiger Hingebung. Neding erfuhr bei der Schindeleggi, daß die Hülfsstruppen von Glarus, Uznach, Sargans und andern Orten sich zerstreut haben und daß Lachen von den Franzosen besetzt sei. Unterwalden verweigerte ebenfalls jede Hülfe, da es selbst von einem nahen Einfalle bedroht war. So war Schwyz sich selbst überlassen, es konnte nur auf Hülfsstruppen von Uri zählen. Mit 4000 Mann jeden Alters mußte man eine Gränze von mehr als 20 Stunden Ausdehnung gegen einen vier- bis fünfmal stärkern und sieggewohnten Feind vertheidigen, welcher den Kanton von allen Seiten einschloß. Sie hatten keine Hoffnung mehr zu siegen oder unterstützt zu werden. „Es bleibt uns nichts mehr übrig, als wie unsere Väter zu sterben,“ hörte man in den Reihen murmeln.

Indessen hatten alle diese Unfälle den Muth der Schwyzern nicht niedergeschlagen; im Gegentheil die Begeisterung und die Kraft dieses Volkes vermehrten sich mit der Gefahr. Greise, Kinder wollten mit ihren Vätern, mit ihren Söhnen den Ruhm theilen, für das Vaterland zu sterben. Die Weiber und die Mädchen ergriff die allgemeine Begeisterung; man sah sie mit Keulen bewaffnet herbeieilen, um ihren Antheil an den Gefahren ihrer Gatten und Väter zu haben. Die ganze Nacht vom 1. auf den 2. Mai waren die Weiber und Mädchen von Schwyz beschäftigt, die Kanonen, die man in Luzern genommen hatte, über Gebirge und Abgründe von Brunnen nach dem Rothenthurm zu ziehen. Andere bereiteten Faszinen und trugen Holz oder Munition;

mehrere hielten ein Kind mit dem einen Arme, während sie mit dem andern arbeiteten. Als Vereinigungszeichen trugen sie eine weiße Binde um den Kopf und hatten ein Hirtenhemde angezogen. Wenn sie einem Feigen begegneten, welcher zu fliehen trachtete, so ergriffen sie ihn und zwangen ihn zurückzukehren. Während der ganzen Nacht leuchteten Feuer auf den Bergen, Niemand schien das Bedürfnis der Ruhe zu fühlen; jeder dieser Tapfern, mit dem folgenden so verhängnißvollen Tag beschäftigt, erwartete denselben schweigend, auf den Lauf seiner Flinte gestützt mit kalter Resignation; sie erwarteten diesen Tag, der bald anbrechen und dessen Ende vielleicht der größte Theil von ihnen nicht mehr sehen sollte. Aber Alle, zu Arth, zu Morgarten, zu St. Jost, auf der Schindeleggi, Alle waren, gleich Leonidas und seinen Spartanern an den Thermopylen, entschlossen, ihr Leben dem Vaterland zum Opfer zu bringen. Als Alois Neding den kräftigen Entschluß seiner Soldaten sah, versammelte er sie um sich und hielt folgende Rede an sie:

„Theure Landsleute und Kampfgenossen, wir nahen uns dem entscheidenden Augenblicke. Umgeben von zahlreichen Feinden, verlassen von unsern Bundesgenossen, bleibt uns nichts übrig, als zu wissen, ob wir einig und fest bleiben wollen, wie unsere Väter beim Morgarten? Unser Loos wird der Tod sein, täuschen wir uns hierüber nicht. Wenn es also welche unter uns giebt, die den Muth nicht haben, dieses Opfer zu bringen, so mögen sie sich entfernen, kein Vorwurf soll sie verfolgen. Wir wollen uns in dieser feierlichen Stunde nicht täuschen; es ist besser, ich habe hundert entschlossene Männer, als fünfhundert, denen es im entscheidenden Augenblicke an Muth gebräche, und welche durch Verbreitung von Unordnung in den Reihen das Leben der Tapfern auf das Spiel setzten. Was mich anbelangt, so schwöre ich euch, bei euch zu bleiben bis zum Tode. Wenn ihr meiner Meinung seid, so laßt zwei Männer aus den Reihen treten, die mir das Gleiche in euerm Namen versprechen.“ Auf ihre Flintenläufe gestützt, hörten die Soldaten diese Worte stillschweigend an, mehr als eine Thräne sah man auf diesen männlichen Gesichtern glänzen; als aber Neding zu sprechen aufgehört hatte, erhoben sich tausend Stimmen: „Ja! Ja! wir wollen es und werden unser Versprechen halten“; die Waffen, die Hüte wurden geschwenkt, während ein donnernder Beifallruf durch das Thal ertönte. Dann traten zwei Krieger aus den Reihen, und schwuren im Namen Aller, daß sie ihren Führer nicht verlassen würden.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)



HABITATION.
aux environs de Berne.

Wohnhaus.
in der Gegend von Bern.



Haus in der Gegend von Bern.

Unter jener Menge von hübschen Wohnungen, welche die schönen Landschaften der Schweiz schmücken, verdienen die Häuser des südlichen Theils des Kantons Bern mehr als alle andern die Bewunderung der Liebhaber malerischer Schönheiten. Jedoch herrscht in dieser Bauart nach den verschiedenen Örtlichkeiten ein solcher Unterschied, daß es unmöglich ist, einen allgemeinen Begriff davon zu geben, weshalb wir uns auch diesmal darauf beschränken, die Beschreibung der Wohnung eines Landmanns aus der Umgegend von Bern zu geben.

Diese Häuser sind gewöhnlich in Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, es giebt aber viele Ausnahmen, wo andere Materialien für diese Bauten verwendet werden; dieß sind Neuerungen und diese Entwicklung des Luxus ist nicht immer ein Zeichen eines größeren Wohlstandes, denn sehet nur unter jenem bescheidenen Strohdache drei, vier, manchmal auch sechs Pferdgeschirre neben oder über dem Stalle hängend, in welchem sich eben so viel kräftige, wohlgenährte und gut unterhaltene Pferde befinden. Neben der Scheune zeugen mehrere aufgehängte Sensen, mehrere Pflüge, Karren und andere Acker-

werkzeuge, welche die öffentliche Sicherheit im Freien zu lassen gestattet, daß der Eigenthümer mehr Gewicht auf den Bau seiner Felder als auf die äußere Verschönerung seines Hauses legt, mehr Luxus in der Schönheit seiner Pferde, seiner Ochsen und seiner Kühe zeigt, als in Verzierungen, die nichts zu seinem Glücke beitragen. Indessen darf man nicht glauben, daß der Berner Bauer keinen Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens habe, noch seine Wohnung mit den erbärmlichen Hütten vergleichen, welche der größte Theil der französischen Landbauer bewohnt, worin ein einziges Zimmer mit einem oder zwei Fenstern, wo das Glas durch geöstes Papier ersetzt wird, als Küche und den Leuten und Geflügel und manchmal auch beschwerlichen vierfüßigen Thieren als Wohnung dient. Zahlreiche Fenster gestatten dem Tageslicht Eingang in denjenigen Theil des Hauses, welchen der Berner Bauer mit seiner Familie bewohnt; hinten befinden sich die Scheunen, die Stallungen und die Wagenschöpfe. Gewöhnlich umgiebt eine Gallerie (Laube) einen Theil des obern Stockwerks des Hauses, von der man einige schöne Nelkenpflanzen herabblattern sieht, eine Blume, welche der Berner Bauer mit besonderer Vorliebe pflegt und womit sich die Mädchen

Sonntags schmücken, wenn sie zur Kirche gehen. Die Gemüsegärten, welche die Vorderseite jeder Wohnung zieren, sind mit wohlriechenden Blumen von den verschiedensten Schattirungen ausgefüllt; ein Brunnen mit hellem und reichlichem Wasser quillt nahe bei dem Hause oder manchmal unter seinem, von den dichten Zweigen der Obstbäume des anstoßenden Baumgartens beschatteten Dache. Weiter entfernt sind ergiebige und wohl bewässerte Wiesen, mit Einsicht gebaute und mit lebendigen Hägern und Kirschbäumen umgebene Aecker, welche das Gemälde der Besitzung eines Bauern aus der Gegend von Bern vollständig machen. Fügen wir demselben noch eine kräftige, zahlreiche, gut gekleidete und wohlgenährte Bevölkerung hinzu, deren stolzes und zufriedenes Aussehen bezeugt, daß sie Ursache hat, mit dem Glückselose zufrieden zu sein, welches ihr die Vorsehung bescheerte.

Das Innere der Berner Wohnungen verdient ebenfalls eine kurze Beschreibung; wir werden aber Gelegenheit haben, anderwärts davon zu sprechen.

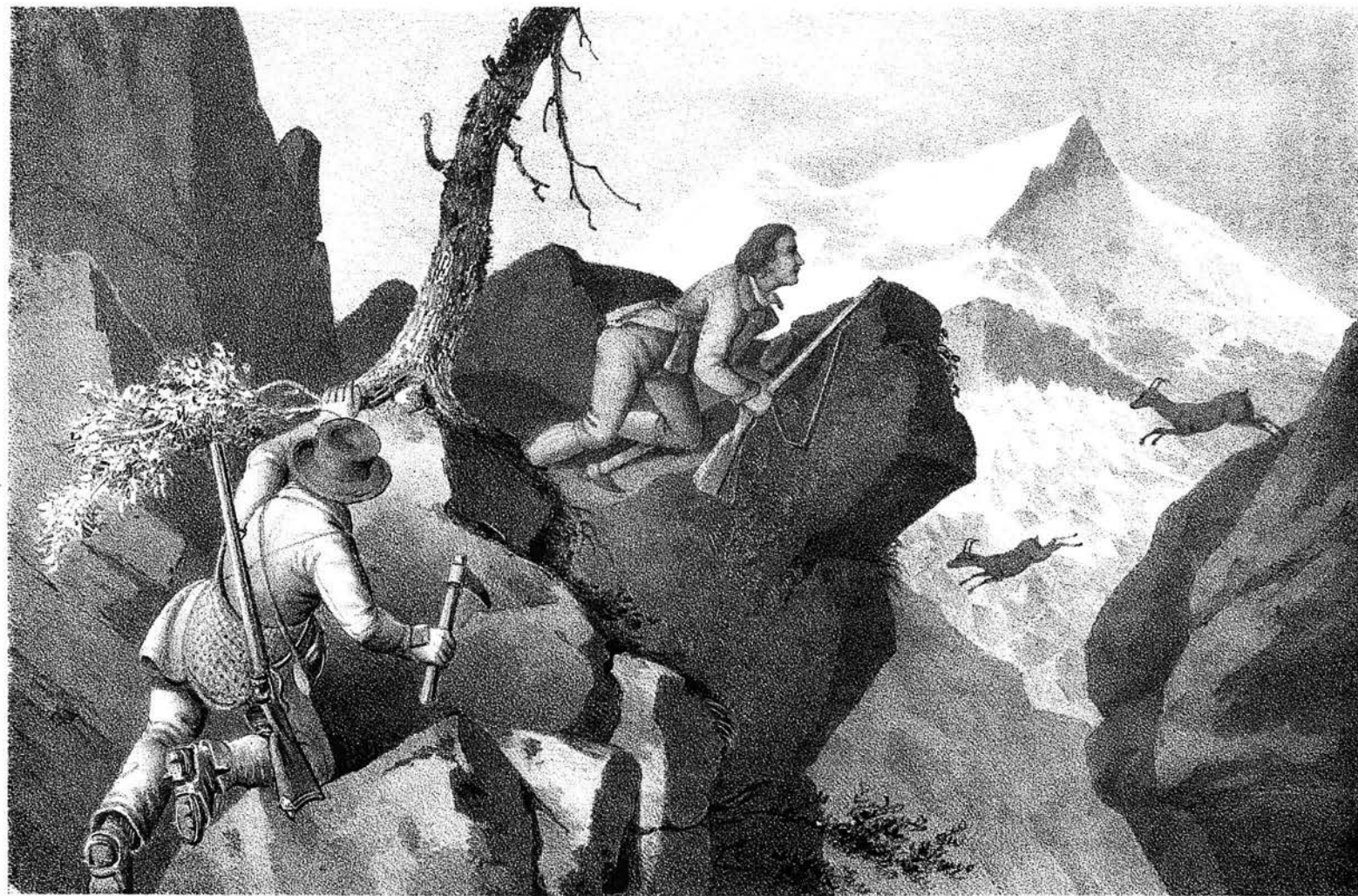
Theilung des Heilthums zu Granson gewonnen.

Auf dem siebenzehenden Tag Merzens zu Luzern, nach acht Jahren Bedank, hand die zehen Ort der Eydnossen das Heilthum, so man zu Granson gewonnen hat, in zehen Theile getheilt, und demnach in St. Peters Capell von unser lieben Frouwen ein kostlich, loblich Amt gesungen, und darnach dasselb Heilthum durch einen sechsjährigen Knaben uf unser lieben Frouwen Altar mit dem Loos getheilt, und hat jedlich Ort sinen eignen Priester by ihm gehebt, und sin Theil des Heilthums würdiglich heimgeführt mit semlichem Abscheid: alsdann dasselb Heilthum groß und würdig ist, und in den vergangenen Kriegen der allmächtig Gott uns allen vil Glücks und Heils geben hat, dasselb angesehen, und auch die große Thüre und Tod, so jez allenthalben ryfnet, hat man allerley davon geredt, ob man etwan einen gemeinen Krüggang, oder Anders, das Gott loblich wäre, thun wölte? Und ist beschlossen, daß Jedermann an sinem Ort, sobald das Heilthum heimkommt, es syge mit Krüggängen oder andern guten Werken, Gott ze Lob und dem würdigen Heilthum zu Ehren, etwas Guts thun, und Gott siner Gnaden bitten solle.

Die Gemse.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zwei Jäger von Lauterbrunnen begaben sich eines Tages in den Hintergrund des Thales um Gemen zu jagen; bei dem Eschangelgletscher trennten sie sich in der Absicht, Abends wieder zusammen zu treffen. Der eine drang in die Einöde im Süden des Thales, die von Gemen bevölkert wird; bald bemerkte er eines dieser Thiere, einen Bock, welcher allein das saftige Gras des Rasens abweidete, dessen Besitz ihm niemand streitig machte. Unser Jäger, hinter einem Felsblock versteckt, schlägt an, feuert, das Thier macht einen Satz und stürzt. Sogleich eilt der Jäger zu seiner Beute, allein bevor er sie erreicht, steht die Gemse, welche nur verwundet war, wieder auf und verschwindet mit einigen Sprüngen aus den Augen des bestürzten Jägers; aber ohne sich durch ein Hinderniß aufhalten zu lassen, läuft dieser nach, erklettert Felsen, vertieft sich in Abgründe und verfolgt mit unermüdlichem Eifer das ihm entweichende Wild. Bald befindet er sich auf einem Felsenkamm, wohin ihn die Hitze der Verfolgung geführt hatte, ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu lassen. Auf der einen Seite war in einer großen Tiefe ein unendliches Eismeer, dessen blaue und klawende Spalten ihn verschlingen zu wollen schienen; auf der andern Seite öffnete sich ein finsterner Abgrund, dessen Tiefe das Auge nicht zu ermessen wagte. Bald ist der Grath von einem tiefen Einschnitte unterbrochen: er nimmt einen Anlauf und beseitigt mit gewaltigem Sprunge das Hinderniß, ohne sich um die Rückkehr zu bekümmern. Allein er wurde von großem Schrecken ergriffen, als er sich auf einer Felsenspitze sah, welche den Grath von dieser Seite schloß, und von der er unmöglich einen Schritt weiter thun konnte, denn jenseits war der leere Abgrund; die Rückkehr war ebenso unmöglich, weil der Jäger sich beträchtlich tiefer befand, als der Felsen auf der andern Seite des Einschnittes, von dem er den Anspruch genommen; er erkannte nun seine Unvorsichtigkeit, aber zu spät. Seine Lage war schrecklich, der Ort, wo er sich befand, ließ ihm kaum Raum sich zu bewegen, und er hatte keine andere Hülfe zu hoffen, als von Gott, den er inbrünstig anrief. Die Sonne gieng hinter dem Gspaltenhorn unter, der letzte Schein der Dämmerung verschwand und mit ihm jede Hoffnung auf Rettung. Der Donner einiger Lawinen oder das Brausen der Gletschervasser unterbrachen einzig das tiefe, über diese Einsamkeit verbreitete Schweigen, und der unglückliche Jäger sah über sich nur das ungeheure Leichentuch, welches das unter seinen Füßen befindliche Grab bedeckte. Die Dämmerung



LES CHASSEURS DE CHAMONIX.

Die Gemsjäger.

eines neuen Tages erschien im Osten, einige an dem Gipfel der Jungfrau vorübergleitende Sonnenstrahlen erwärmten die erstarrten Glieder des Jägers, und ein Schimmer von Hoffnung erwachte in seinem Herzen; aber bald wich dieses Gefühl der Verzweiflung, als die Sonne die Hälfte ihrer Laufbahn zurückgelegt hatte; der Unglückliche fühlte seine Kräfte mit jedem Augenblicke schwinden; sein Blick trübte sich; ein furchtbarer Schwindel bemächtigte sich seiner; ein Geier schwebte über dem Abgrunde und schien sich schon seiner auf ihn harrenden Beute zu freuen. Plötzlich hörte er eine wohlbekannte Stimme, welche seinen Namen rief; zu gleicher Zeit erblickte er das Gesicht seines Freundes, der sich auf der andern Seite des Einschnittes befand und die Arme gegen ihn ausstreckte. Er hielt diese Erscheinung zuerst für eine Sinnenttäuschung und blieb unbeweglich; als ihm aber sein Freund einen Strick zuwarf und ihn ermahnte, Muth zu fassen, so fehlte wenig, daß die Gemüthsbewegung ihn nicht in den Abgrund gestürzt hätte. Mit Hülfe dieses Seiles gelang es ihm nach unerhörter Mühe und Anstrengung zu dem Retter zu gelangen, welchen ihm der Himmel gesandt hatte. Als dieser treue Freund seinen Kameraden nicht an dem bestimmten Vereinigungspunkte getroffen hatte, so gerieth er wohl in etwelche Unruhe; allein da es sich oft ereignet, daß ein Gensjäger sich in den Labyrinth verirrt, wo er von der Nacht überfallen wird und wo er nothgedrungen den Tag erwarten muß, um daraus zu kommen, so verwunderte ihn anfangs diese Abwesenheit nicht sonderlich. Indessen quälte ihn die ganze Nacht hindurch eine sonderbare Ahnung und schreckliche Träume. Bei dem Anbruch der Morgenröthe verließ er sein Lager, und mit einem Seile versehen, durchstreifte er alle Gegenden, welche sein Kamerade gewöhnlich besuchte, allein lange blieben seine Nachforschungen ohne Erfolg; glücklicherweise entdeckte er endlich die Blutspuren der Gemse, welche sein Freund Tags zuvor verwundet hatte; dann begriff er sogleich, in welcher Richtung dieser sich hingewendet, und seine Vermuthungen täuschten ihn nicht; wir haben oben gesehen, auf welche Weise er ihn rettete. Der auf so wunderbare Weise befreite Jäger schwur anfänglich, daß er niemals mehr einen Stutzer für die Gensjagd berühren werde; dessenungeachtet verfolgte er diese Thiere acht Tage später mit einem Eifer, nach dem man hätte glauben sollen, daß er sich an diesem Wilde für die ausgestandenen Leiden rächen wollte.

Ein Wirth von Grindelwald entging einer eben so drohenden Gefahr. In Begleitung eines Bekannten gieng er im Jahr 1787 über den obern Grindelwaldgletscher; plötzlich wich ein ungeheurer Eisblock unter seinen Füßen und er stürzte, 64 Fuß

tief, in einen Schlund hinab, dessen Dasein er nicht einmal vermuthet hatte, und auf dessen Boden er in den ungünstigsten Umständen ankam: er hatte einen Arm gebrochen und eine Hand verrenkt, außer dem befand er sich in einem gezwungenen Bade, das zu kalt war um lange darin aushalten zu können. Nachdem er über die Art und Weise nachgedacht, wie er sich aus dieser eisigen Falle ziehen sollte, so fand er, daß jeder Versuch auf dem gleichen Wege wieder daraus zu kommen wie er hineingekommen, nutzlos sein würde. Er richtete daher seine Aufmerksamkeit auf den Ausgang, den sich der Bergstrom unter dem Gletscher bahnte. Seiner Leiden ungeachtet, dachte der unerschrockene Mann sehr richtig, daß die Temperatur des Wassers weniger kalt sein müsse, als die des Eises, und daß also jenes einen hinlänglich großen Raum geschmolzen haben könne, um ihm einen Ausgang zu verschaffen. Man kann sich denken, daß dieß ein gefährlicher und unbequemer Weg war, da er aber nichts anderes zu wählen hatte, so trat er ihn mit seinen zerquetschten und gebrochenen Gliedern an. Nachdem er einige Zeit durch diesen unterirdischen Kanal gekrochen, gelangte er endlich da an das Tageslicht, wo der von dem Wetterhorn herabströmende Weißbach sich unter dem Gletscher verliert.

Allein nicht alle Gensjäger kommen nach Hause zurück, um da ihre Abenteuer erzählen zu können; viele kommen nicht mehr zum Vorschein. Dieß begegnete dem David Zwiffl von Glarus, dem berühmtesten Jäger des Landes, welcher in der guten Zeit, wie er sagte, wöchentlich fünf bis sechs Gens erlegte und erzählte, daß er während seines frühzeitig begonnenen Jägerlebens nicht weniger als dreizehnhundert getödtet habe, die vielen Marmelthiere, Hasen, Muerhähne u. nicht gerechnet. Durch den Ertrag dieser Jagd hatte er sich ein kleines Vermögen erworben. Kein Jäger kannte wie er die Orte, welche das Wild gewöhnlich besuchte; keiner war so ausdauernd, so unerschrocken und zugleich ein so geschickter Schütze. Diese Jagd war ein Spiel für ihn; die Strapazen und die Entbehrungen aller Art schienen ihn keineswegs anzugreifen. Gewöhnlich verließ er Montags sein Dorf mit einem kleinen Vorrathe von Käse und Brod, und oft kam er erst am Samstag wieder zurück; hierin fehlte er nie, denn man sah ihn jeden Sonntag in der Kirche, und gewiß war es das Geringste, was er thun konnte, nämlich der Vorsehung danken, die ihn so augenscheinlich beschützte. Ob er schon nahe an 60 Jahre alt war, so erkaltete sein Eifer dennoch nicht; rieth man ihm, diese so gefährliche Lebensart aufzugeben, so erwiederte er, sein Vater und sein Großvater seien auf der Jagd umgekommen, und er erwarte ein ähnliches Ende: er bedaure übrigens

nur, daß die Gamsen alle Tage seltener würden. Und in der That, wie er sich dabei benahm, war es kein Wunder, es brauchte nur einige Pürsche wie er, um in einer ganzen Gegend das Gamsengeschlecht auszurotten. Indessen sah man an einem Samstage im Herbst 1796 den unerschrockenen Zwifli nicht zurückkehren, am Sonntage war er nicht in der Kirche; da vermuthete man, daß ihm ein Unglück begegnet sei, denn es war das erste Mal, daß sein Platz leer war und nie war er krank gewesen. Man suchte ihn aller Orten auf, die er gewöhnlich zu besuchen pflegte, allein ohne Erfolg. Erst im nächsten Jahre, 9 Monate nach seinem Verschwinden, fanden Jäger seinen ausgetrockneten Körper auf dem Berge Weggis, welcher das Dorf Nettstal beherrscht. Er saß auf einem Steine, eines seiner Beine mit einem Tuche umwunden, was vermuthen ließ, daß eine Versäugung oder eine andere Wunde ihn am Weitergehen gehindert habe, und daß er auf die jämmerlichste Weise vor Hunger und Kälte umgekommen sei.

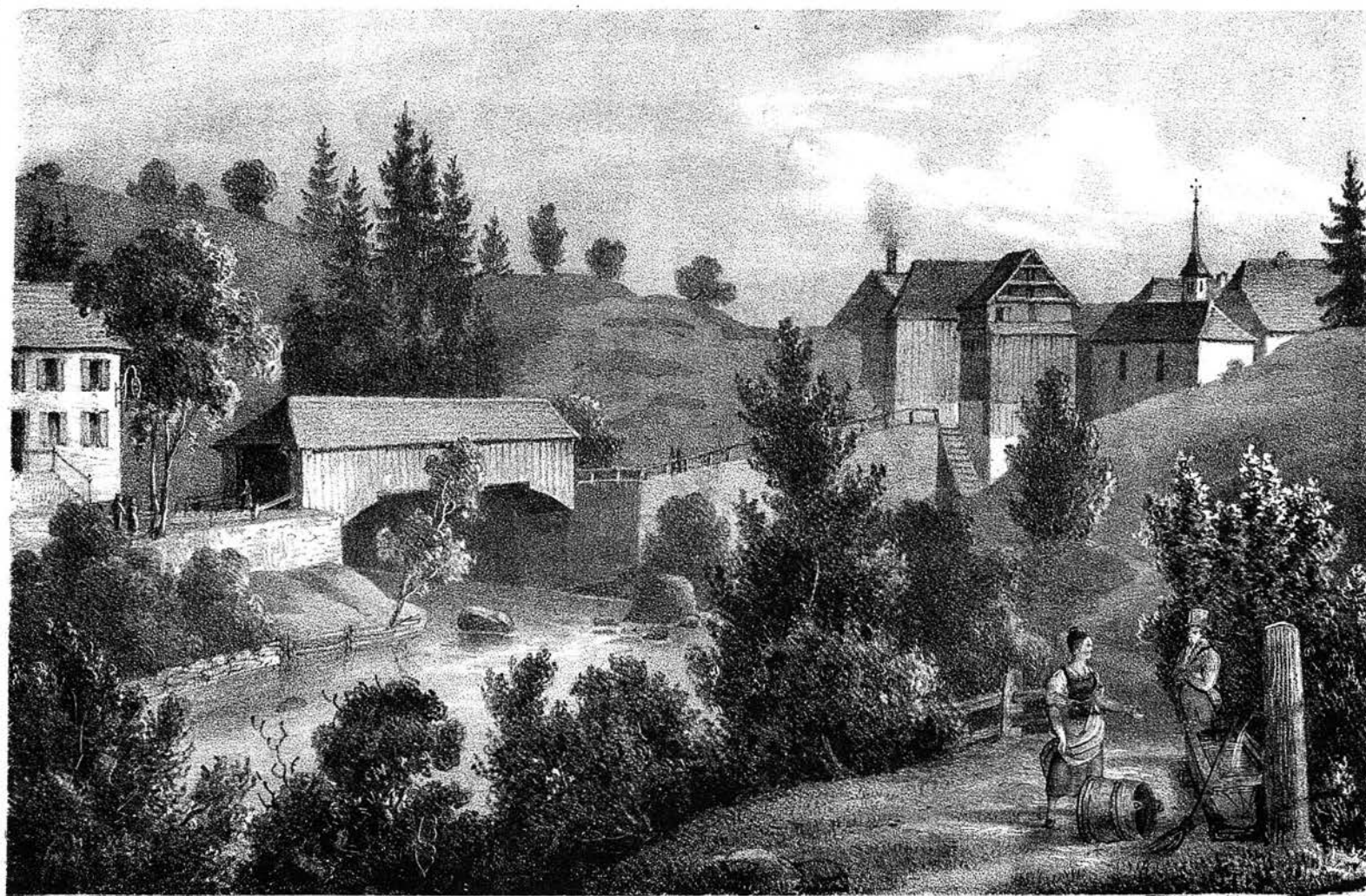
Dieses gleiche Jahr war auch zwei andern Glarner Jägern verderblich. Der eine von ihnen, Thomas Hetti, gieng eines Tages mit zwei andern Gefährten auf die Jagd. Sie kamen auf einen Gletscher des Tödi, eines sehr hohen Berges, welcher das Thal von Glarus gegen Süden schließt. Frisch gefallener Schnee bedeckte die Oberfläche und verbarg einige der tödtlichen Schlünde. Thomas gieng voran, plötzlich öffnete sich einer dieser unsichtbaren Abgründe unter seinen Füßen und er verschwand vor den Augen seiner Kameraden. Unglücklicherweise hatten diese nichts bei sich, um ihm zu Hülfe zu kommen; sie mußten in das Thal zurückkehren, Hülfe von Menschen, Seile und andere Werkzeuge holen, und erst am andern Morgen war es ihnen möglich, sich wieder auf der Stelle einzufinden, wo ihr unglücklicher Gefährte verschwunden war. Einer von ihnen hatte den Muth, sich mit Gefahr seines Lebens in den eisigen Schlund hinabzulassen, in dessen Tiefe er 15 Fuß tiefes Gletscherwasser fand, den Körper des unglücklichen Thomas erblickte er Anfangs nicht. Mit einem langen Haken gelang es ihm endlich denselben aus dem Wasser zu ziehen, und mit unendlicher Mühe



brachte man den Lebenden und den Todten auf die Oberfläche des Gletschers.

Der andere Jäger, welcher umkam, Johann Blumer, wurde am Fuße der Felsen des Glärnisch gefunden, aber er war beinahe unkenntlich, so war sein Körper durch den Fall zerschmettert. Das nämliche Schicksal traf auch einen Jäger von Lauterbrunnen. Seine über seine lange Abwesenheit besorgte Frau suchte ihn auf. Nach vielen Mühseligkeiten fand sie am Fuße einer ungeheuern Felswand Stücke eines menschlichen Körpers, welche sie an einigen Ueberbleibseln von den Kleidern als Theile ihres Mannes erkannte; sie trug sie in der Schürze nach Hause.

Indessen sind die Unfälle selten geworden, weil auch die Gamsen sich vermindert haben, und man weniger erpicht auf diese Jagd ist. Uebrigens haben mehrere Regierungen, besonders die von Bern, Maaßregeln getroffen, um der gänzlichen Vertilgung dieser artigen Thiere vorzubeugen. Die Behörden dieses Kantons haben sie in ihren besondern Schutz genommen und ihre Jagd beschränkt; diesen Maaßregeln verdankt man es, daß die Gamsen sich in den Berner Alpen allmählich wieder vermehren.







Alois Reding und die Schwyzer im Jahr 1798.

(Fortsetzung.)

Reding kehrte nach Rothenthurm (zwei Stunden hinter der Schindeleggi) zurück, um sich mit dem Kriegsrathe über die Vertheidigungsmittel der zweiten Linie zu berathen, im Fall die erste überwältigt würde. Unter den der Berathung beiwohnenden Personen befand sich auch der Pfarrer von Einsiedeln, Marianus Herzog, eben so ehrgeizig, ebenso heftig, hochmüthig und listig als Styger, allein noch heuchlerischer und fanatischer als er; er schauderte vor keinem Verbrechen zurück, sobald sein Ehrgeiz oder sein Stolz im Spiel war. In Einsiedeln hatte er sich zum militärischen Chef aufgeworfen; er handelte wie es ihm gut dünkte, ohne jemand um Rath zu fragen; seine despotische Gewalt war so groß, daß die Offiziere sich seinen Befehlen nicht zu widersehen wagten, aus Furcht von den Soldaten ermordet zu werden, denn das leichtgläubige und unwissende Volk sah in ihm nur einen von Gott begeisterten heiligen Mann. Als er dem Kriegsrathe beiwohnte, wozu man ihm den Eintritt zu verweigern sich nicht getraute, und von der Vertheidigung der zweiten Linie sprechen hörte, schrie er: „Zu was solche Vorsicht? Jeder verthei-

dige seinen Posten, wie ich den Thel vertheidigen werde, und ich schwöre es bei allen Heiligen, wir werden siegen.“ Er beehrte von Reding einen Offizier um das Bataillon von Einsiedeln zu kommandiren, allein nicht Ein Anführer wollte das Kommando mit diesem Fanatiker theilen.

Schindeleggi ist ein Weiler mit einer Kapelle, nahe an der Sihl, 2760 Fuß über dem Zürcher See und auf dem höchsten Punkte, von dem man wieder nach der Sihlbrücke hinabsteigt. Nichts ist überraschender, als der Uebergang, der sich dem Blicke darbietet, wenn man von den wohlangebauten und fruchtbaren Ufern des Zürcher See's auf diese Höhe gelangt (von der man noch eine schöne Aussicht hat), um sogleich in ein trauriges und einsames Thal zu treten, das von allen Seiten von Anhöhen umgeben ist, die mit schwarzen Tannen bedeckt sind, und das keine Wohnung belebt, sobald man über den Weiler hinaus ist, außer einem Wirthshause jenseits der Brücke, welches an Sonntagen von den Leuten aus der Gegend sehr besucht wird. Diese Stelle ist für den Kanton Schwyz ein wichtiger Paß und durch entschlossene Männer leicht zu vertheidigen.

Eine bedeckte hölzerne Brücke führt über die Sihl, die hier ein sehr tiefes Bett hat. Im Jahr 1445 wollten die Zürcher von dieser Seite einen Einfall in den Kanton Schwyz machen; allein aus Mangel an Vorsicht wurden sie selbst überfallen und von den Schwyzern in die Flucht geschlagen.

Am Morgen des 2. Mai 1798 griffen 2000 Franzosen die Schindeleggi an, welche von einigen hundert Schwyzern vertheidigt wurde. Unter ihnen befanden sich viele Scharfschützen, welche Wunder der Tapferkeit verrichteten. Viele von ihnen hatten ihre Weiber und Kinder mitgebracht, welche ihnen fortwährend ihre Stuger luden, während sie schossen. Sie allein hielten den Feind zwei Stunden lang auf, bis das in der Nähe aufgestellte Infanteriebataillon und die zwei Kanonen in das Treffen kamen. Um ein Uhr Nachmittags stellten die Franzosen das Feuer ein, nachdem sie viele Leute verloren hatten. Die Schwyzer hatten 24 Tödt und 50 Verwundete. Trotz der weit überlegenen Zahl der Feinde wichen die Schwyzer keinen Zoll breit, sie kämpften mit einer Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, die selbst den Feind in Erstaunen setzten: die Verwundeten setzten den Kampf fort, ohne eine Klage hören zu lassen, ohne den neben ihnen gefallenen Freund zu beklagen. Einer von ihnen hatte Morgens eine Kugel in den Schenkel erhalten; Nachmittags erhielt er eine zweite in den Leib, und dennoch kämpfte er fort, bis eine dritte ihm den Arm so zerschmetterte, daß er sein Gewehr nicht mehr gebrauchen konnte; dann machte er sich auf den Heimweg nach seinem acht Stunden entfernten Wohnorte. Ein anderer, dem es an Blei fehlte, zog eine Kugel aus seinem Fleische und schickte sie dem Feinde zurück. Neding erhielt eben die Nachricht von dem glücklichen Ausgange des Treffens, als ein mit Staub und Schweiß bedeckter Bote ihm ankündigte, daß Mariannus Herzog mit seinen 600 Mann am Morgen den Ehel verlassen hatte, ohne den Feind gesehen zu haben, und auf Einsiedeln marschire. In Folge des schändlichen Verraths dieses Mönchs, welcher Neding nicht einmal von einer so bedeutenden Thatsache unterrichtete, war das ganze Land dem Feinde offen, denn die Truppen, welche die Schindeleggi vertheidigt hatten, mußten sich zurückziehen, um nicht umgangen zu werden. So war der große Heldenmuth und das vergossene Blut vergebens. 6000 Franzosen unter dem General Novion, drangen in Einsiedeln ein, und 2 bis 3000 überstiegen die Schindeleggi; 3000 zogen nach St. Gassenberg, von wo sich fünf bis sechshundert Schwyzer nach dem Rothenthurm zurückziehen mußten. Auf allen Anhöhen sah man Massen von Franzosen hervorbrechen, die sich endlich am Fuße des Gebirges in Schlachordnung stellten. Ihre langen geschlossenen Reichen,

die beträchtliche Anzahl der Streiter erschreckten die Schwyzer nicht. Neding hatte nur 1200 Mann bei sich, aber Männer entschlossen zum Sieg oder Tod. Eine Ebene trennte die beiden Armeen; die Schwyzer ließen zuerst ihre Kanonen spielen, ihre zwei Bataillone feuerten jedoch nur einmal; dann durchlief Neding die Glieder, erinnerte die Soldaten an ihren Eid und gab hierauf das mit Ungeduld erwartete Sturmzeichen. Mit einem Muth, der an Wuth gränzte, brach nun alles auf mit gefülltem Bajonet, jauchzend dem Feind entgegen. Festgeschlossen durchliefen sie eine Ebene von 800 Schritten, ehe sie ihren Feind in seiner überaus günstigen Stellung erreichen konnten. Nichts konnte jedoch die Schwyzer aufhalten, weder das mörderische Feuer dem sie ausgesetzt waren, weder die Zahl, noch die äußerst vortheilhafte Stellung, noch die Kriegskunst ihrer Gegner; brennend vor Ungeduld mit diesen Weltüberwindern handgemein zu werden, beschleunigten sie ihren Lauf, denn jeder wollte der erste sein, um das Vaterland im Blute eines Feindes zu rächen. Als die Franzosen die Kaltblütigkeit, die Wuth und die Entschlossenheit dieser Truppe sahen, die es kaum erwarten konnte, Mann gegen Mann zu kämpfen, so wußten sie anfangs nicht, was sie denken sollten und schienen unentschlossen; aber sie hatten nicht Zeit zu langen Ueberlegungen, die Blicke ihrer furchtbaren Gegner zeigten ihnen das Schicksal, das sie erwartete; in wenigen Minuten waren ihre Glieder auf allen Seiten gesprengt, sie ergriffen die Flucht und ließen das Schlachtfeld mit ihren Todten bedeckt.

Andere Heldenthaten bezeichneten noch diesen denkwürdigen Tag. Die Franzosen hatten über die Gebirge hinweg den Morgarten umgangen und sich dieses berühmten Engpasses bemächtigt, dessen Wiedereroberung von Wichtigkeit war. Glücklicherweise war an diesem Morgen eine Verstärkung von 300 Mann von Uri eingetroffen. Sogleich marschirten 50 von ihren Scharfschützen, welchen 150 andere in geringer Entfernung folgten, auf den Morgarten, als die Franzosen schon alle Anhöhen besetzt hatten. Allein die unerschrockenen Scharfschützen, von denen jeder Schuß seinen Mann niederwarf, hielten ihren Marsch auf, bis ein Bataillon Schwyzer, das vom Rothenthurm her die Anhöhen umgieng, den Feind in der Flanke angriff. Da wurde der Kampf wüthend: „Laßt uns nicht so viele Umstände machen, riefen die Schwyzer als sie sich vereinigt hatten, nehmet sie unter die Flintenkolben!“ Hiemit warfen sie sich auf die Franzosen, welche in wenig Augenblicken in die Flucht geschlagen wurden. Während dieser Zeit verfolgte Neding vom Rothenthurm aus den Feind, welcher zweimal die Stellung wieder zu nehmen suchte und zweimal mit dem Bajonet zurückgeworfen wurde; zum drittenmal wollte er sich bei

Negeri im Kanton Zug wieder aufstellen, aber ohne bessern Erfolg. An dieser nämlichen Stelle wurden im Jahr 1315 die Oesterreicher auch unter Anführung eines Niding besiegt. Die Schweizer erhielten an diesem Tage eine Verstärkung; es war das Schwyzer Bataillon, welches im Haslithal gestanden und in 24 Stunden 20 Stunden Wegs gemacht hatte, um seinen Landsleuten zu Hülfe zu kommen, und das, ohne Halt zu machen, sich sogleich auf dem Wege von Einsiedeln aufstellte.

Am 3. Mai griffen die Schwyzer nicht weit von Arth und auf dem rechten Ufer des Zuger-See's die Franzosen an, wo sie in einer Linie von ungefähr einer Stunde Ausdehnung aufgestellt waren. Der Kampf dauerte anderthalb Stunden, und abermals entschieden die Scharfschützen zu Gunsten der Schweizer, welche indessen den Feind wegen ihrer zu geringen Anzahl nicht verfolgen konnten; sie verloren in diesem Treffen 26 Tode und nahmen eben so viele Verwundete mit sich. Beinahe im gleichen Augenblick entspann sich das Gefecht auf dem linken Ufer des See's am Fuße des Rigi. Ein großer Theil der 38. Halbrigade rückte auf der Straße vor, als sie eine halbe Stunde von Arth mit einer Kartätschensalve begrüßt wurde; sie zog sich sogleich zurück und suchte die Anhöhen zu gewinnen, um die Schweizer zu umgehen, welche den Rand einer Schlucht besetzt hielten und sich hinter einem Verhau verschanzt hatten. Ein Wald hinderte sie, die Bewegung ihrer Gegner zeitlich genug zu erkennen, und als sie solche erkannten, war es zu spät, denn der Feind war schon über ihnen. Dann machte sich eine Abtheilung der Schweizer in die dunkle Schlucht und kletterte sie hinauf, ohne von dem Feinde bemerkt zu werden, während die andern an dem andern Rande der Schlucht hinter Bäumen, Steinhausen, Felsen oder in Gräben Posto faßten. Die Franzosen begannen ein lebhaftes, wohlunterhaltenes Feuer, das aber den Schwyzer Scharfschützen wenig Schaden zufügte, die kaum einen Schuß thaten, während der französische Soldat fünf- bis sechsmal feuerte; aber jeder Schuß ihrer furchtbaren Stüker bezeichnete auch den Fall eines ihrer Feinde. Mehrere dieser Scharfschützen hatten Knaben bei sich, welche mehrere Stüker trugen und luden, während sie schossen, so daß sie ihrer kleinen Zahl ungeachtet ein sehr mörderisches Feuer unterhielten. Die Franzosen rechneten indessen auf ihre Zahl und auf den Vortheil ihrer Stellung und hofften den Durchpaß zu erzwingen; aber plötzlich ließ sich ein vom Echo des Rigi wiederholtes Krachen hinter ihnen hören; bei jedem Schuß fiel einer der Ihrigen: dieß waren die Scharfschützen, welche die Schlucht hinauf geklettert waren, und die nun zwischen den Felsen des Rigi im Hinterhalt standen. Die Franzosen dachten nun

nur noch darauf diesen mörderischen Schüssen auszuweichen und flüchteten eilig aus der Schußweite der Schwyzer Scharfschützen. Dann sah man sie auf einer offenen Wiese halten, wo sie mehrere Gruppen bildeten, unter welchen man eine Versammlung von Offizieren bemerkte, die in lebhafter Unterredung begriffen schienen. Ein Schwyzer Scharfschütze lud seinen Stüker doppelt und sagte zu seinen Kameraden: „Was gilt's, ich treffe den dort in der Mitte, mit dem Federhut, und der den andern zu befehlen scheint!“ Die Entfernung war indessen so groß, daß man die französischen Offiziere kaum an ihren langen Oerröcken erkennen konnte. Der Schütze legt seinen Stüker an einen Baum an, zielt einen Augenblick, der Schuß fällt und man sieht den bezeichneten, welcher wahrscheinlich ein höherer Offizier war, mitten unter den Seinigen zu Boden stürzen. Dieser kühne Schuß war das Zeichen zum Rückzug der Franzosen, welche auf die Grenzen des Kantons Zug zurückkehrten. Die Schweizer hatten in diesem Gefecht nur drei Tode und zwölf Verwundete, die Franzosen aber verloren viele Leute; überall, zwischen den Felsen und in den Gebüsch fand man Leichname; sie selbst warfen viele in den See und nahmen deren, so wie alle Verwundeten mit sich, was sie ungehindert thun konnten, da die Schweizer zu schwach waren, sie zu verfolgen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein großer Mangel an Munition herrsche; da brachten die Bewohner der Umgegend schnell alles, was sie an Pulver, Blei und ZinnGeschirr besaßen herbei und dieses legte in solcher Menge, daß, obschon man die ganze Nacht Kugeln goß, dennoch eine große Menge Zinngeräth den Eigenthümern wieder zurückgestellt werden konnte.

Diese, auf verschiedenen Punkten des Kantons zerstreuten Tapfern alle hatten nun schon vier Tage und vier Nächte zugebracht, ohne ihre Waffen abzulegen, ohne Ruhe zu genießen. Ihre Gedanken verdüsterten sich, denn, obschon Sieger, so lichtereten sich ihre Reihen täglich mehr, während der Feind, wenn er schon zehnmal mehr verlor, seine Lücken wieder ausfüllen konnte. Noch vierzehn solcher Siegestage, und das Land hatte keine Vertheidiger mehr. Seit dem feigen Benehmen des Pfarrers Marianus wurden wichtige Posten nur von Weibern und Mädchen bewacht, und wer konnte es verbürgen, daß sie, ungeachtet ihrer Hingebung, nicht genöthigt würden, die ihrer Hut anvertrauten Posten zu verlassen. Viele Familienväter wußten nichts von dem Schicksal ihrer Weiber und Kinder; alle waren erschöpft von den Strapazen und entbehrten der Ruhe und oft der Nahrung. Obgleich eine große Anzahl unter ihnen jeden Gedanken an eine

Unterhandlung mit dem Feinde verwarf, so verstand sich doch die Mehrheit dazu, die Vorschläge des französischen Obergenerals anzuhören. Nachdem man einen 24stündigen Waffenstillstand mit ihm abgeschlossen, so wurde eine allgemeine Versammlung aller Bürger veranstaltet. Diese hatte am 4. Mai statt und war außerordentlich stürmisch; alle Anwesenden waren bewaffnet, wie wenn sie vom Schlachtfeld kämen; die einen mit ihren Flinten oder Stüspern, die andern mit Spießen oder Hallebarden, wieder andere mit Keulen oder Morgensternen. Verständige und einflussreiche Männer hatten viele Mühe, dieser Volksmasse begreiflich zu machen, daß mit der Annahme der helvetischen Verfassung ihre Religion und Verfassung keine Gefahr laufe; denn das Volk von Schwyz glaubte, oder vielmehr man hatte ihm glauben gemacht, wie noch heut zu Tage, daß wenn man das Gebäude seiner Institutionen sogar um sie zu verbessern berühre, man seine Religion und seine Freiheit angreife. Indessen neigte sich die Mehrheit für die Annahme der ehrenhaften Kapitulation, welche Schauenburg ihnen anbot; es war die nämliche, welche er vor Eröffnung der Feindseligkeiten vorgeschlagen hatte. Diese Uebereinkunft sicherte ihnen die freie Ausübung der katholischen Religion zu; das Volk von Schwyz sollte mit keiner Contribution belastet werden, seine Waffen behalten, die französischen Truppen sollten sein Gebiet nicht betreten; allein der Kanton sollte die helvetische Verfassung annehmen. Die Frage, ob man diese Bedingungen annehmen wolle, gab zu langen Debatten Anlaß; viele dieser Hirten konnten nicht glauben, daß ihre Religion und Freiheit nicht die größte Gefahr laufen, die Aufregung wurde außerordentlich heftig, beinahe wäre Blut geflossen bevor man sich an die Meinung der Mehrheit anschloß. Diener Gottes, jedoch keine solchen, wie die Fanatiker Styger und Marianus, sondern ehrwürdige und aufgeklärte Männer, ihrem Vaterland und ihren Pflichten treu ergeben, sprachen mit Wärme für die gemäßigte Partei; ihre versöhnenden Worte, wenn schon mehrmals durch den Lärm unterbrochen, fanden Gehör und die Kapitulation wurde mit überaus großer Mehrheit angenommen. Die französischen Truppen zogen sich sogleich von den Grenzen des Kantons zurück, allein ohne Rachegefühl, denn sie waren mit Bewunderung für den Heldenmuth dieses Hirtenvolkes erfüllt. Schauenburg selbst, welcher anfangs mit soviel Verachtung von demselben gesprochen hatte, konnte ihm laute Zeichen seiner Achtung nicht versagen und er wurde der persönliche Freund Nedings, des Generals der Hirten-Soldaten, den er nie hatte überwinden können.

(Schluß folgt.)



Heini von Uri, der Narr.

Eine Darstellung dieses Menschen (so wie sie hier ist), befindet sich über der Schlafzimmerthüre der Königin Elisabeth in der Abtei Königsfelden abgemalt. Er war aus dem Urnerlande gebürtig und wurde, man weiß nicht durch welchen Zufall, der Hofnarr des Herzogs Leopold von Oesterreich. Eine alte Chronik erwähnt dieses Menschen gelegentlich der Schlacht von Sempach im Jahr 1386, wo er Stoff zu einer Anekdote gab. Der Herzog, sagt diese Chronik, hatte einen Narren aus dem Lande Uri, den er sehr liebte. Am Tage der Schlacht sagten einige Hofleute zu ihm: „Heini, deine Landsleute sind hinter diesem Walde, willst du sie nicht grüßen? es wäre die schönste Gelegenheit.“ Niemand gab mehr auf ihn Acht, und der Narr begab sich in den Wald, um seine Landsleute aber nur von ferne zu sehen. Da er indessen zu weit vorgegangen war, so fiel er den Vorposten der Eidgenossen in die Hände; diese führten ihn in ihr Lager, wo er Zeuge einer Ceremonie wurde, die einen tiefen Eindruck auf sein schwaches Gehirn gemacht zu haben schien. Die Banner der vier Kantone hatten sich einander genähert und es schworen die Anführer, umgeben von ihrem kleinen Heere, daß sie sich bis zum Tode nicht trennen wollten. Nachdem man einige Fragen an den Gefangenen gerichtet, erkannte man, mit was für einem Wesen man zu thun hatte, und schickte ihn zu seinem Herrn zurück ohne ihm etwas Leids zu thun. Sobald er im Lager zurück war, lief er eilig zum Herzog und erzählte ihm, daß er bei seinen



RODOLPHE DE WERDENBERG.

Rudolph von Werdenberg.

Landsteuten gewesen, daß diese die Hände aufgehoben und geschworen hätten, ihn, den Herzog, zu tödten. „Fliehet daher, gnädiger Herr, sagte er zu ihm, fliehet um Gotteswillen, bleibt keinen Augenblick mehr hier.“ Und er beharrte so eigensinnig und so ungestümm auf seinen Bitten, daß der Herzog endlich ungeduldig ihn packen und unter guter Bedeckung nach Sursee bringen ließ um sich seiner Zudringlichkeit zu entledigen. Die Schlacht wurde geliefert und Leopold, wie man weiß, wurde mit seinem ganzen Adel getödtet, während sein Narr das Leben rettete. Es wäre ihm ohne Zweifel vortheilhafter gewesen, auf die Warnung seines Narren zu hören, als den Einflüsterungen der stolzen Herren, welche ihn zu einem Kriege anreizten, der für ihn und seine Sache so verderblich wurde.

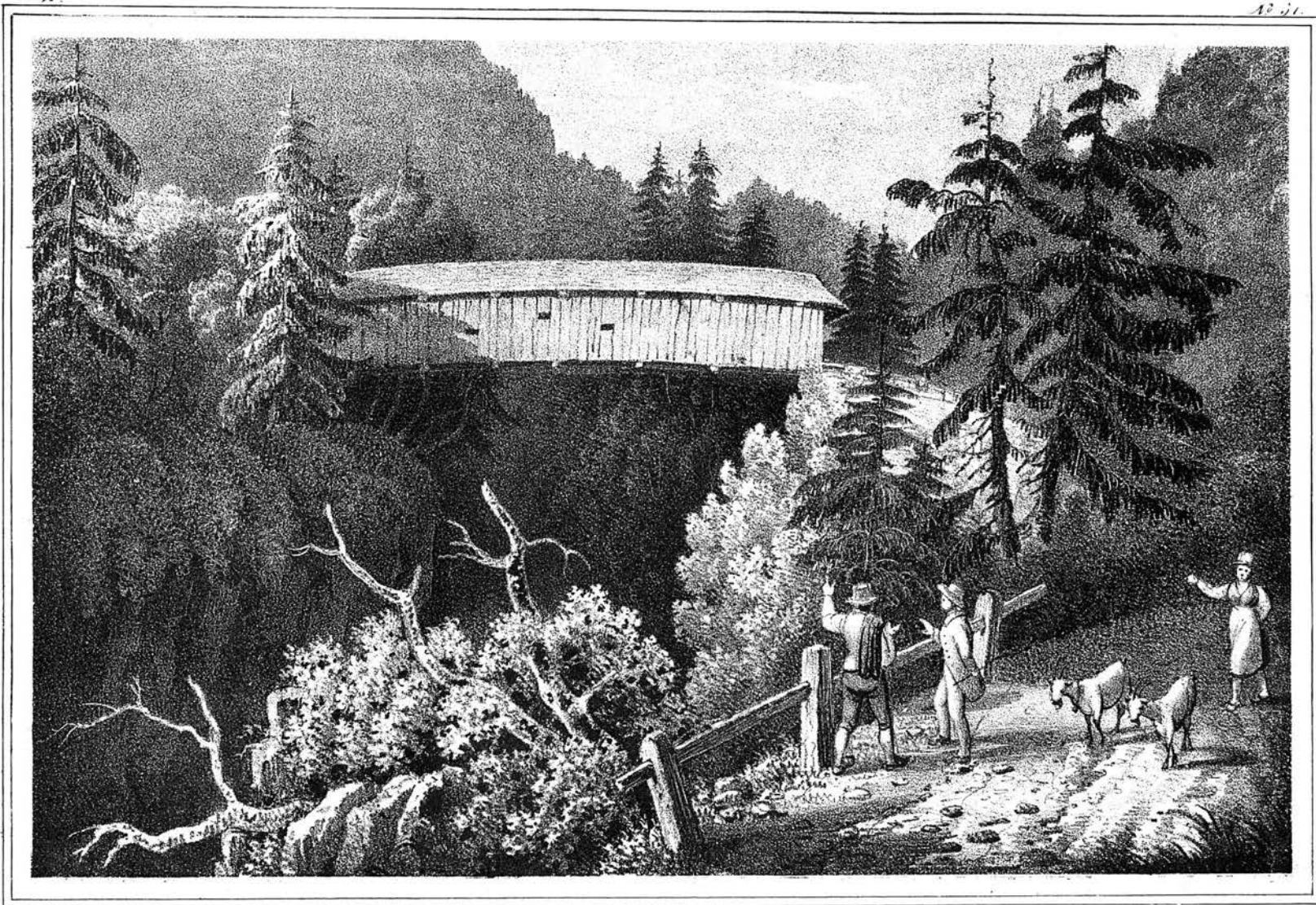
Dies war übrigens nicht der einzige Beweis von Zuneigung, welche dieser Fürst erhielt, der im Allgemeinen von allen seinen Unterthanen geliebt und von seinen Feinden geachtet war. Vor der Schlacht waren alle seine Freunde, alle alten Ritter, der Meinung gewesen, den Kampf nicht anzunehmen, bis alle Streitkräfte des Herzogs versammelt wären. Der Herr von Hasenburg unterstützte diese Meinung ganz besonders; dies war ein alter Ritter, welcher die Schweizer und ihre Kampfesart wohl kannte; der Herzog schenkte ihm auch sein volles Vertrauen und seine Freundschaft, und im vorliegenden Fall neigte er sich zu seinen weisen Rathschlägen hin; allein der ganze junge Adel stieß einen Schrei des Unwillens aus: „Hasenburg, Hasenherz,“ schrie einer und schalt ihn einen Furchtsamen. — „Wir werden heute sehen, wer das Hasenherz ist,“ rief der alte Freiherr. Die jungen Ritter, noch nährischer als der Narr des Herzogs, versprachen ihm, noch am gleichen Tage ihm all dieses Gesindel, gefotten oder gebraten, zu überliefern, wie er es wünsche, und der unglückliche Fürst ließ sich von dieser hochmüthigen und aufbrausenden Jugend hinreißen. Als der Herzog die Unordnung in seinem Heere einreißte, als er sein Banner fallen sah, konnte er seinen feurigen Muth nicht mehr bändigen: er stürzte sich in das Gewühl und fand den Tod. Martin Walterer, welcher das Banner von Freiburg im Breisgau trug und den Fürsten auf dem Boden liegen sah, warf sich auf seinen Leib um ihm zum Schutze zu dienen, und fand ebenfalls den Tod; mehrere andere Herren, welche ihn gegen die Streiche des Feindes schirmen wollten, hatten das gleiche Schicksal.

Rudolph von Werdenberg und die Heldeninnen von Appenzell.

Die Appenzeller dachten, daß, nach der blutigen Niederlage, welche der Abt von St. Gallen am Speicher erlitten, dieser Prälat seine Rache nicht verschieben werde. In der That hatte der Abt, obgleich von seinen Verbündeten, den schwäbischen Städten und sogar der Stadt St. Gallen verlassen, welche keinen Vortheil darin gefunden hatten für seine Rechnung zu streiten, dem Herzog von Oesterreich die ganze Gefahr vorgestellt, die walte, so nahe bei seinen Staaten einen, dem der Waldstätte ähnlichen Bund aufkeimen zu lassen. Der Herzog war gegen diese Vorstellungen keineswegs taub; der Lehren vergessend, welche seine Vorfahren bei Morgarten, Laupen und Sempach erhalten, vereinigte er seine Sache mit der des Abtes von St. Gallen und begann sogleich die Anstalten, um den Krieg mit Nachdruck zu führen. Andere mächtige Herren, unter welchen sich die Grafen von Lupfen und Sulz befanden, erklärten sich ebenfalls zu seinen Gunsten. Von nun an nahm der Abt, der auf so mächtige Hülfe rechnete, den Ton des Siegers an; er sprach verächtlich von den Appenzellern und wollte von keiner gütlichen Beilegung mehr reden hören. Die Appenzeller Hirten, welche sich nun in Krieger verwandelt hatten, blieben nicht müßig; von ihren Gebirgen herab machten sie häufige Einfälle in das Gebiet des rachsüchtigen Abtes, verwüsteten seine Besitzungen und zerstörten seine Schlösser. Was aber noch weit gefährlicher war, das war das Versprechen der Freiheit, die sie genossen, an alle Unterthanen der Herren, die sich als ihre Feinde erklärt hatten. Die Wirkung dieser Maßregel war Verdoppelung des Hasses von Seiten des Adels, und Zuneigung von Seiten des Landvolkes. Während der Abt Kuno zum Voraus sich der auffallenden Rache freute, die er an den Appenzellern zu nehmen gedachte, und der österreichische Adel, so wie der thurgauische sich anschickte, die Unverschämtheit dieser Hirten mit Lanzenstößen zu bändigen, stellte sich der Graf Rudolph von Werdenberg, aus dem Hause der Montfort, welcher von dem Herzog von Oesterreich aus seinem Erbe vertrieben worden war, in Appenzell vor dem versammelten Volke und beehrte das Wort: „Es ist euch nicht unbekannt, wackere Appenzeller, sagte er, daß mein Geschlecht keinem andern an Adel und Alter nachsteht; hat aber der Adel einen andern Zweck als frei zu leben und die Freiheit aufrecht zu halten zu wissen? Die Zeit hat einen Unterschied zwischen den Menschen herbeigeführt, allein eure Tapferkeit gleicht den Rang,

unterschied aus und die Menschen treten wieder in ihre natürlichen Rechte. Hinter diesen Felsen, die ihr hier sehet, liegt Werdenberg, die Erbschaft meiner Väter; am Fuße dieser Gebirge ist das Rheinthal, wo meine Vorfahren regierten. Die Habsucht und der Ehrgeiz der Herzoge von Oesterreich haben mir und meinem Bruder zum Dank für die ihnen geleisteten Dienste alles geraubt. Ich habe sagen hören, daß der Herzog von Oesterreich seine Bewaffneten und seine Vasallen im Tirol versammle, um euch anzugreifen. Alle Unterdrückten müssen sich gegenseitig helfen, dieß ist unser Recht vor Gott und Menschen. Wackere Appenzeller, mein Arm und mein Schwert bleiben mir übrig, ich biete sie euch an. Habt Vertrauen zu mir, die Montfort haben ihren Namen nie entehrt. Erlaubt, daß ich in eurer Mitte bleibe, wie einer eurer Mitbürger, als euresgleichen laßet mich unter euch kämpfen und eure Sache sei auch die meinige!“ Das Appenzeller Volk, welches den Adel haßte, hatte anfänglich dem Grafen von Werdenberg mißtraut, allein seine Freimüthigkeit, seine eindringenden Worte änderten diese Gemüthsstimmung schnell und verbannten jede Art von Besorgniß. Man begnügte sich ihm vorzustellen, daß die rauhen Sitten des Volkes mit seinem Range und seinen Gewohnheiten nicht wohl übereinstimmen können. Allein der Graf bestand auf seinem Begehren, die Häupter des Volkes reichten ihm die Hand zum Zeichen des Bundes und von diesem Augenblick an legte der Graf seine reichen Kleider ab und nahm die einfache und ländliche Tracht der Appenzeller Hirten an, was ihm vollends alle Herzen gewann. Der Graf von Werdenberg war ein tapferer Ritter und ein in der Kriegskunst erfahrener Mann; die Appenzeller, welche ihn alle Tage mehr achteten, ernannten ihn zu ihrem Oberbefehlshaber. Seine erste Sorge war die Zugänge zu befestigen, durch welche der Feind in das Land eindringen konnte, um die Zahl seiner Vertheidiger zu schonen. Die Appenzeller hatten ihr Bündniß mit St. Gallen erneuert und ein Hülfskorps von 400 Mann in die Stadt geschickt; sie erwarteten ruhig und ohne Furcht die Ereignisse. Der Herzog von Oesterreich hatte Arbon am Bodensee zum Sammelplatz aller seiner Streitkräfte bestimmt. Schon war der Graf von Lupfen, der Graf Wilhelm von Montfort Herr von Bregenz, der Graf Hartmann von Thierstein und der Markgraf von Baden-Hochberg in Begleitung ihrer Ritter und Vasallen auf dem Sammelplatz angekommen. Der Bischof von Konstanz, der Abt Kuno von St. Gallen mit allen ihren Anhängern ließen nicht auf sich warten; die Städte stellten ihr Kontingent an ausgesuchter und wohlgerüsteter Mannschaft.

Am 17. Juni 1405 setzte sich der Herzog von Oesterreich mit seinem Heere in Bewegung; ein Corps, das er selbst befehligte, wandte sich gegen St. Gallen, um die Verbindung dieser Stadt mit den Appenzellern abzuschneiden, oder um sich derselben zu bemächtigen. Das Hauptkorps nahm von Altstätten den Weg nach Gais über die Anhöhe am Stof genannt. Der Tag war düster und es fiel ein feiner Regen, der die Wege schlecht und schlüpferig machte; dieser Umstand machte den Marsch der Truppen langsam und beschwerlich, und konnte ihnen sogar gefährlich werden, wenn sie unvermuthet angegriffen würden. Der Herzog erfuhr mit dem Korps unter seinen Befehlen keine Schwierigkeiten; er rückte bis unter die Mauern St. Gallens vor und verheerte alles, was ihm auf seinem Wege aufstieß. Da er aber die Stadt durch eine tapfere und wachsame Besatzung wohl vertheidigt fand, so zog er sich zurück, was ihm jedoch nicht ungestraft gelang. 400 St. Galler zogen aus der Stadt und marschirten auf abgelegenen Fußsteigen in den Flanken des Feindes bis an einen Ort, Hauptlisberg genannt, welcher den Weg beherrscht, auf welchem der Feind durchkommen mußte. Die tapfern und glänzenden Ritter, welche wie gewöhnlich ihren Feind verachteten, marschirten aufgelöst oder tummelten ihre Pferde ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel, als plötzlich die St. Galler in mehrere Banden vertheilt sich an mehreren Orten zugleich auf sie warfen und sie in große Unordnung brachten. In diesem Handgemenge kam der Graf von Thierstein und der Herr von Klingenberg um, der Sohn dessen, welcher in der Schlacht bei Näfels fiel. In einem Hohlwege nahmen die St. Galler das Banner von Schaffhausen und tödteten unter andern zwei adeliche Bürger dieser Stadt. Der Herzog Friederich beeilte sich aus dieser schlimmen Lage zu kommen und einen Ort zu erreichen, wo er seine Streitkräfte entwickeln konnte. Auf einem freien Platze angekommen, zog er seine Schaar wieder zusammen, schlug Ritter und bot seinen Feinden die Schlacht an; allein vergebens zählte er auf die Unflugheit seiner muthigen Feinde. Die St. Galler warteten, bis der Herzog sich wieder in Marsch gesetzt hatte, um die Gefechtsart wieder zu beginnen, welche ihrer kleinen Zahl zusagte, indem sie die Oesterreicher überall angriffen, wo sie es mit Vortheil thun konnten, und viele ihrer Soldaten und Ritter tödteten, unter andern einen Baron von Hallwyl und einen von Landenberg. Die neuen Ritter über einen für sie so wenig ruhmvollen Kampf wüthend, rissen die Zeichen der Ritterwürde ab, die sie so eben erhalten hatten, und warfen sie weg. Endlich gelangte der Herzog mit den Trüm-



PONT DANS LE NUOGATHAL.



Brücke im Nuotathal.

mern seines Heeres nach Arbon, die St. Galler aber kehrten mit ihren Siegeszeichen nach ihrer Stadt zurück.

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Erinnerungen aus einer Reise durch das Muotathal nach Glarus.

Abends zuvor von Luzern angekommen, waren wir im Wirthshause zum Hirsch in Brunnen abgestiegen, wo ein solcher Zufluß von Reisenden war, daß wir viele Mühe hatten uns ein Nachtlager zu verschaffen. Wir hatten auf diesen Tag uns eine lange Wanderung vorgesetzt und mußten also aus unserer Herberge ausbrechen, als kaum die ersten Sonnenstrahlen sich wie eine Glorie hinter dem hohen Gipfel des Mythen zeigten, welcher den Flecken Schwyz beherrscht. Eine Viertelstunde von Brunnen, bei dem Dorfe Jegenbohl, verließen wir die Straße von Schwyz, um einen sehr angenehmen Fußweg einzuschlagen, welcher sich durch fruchtbare Wiesen und Baumgärten hinzieht und sich allmählich auf die letzten Abhänge des Rosßbergs erhebt. Hier und da fanden wir ein angenehm gelegenes Haus im Schatten schöner Bäume und in dessen Nähe immer ein mit reichlichem Wasser versehener Brunnen floß. Links weideten sich unsere Blicke an dem herrlichen Thale von Schwyz, durch welches sich die Muota schlängelt, welche zu verschiedenen Zeiten über diese Gegend furchtbare Verheerungen brachte, besonders im Jahr 1762, wo man zu Schiffen seine Zuflucht nehmen mußte, um die Einwohner zu retten, welche sich auf die Dächer ihrer Häuser geflüchtet hatten.

Der Anblick der Landschaft änderte sich indessen plötzlich; von Nordosten wandten wir uns nach Südosten, um in das Muotathal einzudringen. Hier nimmt die Natur einen wilden Charakter an; die Muota, zwischen zwei Gebirgsketten eingeschlossen, wälzt ihre schäumenden Gewässer in der Tiefe eines Abgrundes. Bald kamen wir zu dem Weiler Schönenbuch, welcher da liegt, wo das Thal am engsten ist. Ein wenig weiter giengen wir über die Muota vermittelt einer bedeckten hölzernen Brücke, in einer sowohl durch ihren wilden Anblick, als durch die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, äußerst merkwürdigen Lage, nämlich die Erinnerungen an den berühmten Feldzug des Generals Suwarow im Jahr 1799, welcher diesem Thale ein großes Interesse verlieh. Der russische General kam mit Lorbeerzweigen bedeckt aus Italien, um seine Vereinigung mit Korsakow

zu bewirken, welcher sich bei Zürich befand und dem es zur Aufgabe gemacht war, den General Massena zu schlagen. Der sieggewohnte Suwarow hatte so gerechnet; nachdem er die Franzosen, welche ihm den Uebergang über die Teufelsbrücke streitig machen wollten, zurückgeschlagen hatte, kam er in die Gegend von Altdorf. Schon glaubte er ohne Hinderniß in den Mittelpunkt der Schweiz vordringen zu können; aber ein See, dessen Dasein oder Lage ihm unbekannt war, setzte ihm plötzlich ein für eine Armee unübersteigbares Hinderniß entgegen. Als der französische General Lecourbe vor Suwarow das Feld räumte, nahm er bei seinem Rückzug auf Brunnen alle Schiffe mit sich und besetzte alle Fußsteige, welche die Russen zu passiren hatten. Suwarow, der weder Straße noch Flotte fand, um nach Zürich zu gelangen, wurde genöthigt zurückzuweichen oder einen beinahe unbekannten und nur von Gensjägern besuchten Fußpfad einzuschlagen; er wählte das Letztere. Er drang in das Schächenthal, zog über den Ringikulm in das Muotathal mit seiner 25,000 Mann und 5000 Pferde starken Armee, die von Strapazen und Entbehrungen erschöpft war, viele Kranke und Gefangene mit sich schleppte und von einem wachsam und unermüdlichen Feinde beständig beunruhigt wurde. Das Unternehmen des russischen Generals wäre für Jedermann unmöglich gewesen, ausgenommen für Gensmen und Ziegen; allein der hartnäckige Moskowite überwand alle Hindernisse und vollzog diesen wundervollen Marsch am 28. September. Beim Eindringen in das Thal nahmen die Russen eine ganze Kompagnie Franzosen gefangen, eine andere zog sich schnell in das Thal von Schwyz, wo sie Lärm verbreitete. Allein bereits zog eine starke Abtheilung Russen das Thal herab und kam bis nach Ober-Schönenbuch; Kosaken wagten sich sogar ziemlich weit in das Thal hinein. Der französische Kommandant in Schwyz gerieth in unglaublichen Schrecken; alles, was er an Truppen zusammenraffen konnte, wurde den Russen entgegengeschickt und ein mörderischer Kampf entspann sich bei Ober-Schönenbuch.

Kaum war Suwarow in Muota angekommen, als eine auffallende Nachricht bis zu seinen Ohren gelangte: Korsakow, sagte man, sei bei Zürich von Massena geschlagen worden. Der Urheber dieses Gerüchts war ein Käshändler, welcher aus dem Norden der Schweiz kam, und auf Umwegen in das Muotathal gelangt war. Suwarow ließ ihn sofort als Betrüger und Spion verhaften und gebunden vor sich bringen. Dieser Mann bestätigte seine Aussagen und Suwarow befahl ihn auf der Stelle zu erschießen, denn er konnte nicht an die Möglichkeit einer Niederlage Korsakow's glauben. Da begab sich Waldburga Mohr, Priorin des Klo

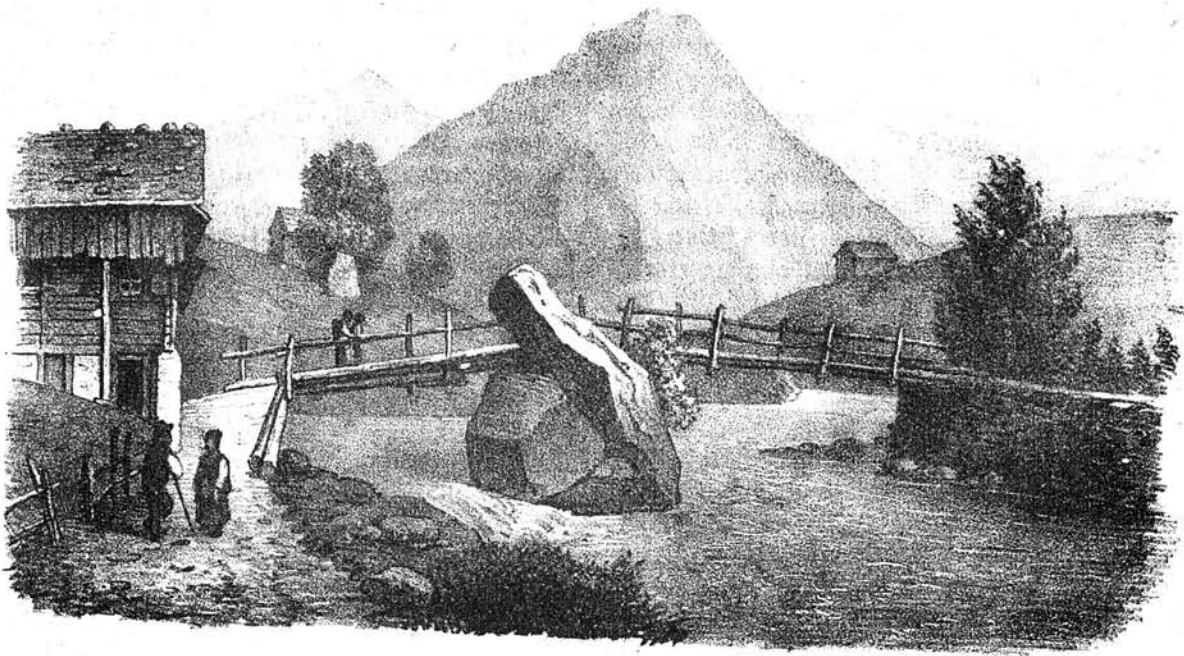
stern St. Joseph in Muota, zu dem erzürnten General und verwendete sich für den unglücklichen Käsbändler, den sie als einen rechtschaffenen Mann kannte. Suwarow, welcher übrigens unerbittlich war, hingegen vor allem, was die Religion berührte, eine große Ehrfurcht hatte, verschob die Vollziehung seines Urtheils, bis er sichere Erkundigungen eingezogen hatte; denn von dieser Thatsache hing das Sein oder Nichtsein seines Heeres ab. Er sandte daher zwei seiner Offiziere mit einem vertrauten Führer auf wenig bekannten Pfaden nach Schwyz. Das Hirtenhemde so wie die übrigen Theile der Tracht der Hirten aus dem Muotathale, welche diese Ausgesandten anlegten, machten sie unkenntlich; um mehrerer Sicherheit willen trug jeder einen Käse auf seinem Rücken; natürlich waren die Schnurrbärte unter der Schärfe des Rasirmessers verschwunden. So verkleidet kamen sie in das Gasthaus zum Rösli in Schwyz. Sie ließen sich in der gewöhnlichen Wirthsstube nieder, wo sie in Gegenwart zweier französischen Offiziere und eines Schweizer eine Flasche Wein tranken. Die beiden russischen Offiziere machten alle Stellung, alle Gebärden ihres Führers nach und rauchten ihre Pfeife, beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt, während dieser durch einige gleichgültige Fragen, die er an den Schweizer Offizier richtete, die Unterhaltung geschickt auf die russische Armee von Zürich zu leiten wußte; einige Worte genügten um den Bericht des Käsbändlers zu bestätigen. Die Abgesandten beeilten sich einen Ort zu verlassen, wo das geringste ihrem Munde entwischte Wort allen dreien das Leben gekostet hätte, und sie gelangten ohne Unfall in das Dorf Muota, wo auf ihren Bericht Suwarow den Käsbändler in Freiheit setzen ließ.

Es war nun nicht mehr die Rede davon in das Schwyzenthal einzudringen. Die Russen schickten sich an, sich über den Berg Prugel nach Glarus zurückzuziehen, dieß war der einzige Ausweg, welcher dieser durch die Strapazen, die forcirten Märsche und den Hunger erschöpften Armee übrig blieb. Indessen rückten Massena und Mortier mit beträchtlichen Streitkräften vor; am 1. Oktober überfielen sie die russischen Vorposten zu Schönenbuch und drängten sie bis Muota zurück. Die verstärkten Russen griffen nun ihrer Seits den Feind mit dem Muthe der Verzweiflung an; denn es blieb ihnen keine andere Wahl, als zu siegen, oder sich gefangen zu geben oder Hungers zu sterben. Die Franzosen machten eine rückgängige Bewegung, allein bei jeder Brücke erneuerte sich der Kampf; eine französische Batterie wurde dreimal mit dem Bajonet genommen und wieder genommen, eine zweite hatte das gleiche Schicksal; eine Menge Soldaten beider Nationen

fielen in die Abgründe der Muota. Aber der wüthendste Kampf hatte bei der letzten Brücke des Thales statt. Der Rückzug der Franzosen war in Flucht ausgeartet; es fehlte an Raum um so viele Menschen aufzunehmen, die einander nach der Brücke drängten; die Kanonen, die Munitions- und andere Wagen stürzten mit ihren Pferden unter einander mit den Menschen in die Schlucht, wo die Muota ihre schäumenden Gewässer dahin wälzt. Eine Rotte drängte die andere; ein Soldat, der auf dem Punkt war zu fallen, klammerte sich an seinen Nachbar, dieser hielt sich an einen dritten, so daß ohne Unterlaß Rotten in dem Bergstrom den Tod fanden; es war ein furchtbares Gemelch. Die mit Leichnamen angefüllte Muota wurde mit Blut gefärbt; mehrere Tage lang führte sie verstümmelte Körper in den Luzerner See; die Umgegend der Brücke war mit einer Menge Waffen und Trümmer bedeckt, und lange noch entdeckte man in den Felsen und unter den Bäumen der Gegend Leichname, die den Raubvögeln zum Fraße dienten.

Suwarow konnte seinen Rückzug ruhig bewirken, den er vor dem Ausgang des letzten Kampfes seiner Nachhut begonnen hatte, allein man sagt, daß seine Soldaten dergestalt vom Hunger litten, daß sie auf den Düngerhaufen die ekelhaftesten Dinge auflesen um ihren Appetit zu befriedigen. Der Großherzog Konstantin, welcher in einem Alter von 18 Jahren diesen denkwürdigen Feldzug mit Suwarow machte, mußte harte Entbehrungen erdulden.

Nachdem wir über die Muota gegangen, ließen wir links ein kleines Thal, worin einige ländliche Wohnungen, Hinter-Fberg genannt, liegen; eine bedeckte hölzerne Brücke führt über den Waldbach gleichen Namens. Wir waren von Felsenmassen von den mannichfachsten und bizarrsten Formen umgeben; indessen wurde die Gegend weniger wild, die Muotta strömte in einem minder tiefen Bette und ruhiger, die Gebirge erweiterten sich, die Wohnungen und die Bewohner wurden weniger selten. Der Weg, den wir verfolgten, war sehr angenehm und häufig von dichten Bäumen beschattet. Man zeigte uns nahe an dem Wege einen Felsblock, auf dessen oberer Fläche sich Eindrücke befanden. Unser Führer versicherte uns, daß diese Aushöhlungen nichts anderes seien, als der Abdruck der Füße des Pferdes des heiligen Sigismund, welcher, als er einst auf den Gebirgskämmen spazieren ritt, die das Land umher beherrschten, sich mit einem einzigen Sprung von dem höchsten Gipfel bis auf diesen Stein, den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, versetzte, ohne sich das geringste Uebel zuzufügen; von da an wurde er, wie nicht anders als billig, der Schutzpatron des Thales. Nachdem wir die Wirkung dieses Kraftstückes geziemend bewundert hatten, setzten wir



unfern Weg das Thal hinauf fort und kamen zu einem Weiler, Namens Nid, wo sich eine dem heiligen Johannes gewidmete Kapelle befindet, welche im Jahr 1641 von Johann und Heinrich Abtberg gegründet wurde und noch gegenwärtig von der nämlichen Familie unterhalten wird. Links erblickten wir den hübschen Wasserfall Staubbach oder Gstättbach, der in diesem Augenblick sehr wasserreich war. Sein Wasser fällt zuerst senkrecht, dann gleitet es längs eines nackten Felsen herab, der oben sehr schmal ist, nach seinem Fuße zu aber beträchtlich breiter wird, wo er mit schönen Bäumen umgeben ist; gewöhnlich verliert sich das Wasser weiter unten zwischen den Steinen, die sein Bett ausfüllen, was aber in diesem Augenblicke nicht der Fall war. Wir giengen abermals über den Fluß auf einer der malerischen hölzernen Brücken; ein ungeheurer Felsblock dient ihr als Pfeiler und theilt sie in zwei Bogen von roher Arbeit und ungleicher Länge; an beiden Enden befinden sich Wohnungen. Die Thalbewohner erzählen, daß dieser Felsen einst bei einer starken Wasseranschwellung den Fluß herab kam, und hier liegen blieb, um der Brücke zum Pfeiler zu dienen; dieß geschah wahrscheinlich zu gleicher Zeit, als St. Sigmund sein berühmtes Kunststückchen ausführte. Wie es dem auch sei, wir giengen kühn über diese Brücke weg ohne zu besorgen, daß die Strömung diesen ungeheuren Pfeiler weiter führe, der wahrscheinlich von einem der be-

nachbarten Gebirge herabgekommen war, denn er schien uns zu fest in das Bett des Flusses gepflanzt, um nicht den Stürmen aller Elemente zu trotzen. Wir bemerkten, daß es sehr wenig gebautes Land in dem Thale gebe; die Obstbäume waren eben so selten, und dennoch liegt die Schuld hievon weder an dem Boden noch an dem Klima, denn wir sahen prächtige Buchen und Nußbäume; diesen Mangel muß man der Abneigung der Einwohner gegen alle Neuerungen zuschreiben, und man weiß, daß alles, was sich nicht auf ihr Vieh bezieht, eine Neuerung für sie ist. Zum letzten Mal kehrten wir auf das rechte Ufer der Muta unten an dem Dorfe, das den gleichen Namen führt. Wir wußten, daß in dem Kloster St. Joseph alle Reisenden von gutem Aussehen großmüthige Gastfreundschaft finden, und da wir uns in diese Klasse rechneten, so zauderten wir nicht dieß zu benutzen, statt in das ärmliche Wirthshaus des Ortes hinabzugehen. Zwei Nonnen empfingen uns an der Pforte des Klosters und führten uns auf die zuvorkommendste Weise in einen Saal; bald trug man uns ein zwar ländliches Mahl auf, das übrigens ganz mit unserm Appetit übereinstimmte. Die Ausstattung des Zimmers, worin wir uns befanden, zog unsere Aufmerksamkeit durch ihre Formen und Eintheilungen auf sich, welche von hohem Alterthum zeugten; Bänke von hartem Holz, an die Mauer angelehnt, umgaben einen Tisch, dessen man sich vielleicht schon seit mehreren Jahrhunderten

ten bediente, dessen Dauerhaftigkeit aber noch vielen Jahren trohen durfte. Die beiden Nonnen, welche uns Gesellschaft leisteten, hatten, wenn sie schon nicht mehr in dem ersten Jugendalter waren, doch die ganze Frische desselben beibehalten; sie waren sehr mittheilend, und erzählten uns in ihrer einfachen und natürlichen Sprache alles, was sie über den Ursprung und die Ereignisse wußten, welche die verschiedenen Epochen des Bestandes ihres Klosters bezeichneten. Diese Nonnen sind vom Franziskanerorden und der Ursprung ihres Klosters geht bis zum Jahr 1280 zurück, wo einige fromme adeliche Frauen in dieses einsame Thal kamen, um vielleicht einige Sünden abzubüßen, oder bloß um sich nach dem Gebrauch jener Zeit zu richten, indem sie sich von der verdorbenen Gesellschaft trennten und der Andacht widmeten. Das Thal war damals noch beinahe öde, und sie mußten also selbst für ihren Unterhalt sorgen, was ihnen das Verdienst verschaffte, zur Urbarmachung der umliegenden Ländereien viel beigetragen zu haben. Das Kloster war anfänglich nur ein schlechtes hölzernes Gebäude, indessen ließen sich adeliche Töchter von Basel, Zürich, Solothurn, Luzern, Glarus, Uri und Unterwalden darin nieder. Bis zum Jahr 1590 drang die Pest zwei Mal in dasselbe und tödtete alle Bewohner. Das gegenwärtige Gebäude datirt sich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts; seine Bauart und seine innere Eintheilung sind ebenso bescheiden als wenig kostbar. Kaum sind es fünfzig Jahre, daß die Thüren noch keine Schlösser, die Zellen keine Schränke, die kleinen Fenster keine viereckigten Scheiben hatten. Ebenso einfach wie die andern Gebäude ist auch die Kirche. Bei seinem berühmten Durchzuge durch dieses Thal hatte Suwarow sein Hauptquartier in dem Kloster. Wer hätte gedacht, daß dieser Ort der Ruhe und Stille von den Drangsalen des Krieges zu leiden hätte, daß der Donner der Kanonen dieses einsame Thal durchdröhnen und sich mit dem Nachzen der Verwundeten und Sterbenden vermischen würde; wer hätte geglaubt, daß die Soldaten der drei größten Mächte Europa's, die bewaffneten Völkerschaften des Urals und der Newa, der Donau und die Bewohner der Ufer der Seine einst an diesem Orte einander gegenüber stehen würden, an dieser Zufluchtsstätte des tiefsten Friedens, daß die Leichname dieser Soldaten das Wasser seiner Bäche röthen und den Raubvögeln zur Beute werden sollten!

In der Umgebung des Klosters giebt es schöne abträgliche Obstbäume, aber in einer gewissen Entfernung sind sie selten. Das Refektorium ist der Ort, wo sich im Winter die Nonnen versammeln, und da ihre Zellen nicht geheizt werden, so befindet sich hier ein Ofen von einer solchen ungeheuren Größe, daß er ebensoviel Brennholz erfordern muß,

als ein Duzend gewöhnlicher Ofen. Dieses seit zwei Jahrhunderten bestehende Haushaltungsstück macht das Glück der Bewohner des Hauses aus, welche in den langen Winterabenden unter dem Einflusse seiner sanften Wärme hier ihre Einsamkeit vergessen und der Kälte des Winters trohen. Wenn die Schlafstunde angerückt ist, so nimmt jede der Schwestern von diesem Ofen einen kleinen, mit Kirchensteinen gefüllten, recht warmen Sack, den sie schnell in ihr Bett trägt. In der Zimmerdecke, oberhalb des Ofens, sind Fallthüren, welche der Wärme einen Ausgang gestatten, wodurch sie sich in den oben befindlichen Zellen verbreitet; und Dank sei es dem Umfang dieses kostbaren Möbels, es kann einen Theil seiner Temperatur einer gewissen Anzahl Zellen mittheilen, so daß allem nach diese guten Nonnen nicht Gefahr laufen, in ihren Betten zu erfrieren. Die Priorin führt den ehrwürdigen Titel der Frau Mutter; sie und ihre Schafe sorgen selbst für die Bedürfnisse der Haushaltung; jede von ihnen hat ihr Amt; sie ernten ihre Früchte selbst ein, sie sammeln ihr Heu, füttern ihr Vieh, pflanzen ihren Garten u. s. w., eine von ihnen macht sogar den Glaser des Hauses; eine andere spielte Orgel und Violine, und verstand lateinisch genug, um die Apotheke zu besorgen und die Dienste des Arztes und Wundarztes in der ganzen Gegend zu versehen; sie hat sogar mehrere schwere Operationen mit gutem Erfolg gemacht, und mehr als ein verwundeter Russe verdankte ihrer Sorgfalt das Leben. Uebrigens sind diese Nonnen keiner strengen Regel unterworfen; sie müssen Nachts nicht zu Andachtsübungen aufstehen; sie gehen spazieren, empfangen Besuche ohne durch das Sprachgitter gehindert zu sein. Indessen haben sie auch einen Beichtvater.

Das Dorf Muota liegt drei Stunden von Schwyz und 1912 Fuß über dem Meere; seine Häuser sind außerordentlich zerstreut. Die dem heiligen Sigmund geweihte Pfarrkirche steht auf einer Anhöhe; dieß ist ein neues, geräumiges und für den Ort, wo es sich befindet und wo nichts weniger als Ueberfluß herrscht, sogar prachtvolles Gebäude. Sie war ehemals ein Wallfahrtsort, welchen die Einwohner der benachbarten Kantone sehr stark besuchten. Die Pfarrei Muota enthält 193 Wohnhäuser und 1418 Seelen; die Umgebungen des Dorfes sind am bevölkertsten, der ganze Thalgrund ist mit zahlreichen Wohnungen bedeckt. Das Thal ist ein Theil des alten Landes Schwyz; seine Bewohner sind Hirten, welche wenigstens ebenso sehr als ihre Nachbarn von Schwyz darauf halten, ihre Religion und die von ihren Vätern ererbten Institutionen unverletzt beizubehalten; und da jede Aenderung, in ihren Augen, diese beiden von ihnen hochverehrten Gegenstände gefährden würde, so sind sie auch viel hinter

andern Völkern zurückgeblieben und leben noch in der Unwissenheit und Armuth ihrer Väter. Indessen sind sie stolz, aber frohsinnig und gastfrei, obschon verstellt und listig. Ihr Körper ist unwidersprechlich höher und stärker, als der der andern Bewohner des Kantons, auch ihre Tracht ist abweichend; die der Weiber ist einfacher und bequemer, statt der Schmetterlingsflügel tragen sie im Sommer Strohhüte, ähnlich jenen der Männer. Unter dieser Bevölkerung und der von Oberhasli hat man Aehnlichkeit in Physiognomie, Wuchs und Sprache zu finden geglaubt. Man feiert den Dreikönigstag auf eine sehr lärmende Weise; die Einwohner versehen sich bei diesem Anlaß mit allen erdenklichen Instrumenten, womit man Geräusch machen kann, als Kessel, Schellen, Hörner, Ketten u. s. w.; sie gehen sogar nach Schwyz um Pferde- und Kuhglocken zu entlehnen. Während sie mit ihren Instrumenten einen furchtbaren Teufelslärm machen, den das Echo der Felsen verdoppelt, durchziehen sie die umliegenden Orte und führen eine Art beißender und satirischer, aus dem Stregreif gedichteter Schauspiele über die Personen und Ereignisse auf, welche Stoff zu einer wunderlichen oder lächerlichen Anekdote gegeben haben. Wer bei diesen Anlässen am meisten Lärm macht oder dessen Satire am beißendsten ist, der ist des Tages Held. Dieses wird noch gefeiert, aber den Tag nach den Dreikönigen.

Wir verließen das gastfreundliche Kloster St. Joseph und das Dorf Muota, um uns östlich an den Fuß des Pragel zu begeben. Wir hatten noch neun Stunden zu machen, folglich durften wir keine Zeit verlieren, obschon es erst ungefähr Morgens neun Uhr war. Wir schritten noch ungefähr eine Stunde lang in dem Thalgrunde auf einem ziemlich guten Fußwege fort. Unser Führer zeigte uns eine tiefe Schlucht, aus welcher ein Waldbach hervorbrach, durch dieselbe war Suwarow von Altdorf her gekommen. Ein wenig weiter öffnet sich das Wisithal, welches eine Verlängerung des Muotathals ist, und aus dem die Muota kommt, die aus einem kleinen See auf der Glattalp entspringt. Nachdem sie viele Zuflüsse aufgenommen, fällt sie nach einem krümmungsreichen Wege in den Vierwaldstätter See. Man flößt viel Holz auf ihr, das sich oft in den tiefen und engen Schluchten steckt, in welche der Fluß eingezwängt ist; dann muß man Männer an Seilen hinablassen, welche mittelst Haken das Holz wieder flott machen; da ihnen dieß jedoch nicht immer gelingt, so müssen sie alsdann die Art anwenden. Häufig werden Menschen die Opfer dieser gefährlichen Arbeit; die durch die Reibung an den Felsen abgenutzten Seile brechen, und der Unglückliche ist ohne Rettung verloren. Bei dem Eintritt in das Thal bemerkt man vor einem

Hause drei Kreuze mit Inschriften, welche eben so viele Opfer dieser Arbeit anzeigen. Die Muota enthält vortreffliche Forellen, welche manchmal zwölf bis sechzehn Pfund wiegen. Als wir bei den letzten Häusern des Thales angekommen waren, hielt sich unser Führer wegen einiger Geschäfte auf und wir giengen voraus. Wir giengen auf einer ländlichen Brücke über den Waldbach Starzlen, der von dem Pragel herabkommt. Seit wir das Thal von Schwyz verlassen hatten, war der Weg noch nie beschwerlich gewesen, von diesem Augenblick an aber wurde es ganz anders. Ein äußerst steiler Abhang war vor uns; ein Fußweg, oder vielmehr eine schlechte, sich jeden Augenblick wendende Treppe führte in die höhern Gegenden. Es fieng an sehr warm zu werden, was unser Aufsteigen doppelt beschwerlich machte; was uns aber für unsere Mühe in etwas entschädigte, war der Anblick des Muotathales, das sich zu unsern Füßen mit seinen zahlreichen Wohnungen, womit es besät ist, entfaltete. Wir konnten unmöglich begreifen, wie die russische und österreichische Armee bei Regen und nebelichem Wetter, mit all ihrem Gepäck, einer Menge Verwundeter und Kranken, erschöpft durch die Gefechte, aller Nahrung entbehrend und beständig mit einem wüthenden Feinde handgemein, einen solchen Zug unternehmen konnten. Während wir kuckend vor Ermattung an Suwarow und das Elend seiner Soldaten dachten, hörten wir unter uns Gelächter, das aber nichts von der rauhen Stimme der Kosaken hatte, denn es waren weibliche, hell und wohlklingende Töne. Wir wendeten uns um und sahen zwei lustige junge Mädchen, deren Lungen in weit besserem Zustande zu sein schienen, als die unsern, denn sie giengen lachend und scherzend schneller als wir. Wir hielten still, um sie zu erwarten oder vorbei zu lassen; allein sie wurden durch unsere Gegenwart durchaus nicht eingeschüchtert, sondern fragten uns, nachdem sie uns freundlich gegrüßt, ob wir uns auch auf das Gebirge begeben. Auf unsere bejahende Antwort sagte eine von ihnen: „Nun, so gehen wir miteinander!“ Ein mit so vieler Unbefangenheit gemachtes Anerbieten konnte uns natürlich kein Mißvergnügen machen und wir folgten unsern neuen Führerinnen, welche damit begannen, uns kürzere Fußwege nehmen zu lassen, als diejenigen, welche man gewöhnlich einschlägt, die wir aber schrecklich ermüdend, schlecht und steinig fanden. Unsere zwei Gefährtinnen waren junge Mädchen von 17 bis 18 Jahren, von mehr als gewöhnlicher Größe und schlankem Wuchse. Ihre Gesichter waren mehr rund als oval; ihre Züge fein und regelmäßig und ihre blauen Augen drückten Offenheit und Fröhlichkeit, jedoch auch etwelche Schalkheit aus. In der That fiel uns die Aehnlichkeit ihrer Aussprache,



ihres Körperbaues mit dem weiblichen Geschlechte des Oberhasli auf.

(Schluß in der nächsten Nummer).

Verordnungen zu Anfang des 16. Jahrhunderts über die Garnisonen.

Je nachdem die Besatzung einer Stadt oder eines Schlosses mehr oder minder zahlreich ist, so soll ihr noch beigegeben werden: zwei oder drei Köche, wovon einer oder zwei den Dienst der Metzger ver-

sehen, und der Küchenmeister; idem ein oder mehrere mit Stoffen versehene Schneider, und ebensoviel Schuhmacher; ferner ein Schmid und sein Knecht und ein Schlosser. Ferner eine Nähterin und ihre Gehülfin, um Hemden und andere Sachen zu machen, und die Bettgeräthe auszubessern; der Landvogt oder Kommandant muß mit Leinwand versehen sein; ferner zwei starke und kräftige Weiber zu Verpflegung der Kranken, und zwei andere, um den Köchen, Bäckern und Metzgern bei ihren Arbeiten zu helfen, und die, wenn sie sonst nichts anderes zu thun haben, Steine auf die Bastionen, Mauern re. tragen sollen; sie stehen alle unter den Befehlen des Hauptmanns. Außerdem sollen sich noch zwei bis drei Weiber darin befinden, die einem Feden angehören, und wegen welcher niemand eifersüchtig sein darf. Der Hauptmann wird sie beschützen und sie wie die andern bezahlen, ohne daß jemand eine für sich allein in Anspruch nehmen könnte, denn es ist ungerecht, daß jemand sich etwas aneigne, was allen gemeinschaftlich ist; sie empfangen auch ihre Rationen und jede täglich zwei Kreuzer, und außerdem vom Hauptmann monatlich einen Gulden, wie alle andern Weiber, was von dem Staate bewilligt ist, so wie die Rationen. Diejenigen aber, welche verheirathet sind, sollen keinen Antheil an dem gemeinschaftlichen Gute haben, nämlich den besagten Weibern, bei Vermeidung göttlicher Strafe. Man wird auch einen Priester und Kaplan besolden, welche das Wort Gottes predigen und die heiligen Sakramente spenden werden.... Den Schwanen und andern Vögeln, welche sich auf den benachbarten Gewässern befinden, soll man kein Leid thun, noch sie verjagen, ebenso wenig den Pfauen, denn dieß sind gute Hüter, die sich kein Stillschweigen befehlen lassen. Die Frösche, welche schweigen, wenn man sich ihnen nähert und alle in das Wasser springen, leisten die gleichen Dienste, daher sollen auch die Schildwachen wohl auf sie Acht geben. Alle diese Geschöpfe halten die andern Wachen munter und üben ihre Aufmerksamkeit.



Das Hospiz von Villeneuve (Neustadt.)

Der Graf Aimon von Savoyen war der vierte der neun Söhne des Grafen Thomas und Margarethens von Coccegni, seiner Gemahlin. Sein ältester Bruder, Amadeus IV, Nachfolger von Thomas, hatte ihm unter dem Titel von Abfindung einen Theil von Unterwallis und vom Chablais abgetreten, was sich bis in die Nähe von Vivis erstreckte. Der am 15. Juni 1233 zu Morsee unterzeichnete Friedensvertrag, beendigte einen Krieg, den er gegen den Bischof von Sitten geführt, und sicherte ihm den Besitz der Ländereien und des Schlosses Chillon und Montorée.

Im dreizehnten Jahrhundert war die Straße, welche über Vivis, Villeneuve, St. Moritz, Martigny und den St. Bernhard führte, viel besuchter als später, trotz der Straßenräuber, welche dieselbe unsicher machten und die Reisenden plünderten oder tödteten. An dem Platze, wo das römische Peniculus gestanden, am östlichen Ende des Lemansersees, erhob sich eine neue Stadt, Villeneuve (Neustadt) genannt, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert schon sehr blühend, und deren Umfang und Bevölkerung weit beträchtlicher waren, als heut zu Tage. Wenige Tage vergingen, wo man nicht zahlreiche Caravanes aus allen Ländern und von

allen Ständen ankommen sah, welche sich entweder ihrer Geschäfte halber, oder wegen einer Pilgerfahrt oder aus einem andern Beweggrunde nach Italien begaben. Die einen kamen aus Lothringen, Burgund oder Flandern, andere aus Deutschland oder England. Ihrer Sicherheit wegen vereinigten sich diese Reisenden gewöhnlich in zahlreiche Truppen; sie kleideten sich oft als Pilger, besonders wenn sie einzeln oder in zu kleiner Zahl reisten, um die Straßenräuber zu täuschen, denn zu dieser Zeit wurde der Muschelrock für unantastbar gehalten, wenn schon dieser Grundsatz häufig verletzt wurde. Viele dieser Pilger gehörten der armen Classe an, oder hatten nicht hinreichende Mittel um ohne Unterstützung eine so lange Reise zu machen; andere wurden krank und konnten ihren Weg nicht weiter fortsetzen. Da, sagt die Chronik von Savoyen, kam es, daß der Graf Amadeus, als er in seinem Lande Savoyen war, seinen Bruder Aimon besuchte, der seit einem Jahre krank darnieder lag. Deshalb ließ er alle und zwar die berühmtesten Aerzte kommen, um seinem Bruder, den er sehr liebte, die Gesundheit wieder zu verschaffen. Aber ach! trotz der Wissenschaft der Mediziner, Physiker, Alchimisten und Mathematiker genas der gute Herr Aimon nicht

und Jahre vergiengen, ohne daß er aus seinem Bette aufstehen konnte. Der Graf Aimon sah wohl, daß er seine Gesundheit nicht mehr erlangen könne, und sagte eines Tages zum Grafen Amadeus und zum Grafen Peter von Savoyen, seinen Brüdern: „Ich bitte euch, meine lieben Brüder, zeigt mir einen Ort, wo ich meine Tage in Ruhe und Frieden beschließen kann, denn hier quält mich das Geräusch der Welt und der Waffen sehr.“ „Höre, lieber Bruder, sagte Herr Peter, ich habe im Chablais ein schönes Schloß am See bauen lassen, es heißt Chillon und liegt an einem einsamen Orte wie du es wünschst; man athmet da eine gute Luft; es ist fest und kann jedem Feinde widerstehen; ich halte dafür, daß du da wohnen und der Herr des Landes sein sollest.“ Und so geschah es, man brachte den Grafen Aimon nach dem besagten Schlosse, wo er einige Zeit blieb. Von da konnte er die armen Pilger sehen, die von fernen Ländern kamen und nach Rom gingen oder von da zurückkehrten. Er ließ ihnen Speise, Trank und Geld austheilen, damit sie ihre Reise fortsetzen konnten. Da aber in der Umgegend keine Wohnung für sie war, so ließ er außerhalb des Thores von Neustadt eine schöne Kapelle bauen und neben an ein Hospiz, wo die armen Pilger sich stärken, erholen und sich heilen lassen konnten. Dem Dienste der Kapelle wurden Priester vorgesetzt, und Diener hatten den Auftrag, die Kranken in dem Hospiz zu besorgen. Kaum waren diese Bauarbeiten beendigt, als der Graf Aimon sein Ende herannahen fühlte; er ließ sich von Chillon auf einen Felsen im Thal d'Illier, zwischen St. Moritz und Monthey, bringen, worauf sich eine schöne kleine Kirche befand und wo er starb. Als der Graf Amadeus und Herr Peter den Tod ihres geliebten Bruders erfuhren, wurden sie so bekümmert darüber, daß sie lange weder essen noch trinken wollten.

Das Testament Aimons war ungefähr in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, Amen. Was in diesen Zeiten geschieht, muß der Sprache, den Zeugen und der Zeugenschaft der Schrift anvertraut werden, wenn man nicht will, daß diese Dinge durch die Zeit vernichtet werden sollen. Also thun wir allen Gegenwärtigen und Zukünftigen kund und zu wissen, daß wir Aimon von Savoyen ein Gotteshaus in der Gerichtsbarkeit Neustadt, Bisthum Lausanne, gegründet und gebaut haben, zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen und zum Trost aller Armen, Pilger und Kranken. Wir statten das besagte Haus mit Feldern, verschiedenen Rechten und Privilegien aus, zum Heil der Seele unsers Vaters, des erlauchten Grafen Thomas, und unserer geehrten und erlauchten Mutter, zum Trost unserer Seele und derer unserer Brüder u. s. w. . . Auf gleiche Weise

geben wir die Mühle von St. Moritz von Agaune, den Zehnten, den wir in Vagne besitzen, den von Foulli, von Aelen u. s. w., ferner die Weinberge und Felder, die wir von dem Hause Abondance gekauft haben. Und alles was wir in Yvorgne besitzen, sei es Wiesen, Felder oder Inseln, die unter dem gedachten Yvorgne liegen; dann die Alp Mirnan, die wir von Hrn. Guido von Aelen gekauft haben, ebenso alles, was Jakob von Aelen an der besagten Alp besitzt, die Guido und Jakob v. Aelen von uns zu Lehen tragen; ferner unsern Wald und unsere Ländereien in Chambons und was an diesem Orte von unserer Souveränität abhängt; desgleichen unsere Wiese, welche wir an der Mündung der Rhone angelegt haben u. s. w. . . Dieses alles haben wir auf die heiligen Evangelien für uns und unsere Nachfolger geschworen, ebenso bekräftigen wir Amadeus von Savoyen, Marquis von Italien, zum Heil unserer Seele alles, was hier oben gesagt worden und schwören auf die Evangelien aufrecht zu halten, was unser Bruder Aimon geschworen, für uns und unsere Nachkommen, was wir durch unser angehängtes Siegel bezeugen. Wir Margaretha, Gräfin von Savoyen und Marquisin von Italien, bestätigen alles, was unser geliebter Bruder Aimon zur Liebe Gottes durch gegenwärtige Schrift verwilligt und gestiftet hat, was wir durch unser Siegel bestätigen.“ Unten an dieser, den 7. Juli 1236 unterzeichneten Akten stehen noch die Unterschriften von einer Menge Zeugen, unter denen man bemerkt die von Wilhelm, Bischof von Valenzia, Bonifaz, Bischof von Vellen; Peter, Fürst von Aosta, Hermin, Erzbischof von Tarantaise, der Abte von St. Moritz und Hautecelest etc.

Durch diese fromme Stiftung erhielt eine Menge armer Reisender oder Kranker, Durchreisende sowohl als solche, welche wegen ihrer Gebrechen den Weg nicht weiter fortsetzen konnten, Unterstützung und Beistand. Ueberlieferungen behaupten, daß man oft an einem Tage in dem Hospiz zu Neustadt bis an 600 Pfd. Brod austheilte und bis an 365 Arme speiste; manchmal befanden sich bis an hundert Kranke da. Ein Pater Rektor hatte acht bis zehn Brüder unter sich, von denen einige die Heilskunde verstanden, um die Kranken zu pflegen und die Reisenden zu bedienen. Aimon wurde in der Kapelle des Hospizes im Jahr 1242 begraben; dieß war, sagt man, eine rührende Ceremonie, welcher eine Menge Armer beiwohnten, die seine Wohlthaten genossen hatten und seine sterbliche Hülle mit ihrem Gebet und ihren Segenswünschen begleiteten. Nach dem Tode Aimons fuhr das Haus Savoyen fort, das Hospiz von Neustadt zu beschützen und vermehrte seine Einkünfte durch wichtige Vergabungen. Die Namen mehrerer Donatarien aus dem Hause Sa-

vonen wurden aufbewahrt, wie die von Bonifaz von Savoyen, des Bischofs von Canterbury, von Peter von Savoyen, Beatrix von Savoyen Gräfin von Provence, Sybille von Beaujeu und andere. Der Adel der Umgegend zeigte sich nicht weniger freigebig, was, verbunden mit dem Vorrechte des Hospizes, alles dasjenige zu erben, was die in seinem Umfange verstorbenen Reisenden bei sich hatten, zu seinem Gedeihen beitrug. Unter den Reisenden, welche das Pilgerkleid öfters um ein Gelübde zu erfüllen trugen, befanden sich manchmal Personen eines Ranges, in welchem man die Armuth nicht kennt, die aber, sterblich wie andere, ihre Gebeine und ihre Habseligkeiten in Villeneuve ließen. Nach der Eroberung des Waadtlandes durch die Berner erfuhr diese wohlthätige Anstalt keine wesentliche Veränderung; einzig seit der Reformation wurde die Leitung einem weltlichen Verwalter übertragen. Obschon die Pilger, welche durch Neustadt kommen, seit dieser Zeit immer seltener wurden, so bestand das Hospiz zu Gunsten der Armen des Ortes und der Umgegend, so wie aller Reisenden fort, welche die Zufluchtsstätte benutzen wollten, die es ihnen anbot. Daher trugen auch die umliegenden Gemeinden zu der Erhaltung einer Anstalt bei, die immer von einem großen Nutzen für sie war. Allein in unsern Tagen schlagen die Pilger diesen Weg nicht mehr ein, und man hat andere Mittel gefunden, die wenigen armen Reisenden zu unterstützen, die hier durchkommen. In den letzten Zeiten hat der Große Rath von Waadt beschlossen, daß das Vermögen des Hospizes von Neustadt zur Erhaltung des Kantonalhospizes verwendet werden soll.

Erinnerungen aus einer Reise durch das Muottathal.

(Fortsetzung und Schluß).

Unter vielen andern Fragen, welche ich an diese Mädchen richtete, fragte ich sie: ob der Kiltgang in ihrem Thale auch üblich sei? sie antworteten Ja, ohne daß sie hiervon den mindesten Begriff von einer den Sitten zuwiderlaufenden Sache zu knüpfen schienen, was mich auf den Gedanken brachte, daß diese Besuche mit Umständen verbunden seien, die weniger dem Anstand entgegen laufen, als in dem Kanton Bern und andern Orten der Schweiz. In der That erfuhr ich, daß die Besuchenden, welche selten allein sind, nicht zum Fenster einsteigen, sondern durch die Thüre eingehen, nachdem sie vorher die gehörige Erlaubniß dazu erhalten, welche aber

niemals nach neun Uhr Abends erteilt wird. Die Mädchen finden sich meistens auch in einer gewissen Zahl versammelt, wenn die Besucher mit einer brennenden Lampe eingeführt werden. Beide Theile setzen sich um einen Tisch und beginnen ein vertrautes Gespräch mit Scherzen durchwürzt; weiter aber gehen die Sachen nicht. Uebrigens befinden sich die Eltern in einem anstoßenden Zimmer, von wo aus sie die Handlungen ihrer Kinder beaufsichtigen können. Wein und gebrannte Wasser figuriren nicht wie anderwärts bei diesen Zusammenkünften; die einzige Erquickung ist der Rahm (Miden), den die jungen Männer anschaffen.

Daß eine der uns begleitenden Mädchen trug ein Milchgefäß auf ihrem Rücken und die andere ein Räck, auf welchem die Sennen ihre Käse und andere etwas schwere Gegenstände auf dem Rücken tragen. Sie begaben sich beide auf ein Gebirge links von dem Passe des Prigel, wo ihre Brüder des Viehes warteten; die eine brachte ihnen Nahrungsmittel, und die andere sollte Milch zurücktragen. Sie zeigten uns auf der andern Seite des Thales einen Fußsteig, der ihren Weg noch mehr hätte abkürzen können, er zog sich aber durch eine so schreckliche und gefährliche Gegend, daß es wohl erlaubt war, ihm einen andern Weg vorzuziehen. Dieser Ort hieß die Wildniß; es war ein Berg, wovon ein Sturz eine der Seiten weggerissen hatte und wo der Fußpfad dem nackten dürrn Abhang folgte.

Wir kamen endlich auf eine Hochebene, wo unser Marsch weniger ermüdend wurde. Um dem Gange unserer liebenswürdigen Führerinnen zu folgen, waren unsere Beine in einen ziemlich schlechten Zustand versetzt; wir fühlten das Bedürfniß der Ruhe. Nachdem sie unsern Weg und eine Sennhütte gezeigt, welcher wir bald begegnen mußten, verließen uns die jungen Mädchen ebenso fröhlich als wie sie zu uns gekommen waren, und schlugen einen Fußweg links ein, wir, unsererseits, machten uns nach einer ziemlich langen Ruhe wieder auf den Weg. Wir giengen über sanft abhängige, aber ziemlich sumpfige Weiden, indessen schützten uns große Schieferstücke, welche bald ein Pflaster, bald Stufen bildeten, vor der Berührung mit dem sumpfigen Wasser.

Indessen erschien die Sennhütte auf die wir nach einer Viertelstunde stoßen sollten, immer nicht; wir waren versucht zu glauben, daß unsere weiblichen Führer uns einen muthwilligen Streich gespielt hätten. Erst nachdem wir mehr als eine Stunde gegangen waren, entdeckten wir eine Sennhütte, aus deren Dach ein dichter Rauch hervorquoll, was für uns ein gutes Zeichen war, denn wir waren nun versichert, daß sie bewohnt sey, was bei Behausungen dieser Art nicht immer der Fall ist. Beim Eintritt erblickten wir einen Mann von etwa sechszig

Fahren, der an einem rauchenden Kessel beschäftigt war. Sobald er uns zu Gesicht bekam, näherte er sich uns, reichte uns die Hand und begrüßte uns mit so viel Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, daß wir die üble Laune vergaßen, welche uns Müdigkeit und die Länge des Weges verursacht hatten. Er brachte uns sogleich Milch, Rahm, Zieger und Käse, und während wir unsern Hunger stillten, richtete er tausend Fragen über die Tagesereignisse an uns, worüber er in der vollkommensten Unwissenheit war, denn er fragte uns ausdrücklich, was aus dem be-



rühmten Napoleon Bonaparte geworden, und wußte demnach nicht, daß er bereits einen dritten Nachfolger hatte. Als wir ihn verließen, hatten wir viele Mühe, diesem braven Manne etwas aufzudringen, und nicht ohne einen Ausdruck von Mißvergnügen nahm er endlich unsere Gabe an.

Nach kurzer Zeit gelangten wir über den Gebirgspasß des Pragel, wo es durchaus nichts Merkwürdiges gab, allein ein wenig weiter unten auf dem andern Abhange hatten wir die Aussicht auf die Glarner Gebirge und das Klönthal. Bei weiterem Hinabsteigen fanden wir eine Gruppe von Sennhütten, die von prächtigen Alhornen beschattet und mit grünendem Rasen umgeben war; sie waren aber verlassen. Rechts von uns war ein Waldbach, über welchen eine Brücke führte, die aus einigen, von einem Ufer zum andern gelegten Tannen bestand. Hier bedauerten wir die Abwesenheit unseres Führers, denn der Fußweg theilte sich, und wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten. Nachdem wir uns einen Augenblick berathen und uns alles ins Gedächtniß zurückgerufen hatten, was wir über die Topographie des Landes wußten, folgten wir dem Fußsteige auf dem rechten Ufer. Beim Uebergang

über diese Brücke, welche übrigens eher für Ziegen als für Menschen gemacht schien, waren wir überrascht, so nahe an dem Gebirgsübergang einen so beträchtlichen Bergstrom zu finden; allein wir waren es noch weit mehr, als wir sahen, daß unser Fußweg mit einer Wendung rechts uns immer höher führte, und daß wir bald unter dem Gebüsch von Gebirgsweiden jede Spur davon verloren. Wir bestanden indessen hartnäckig darauf weiter vorzudringen, denn diese Weiden waren kein ernstliches Hinderniß an der Fortsetzung unseres Weges, und wir hofften, daß wir jenseits ohne Zweifel Waiden finden würden, auf welchen wir wieder auf den rechten Weg kommen, im Falle wir uns verirrt hätten. Ich gieng voran und es schien mir, als sähe ich zwischen den Zweigen die bläulichte Helle des Himmels in der Voraussetzung, daß der Himmel zu unsern Füßen sey, was mir ziemlich drollig schien. Ich theilte noch einige Zweige und plötzlich befand ich mich am Rande einer Felsenwand von zwölfhundert Fuß Tiefe, die sich in einen kleinen See von dunkelblauer Farbe senkte. Bei diesem Anblicke sträubten sich meine Haare auf dem Kopfe; mein Reisegefährte, der sogleich herbeikam, blieb wie ich mit offenem Munde und wie versteinert stehen; was wir für den Himmel gehalten hatten, war der Schnee und das Eis des ungeheuern Glärnisch, der uns so nahe schien, als ob könnten wir ihn mit den Händen berühren; aber das Thal, welches uns von diesem Gebirge trennte, war, wenn schon sehr schmal, dennoch zwölf bis fünfzehnhundert Fuß tief; es zerstörte auf unangenehme Weise diese Sinnentäuschung und verursachte uns beinahe Schwindel. Wir empfanden auch keine Lust unsere Reise in dieser Richtung fortzusetzen, kehrten stillschweigend zurück, giengen abermals über die Ziegenbrücke und schlugen den Fußweg ein, der an den Sennhütten vorbei führt; allein wir hatten eine Stunde Zeit verloren, die wir dadurch wieder einzubringen suchen mußten, daß wir unsern Marsch beschleunigten, was uns nicht zu sehr ermüdete, denn der Pfad führte über einen sanften Abhang schöner Waiden bis nach Seerüti in dem Klönthal. Diesen Namen giebt man einigen Häusern und einer schönen, am Ende eines hübschen See's gelegenen Waide. Vor einem dieser Häuser erkannten wir unsern Führer, der ruhig seine Pfeife rauchte und sich wenig darum zu bekümmern schien, was aus uns geworden seyn möchte. Er war uns vorausgekommen, während wir im Gebüsch verirrt waren. Als er bei seiner Ankunft an diesem Orte vernahm, daß wir noch nicht vorbeigegangen wären, beschloß er uns zu erwarten, ohne sich unseres Schicksals wegen graue Haare wachsen zu lassen. Er versicherte uns, daß dieses Haus ein sehr gutes Wirthshaus sey, was uns veranlaßte einzutreten, um uns ein

wenig zu erfrischen. Wir wurden von einer jungen Frau empfangen, von welcher wir Kaffee mit Milch begehrt. Ohne uns lange warten zu lassen, brachte sie uns eine ungeheure Kaffeeanne von einem Inhalte, woran sich zwölf Personen hätten sättigen können; indessen war sie ganz angefüllt, aber mit einem bräunlichten Wasser. Wir tranken die uns aufgetragene Milch, jedoch ohne das zum Kaffee umgetauschte Wasser zu berühren, und beeilten uns, uns wieder auf den Weg zu machen, denn wir hatten noch drei Stunden vor uns um Glarus zu erreichen, und schon war es fünf Uhr Abends. Um unser Vergnügen noch ferner zu vergrößern, sagte man uns, daß der Klönsee dergestalt ausgetreten sey, daß es unmöglich wäre weiter zu kommen. Wir betrachteten dieß als eine Wirthsneugierigkeit, die uns zurückhalten sollte, und wir setzten unsern Weg mit Doppelschritten fort. In weniger als einer Viertelstunde befanden wir uns an dem See, welcher wirklich nach allen Seiten ausgetreten war und keine Spur von einem Wege übrig ließ. Ein waldiger und steiler Abhang schien uns die Möglichkeit weiter zu kommen zu untersagen. Allein da keiner von uns, unser Führer vielleicht ausgenommen, große Lust zeigte zurückzukehren, so begannen wir muthig, den Fuß des Gebirges zu ersteigen, indem wir uns an die Wurzeln und die Zweige der Bäume anklammerten. Das Klönthal ist sehr interessant. Der Klönsee, welcher den größten Theil davon einnimmt, ist eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Seine Ufer, mit Ausnahme des nördlichen, an welchem wir hinzogen, sind schöne, mit Hütten und Ahorngehölzen besäte Matten. Im Süden sieht man den ungeheuern Glärnisch seinen mit Schnee bedeckten Gipfel bis in die Wolken erheben; der See trennt seinen Fuß von dem des wilden Wiggis, dessen nackte und steile Seitenwände sich im Norden erheben. Die Klön, welche von dem Prugel herabkommt, wirft sich in den See und verläßt ihn unter dem Namen der Röntsch wieder. Auf dem andern Ufer und nahe bei einem Wasserfall, bat man dem Andenken Salomon Gefners ein Denkmal errichtet; da wir es aber nicht besuchen konnten, so können wir auch nichts darüber sagen.

Nach vieler Mühe gelangten wir endlich ohne Unfall an das andere Ende des See's, von wo man sogleich in das Thal von Glarus hinabsteigt. Als die Russen in diesem Thale ankamen, begegneten sie den Franzosen, welche ihnen den Durchpaß verschließen wollten und von denen ein Korps sogar den Weggis ersteigen hatte, um sie zu umgehen; allein die Russen, so erschöpft sie auch waren, wollten sich in diesem Thale weder wie wilde Thiere hegen noch aushungern lassen; sie erzwangen den Durchpaß nach einem wüthenden Kampfe, worin sie achthundert

Gefangene machten. Die Röntsch stürzt sich mit furchtbarem Getöse in eine tiefe Schlucht, an welcher sich der Weg bis in das Thal von Glarus zwei Stunden lang hinzieht. Dieser Ort wurde vielen Russen tödtlich; die Dunkelheit hinderte sie, die Krümmungen des Weges zu sehen, sie rückten immer vor und die Soldaten fielen einer nach dem andern in den Waldstrom, ohne daß ihr Geschrei von ihren Kameraden unter dem Brausen des Wassers und dem Marsche der Soldaten gehört werden konnte. Einige mit Munition und Geld beladene Saumrosse fielen ebenfalls hinein, und lange nachher noch fand man Thaler in dem Bette des Stromes. Die Nacht nahete sich schnell, und da wir keine Lust hatten, dem nämlichen Schicksal ausgesetzt zu sein, wie die Russen, so beeilten wir uns in das Thal zu kommen. Nachdem wir das kleine hübsche Dorf Niederer passiert hatten, erreichten wir Abends zwischen neun und zehn Uhr Glarus, nach einem Marsche von zwölf starken Stunden, eine Stunde Irregehen nicht gerechnet. Man hatte uns zum Nachtlager den goldenen Adler angewiesen, allein es war Nacht und wir hatten viele Mühe die Thiere zu erkennen, welche den verschiedenen Wirthshäusern zum Schilde dienten; endlich glaubten wir auf einem der Schilde einen Vogel zu erkennen, ob er uns schon nicht vergoldet schien, was wir der Dunkelheit zuschrieben, und wir traten in das Gebäude. Ein gutes Nachtessen und gute Betten hatten uns bald die Mühen des Tages vergessen lassen.

Wir benutzten den schönen Morgen des folgenden Tages, um Glarus und seine Umgebungen zu besichtigen, allein erst bei dem Austritte aus unserm Wirthshause bemerkten wir, daß dasjenige was wir den Abend zuvor für einen Adler gehalten, nichts als ein Rabe war; übrigens hatten wir uns über diesen Mißgriff nicht zu beklagen. Glarus ist ein schöner Flecken, wenn man gleich viele alte und düstere Häuser darin antrifft; er enthält eine große Anzahl neumodischer Gebäude, wovon mehrere von schöner Bauart, namentlich das geräumige protestantische Schulhaus. Die Pfarrkirche ist ein altes gothisches Gebäude, welches beiden Confessionen dient. Viele Häuser tragen das Datum ihrer Erbauung und beweisen ihr Alterthum, mehrere sind auch mit Freskomalereien versehen. Im Vorbeigehen an gewissen Orten wurden unsere Geruchswerkzeuge von einem besondern uns durchdringenden Geruche ergriffen, der uns anzeigte, daß wir uns in der Nähe von Mühlen befanden, wo man den berühmten Schabzieger bereitet. Glarus liegt 1490 Fuß über dem Meere und dennoch giebt es mehr als 200 Fuß über dem Flecken noch Weinberge. Man zählt da 413 Häuser und mehr als 4000 Einwohner, eine Baumwollenspinnerei und eine Tuchfabrike. Im all-

gemeinen herrscht in diesem Flecken viel industrielle Thätigkeit, die um so auffallender ist, durch die Art wie sie mit dem Anblick des Kantons Schwyz contrastirt, aus welchem wir so eben herkamen.

Die Lage von Glarus ist wahrhaft außerordentlich wegen der hohen Gebirge, welche das Thal an diesem Orte dergestalt einschließen, daß die Sonnenstrahlen im Winter kaum einige Stunden eindringen können, um eine melancholische Schattirung auf diese Lage zu werfen. Wenn man diese ungeheuern Felswände auf beiden Seiten des Thales sich erheben sieht, so möchte man glauben, daß Glarus schon längst zerstört sein sollte. Es ist wahr, man hat daselbst das Geräusch der Lawinen sehr nahe gehört, furchtbare Bergstürze haben ganz nahe beim Flecken häßliche Spuren zurückgelassen, die Linth und die Löntsch haben die Umgebungen verwüstet; aber die Stürme und die Elemente haben den Flecken selbst verschont. Von den Lawinen hat Glarus am wenigsten zu fürchten, weil die Wände des Vorder-Glärnisch, die den Flecken beherrschen, so steil sind, daß sich der Schnee nicht daran halten kann. Ein anderes ist es mit den Felsenstürzen. Im Jahr 1593 stockte ein durch ein Erdbeben verursachter Bergsturz ganz nahe an der Nordseite des Fleckens. Nach zwei Jahrhunderten noch zeigt er eine furchtbare Unfruchtbarkeit; kaum konnten einige Tannen auf ihm Wurzel fassen. Der Ort, von welchem diese Trümmer herabstürzten, zeichnet sich noch vollkommen auf der Vorderseite des Glärnisch in einer Höhe von einigen tausend Fuß aus; es ist ein graulicher Fleck, den man dem Anschein nach mit einem Hut bedecken könnte, und doch hat er viele tausend Klafter Boden bedeckt.

Nachdem wir Glarus und seine schönen Umgebungen durchwandert hatten, benutzten wir den Abend, um uns nach Näfels zu verfügen. In weniger als einer Stunde erreichten wir Nettsfall, welches ein großes, wohlgebautes Dorf ist, Dank sei es dem Gewerbsfleiß seiner Bewohner, die in den letzten Zeiten durch die Verbesserung der Schulen einen edeln Gebrauch von ihrem Vermögen gemacht haben. Man zählt daselbst 350 Häuser, 3 Mühlen, 3 Papiermühlen und mehrere Handels Häuser. Beide Confessionen haben beide ihre eigene Kirche. Dieses Dorf ist den Lawinen mehr ausgesetzt als Glarus; denn der Wiggis, welcher seine zerrissenen Wände über das Dorf erhebt, ist ein sehr schlimmer Nachbar, alle Frühjahr schickt er eine Lawine gegen Nettsfall; gewöhnlich sind es solche, welche man Staublawinen nennt. Die von 1817 aber war besonders furchtbar; sie kam vom Schien, dem höchsten Gipfel des Wiggis auf dieser Seite, herab; obschon diese Masse eine halbe Stunde in der Breite hatte, so richtete sie dennoch mehr durch den Luftdruck, als durch ihr Gewicht

Verwüstungen an. Sie stürzte zuerst einen am Fuße des Berges gelegenen Wald nieder; dann riß der durch sie veranlaßte Sturm die Dächer von einer Menge Häuser ab, zerschmetterte beinahe alle nach dieser Seite hingehende Fenster; hölzerne Gebäude, sowohl Ställe als Schöpfe wurden umgeworfen oder drehten sich herum wie Häspel; etwa hundert Obstbäume wurden entwurzelt und weit fortgeschleudert; ein Mann, welcher da vorbei kam, wurde mit seinem Pferde und Schlitten ebenfalls fortgeworfen. Die neu erbaute Kirche wurde auch sehr beschädigt, allein glücklicherweise verlor niemand das Leben, ausgenommen ein kleines Kind, welches neben seiner Mutter durch ein Stück Holz erschlagen wurde, das zum Fenster hereinkam; der Mutter wurde ein Arm zerschmettert.

In Näfels stiegen wir im Wirthshaus zum Hirsch ab, welches der Seckelmeister des Ortes hält. Am andern Morgen giengen wir, trotz des ziemlich schlechten Wetters, in Begleitung unseres gefälligen Wirthes auf das Schlachtfeld, um einige der eilf Steine zu besuchen, welche eben so viele Angriffe und Gefechte anzeigen, welche die denkwürdige Schlacht von Näfels im Jahr 1388 bezeichneten, in welcher die Glarner die Oesterreicher total schlugen. Näfels ist ein großer Flecken von 300 Häusern, meistens in Schindeln gedeckt, die mit Steinen beschwert sind. Im Allgemeinen hat dieser Ort ein alterthümlicheres Aussehen als irgend ein Dorf dieses Landes. An mehreren Häusern sieht man Freskomalereien, welche Heiligenbilder vorstellen. Die Bewohner von Näfels, welche Katholiken sind, ahmen ihren protestantischen Mitbürgern nach; die Industrie macht unter ihnen schnelle Fortschritte, zwei Indiennesfabriken und zwei mechanische Spinnereien sind seit Kurzem dort errichtet. Der Boden, welcher den Thalgrund bildet, ist sehr fruchtbar und bringt hauptsächlich Küchengewächse hervor. Näfels hat eine schöne Kirche und ein auf einer Anhöhe in einer angenehmen Lage befindliches Kapuzinerkloster, an der Stelle eines von dem Landvolke im Jahr 1351 zerstörten Schlosses. Der Anblick der nackten Gebirge bildet von hier aus ein sehr imposantes Gemälde. Hinter dem Flecken erhebt sich der Wiggis, dessen drohende und abgerissene Felsenwände dem Auge, jedoch nur hier und da, einige mit frischem Grün bedeckte Stellen darbieten. Dieses Gebirge, welches von allen Seiten ein merkwürdiges Ansehen hat, ist indessen leicht zugänglich; seine höchsten Spitzen erheben sich 7000 Fuß über das Meer; man sagt, daß man auf demselben eine der ausgedehntesten Fernsichten genieße. Zwischen seinen Felsen sind zwei tief eingeschlossene kleine Seen, deren Abfluß anfänglich nicht sichtbar ist, die aber unter der Form schöner Wasserfälle hinter dem Dorfe Näfels



NARFELS.

Narfels.

erscheinen; der eine, der Nautibach, der in schäumenden Wellen herabstürzt, gewährt in gewöhnlichen Zeiten einen sehr malerischen Anblick, aber zur Zeit des Schneeeingangs oder nach einem Gewitterregen ist es dann ein Fluß, der von dem Gebirge herabfällt und der mehr als einmal den Flecken in große Gefahr gebracht hat. Diese Gegend war auch der Schauplatz der mörderischen Kämpfe zwischen den Franzosen und Russen; diese letztern konnten sich hier nicht durchschlagen und waren genöthigt, sich durch das Sernstthal nach Chur zurückzuziehen.

Wir kamen durch Oberurnen, einem Dorfe in der Pfarrei Näfels, wo man die Spuren der Bergstürze sieht, welche dasselbe in den Jahren 1762 und 1764 zu zerstören drohten; dann durch Niederurnen, ein protestantisches Dorf am Fuße des Rothenthor. Ein mit Nebel bedeckter Hügel trug ehemals das Schloß Oberwindegg, welches die Glarner im Jahr 1386 zerstörten. Niederurnen verschönert sich alle Jahre; seine Bewohner sind gewerbfleißig und leben im Wohlstande; man findet daselbst blühende Gerbereien, Strohhut-, Wand- und Seifenfabriken. Die Bäder dieses Ortes waren ehemals sehr besucht.

Ein feiner, von einem kalten Winde herbeigeführter Regen machte unsern Betrachtungen ein Ende, und da wir dachten, daß wir nun nichts Besseres zu thun hätten, als ein Obdach zu suchen, so beeilten wir unsere Schritte und ohne uns lange mit der Betrachtung der Landschaft an den Linthufern aufzuhalten, die wir kaum sahen, schlugen wir den Weg von Wesen, am Ende des Wallenstadter Sees, ein, wohin wir glücklich gelangten.

Privilegien des Bischofs und der Geistlichkeit zu Lausanne im zwölften Jahrhundert.

1. Jedesmal, daß seine Herrlichkeit der Herr Bischof die Messe am großen Altar haltet, sollen der Caplan, die Diakonen und Unterdiakonen, die Kirchenvorsteher und alle, die ihn bedient haben, diesen Tag mit ihm speisen.

2. Den zweiten Sonntag nach Ostern soll der Bischof den Domherren der sämmtlichen Geistlichkeit, welche im Chor anwesend waren, so wie auch ihren Bedienten eine Mahlzeit geben.

3. Die Gaben, welche der Bischof an den Kirchweihen bekommt, sei es in seinem Sprengel oder an andern Orten, sollen den Domherren zukommen, die ihn zu Pferd begleitet haben; ausgenommen das Wachs und die Kerzen die ihm angehören; das Korn und das Brod, welches den Kirchenvorstehern gehört und die Eier, der Käse und das Tischtuch, welche den Wächtern zukommen.

4. Die Gaben, welche dem Bischof nach seiner Weihe gemacht werden, das will sagen, bei seiner ersten Messe, gehören den Domherren.

5. Die Bedienten der Domherren können nur von ihren Herren bestraft werden, so groß auch ihr Verbrechen sein mag.

6. Die Familie eines Stiftsangehörigen, der seine Präbende zufällt, soll, im Falle Streitigkeiten vorkommen sollten, sich dem Ausspruch des Capitels unterwerfen, und keinem andern.

7. Ein Drittel der Bußen, welche von unsern Angehörigen herkommen, welche wegen Diebstahl in der Stadt sind angehalten worden, gehört dem Dompropst und die zwei andern Dritteltheile dem Capitel.

8. Die Zweikämpfe, durch Gottesurtheil anbefohlen, sollen vor dem Dompropst statt haben; die Diebe werden vor dem Capitel verurtheilt; der halbe Theil der Buße, welche der bezahlt, der in einem gerichtlichen Zweikampf überwunden worden ist, gehört dem Dompropst.

9. In der großen Kirche sollen nur dreißig Domherren sein, wovon zehn Priester, zehn Diakonen und zehn Unterdiakonen. Beim Tod eines Domherrn soll jeder Priester für ihn drei Seelenmessen lesen; die andern Domherren lesen den Psalter; an jedem der dreißig ersten Tagen nach seinem Absterben soll eine Klostermesse am St. Johannsenaltar gelesen werden, und wenn er im Kloster begraben worden ist, soll an jedem Tag, einen Monat lang, eine Prozession auf seinem Grab statt haben.

10. Niemand kann im Haus eines Domherren oder Ritters gepfändet werden, es sei dann der Hausherr selbst.

11. Es ist verordnet, daß wenn der Bischof für das allgemeine Beste an den Hof des Kaisers geht, zwei oder vier Bürger ihn begleiten sollen, um alle seine Auslagen zu bezahlen. Diese Kosten sollen von den Bürgern dieser Stadt, von Wistisburg, Curtelles und Bülloz ertragen werden.

12. Wenn der Bischof Land kauft oder er erhalten solches als Pfand und er hat Geld vonnöthen, so sind die Einwohner vom Quartier le Bourg verpflichtet, ihm zu helfen aber nicht die von der Cité.

Die Urkunde ist unterschrieben von Arducius, Bischof von Genf, dem Dompropst von Lausanne, der achtzig Jahre lang diese Bedienung bekleidete, und andern mehr.

13. Wenn ein Domherr sich weigert, was er dem Capitel schuldig ist zu bezahlen, oder er habe das Capitel beschimpft, so sollen die andern Domherren, nachdem sie ihn gewarnt haben, nicht mehr in seiner Gesellschaft communiziren; und acht Tage nachher kann ihm seine Präbende zurückbehalten werden; ein gleiches kann im nämlichen Fall dem Bischof bezeugen.



Landschaft des Kantons Zug.

Der Kanton Zug, nach dem Flächeninhalt der kleinste Staat der Schweiz, ist von einem Ende zum andern außerordentlich malerisch. Es ist wahr, er bietet keine großartigen Ansichten dar, wie man sie in den Alpenthälern antrifft, allein überall begegnet man einer frischen und anmuthigen Landschaft, einem fruchtbaren Boden, prächtigen Baumgärten, hübschen, von Nuß- und Kastanienbäumen beschatteten Häusern. Eine Menge Wege und Fußpfade schlängeln sich unter dichten Bäumen oder zwischen Nebgeländen hin; überall wandelt man in dem angenehmsten Schatten, wo man das Murmeln eines Baches oder eines Wasserfalles hört; von Zeit zu Zeit sieht eine kleine Kapelle mit ihren weißen Mauern aus dem ununterbrochenen Grün hervor; das Brausen eines Bergstromes, den man auf einer ländlichen Brücke überschreitet, unterbricht das Schweigen, indem er sich eine Bahn zwischen den Felsen bricht, die sein Bett verengen, welches mit hohen Buchen eingefast ist, deren Zweige sich auf seine Wellen neigen und ein den Sonnenstrahlen undurchdringliches Gewölbe bilden. Die Aussicht ist jedoch nicht immer so beschränkt; der grüne Vorhang öffnet sich zuweilen, um die ruhige Oberfläche des Zuger Sees durchblicken zu lassen, der das Bild dieser Landschaften abspiegelt, oder die schönen Gebirge, die ihn im Süden umgeben.



Der Enzian.

Es giebt wenige Pflanzen in der Schweiz, welche so sehr unsere Aufmerksamkeit verdienen, als der Enzian. Er bildet eine große Familie, welche etwa hundert Arten zählt, von welchen eine große Anzahl in allen Regionen der mittleren Alpen wächst. Es ist ein eben so großer Unterschied in der Größe der Arten, als Abwechslung in den Schattirungen dieser schönen Pflanze. Diejenigen, welche die hohen Weiden der Alpen und des Jura besuchten, werden ohne Zweifel eine schöne Blume von dunkelblauer Farbe bemerkt haben, deren Stiel sich kaum einen bis zwei Zoll über den Boden erhebt: dieß ist ein Enzian. In den etwas niedrigeren Regionen, auf trockenen und steinigten Weiden, findet man eine Pflanze, welche neben diesem kleinen Enzian ein Riese ist, denn sie wird bis drei Fuß hoch. Der Stiel ist gerade und walzenförmig, die Blätter sind breit, oval, glatt, nervig, ohne Stiel; die Blumen sind zahlreich, büschelweise beisammensiehend in den obern Blattwinkeln um den Stiel; ihre radförmige Blumenkrone ist in fünf bis acht Segmente tief eingeschnitten. Diese Pflanze, die man von weitem in den Matten erblickt, weil das Vieh sie nicht allein nicht abweidet, sondern ihr ausweicht, ist der gelbe oder große Enzian. Man findet ihn viel häufiger in den Kalkgebirgen als in dem Granitboden, daher wächst er auch im Ueberfluß in dem Jura, wo man ihn manchmal drei bis vierhundert Fuß oberhalb der Flachebene findet. Aber nicht die Schönheit und Zierlichkeit ihrer Blumen, oder die Verschiedenheit und der Reichthum ihrer Farben ist es, was den Enzianen ihre große Berühmtheit erworben hat, sondern der Theil, den wir nicht sehen, die Wurzel, von welcher schon in dem Alterthume ein starker Gebrauch in der Medizin gemacht wurde, eine Eigenschaft, die sie auch noch in unsern Tagen beibehalten hat; besonders die des gelben Enzian.

Plinius schreibt die Entdeckung dieser Pflanze oder ihrer arzneilichen Eigenschaften Gentiüs, König von Jlyrien, zu, dessen Namen (Gentiana) sie auch beibehalten hat; es ist hierin nichts Unmögliches, indessen verliert diese Sage viel von ihrer Wahrscheinlichkeit, wenn man weiß, daß der König Gentiüs nichts weniger als einer jener Schäferfürsten war, welche die Auffuchung von Hausmitteln und ihre Anwendung zum Wohle ihrer Unterthanen unter ihre nützlichen Beschäftigungen zählten. Gentiüs, der Mörder seines eigenen Bruders, war eines Thrones unwürdig; seine Unfähigkeit und seine Laster führten endlich den Untergang seiner Familie und seines Reiches herbei; während er selbst, hinter dem



L'HAPELLE
aux environs de Zug.

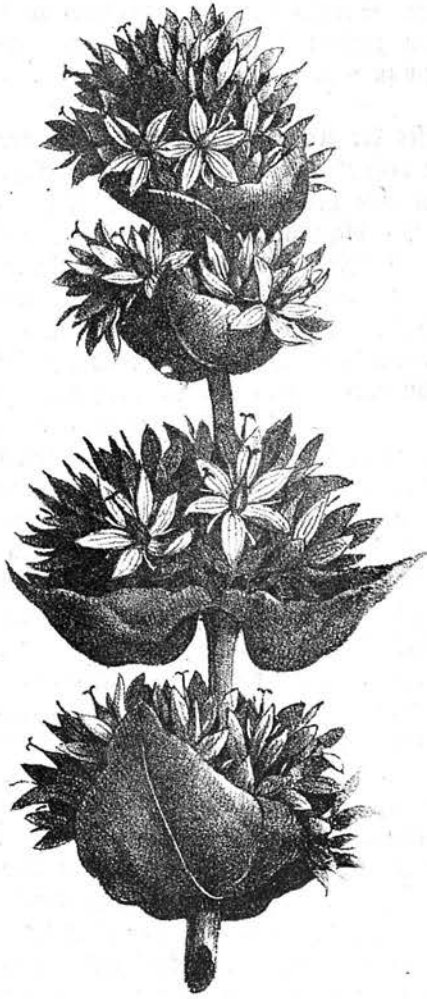
Capelle
in der Gegend von Zug.





LES FEMMES D'APPENZELL
à la bataille du Morgarten.

Die Weiber von Appenzell
bei der Schlacht am Morgarten.



Wagen des Triumphators hergeschleppt, seinen Einzug in Rom hielt.

Wie dem auch sei, die starke, dicke und gelbliche Wurzel des Enzians galt vor der Entdeckung der Fiebertinde für eines der heilkräftigsten Mittel gegen die Wechselfieber, und kein anderes inländisches Heilmittel ist ausgezeichnet bitterer und tonischer, keines nähert sich durch seine Eigenschaften so sehr der Fiebertinde und ist, nach ihr, geeigneter, die Schwäche der Verdauungs- Werkzeuge und Wege zu bekämpfen. Diese Wurzel ist außerordentlich bitter, und der Gaumen bleibt lange von ihrem Geschmack angesteckt; man gebraucht sie als Absud oder Tinktur, als Pulver oder als Extrakt. Die langen Wurzeln mehrerer Arten von Enzian, zerschnitten und in Wasser eingeweicht, gehen bald in Gährung über, und geben im Brennen einen sehr starken und klaren Brantwein, von dem man in einigen Gegenden der Schweiz, besonders im Kanton Bern, häufigen Gebrauch macht. Dieser Brantwein behält aber immer einen Theil der Bitterkeit der Pflanze und läßt in dem Halse einen unangenehmen Eindruck zurück. In dem Oberhaslithal verkaufte man ehemals das Pfund von die-

ser Wurzel um zehn bis zwölf Bazen; gegenwärtig hat sich dieser Preis verdreifacht, seit sie seltner geworden ist, und man sie mit Lebensgefahr an beinahe unzugänglichen Orten suchen muß; der Brantwein selbst, den die Leute jener Gegend aus Liebhaberei trinken, wird um 20 bis 25 Bazen die Maß verkauft. In der Nähe des Rhonegletschers war ehemals eine Anstalt von Wasserbrennern aus dem Wallis, welche in dem Sommer 1814, obschon diese Pflanze sehr selten geworden war, noch 530 Zentner Wurzeln sammelten, aus welchen sie 1100 Maß Brantwein erzeugten. Allein nach der Art, wie sie sich benahmen, verschwanden die Wurzeln und die Brenner mußten die Gegend verlassen.

Rudolph von Werdenberg und die Heldinnen von Appenzell.

(Schluß.)

Während dieser Zeit wurde ein hitziges Treffen zwischen den Appenzellern und dem Hauptkorps der Oesterreicher, welches das Gebirge erkletterte, geliefert. Die erstern hatten die erforderlichen Maßregeln getroffen, um ihre Feinde nachdrücklich zu empfangen; sie hatten die Verschanzungen verlassen, die sie auf ihrer Grenze, zwischen Altsätten und am Stosß errichtet hatten, und sich mit einigen ihrer Freunde von Schwyz und Glarus, die zu ihrer Hülfe herbeigeeilt waren, mehr in die Höhe postirt. Ein Korps von 400 Mann hatte auf dem höchsten Gipfel des Weges Position gefaßt, mehrere andere Abtheilungen waren durch Bäume und die Unebenheiten des Terrains versteckt, denn damals war dieser Ort weit mehr mit Holz bewachsen, der Boden mehr durchschnitten und folglich unzugänglicher als jetzt. Auf der Höhe hatte man eine große Menge Steine und Holzblöcke aufgehäuft in der Absicht, sie auf den annähernden Feind hinabzuwälzen. Der Herzog von Oesterreich hatte geglaubt, seinen Angriffsplan geheim zu halten, allein die Thalbewohner, welche den Gebirgsleuten von Appenzell mehr zugethan waren, als den Herren, hatten ihn bekannt gemacht und die Appenzeller Zeit gewonnen, ihre Verteidigungsmaßregeln zu treffen.

Altsätten ist eine kleine Stadt eine Stunde vom Rhein, von wo aus ein steiler Weg auf die Anhöhe am Stosß führt und von da nach Gais. Am Stosß liegt ungefähr 1800 Fuß höher als Altsätten, doch ist es nicht weiter davon entfernt, als eine starke Stunde. Der gegenwärtige hohle, ziemlich schlechte Weg ist etwas besser als

ehemals. Der Boden in der Umgegend ist durchschnitten und uneben, zum Theil beholzt oder mit Rasen bedeckt und bildet beinahe immer einen steilen Abhang. Durch diesen Hohlweg und auf diesem rasigen Abhang, welchen der Regen, wie wir schon gesagt haben, noch schlüpfriger gemacht hatte, rückte die österreichische Armee unklugerweise vor; sie verließ sich auf die Zahl ihrer Krieger, deren Kern, wie gewöhnlich, aus einer schwer bewaffneten Reiterei gebildet, folglich unfähig war, auf einem solchen Terrain zu kämpfen. Zweihundert Bogenschützen, welche die Vorhut bildeten, kamen vor den Verschanzungen der Appenzeller an, die ihnen den Durchpaß verschlossen. Da sie dieselben ohne Vertheidiger fanden, so glaubten sie, der erschreckte Feind sei geflohen, ohne sich in einen Kampf einzulassen. Es gelang ihnen mit vieler Mühe, eine kleine Oeffnung in dieselben zu machen, um die Armee durchzulassen, welche sich indessen mit der Vorhut vereinigt hatte. Die vereinigte Armee setzte nun ihr Aufsteigen fort, das aber immer beschwerlicher wurde; jeden Augenblick glitten die Soldaten aus und fielen auf einander, so daß es schon ziemlich Unordnung gab, als plötzlich das Gebirge sich mit großem Getöse zu bewegen schien. Eine Menge großer Steine und Baumstämme wälzten sich auf die Anstürmenden, zerrissen ihre Glieder und machten die Verwirrung vollkommen. Zu gleicher Zeit bemerkte man 400 Appenzeller in Schlachtordnung auf der Höhe am Stoß; einige andere Abtheilungen zeigten sich auf den Seiten. Es war zu spät zurückzuweichen, die Oesterreicher waren genöthigt Stand zu halten; diejenigen welche nicht verkrüppelt waren, fuhren fort die letzte Anhöhe des Berges zu erklettern und schloßen ihre gelichteten Glieder. Vergebens wollten ihre Bogenschützen sich ihrer Bogen bedienen, der Regen hatte sie unbrauchbar gemacht. Rudolf von Werdenberg hatte die Appenzeller ihre Schuße ablegen lassen, damit sie auf dem glatten Boden mit mehr Sicherheit kämpfen könnten, er selbst hatte das Beispiel davon gegeben. Plötzlich warf sich die ganze Schaar mit großem Geschrei auf den ermatteten Feind, und schlug mit Schwertern, Hallebarben und Morgensternen darein. Die Oesterreicher kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung nicht um zu siegen, sondern um ihr Leben zu retten, denn ihrer Zahl ungeachtet fühlten sie, daß der ganze Vortheil des Kampfes auf Seite ihrer Feinde sey. Ein Appenzeller, Namens Uli Rolach, welcher seitwärts bei einem Stalle stand, wurde plötzlich von zwölf Oesterreichern umringt; aber weit entfernt zu fliehen, lehnte er sich an den Stall und bot dem Feinde die Spitze. Lange vertheidigte er sich heldenmüthig, schon waren fünf seiner Feinde niedergestreckt; da die andern sahen, daß sie mit diesem Manne nicht fertig werden

konnten, so legten sie von hinten Feuer an die Hütte, und der tapfere Appenzeller kam um, ohne besiegt worden zu seyn.

Als der Kampf, den die Oesterreicher nur mit Mühe bestanden, am höchsten war, sah man auf einmal eine neue Truppe in weißen Rüstungen erscheinen, die vom Berge herabkommend die Absicht zu haben schien, den Oesterreichern in den Rücken fallen zu wollen. Es war dieß nichts anders, als die Weiber und Mädchen von Appenzell, Gais und den umliegenden Orten, welche an die Gefahr dachten, die ihre Väter, ihre Männer und ihre Brüder liefen und sich versammelt hatten, um über die Mittel zu berathen, ihnen Hülfe zu bringen. Der Vorschlag auf den Flanken des Feindes eine Diversion zu machen, wurde einstimmig angenommen. Man ließ die Kinder unter der Hut der alten Weiber, und alle diejenigen, welche im Stande waren, die Waffen zu tragen, zogen Hirtenhemden an, ergriffen die Waffen die sie finden konnten und zogen auf den Kampfplatz. Die Erscheinung dieser Heldinnen auf den Anhöhen täuschte den Feind dermaßen, daß er nicht daran zweifelte, es sey dieß ein ausgeschicktes Corps um ihm den Rückzug abzuschneiden; von nun an dachte er nur auf eine eilige Flucht. Als aber die Oesterreicher bei den Verschanzungen ankamen, welche sie unvorsichtiger Weise hinter ihnen hatten stehen lassen, wollte in dem engen Durchpaß, welchen man Morgens angebracht hatte, jeder der erste seyn. Die Unordnung wurde schrecklich und die Appenzeller richteten ein furchtbares Blutbad unter diesen Menschen an, die sich in Verwirrung auf einander drängten. Fünfundneunzig Bürger von Wintherthur wurden mit ihrem Schultheiß getödtet, achtzig Bürger von Feldkirch hatten das gleiche Schicksal, und viele edle Herren fanden hier ihr Grab. Endlich wurde die Oeffnung der fatalen Verschanzung unter großen Anstrengungen erweitert, die Oesterreicher zerstreuten sich und nahmen die Flucht in allen Richtungen, 800 der Ihrigen auf dem Schlachtfelde lassend. Ein blutgefärbter Bach, der in das Thal hinabfloß, brachte die erste Kunde von dem Gefechte, und der Herzog von Oesterreich erfuhr bei der Rückkehr nach Arbon von seiner unglücklichen Expedition die Niederlage der Seinigen am Stoß. Die Appenzeller kehrten zu ihren Weibern und Schwestern zurück, um ihnen für ihre heldenmüthige Mitwirkung bei der Vertheidigung des Vaterlandes zu danken. Seit dieser Zeit haben die Weiber von Gais und Appenzell das Vorrecht, bei dem Abendmahl den Männern voranzugehen, und zum Andenken an diesen Sieg, welcher den Ueberwindern nur zwanzig Mann kostete, errichtete man eine Kapelle auf der Höhe am Stoß, wohin man alle Jahre eine Prozession hält, welcher gegen

wärtig nur noch die Bewohner von Appenzell Inner-Rhoden bewohnen.

Der Herzog von Oesterreich, gedemüthigt dadurch daß eine Handvoll Bauern ihn auf diese Weise heimgeschickt, wollte sich durchaus rächen; er wäre zufrieden gewesen, wenn er nur den kleinsten Vortheil über dieses Bauernpack davon getragen hätte, um bei der Rückkehr in seine Staaten sagen zu können, er habe gesiegt. Da er aber nun wußte, daß er von offener Gewalt nichts zu hoffen habe, so verfiel er auf die List. Er kündigte an, daß er des Krieges müde in seine Staaten zurückkehren werde. Nachdem er die Trümmer seines Heeres in Arbon gesammelt und die Schiffe hatte bereiten lassen, um über den Rhein zu gehen, ließ er seine Truppen, welche von dem Abt von St. Gallen Verstärkung erhalten hatten, dem rechten Ufer des Bodensees bis dahin folgen, wo dieses sich dem Kanton Appenzell nähert und wo der Rhein das Thal verläßt, welchem er seinen Namen gegeben; dann wendete er sich plötzlich links und das Corps zog aufwärts gegen das appenzellische Dorf Wolfshalden. Der Herzog Friedrich hatte anfangs die Absicht, an der Expedition Theil zu nehmen, indessen fand er es gerathen zurückzubleiben und es kam ihm wohl, denn nicht weit von da standen 400 Appenzeller bereit ihn wohl zu empfangen. Sein Plan war verrathen worden, und abermals war ein Weib die Ursache dieser neuen Niederlage. Ein Mädchen von Appenzell, welches mit einem jungen Menschen, der unter den Soldaten des Abtes von St. Gallen war, in Verbindung stand, erfuhr von ihm sowohl durch an ihn gerichtete Fragen, als durch einige Vertraulichkeiten, was der Herzog gegen ihre Landsleute vorhabe. Ihrem Vaterlande anhänglicher als ihrem Liebhaber beeilte sich das Mädchen, ohne jedoch etwas von ihrem Vorhaben merken zu lassen, zu ihren Landsleuten zu kommen, um ihnen alles zu entdecken was sie wußte. Darum wurden die Oesterreicher von denjenigen überfallen, welche sie überfallen wollten und zwar in dem Augenblick, wo sie am wenigsten daran dachten; indessen und ob sie gleich sahen, daß ihr Streich mißlungen war, hielten sie gut Stand, denn sie erinnerten sich der Flucht am Stoß. Bei der Kirche von Wolfshalden aufgestellt, vertheidigten sie sich muthig, die Appenzeller hatten bereits 44 Mann verloren, ohne in sie einbrechen zu können; allein durch Verdoppelung ihrer Anstrengungen gelang es ihnen, den Feind in die Flucht zu schlagen, der 500 Tödt auf dem Plage ließ. Als der Herzog von Oesterreich seine kleine Armee flüchtig zurückkommen sah, so wurde er des Krieges mit den Appenzellerhirten für diesmal überdrüssig und zog sich mit den Trümmern seines Heeres in seine Staaten zurück. Nun aber begannen die Appenzeller ihrer Seite einen Angriffs-

krieg und wurden sogar Eroberer; sie bemächtigten sich des ganzen Rheinthals, giengen über diesen Strom und drangen in die Staaten des Herzogs ein. St. Gallen und Appenzell schloßen ein Schutz- und Trugbündniß für neun Jahre miteinander, dann verwüsteten sie mit ihren vereinigten Waffen in dem Thurgau und auf beiden Ufern des Rheins die Ländereien der Herren, welche gegen sie Krieg geführt hatten und zerstörten eine Menge Schlösser. Der Graf von Werdenberg wurde nicht vergessen; er wurde in den Besitz seines väterlichen Erbtheils wieder eingesetzt, das der Herzog ihm genommen hatte; allein die Geschichte sagt nicht, ob er fortgefahren habe das Hirtenhemd der Appenzeller zu tragen. Diese und ihre Verbündeten verfolgten ihre Expeditionen gegen den Herzog von Oesterreich, drangen durch das Voralberg in das Tirol ein und schlugen seine Truppen an den Ufern des Inn. Sie hatten auch Rache an dem Abte von St. Gallen, dem Anstifter dieses Krieges, zu nehmen, welcher seine Residenz verlassen, ohne Priester zum Messelassen zurückzulassen, und sogar die heiligen Gefäße mitgenommen hatte. Die Appenzeller, verstärkt durch einige Hülfsgruppen von Schwyz und Glarus, belagerten Wyl, eine kleine Stadt im Thurgau, wohin sich der Abt zurückgezogen hatte. Die Bürger dieser Stadt jedoch, welche die Rache der Appenzeller fürchteten, bestimmten den Abt, dem Sturme nachzugeben; die Thore wurden geöffnet und der Prälat mußte sich den Händen seiner Feinde überliefern; seine durch Alter und Kummer gebleichten Haare, seine Niedergeschlagenheit und sein gedemüthigtes Aussehen stößten den erzürnten Appenzellern Mitleiden ein; man begnügte sich ihn im Triumph nach St. Gallen zu führen, wo er nichts Besseres zu thun hatte, als sich unter den Schutz Appenzells und St. Gallens zu begeben. Der Krieg dauerte seit fünf Jahren mit weniger Unterbrechung und mit einem unerhörten Glück für die Appenzeller; ihre Waffen waren der Schrecken ihrer Feinde geworden; 64 Schlösser und mehrere Städte waren in ihre Hände gefallen. Diese Erfolge machten sie so furchtbar, daß niemand ihnen zu widerstehen wagte. Indessen erlitten sie im Anfang des Jahres 1408 eine Niederlage. In Gemeinschaft mit ihren Verbündeten von St. Gallen und Schwyz belagerten sie die Stadt Bregenz, am östlichen Ende des Bodensees. Ihre Angriffe waren so häufig und ihre Streiche so hart, daß die österreichische Stadt sich nicht lange mehr halten konnte. Allein die deutschen Fürsten begannen ernstliche Besorgnisse für die Sicherheit ihrer Staaten zu fassen, und diese Besorgnisse waren um so gegründeter, als die unterdrückte Klasse der Bürger und Bauern die Schweizer und besonders die Appenzeller als ihre künftigen Befreier an-



zusehen anfing. Sie versammelten daher sowohl in den österreichischen Staaten als in Schwaben ein achttausend Mann starkes Heer. Die Fürsten hofften, die Schweizer unter Begünstigung eines dichten Nebels, welcher den Bodensee und die ganze Gegend bedeckte, überfallen zu können; aber Dank sey es den Bewohnern des Landes, die Schweizer erfuhren, welche Gefahr sie bedrohe und hatten noch Zeit, die mindest ungünstige Stellung einzunehmen. Da sie indessen so sehr überlegenen Streitkräften nicht länger widerstehen konnten, und nachdem sie ihren Anführer und achtzig Mann der Ihrigen verloren hatten, so bewerkstelligten sie ihren Rückzug in guter Ordnung. Sie hielten den Feind noch dermaßen in Respekt, daß niemand es wagte sie zu verfolgen; dessen ungeachtet waren sie genöthigt, ihre Kriegsmaschinen, die sie zur Belagerung von Bregenz gebraucht hatten, im Stiche zu lassen. Bald nachher wurde durch die Vermittelung des Kaisers der Frieden geschlossen. Die Appenzeller gaben ihre Eroberungen zurück und begnügten sich mit der Freiheit, welche sie so ruhmvoll errungen und so beharrlich vertheidigt hatten.

Anekdote.

Ein Bauer begab sich einst nach St. Gallen, um eine Kuh zu kaufen. Bald glaubte er eine gefunden zu haben, welche alle erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigte, nachdem er sie auf alle Weise untersucht und betastet hatte, fragte er den schalkhaften Eigenthümer, einen boshaften Appenzeller, ob diese Kuh auch viel Milch gebe? Wenn du viel Milch willst, antwortete ihm dieser, so mußt du sie kaufen. Der Liebhaber verstand diese Worte so, als gebe das Thier viel Milch, und da dieß seine Sache war, so beeilte er sich, den Handel abzuschließen. Einige Tage nachher begegnete er dem Verkäufer der Kuh, und sagte zu ihm in heftigem Zorne: „Die Kuh, welche du mir verkauft hast, ist nicht wie du sagtest, denn sie giebt fast gar keine Milch.“ „Du hast mich nicht recht verstanden“, erwiderte dieser ganz kaltblütig, „ich habe dir ganz bestimmt gesagt, wenn du viel Milch haben wollest, so müßtest du sie kaufen“.

R e g i s t e r.

	Seite.		Seite.
Nache eines Bäckers	1	Nichterschweil	112
Der Schwabenkrieg	2	Einsiedeln	113
Prozeß gegen die Engerlinge	3	Die Grabe (der Silbertaucher)	120
Der Kiltgang	4	Besuch der Zürcher in Strassburg	121
Grandson	5	Episoden aus dem Schwabenkriege	123
Die Belagerung von Greifensee	7	Thufis und das Domleschger-Thal	127
Otto von Grandson	10	Der Krieg zwischen der Herrschaft Desreux und der Stadt Zürich	128
Die Römer am Ufer des Lemansersees	13	Sitten des 11. Jahrhunderts, Strafrechtspflege	128
Der Luchs	20	Lauts	129
Reise in den Kantonen Graubünden und Uri 21, 25 u. 37		Genf im 14. Jahrhundert	132
Spieh	23	Johann Jakob Stocker und die Waldenser	133
Der Kanton Uri	32	Der Flecken und Bezirk Schwyz	139
Die Nonnen von Königsfelden	34	Zug wird schweizerisch	141
Die Zigeuner in der Schweiz	35	Balangen	144 u. 151
Kleinjogg	35	Der Kanton Freiburg	145
Verordnung des Stadtraths von Zürich vom Jahr 1332	36	Sitten	148
Heinrich IV und die Schweizer	42	Iseltwald	151
Weggis	43	Rudolf Stüssi und Ital Neding	157
Stäffis	44	Die Abtei Pfeffers	163
Bonnet	46	Ursprung der Stadt Luzern	165
Die Lehnsherren der Schweiz vom 7 bis 12 Jahr- hundert	47, 53	Der gefangene Appenzeller	168
Die Böcke	49	Die Gemse	169 u. 190
Das Oberhaslithal	52	Ein Reisender im 17. Jahrhundert	175
St. Meinrad oder der Ursprung des Klosters Einsie- deln	53	Reichenau	178
Die Berner im Siebenthal	55	Pfeffikon	179
Gersau und die Kapelle zum Kindlismord	55	Episode aus dem Schwabenkrieg	179
Johann Golder	59	Krieg der Klosterfrauen in Klingenthal in Basel im Jahr 1480	181
Tagebuch eines Graubündners	60, 82	Von den Pensionen	182
Die Wasserkirche in Zürich	61	Die Via Mala	183
St. Moritz	62	Vom Mißwesen der Kriegsknechten u. von guter Ord- nung der Stadt Bern und andern Eydgenossen wi- der sie gemacht	184
Bivis	65	Alois Neding und die Schwyzer im Jahr 1798 184 u. 193	189
Der Kardinal Schinner in Bern	66	Haus in der Gegend von Bern	189
Das Entlibuch	67	Theilung des Heilthums zu Grandson gewonnen	190
Das Harnesear	73	Heini von Uri, der Narr	196
Der Herzog von Longueville in seinen Staaten von Neuenburg u. Balangen	74	Rudolf von Werdenberg und die Heldinnen von Ap- penzell	197 u. 213
Grniß (Giornico)	80	Erinnerungen aus einer Reise durch das Muotathal nach Glarus	199 u. 207
Goldau	82, 85, 101	Verordnungen zu Anfang des 16. Jahrhunderts über die Garnisonen	204
Schaffhausen wird schweizerisch	88	Das Hospitz von Villeneuve (Neustadt)	205
Heinrich Wolleb	90	Privilegien des Bischofs und der Geistlichkeit zu Lau- sanne im zwölften Jahrhundert	211
Die Stadt Zug	91	Landschaft des Kantons Zug	212
Das Wappen der Familie Tschudi	94	Der Enzian	212
Der Narfall bei der Handeck	95	Anekdoten	216
Das tolle Leben	96, 131		
Unspunnen	97		
Der Kanton Appenzell	105, 109		
Die unerschrockene Bötin	111		

